RESEARCH

Alexandra N. Langmeyer

Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl

Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften



Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl

Alexandra N. Langmeyer

Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl

Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften



Alexandra N. Langmeyer
München, Deutschland

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 2012

Referentin: Prof. Dr. Sabine Walper
Koreferentin: Prof. Dr. Beate Sodian

ISBN 978-3-658-07474-6 ISBN 978-3-658-07475-3 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media (www.springer.com)

Ohne Vorfahren, ohne Ehe, ohne Nachkommen, mit wilder Vorfahrens-, Ehe- und Nachkommenslust. Alle reichen mir die Hand:

Vorfahren, Ehe und Nachkommen, aber zu fern für mich.

Für alle gibt es künstlichen, jämmerlichen Ersatz: für Vorfahren, Ehe und Nachkommen. In Krämpfen schafft man ihn und geht, wenn man nicht schon an den Krämpfen zugrunde gegangen ist,

an der Trostlosigkeit des Ersatzes zugrunde.

Franz Kafka
3. Juli 1883 – 3. Juni 1924

Geleitwort

In Deutschland, wie in vielen anderen Ländern auch, starten seit den 1960er Jahren zunehmend mehr Paare auch ohne Trauschein in die Elternschaft. Mittlerweile hat etwa jedes dritte Kind bei der Geburt Eltern, die nicht miteinander verheiratet sind. Kindererziehung ohne Trauschein ist somit kein abseitiges Phänomen mehr, sondern vielerorts gelebte Praxis. Allerdings war bislang unklar, wie in diesen Familien die gemeinsame Sorge beider Eltern ausgestaltet wird – nicht nur im Bereich der rechtlichen Regelung, sondern auch im Familienalltag. Die juristische Regelung sieht derzeit vor, dass das Sorgerecht bei unverheirateten Eltern automatisch bei der Mutter liegt. Der Vater kann jedoch mit Anerkennung der Vaterschaft auch das gemeinsame Sorgerecht beantragen. Seit 2013 ist dies auch ohne die Zustimmung der Mutter möglich. Doch wie und unter welchen Umständen entscheiden sich Paare für eine gemeinsame Sorge? Wie sieht die gemeinsame elterliche Praxis bei unverheirateten Eltern aus, wie gestalten sie die gemeinsame Zusammenarbeit bei der Erziehung? Diesen Fragen geht Alexandra Langmeyer in drei Studien unter Nutzung verschiedener Datensätze und Auswertungsmethoden nach. Kernstück sind die Daten der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk & Walper, 2012), die vom Bundesministeriums für Justiz in Auftrag gegeben wurde um zu klären, inwieweit kindeswohlrelevante Gründe den Ausschlag geben, wenn es beim alleinigen Sorgerecht der Mütter bleibt.

Ein weiterer Fokus wird auf die elterliche Zusammenarbeit, das sogenannte Coparenting gelegt, das erst in den vergangenen beiden Jahrzehnten verstärkt in den Blick der Wissenschaft rückte. Das Konzept des Coparenting differenziert verschiedene Aspekte des elterlichen Zusammenwirkens, sei es im Sinne einer kooperativen Zusammenarbeit, im Sinne mehr oder minder konflikthafter Differenzen oder im negativen Sinne wechselseitiger Untergrabung. Mit unterschiedlichen methodischen Zugängen wird hier untersucht, ob eine entsprechende Kooperation der nicht miteinander verheirateten Eltern auch durch gemeinsame Sorgeerklärungen abgesichert wird und inwieweit sich verschiedene Formen des Coparenting als relevante Einflussfaktoren auf die kindliche Entwicklung erweisen. Im Vergleich zu vorhandenen Studien bleibt die Autorin hierbei nicht bei der Analyse individueller Erlebniswelten und Verhaltensweisen stehen. Soweit möglich werden die Angaben beider Eltern aufgegriffen, um Interdependenzen und wechselseitige Einflüsse zwischen Müttern und Vätern aufzudecken. Das Coparenting kann so als entscheidender Einfluss auf die Entwicklung der Kinder herausgestellt werden, dessen Einfluss auch über den einer positiven Erziehung hinausreicht.

Wenn heute zunehmend mehr Paare das Lebenskonzept „Kinder ja, Ehe nein“ wählen – zumindest bezogen auf die Geburt des ersten Kindes –, so stehen sie doch nicht minder vor der Herausforderung, einen positiven Weg für die gemeinsame Zusammenarbeit bei der Erziehung ihrer Kinder zu finden. Unter welchen Bedingungen dies gelingt und welche Bedeutung dies für die Entwicklung der Kinder hat, arbeitet Alexandra Langmeyer versiert heraus und liefert damit zentrale Erkenntnisse zu diesem komplexen interdisziplinären Forschungsfeld an der Schnittfläche von Familienforschung und Rechtswissenschaft. Ihre Befunde sind für Forschung, Praxis und Politik gleichermaßen von hoher Relevanz.

Ich wünsche diesem Buch von daher viele neugierige Leserinnen und Leser!

Sabine Walper

Vorwort

Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit nutzen, mich bei all jenen zu bedanken, die mir mein bisheriges wissenschaftliches Leben ermöglicht, mich durch dieses begleitet und mich vor allem bei der Durchführung dieser Dissertation unterstützt haben.

Zuallererst gilt ein herzliches Dankeschön meiner Betreuerin Prof. Dr. Sabine Walper. Sie schenkte mir allzeit Vertrauen und ermöglichte mir mit wertschätzenden Art mich frei zu entfalten und meine Ideen eigenständig umzusetzen. In schwierigen Phasen ist sie mir immer mit Rat und Tat zur Seite gestanden und hat mich bei der Umsetzung aller Vorhaben unterstützt. Für das immer gute, kooperative Arbeitsklima bin ich ihr sehr dankbar!

Frau Prof. Dr. Beate Sodian danke ich für Ihre Bereitschaft, die Zweitbegutachtung dieser Arbeit zu übernehmen.

Dem Deutschen Jugendinstitut e. V. (DJI) danke ich für die Gewährung eines Qualifizierungsstipendiums. Dies ermöglichte es mir, dass ich mich in den Endphase völlig auf das Schreiben konzentrieren konnte. Dr. Heinz Kindler danke ich für die fruchtbare Betreuung während der Stipendiumszeit.

Ein weiterer Dank gilt Herrn Prof. i.R. Christian Tarnai. Er nahm mich in den ersten Jahren meiner wissenschaftlichen Laufbahn an die Hand. Ich verdanke Christian Tarnai einen nicht unbedeutenden Anteil meiner Freude am wissenschaftlichen Arbeiten.

Von ganzem Herzen bedanke ich mich bei den Disswatchern! Maria Uhanyan, Karin Gallas, Markus Schaer, Franziska Schmahl, Bettina Bergau, Christian Pröls und Barbara Cramer ich bin Euch so dankbar für diese außergewöhnliche Gemeinschaft, die vielen gemeinsamen produktiven Arbeitsstunden, Arbeitsausflügen und natürlich auch für den fachlichen Austausch und die nervliche Unterstützung. Das gemeinsame Arbeiten mit Euch werde ich vermissen. Ihr wart die beste Hilfe, die es geben kann! Ein besonderer Dank gilt auch meinen ehemaligen und aktuellen Kolleginnen, Carolin Thönnissen, Angelika Guglhör-Rudan, Valerie Heintz-Martin und insbesondere Christine Entleiter, die mir immer wieder Rückhalt gegeben haben und mit konstruktivem Austausch zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben.

Auch meinen, nicht in den Uni-und Arbeits-Kontext eingebundenen Freunden bin ich sehr dankbar dafür, dass sie für die nötigen positiven Ablenkungen während der Dissertationsphase gesorgt haben. Zum einen gilt an dieser Stelle Christine Landgraf ein ganz besonderer Dank. Nicht weniger wichtig waren die Mädelsabende mit Claudia Gail und Stephanie Wagner.

Zu guter Letzt sei jenen gedankt, die in meinem Leben an erster Stelle stehen und ohne deren Engagement und großzügige Unterstützung meine Promotion nicht möglich gewesen wäre: Meiner Familie. Sie haben mich in meiner gesamten beruflichen Laufbahn – angefangen von der Schulzeit bis heute – immer unterstützt und mich in meinen eigenen Entscheidungen bekräftigt, zu mir gehalten und an mich geglaubt. Vor allem meinen beiden Eltern Petra Langmeyer und Walter Langmeyer danke ich für alles, was Ihr für mich getan habt und, dass Ihr – ganz egal in welcher Lebenssituation – immer für mich da wart und seid! Ihr seid tolle Eltern!

Mein lieber Partner, Felix Tornier, hat seit Beginn unserer Partnerschaft größtes Verständnis für meine Konzentration auf meine Dissertation und meine wissenschaftliche Leidenschaft. Ich danke Dir für die andauernde emotionale Unterstützung und liebevolle Geduld und wünsche mir, dass es noch ganz lange heißt: „*It goes on and on and on and on…*" (Journey, 1981)! Die empirischen Erkenntnisse aus den vorliegenden Studien bestätigen meine Annahme, dass wir die besten Voraussetzungen haben, ein gutes Team in der Erziehung unserer gemeinsamen Kinder zu werden.

Alexandra N. Langmeyer

Zusammenfassung

Unverheiratete Elternschaft ist in Deutschland ein inzwischen weit verbreitetes und gleichzeitig in der deutschen Familienforschung eher vernachlässigtes Familienmodell. Wird ein Kind nichtehelich geboren, so hat automatisch die Mutter die alleinige elterliche Sorge inne. Wünschen Eltern die gemeinsame elterliche Sorge, so müssen sie einander heiraten oder Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen Sorge abgeben. Wie gut Eltern in der Erziehung zusammenarbeiten und sich gegenseitig in ihrer Rolle als Elternteil unterstützen, wird in den letzten Jahren zunehmend vor allem aus systemischer Perspektive in der Familienforschung unter dem Begriff des elterlichen Coparenting berücksichtigt. Dieses Coparenting wird in vorliegender Arbeit als psychologisches Pendant zum rechtlichen Begriff der gemeinsamen Sorge verstanden. Aufgrund der vermutlich weniger traditionellen Rollenarrangements ist das elterliche Coparenting bei nichtehelichen Paaren von besonderem Interesse.

In der vorliegenden Arbeit werden daher anhand von drei Teilstudien die gemeinsame elterliche Sorge sowie das elterliche Coparenting beleuchtet. Die Fragestellungen der Studien werden mit individuellen und dyadischen Datensätzen aus dem Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“(Jurczyk & Walper, 2012), welche Eltern von Kindern im Alter von drei bis fünf Jahren beinhalten, sowie mit Daten der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“ (pairfam, Huinink et al., 2011) beantwortet. Die Ausweitung der Analysen der Studien auf die pairfam-Daten dient neben einer Validierung der Ergebnisse auch dem möglichen Vergleich mit bereits vor Geburt verheirateten Paaren sowie der Erweiterung auf ein größeres Altersspektrum der Kinder, da die Kinder der Befragten in pairfam im Mittel rund zehn Jahre alt sind.

Die *Studie I* bezieht sich speziell auf die Thematik nichtehelicher Elternschaft und des gemeinsamen Sorgerechts bei nichtehelicher Elternschaft. Hierbei stehen Einflussfaktoren auf die Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge (durch Sorgeerklärungen oder Heirat) und Gründe gegen die gemeinsame Sorge im Forschungsfokus. Die Mehrheit der Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern lebt bei Geburt des Kindes in einer gemeinsamen Partnerschaft und übt die elterliche Sorge gemeinsam aus. Während für eine Heirat (unabhängig ob vor oder nach Geburt des Kindes) neben partnerschaftlichen Faktoren vorwiegend Einflussfaktoren auf der Mesoebene, wie der Faktor Ost/West relevant sind, ist für die Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge neben der Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes vor allem die Bildung beider Elternteile essenziell. Zusätzlich ist es ausschlaggebend, ob sie in eher ländlichen Regionen leben. Für eine

Trennung nichtehelicher Paare sind insbesondere partnerschaftliche Faktoren bedeutsam. Als Gründe gegen die gemeinsame Sorge werden vorwiegend nicht kindeswohlrelevante Vorbehalte angeführt, dennoch werden auch in einem nicht unbedeutenden Umfang, in erster Linie von Frauen, zumindest potenziell kindeswohlrelevante Gründe genannt. Es zeigt sich zudem, dass die Familienform nichteheliche Elternschaft in Deutschland noch nicht als etablierte Alternative zur Ehe betrachtet werden kann, sondern eher als „Vortestphase" für potenzielle Ehen gilt.

In der *Studie II*, welche sich vorwiegend auf die Dimension des elterlichen Coparenting *Übereinstimmung der Eltern in der Erziehung* bezieht zeigt sich, dass neben eines durch Liebe und Zuneigung und wenig Strenge ausgezeichneten individuellen Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater, die Übereinstimmung beider Elternteile in der Erziehung von besonderer Bedeutung für das Kindeswohl ist. Mittels verschiedener Methoden der Operationalisierung der indirekt gemessenen Übereinstimmung kann gezeigt werden, dass ein negatives Erziehungsverhalten eines Elternteils nicht durch das positive Verhalten des anderen Elternteils kompensiert werden kann. Es ist vielmehr von Bedeutung, dass beide Elternteile in der Familie „an einem Strang ziehen". Der Effekt der Übereinstimmung ist noch stärker, betrachtet man die Selbst- und Fremdsicht jeweils eines Elternteils anstatt der beiden Selbstaussagen der Elternteile. Mögliche Ursachen hierfür werden diskutiert. Überdies lassen sich gefundene Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten weitgehend durch die Geschlechtsrollenorientierung erklären.

Die *Studie III* befasst sich mit den Dimensionen des elterlichen Coparenting *Kooperation*, *Differenzen und Konflikte* sowie *Triangulation und Untergrabung*. Es kann gezeigt werden, dass vor allem bei jüngeren Kindern ein positives elterliches Coparenting wichtig für eine positive Entwicklung der Kinder ist, dies sogar unter Kontrolle des Erziehungsverhaltens. Insgesamt weisen zwar alle Befragten durchaus ein gutes Coparenting auf, dennoch ist das Coparenting bei nichtehelichen Paaren ohne gemeinsame Sorge etwas schlechter als bei anderen Elternpaaren. Eltern, die verheiratet sind (vor oder nach Geburt) und solche, die nichtehelich die gemeinsame Sorge innehaben, unterscheiden sich nicht in ihrem Coparenting. Zusätzlich wird anhand des Umwelt-Modells des Coparenting (Feinberg, 2003) ein Modell des Zusammenspiels von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes etabliert und validiert. Dieses weist durch starke Effekte der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting, auf mediierende Eigenschaften des Coparenting hin. Während für das Erziehungsverhalten der Mütter, wenn überhaupt, eher das Coparenting bedeutend ist, sind

die beiden Faktoren Partnerschaftsqualität und Coparenting primär entscheidend für ein positives väterliches Erziehungsverhalten.

Abschließend werden neben Limitationen, Implikationen für die Praxis mit Paaren, Eltern und Familien diskutiert.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung: Familie als zentrale Instanz für kindliches Wohlbefinden

Verhaltensauffälligkeiten zählen zu den häufigsten Gesundheitsrisiken von Kindern (Kuschel et al., 2004; Ravens-Sieberer, Wille, Bettge & Erhart, 2007). So wurde in einer Kindergartenstudie mit Kindern im Alter von drei bis sechs Jahren aufgezeigt, dass 17.4 % der Kinder klinische Auffälligkeiten aufweisen und weitere 18.2 % als grenzwertig auffallend einzustufen sind. Ungefähr zu gleichen Anteilen traten internalisierende Auffälligkeiten, wie Ängste oder emotionale Probleme bzw. Somatisierungsstörungen, und externalisierende Probleme auf, wie aggressives oder hyperaktives Verhalten (Kuschel et al., 2004). Die vielfach in den Medien diskutierte Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) wurde bei 2.2 % der untersuchten Kinder in der Befragung „Seelisches Wohlbefinden und Verhalten" (BELLA-Studie) nachgewiesen, welche im Rahmen des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys (KiGGS) durchgeführt wurde (Ravens-Sieberer et al., 2007). Solche Verhaltensauffälligkeiten fallen unter den aus dem deutschen Familienrecht stammenden Begriff des Kindeswohls. Es umfasst das Wohlergehen und die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Daher wird in vorliegender Arbeit das Kindeswohl an einer positiven psychosozialen Entwicklung der Kinder gemessen, welche mit geringem internalisierendem und externalisierendem Problemverhalten sowie mit hohen sozial-emotionalen Kompetenzen der Kinder einhergeht.

Die Befunde zu Verhaltensauffälligkeiten der Kinder legen Nachfragen zu Hintergründen sowie Risiko- und Schutzfaktoren zur Entstehung solcher Probleme nahe. Eine zentrale Rolle hierbei spielen familiäre Faktoren (Beelmann, Stemmler, Lösel & Jaursch, 2007; Hahlweg, Heinrichs, Bertram, Kuschel & Widdecke, 2008; Schneewind, 2010). Familie gilt gewissermaßen als zentrale Sozialisations- und Erziehungsinstanz (Schneewind, 2010). Gerade vor dem Hintergrund der in den letzten Jahrzehnten stark angestiegenen Kindorientierung und Kindzentrierung der Elternschaft, ist es besonders interessant, familiäre Einflussfaktoren auf die Entwicklung der Kinder zu untersuchen. Heutzutage wird das Wohl des Kindes als ein hoher Wert angesehen, der auch der eigenen Leistung der Eltern zur Selbstentfaltung zugesprochen wird. Traditionelle Rollenarrangements treten in den Hintergrund und eine egalitäre Haltung von Mutter und Vater in der Familie hat sich etabliert. Dies zeigt sich beispielsweise darin, dass immer mehr Väter in den Geburtsvorbereitungskursen und bei der Geburt des Kindes anwesend sind. Ebenso ist durch die Einführung des Elterngelds die Inanspruchnahme der staat-

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_1, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

lichen Rücksichtnahme durch Väter deutlich angestiegen (Nave-Herz, 2009). So haben im ersten Quartal des Jahres 2011 Männer im Mittel 3.4 Monate und Frauen 11.6 Monate Elterngeld bezogen (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011b). Auch die Zahl der nichtehelichen Elternschaften ist deutlich angestiegen. Während 1998 nur rund 20 % der Kinder in Deutschland nichtehelich geboren wurden, waren es 2010 bereits über 30 %.

Insbesondere im Zusammenhang mit der Veränderung der Vaterschaft stehen Familien mit jungen Kindern vor der anspruchsvollen Familienaufgabe, die Rollen in der Paarbeziehung neu anzupassen, um Raum für das Kind zu schaffen und die Erziehung zu koordinieren (Carter & McGoldrick, 1988; Fuhrer, 2009). Dieser Etablierung der Erziehungspartnerschaft kommt im Rahmen der Coparentingforschung in den letzten Jahren immer mehr Bedeutung zu. Das elterliche Coparenting, unter dem das Zusammenspiel der Eltern in der Erziehung eines gemeinsamen Kindes verstanden wird, wird als ein wesentlicher familiärer Einflussfaktor auf das Kindeswohl betrachtet (vgl. z. B. Barnett, Scaramella, McGoron & Callahan, 2012; Belsky, Putnam & Crnic, 1996; Gable, Belsky & Crnic, 1992; Huber, 2008; Jaursch, Lösel, Beelmann & Stemmler, 2009; Jouriles et al., 1991; Kröger, Hahlweg, Heinrichs, Döpfner & Plück, 2009; Lindsey & Caldera, 2005; Lindsey & Mize, 2001; McHale, Johnson & Sinclair, 1999; McHale & Rasmussen, 1998; Pauli-Pott & Beckmann, 2007; Schoppe, Mangelsdorf, Frosch & McHale, 2001), dies sogar unter Kontrolle des individuellen Erziehungsverhaltens und partnerschaftlicher Faktoren (Teubert & Pinquart, 2010). Das elterliche Coparenting wurde in den letzten Jahren oftmals bei verheirateten Paaren untersucht, es ist aber dringend nötig, die Zusammenarbeit der Eltern in der Erziehung auch bei anderen Familienformen (vgl. Teubert & Pinquart, 2010) zu untersuchen, beispielsweise in der immer größer werdenden Gruppe der bei der Geburt des Kindes nicht miteinander verheirateten Eltern (vgl. Hohmann-Marriott, 2011). Da bei nichtehelichen Eltern von weniger traditionellen Rollenarrangements auszugehen ist, kommt hier möglicherweise dem elterlichen Coparenting eine noch größere Bedeutung als bei verheirateten Paaren zu.

Wird in Deutschland ein Kind nichtehelich geboren, hat automatisch die Mutter die alleinige elterliche Sorge. Wird die gemeinsame elterliche Sorge von den Eltern gewünscht, so müssen die Eltern übereinstimmende Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge beim Jugendamt abgeben (§ 1626a Bürgerliches Gesetzbuch, BGB). Vergleicht man die Definition der gemeinsamen elterlichen Sorge mit der des Coparenting, lassen sich hier durchaus Parallelen erkennen. Mit der einvernehmlichen Zusammenarbeit der Eltern in wesentlichen Erziehungsentscheidungen deckt die gemeinsame elterliche Sorge zumindest

einen Teilbereich des elterlichen Coparenting ab. Somit kann das elterliche Coparenting im Vergleich zur rechtlichen gemeinsamen Sorge als die praktische Ausübung der gemeinsamen elterlichen Sorge verstanden werden.

Deshalb ist ein Ziel der vorliegenden Arbeit, die rechtliche gemeinsame Sorge mit dem Konstrukt des elterlichen Coparenting in Beziehung zu bringen. Zudem sollen Effekte des elterlichen Coparenting auf das Kindeswohl einerseits indirekt als Übereinstimmung der beiden Erziehungsverhaltensweisen in der Erziehung und andererseits als direkt erfasstes Konstrukt mit den Dimensionen Kooperation, Differenzen und Konflikt sowie Triangulation und Untergrabung überprüft werden. Überdies soll das Coparenting in ein Netz aus Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes integriert werden. Die Fragestellungen werden einerseits mit Daten des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" (Jurczyk & Walper, 2012) beantwortet und andererseits mit Daten der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics" (pairfam; Huinink et al., 2011) analysiert. In den Analysen werden neben der Auswertung individueller Daten auch dyadische Daten von Müttern und Vätern mit adäquaten Modellen berücksichtigt. Die Komplexität der vorliegenden Arbeit ist auf diesen breiten Forschungsfokus und den teils methodisch aufwändigen Zugang zu den Forschungsfragen zurückzuführen.

Vor der Darstellung der drei, dieser Arbeit zugrunde liegenden Studien wird in Kapitel 2 zunächst auf die Veränderung von Familien in Deutschland eingegangen und die Entwicklung nichtehelicher Elternschaft in Deutschland beschrieben sowie ein Vergleich mit der Situation amerikanischer Familien mit nichtehelichen Kindern abgehandelt. Abschließend wird in Kapitel 2 die elterliche Erziehung und das elterliche Coparenting aus systemischer Perspektive beleuchtet.

Die nachfolgende Studie I (Kapitel 3) stellt in zwei Teilstudien Studie Ia und Studie Ib die Lebenssituation von Familien mit nichtehelich geborenen Kindern dar und arbeitet relevante Einflussfaktoren auf die Abgabe von Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge bei nichtehelicher Geburt heraus. Zudem werden diese Einflussfaktoren auch hinsichtlich des Institutionalisierungsschritts einer Heirat untersucht, da dies ebenfalls wie die Abgabe von Sorgeerklärungen eine Möglichkeit ist, die gemeinsame elterliche Sorge zu erlangen. Abschließend werden Gründe gegen die gemeinsame elterliche Sorge analysiert und überprüft, in welchem Umfang kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge vorgebracht werden. Da bislang die Anzahl der Studien sehr gering ist, die insbesondere die Abgabe von Sorgeerklärungen untersuchen, werden zusätzliche Vergleichsstudien aus dem Forschungsbereich der Institutionalisie-

rung von Partnerschaften vorgestellt.

Im Folgenden untersucht die Studie II (Kapitel 4) den Teilaspekt des elterlichen Coparenting *Übereinstimmung in der Erziehung*. Beginnend mit der Definition von Erziehung und der Beschreibung von Prädiktoren und Auswirkungen des Erziehungsverhaltens wird der aktuelle Forschungsstand dieser Thematik vorgestellt. Aus der Literatur zur Übereinstimmung von Erziehungsmustern von Müttern und Vätern und deren Bezug zu Verhaltensprobleme der Kinder lassen sich die beiden Hypothesen „Diskrepanzhypothese“ und „Kompensationshyphothese“ ableiten. Diese werden in der Studie II anhand von Selbstaussagen zum Erziehungsverhalten, aber auch im Vergleich dazu mit Fremdaussagen überprüft, nachdem grundsätzliche Effekte des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes kontrolliert worden sind. Die Überprüfung der Hypothesen geschieht anhand von drei verschiedenen Methoden, mit welchen die Übereinstimmung operationalisiert wird: (1) Korrelation der Angaben zum Erziehungsverhalten von Mutter und Vater, (2) Distanz der Koordinaten beider Elternteile im Koordinatensystem von Liebe und Strenge (geometrisches Maß), (3) Moderation des Effekts des Erziehungsverhaltens eines Elternteils auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils.

Die dritte Studie III (Kapitel 5) behandelt mittels zweier Teilstudien, Studie IIIa und Studie IIIb, weitere Aspekte des elterlichen Coparenting. Hier werden zunächst die Dimensionen Kooperation, Differenzen und Konflikt sowie Triangulation und Untergrabung beschrieben und Coparenting ausführlich definiert. Nachdem Prädiktoren und Auswirkungen aus der aktuellen Coparentingforschung abgeleitet worden sind, wird das theoretische Umwelt-Modell des Coparenting nach Feinberg (2003) vorgestellt. In den Studien werden anschließend Befunde zu Unterschieden im elterlichen Coparenting hinsichtlich des Verheiratungsstatus und der Sorgerechtsregelung aufgezeigt sowie Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes diskutiert. In Studie IIIa wird ein Teilausschnitt des Umwelt-Modells des Coparenting nach Feinberg (2003) überprüft und somit ein Modell des Zusammenspiels von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes aufgestellt, welches anschließend in Studie IIIb validiert wird.

Im abschließenden Kapitel 6 werden die Befunde der drei Teilstudien übergreifend diskutiert. Zudem werden Limitationen auf methodischer und inhaltlicher Ebene diskutiert und Implikationen für die weiterführende Forschung angerissen. Abschließend wird die Bedeutsamkeit der Ergebnisse für Arbeit mit Paaren, Eltern und Familien für die beratende und präventive Praxis herausgestellt.

2 Familie, Pluralisierung der Familienformen und Familiensysteme

2.1 Was ist Familie? – Versuch einer Definition des Begriffs „Familie“

Nicht nur in der Alltagssprache sondern auch in der Wissenschaft – sogar innerhalb verschiedener Disziplinen, wie beispielsweise der Psychologie oder der Soziologie – gibt es keine einheitliche Definition des aus dem Lateinischen (familia: Hausbestand) stammenden Begriffs „Familie“. So verwenden die einen den Begriff nur dann, wenn Kinder aus einer Ehe hervorgegangen sind, andere verstehen auch kinderlose Ehepaare darunter. Wieder andere binden ihre Definition nicht nur an die Institution Ehe (Nave-Herz, 2006).

Die *biologische Begriffsbestimmung* bezieht sich ausnahmslos auf die Blutsverwandtschaft. Hingegen beinhaltet die *rechtliche Definition* zusätzlich zur biologischen auch die durch Adoption begründete Elternschaft (Hofer, 2002). Um in einer *soziologischen Definition* den vielfältigen Erscheinungsformen von Familie gerecht zu werden, muss bei der Begriffsbestimmung ein hohes Abstraktionsniveau angesetzt werden, damit keine historische Veränderung von vornherein ausgeschlossen wird (Nave-Herz, 2009). Hierfür scheint eine strukturtheoretische Definition besonders geeignet, die kulturübergreifend davon ausgeht, dass Familien, als relativ stabile und konstante Beziehungsnetze, Kommunikationssysteme sind, welche besondere Merkmale aufweisen (Ecarius, Köbel & Wahl, 2011). Diese konstitutiven Merkmale von Familie sind laut moderner Familienforschung (vgl. Ecarius et al., 2011; Nave-Herz, 2006, S. 30 ff):

- die biologische und soziale Doppelnatur, indem sie die Reproduktion übernimmt und durch die Sozialisation die Integration der Kinder in die Gesellschaft ermöglicht,
- die Generationsdifferenzierung (Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, Kinder) sowie
- das einzigartige Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, welches eine eindeutige Rollenstruktur (z. B. Mutter, Vater, Tochter oder Sohn) determiniert.

Diese sozialwissenschaftliche Begriffsbestimmung von Familie kann mit der psychologischen Perspektive noch erweitert werden: Die in der Psychologie wahrscheinlich am häufigsten verwendete Definition (z. B. Fuhrer, 2009; Pinquart & Silbereisen, 2007) von Familie ist die *sozialpsychologische Definition* von Schneewind (1999). Dieser betrachtet Familie als ein intimes Beziehungssystem dessen

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_2, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

„gemeinsamer Lebensvollzug“ sich durch

- Abgrenzung (d. h. die „raumzeitliche“ Abhebung von anderen Personen und Gruppen nach bestimmten Regeln in wechselseitiger Bezogenheit),
- Privatheit (d. h. in einem umgrenzenden Lebensraum, wie z. B. eine Wohnung, in welcher ein Verhaltensaustausch stattfindet),
- Dauerhaftigkeit (d. h. der auf längerfristige Gemeinsamkeiten angelegte Zeitrahmen) und
- Nähe (d. h. in physischer, geistiger und emotionaler Intimität)

von anderen sozialen Beziehungssystemen unterscheidet (Schneewind, 1999).

Diese Definition der Familie, die den Aspekt privater, dauerhafter und intimer Beziehungen zwischen Menschen in den Fokus nimmt, lässt verschiedene Familienformen, wie psychologische, rechtliche oder alternative Familientypen zu, aber auch familienähnliche Lebensformen, wie z. B. SOS-Kinderdorf-Gemeinschaften (Hofer, 2002). Hingegen ist aufgrund des fehlenden Vorhandenseins des Merkmals verschiedener Generationen aus entwicklungs- und pädagogisch-psychologischer Perspektive dieser Familienbegriff zu weit gefasst, da er somit auch dauerhaften Beziehungsformen ohne Kinder, wie z. B. Wohngemeinschaften, Nachbarschaften oder Freundschaften umschließt. Dies berücksichtigt die *entwicklungspsychologische Definition* von Petzold (1999), da sie Familie als soziale Beziehungseinheit bezeichnet, welche sich nicht nur durch Intimität, sondern auch durch ebendiese intergenerative Beziehungen auszeichnet. Hofer (2002) bemängelt hier jedoch das Fehlen der familiären Leistung bewusster Erziehung und nicht bewusster intendierter Sozialisation und fügt diesen Aspekt in einer *pädagogisch-psychologischen Definition* hinzu. In dieser wird Familie als *„eine Gruppe von Menschen [verstanden], die durch nahe und dauerhafte Beziehungen miteinander verbunden sind, die sich auf eine nachfolgende Generation hin orientiert und die einen erzieherischen und sozialisatorischen Kontext für die Entwicklung der Mitglieder bereitstellt“* (Hofer, 2002, S. 6). Obgleich die pädagogisch-psychologische Definition sowohl Familien mit Kindern umfasst, als auch Partnerschaften, die eine Erweiterung durch Kinder anstreben, zugleich Familie unabhängig vom Verheiratungsstatus der Partner betrachtet, ist auch sie Kritik ausgesetzt: Einerseits führt Schneewind (1997) und Hofer (2002) selbst an, dass das Kriterium „enge Beziehung“ schwierig ist, da es sicherlich Familienbeziehungen gibt, die sich nicht nahe stehen oder nicht nahe stehen können, da sie eine große räumliche Distanz zueinander haben. Andererseits können hier, aber auch schon in der *entwicklungspsychologischen Definition*, Probleme mit dem Begriff „generationenübergreifend“ auftreten, da es zugleich generationenübergreifende Bezie-

hungen gibt, die nicht unter den gebräuchlichen Familienbegriff fallen (z. B. Lehrer-Schüler-Freundschaften), indessen andere intergenerationale Beziehungen (z. B. Geschwisterbeziehungen) sehr wohl unter diesen Begriff zu fassen sind (Schneewind, 2010). Aufgrund dessen schlägt Schneewind (2010) vor, die spezifischen Mitglieder der Familie zu benennen, was er in seiner etwas umfangreicheren *familienpsychologisch inspirierten Definition* umsetzt:

> Familien sind biologische, soziale oder rechtlich miteinander verbundene Einheiten von Personen, die – in welcher Zusammensetzung auch immer – mindestens zwei Generationen umfassen und bestimmte Zwecke verfolgen. Familien qualifizieren sich dabei als Produzenten gemeinsamer, u. a. auch gesellschaftlich relevanter Güter(wie z. B. die Entscheidung für Kinder und deren Pflege, Erziehung und Bildung) sowie als Produzenten privater Güter, die auf die Befriedigung individueller und gemeinschaftlicher Bedürfnisse (wie z. B. Geborgenheit und Intimität) abzielen. Als Einheiten, die mehrere Personen und mehrere Generationen umfassen, bestehen Familien in der zeitlichen Abfolge von jeweils zwei Generationen aus Paar-, Eltern-Kind- und gegebenenfalls Geschwister-Konstellationen, die sich aus leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern (Parentalgeneration) sowie leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkinder (Filialgeneration) zusammensetzen können.
>
> (Schneewind, 2010, S. 35)

Da diese Definition neben dem generationalen Aspekt, die Eltern- und Geschwisterdimensionen als auch die im Siebten Familienbericht (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ, 2006) vorgeschlagenen Zwecke von Familie als Produzenten gemeinsamer und privater Güter beinhaltet, ist sie eine geeignete Arbeitsgrundlage für die vorliegenden Studien. Mit den Definitionen von Familie kann man zwar die kulturübergreifenden Merkmale herausarbeiten, die – teils bereits dargestellten – mannigfaltigen Erscheinungsformen werden jedoch nicht berücksichtigt. Aus diesem Grund wird im Folgenden ein kurzer historischer Überblick der Entwicklung von Familie in der Moderne in Deutschland mit aktuellen Zahlen dargestellt (eine detaillierte Darstellung seit der Vormoderne findet sich in Ecarius et al., 2011).

Exkurs: Familienformen

Familienformen lassen sich laut Nave-Herz (2006, S. 33 ff) anhand folgender fünf Kategorien unterscheiden:

1. nach dem Familienbildungsprozess (z. B. Eltern-Familie aufgrund biologischer Elternschaft, Adoptionsfamilie, Pflegefamilie, Inseminationsfamilie),
2. nach der Zahl der Generationen (z. B. Zwei-Generationenfamilie – Kernfamilie, erweiterte Familie – Haushaltsgemeinschaft von mindestens zwei Generationen und weiteren Einzelpersonen, Joint family – mehrere seitenverwandte Kernfamilien),
3. nach der Rollenbesetzung in der Kernfamilie (z. B. Elternfamilie, Ein-Elternfamilie, Polygame Familie),
4. nach dem Wohnsitz (z. B. neolokale Familie – Kernfamilie bestimmt unabhängig von Herkunftsfamilie den Wohnort vs. patrilokale/matrilokale Familie, bilokale Familie – Pendlerfamilie, Living-Apart-Together (LAT, Familie lebt in zwei getrennten Haushalten) und
5. nach der Erwerbstätigkeit der Eltern (z. B. ein Elternteil erwerbstätig, der andere Vollzeithausfrau/mann, Dual-Earner-Family – beide erwerbstätig bzw. teilzeiterwerbstätig, Dual-Career-Family – beide Ehepartner streben eine Berufskarriere an oder sind bereits in beruflichen mittleren bzw. Spitzenpositionen tätig).

2.2 Familie in der Moderne: Zwischen Veränderung und Beständigkeit

Familie ist seit den 1960er-Jahren in Deutschland und in anderen hochentwickelten Industriegesellschaften andauernden Wandlungsprozessen unterworfen (Peuckert, 2008). Das traditional-bürgerliche Familienbild von zwei heterosexuellen Partnern, die legal verheiratet in permanenter Ehe und in sexueller Exklusivität in einem Zwei-Personenhaushalt mit ihren Kindern zusammenleben, wobei der Ehemann und Vater als primärer Verdiener für den Lebensunterhalt der Familie sorgt, ist in einer Fülle nicht-traditioneller Varianten ausdifferenziert. So lassen sich heutzutage verschiedenste Familienformen jenseits der traditionellen Familie mit verheirateten Eltern und Kind(ern) finden (Grusec, 2011; Kapella, Rille-Pfeiffer, Rupp & Schneider, 2009). Es liegt daher die Frage nahe, ob sich die Institution Ehe bzw. Familie in der Krise befindet oder ob das System Familie weiterhin Kontinuität und Stabilität aufweist.

Betrachtet man die Zahlen der Eheschließungsstatistik ist eine deutliche Reduktion der Eheschließungen seit den 1950er-Jahren zu beobachten. Während es 1950 10.8 Eheschließungen je 1.000 Einwohner (rohe Eheschließungsziffer) waren, so waren es 2011 nur noch 4.6 Eheschließungen je 1.000 Einwohner. Im Jahr 2010 lebten in Deutschland 18.2 Millionen Ehepaare. Knapp 81 % davon wohn-

ten im früheren Bundesgebiet ohne Berlin-West und rund 19 % in den neuen Ländern und Berlin. Seit 1996, als noch insgesamt 19.6 Millionen Ehepaare in Deutschland lebten, ist die Zahl der Ehepaare bis zum Jahr 2010 damit um gut 7 % gesunken (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012).

Entsprechend veränderte sich auch die Einstellung zur Ehe: In einer repräsentativen Befragung von 20- bis 65-Jährigen in Deutschland (deutsche Population Policy Acceptance Study; PPAS) gibt die Hälfte an, der Rückgang der Eheschließungen sei weder positiv noch negativ. Man kann hier folglich von einer Gleichgültigkeit gegenüber der Thematik Ehe sprechen. Zusätzlich halten ca. 25 % der Befragten die Institution Ehe als überholt. Vor allem bei den jüngeren Teilnehmern ist der Ablehnungstrend besonders ersichtlich. Knapp 40 % der unter 30-Jährigen distanzieren sich von der aus ihrer Perspektive überholten Einrichtung (Dorbritz, 2004). Dieser Befund entspricht auch den Ergebnissen des österreichischen Generations and Gender Survey (GGS) 2008/2009, in welchem ebenfalls die jüngeren Kohorten am ehesten die Institution Ehe in Frage stellen (Neuwirth & Wernhart, 2011). Entsprechend bezeichnen auch 50 % der in der Shell-Jugendstudie (Albert, Hurrelmann, Quenzel & TNS Intfratest Sozialforschung, 2010) befragten 2.604 Jugendlichen im Alter von zwölf bis 25 Jahren heiraten als „out". Gleichwohl geben hier 71 % der Jungen und 81 % der Mädchen an, zu glauben, man brauche eine Familie, um glücklich zu sein (Leven, Quenzel & Hurrelmann, 2010).

Neben den sinkenden Heiratszahlen ist in den letzten Jahren in Deutschland zusätzlich eine Verschiebung des Erstheiratsalters nach hinten zu verzeichnen. Während das Erstheiratsalter lange Zeit mit dem Erstgebärendenalter verknüpft war, sind inzwischen die beiden Lebensereignisse weitgehend unabhängig voneinander, obwohl vor allem in Westdeutschland weiterhin ein Zusammenhang zwischen Elternschaft und Ehe besteht (Schneider & Dorbritz, 2011). Im innereuropäischen Vergleich sind deutliche Unterschiede zu verzeichnen: Wohlfahrtsstaaten, wie beispielsweise die skandinavischen Länder, haben das höchste durchschnittliche Erstheiratsalter. In osteuropäischen Ländern heiraten Paare hingegen mit wesentlich niedrigerem Alter (Beier, Hofäcker, Marchese & Rupp, 2010). Trotz rückläufiger Eheschließungsziffern und Verschiebung des Erstheiratsalters hat sich die Zahl der Ehescheidungen leicht erhöht: 1950 waren es 1.9 je 1.000 Einwohner und 2011 2.3 je 1.000 Einwohner (Statistisches Bundesamt Deutschland).

Auch die Geburtenziffern sind in Deutschland sinkend: 1950 kamen 1.116.701 Kinder zur Welt, dies entspricht 16.1 Geburten pro 1.000 Einwohner. Danach stieg die Zahl der Geburten mit dem sogenannten „Baby-Boom" kontinuierlich an,

bis sie im Jahr 1964 ihren Höchststand erreichte. In den darauf folgenden Jahren wurden es aufgrund der Verbreitung der Anti-Baby-Pille und der veränderten Einstellung zur Familie (Pötzsch, 2007) mit jedem Jahr weniger Geburten. 2009 war es mit 665.126 Geburten (8.1 Geburten pro 1.000 Einwohner) die niedrigste Geburtenziffer seit 1950 (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011a). 2010 gab es mit 677.947 geborenen Kindern (8.3 Geburten pro 1.000 Einwohner) wieder ein leichter Geburtenanstieg um 1.9 % im Vergleich zum Vorjahr zu verzeichnen (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012). 2011 und 2012 waren es hingegen mit 662.685 und 673.544 Geburten wieder etwas weniger (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2013). Die durchschnittliche Kinderzahl je Frau seit 1990 mit rund 1.4 relativ stabil (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011a). Aufgrund dieser geringen Geburtenzahl, die weltweit[1] eher zu den geringeren zählt, wird Deutschland inzwischen als Niedrig-Fertilitätsland bezeichnet (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2011a; Schneider & Dorbritz, 2011). Zudem bleibt eine immer größere Menge an Frauen in Deutschland völlig kinderlos und das Alter, in welchem Frauen ihr erstes Kind bekommen, steigt – wie in den übrigen europäischen Ländern – seit den 1970er-Jahren konstant an (Beier et al., 2010). Die meisten Frauen bekommen derzeit ihr Kind mit 30 Jahren (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2013).

Betrachtet man die Familienformen mit Kindern in Deutschland, so nimmt, trotz rückläufigen Zahlen, die Gruppe der Familien, in welchen die Elternteile miteinander verheiratet sind, immer noch den größten Anteil ein (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011d). Wie sich die Familienformen mit Kindern in Deutschland in den Jahren seit 1996 bis 2010 verändert haben, zeigt eine Auswertung des Mikrozensus[2] (vgl. Abbildung 1).

[1] Die weltweit für 2011 geschätzte niedrigste Fertilitätsrate weist Macau mit 0.9 auf, die höchste liegt mit 7,6 in Nigeria.

[2] Der Mikrozensus, welcher 1 % der Bevölkerung befragt, ist die amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt in Deutschland.

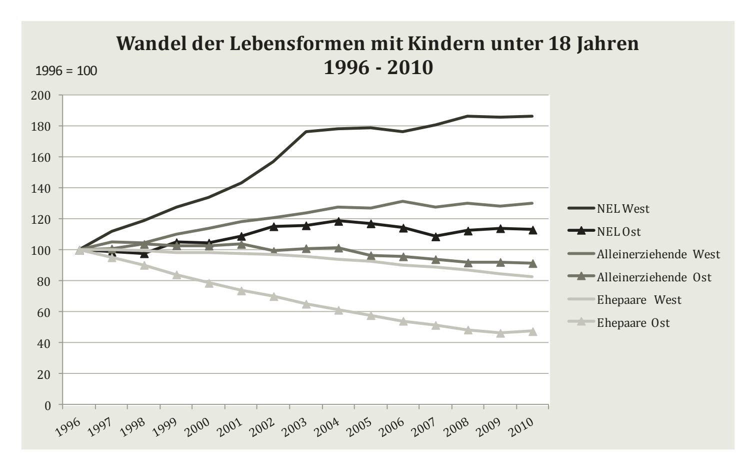


Abbildung 1: Wandel der Lebensformen mit ledigen Kindern unter 18 Jahren 1996–2010 (Quelle Statistisches Bundesamt, Mikrozensus, eigene Berechnung und Darstellung)

Während sich die Gruppe der Alleinerziehenden im Mikrozensus, zu welchen alle Mütter und Väter zählen, die ohne Ehe- oder Lebenspartner/in mit ihren ledigen Kindern in einem Haushalt zusammenleben, trotz einem leichten Anstieg in Westdeutschland (1996: 1.306; 2010: 1.698) insgesamt seit 1996 wenig verändert hat (Ost: 1996: 551; 2010: 504), sind bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften und den Ehepaaren mit Kindern unter 18 Jahren deutliche Veränderungen zu erkennen: Nach einem Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Ostdeutschland bis zum Jahr 2002, hat sich diese Gruppe seitdem auf einem stabilen Niveau eingependelt bzw. ist durch leicht sinkende Zahlen zu beschreiben (1996: 321; 2010: 363). In Westdeutschland ist die Gruppe der nichtehelichen Lebensgemeinschaften seit 1996 stetig ansteigend und hat sich von 1996 mit 323 Familien nach 2010 mit 602 Familien nahezu verdoppelt.

Anders als zu erwarten wäre, spiegelt sich der Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern nicht direkt in den Zahlen der Ehepaare mit Kindern wider: Zwar ist sowohl in West- als auch Ostdeutschland diese Familienform generell rückläufig, dennoch ist der Rückgang in Westdeutschland von 1996 mit 10.528 Familien nach 2010 mit 8.678 Familien nicht so gewichtig, wie der Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Vielmehr scheint in Ostdeutschland die Familienform mit verheirateten Eltern deutlich an Tragweite zu verlieren. Diese Gruppe hat sich im Mikrozensus von 1996 (2.568 Familien) nach 2010 (1.219 Familien) annähernd halbiert.

Bei der Interpretation dieser Zahlen ist zu beachten, dass der Mikrozensus unter

den nichtehelichen Paaren nur solche Paare berücksichtigt, die auch einen gemeinsamen Haushalt führen. Dies ist vor dem Hintergrund der ansteigenden Zahlen an Familien ohne gemeinsamen Haushalt (Living Apart Together, LAT) als problematisch zu beurteilen. Auswertungen des Generations and Gender Survey zeigen, dass inzwischen 7.3 % der 18- bis 70-Jährigen in Deutschland (unabhängig von vorhandenen Kindern) in einer Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt leben. Diese Partnerschaften erweisen sich zwar nicht so stabil wie die Ehe, sind mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften jedoch vergleichbar. 20 % der LAT-Beziehungen dauern länger als fünf Jahre an. Somit haben sich LATs inzwischen als dritte partnerschaftliche Lebensform gut etabliert (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2011b).

Diese Veränderungen der sinkenden Heiratszahlen, ansteigenden Scheidungs- und sinkenden Fertilitätsraten sowie der Anstieg an Singles, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden, welche auch mit dem Begriff „zweiter demographischer Übergang“ bezeichnet werden, machen die Pluralisierung der Lebensformen in Deutschland deutlich. Oftmals wird diese Pluralisierung jedoch nur auf den Anstieg nichtehelicher Lebensgemeinschaften zurückgeführt und als *„…‘bedeutungslose‘ legale Differenzierung zweier Lebensformen…“* (Brüderl, 2004, S. 10) beschrieben. Dies ist jedoch nicht richtig, da wie Brüderl (2004) zeigen konnte, die ansteigende Zahl an nichtehelichen Lebensgemeinschaften zwar zum Pluralisierungstrend beiträgt, den Rückgang der „Dominanz der Ehe“ jedoch nicht vollständig kompensieren kann.

Da sich die vorliegenden Studien vor allem auf nichteheliche Lebensgemeinschaften beziehen, wird im Folgenden nochmals gesondert auf diese Familienform eingegangen.

2.3 Entwicklung nichtehelicher Lebensgemeinschaften in Deutschland

Wie bereits erläutert, ist die absolute Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland in den letzten Jahren stetig ansteigend (Schneewind, 2010). Auch im Verhältnis zu den ehelichen Geburten ist ein Anstieg von 1998 bis 2010 zu verzeichnen, wie es die Abbildung 2 zeigt.

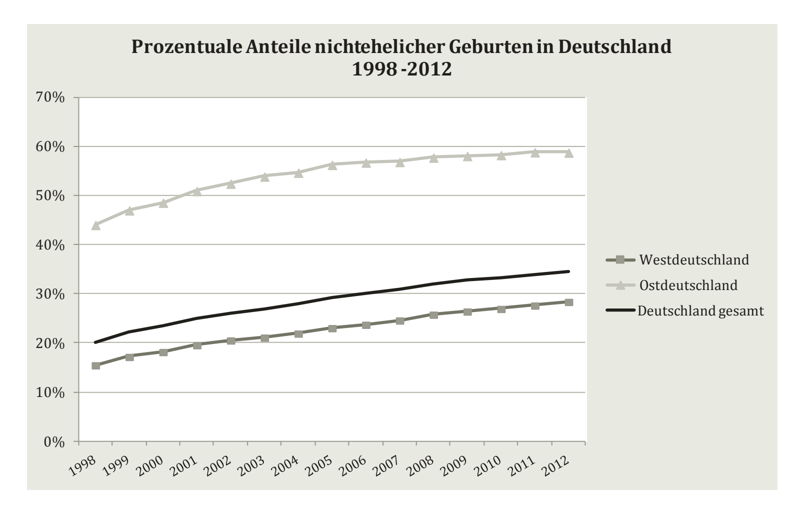


Abbildung 2: Prozentuale Anteile nichtehelicher Geburten in West- und Ostdeutschland (Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnung und Darstellung)

Trotz einheitlichem Anstieg der Nichtehelichenquoten in Deutschland ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. So liegt der Prozentsatz der nichtehelichen Kinder in Ostdeutschland seit 1998 (1998: 44.1 %; 2012: 58.8 %) kontinuierlich deutlich über dem Gesamtwert für Deutschland (1998: 20.0 %; 2012: 34.5 %); der Prozentsatz für Westdeutschland (1998: 15.5 %; 2012: 28.4 %) liegt hingegen unter dem Mittel Deutschlands. Auch in den einzelnen Bundesländern ist ein kontinuierlicher Anstieg der Nichtehelichenquoten zu verzeichnen, gleichwohl ergeben sich auch hier deutliche Unterschiede zwischen den Bundesländern (vgl. Langmeyer & Walper, 2013b). So sind seit 1998 in Baden-Württemberg prozentual die niedrigsten Nichtehelichenquoten zu verzeichnen (vgl. Tabelle 1). Die höchsten Quoten lagen lange Zeit in Mecklenburg-Vorpommern, welche inzwischen allerdings von Sachsen-Anhalt überholt wurden. Auch der höchste Prozentsatz 2012 in Westdeutschland liegt mit knapp 38 % in Schleswig-Holstein noch unter dem niedrigsten Prozentsatz in Ostdeutschland mit rund 50 % in Berlin.

Tabelle 1: Prozentuale Anteile nichtehelich geborener Kinder in den Bundesländern Deutschlands 1998, 2005 und 2012 (Quelle: Statistisches Bundesamt)

	1998	2005	2012
Baden-Württemberg	13.36	19.34	23.52
Bayern	15.19	22.50	27.15
Berlin	35.89	45.83	50.71
Brandenburg	48.55	59.34	61.90
Bremen	26.64	34.10	38.02
Hamburg	24.71	32.07	37.89
Hessen	15.14	21.71	27.09
Mecklenburg-Vorpommern	51.28	63.46	63.48
Niedersachsen	17.08	25.98	31.60
Nordrhein-Westfalen	14.75	22.73	28.58
Rheinland-Pfalz	13.96	22.48	27.67
Saarland	17.29	24.79	30.98
Sachsen	43.88	57.26	59.41
Sachsen-Anhalt	48.60	62.24	64.98
Schleswig-Holstein	20.87	29.78	37.99
Thüringen	44.43	58.03	60.97
Gesamt	20.01	29.18	34.50

Ob diese teils hohen Quoten an nichtehelichen Geburten darauf hinweisen, dass die Familienform der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland eine alternative Lebensform zur Ehe darstellt, bleibt zu bezweifeln. Denkbar ist eher, dass Nichtehelichkeit in Deutschland, wie beispielsweise von Seltzer (2004) beschrieben, als eine Vorstufe zur Ehe betrachtet wird. Dies bestätigt beispielsweise der Vergleich der Anteile an nicht miteinander verheirateten Elternpaaren bei der Erst- und Zweitgeburt. Während in Deutschland unter den Erstgeborenen der Anteil an nicht verheirateten Eltern besonders hoch ist (2010: 43 %), ist dieser bei der Geburt eines zweiten Kindes bereits deutlich geringer (2010: 24 % Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012). Es wird demnach nur wenig Paare geben, die den nichtehelichen Typen nach Seltzer (2004) *Alternative zur Ehe* oder *Alternative zu Single* zuzuordnen sind.

Kiernan (2002) differenziert die Etablierung nichtehelicher Lebensgemeinschaften in Europa in vier verschiedene Stadien: Das ersten Stadium beschreibt nichteheliche Beziehungen als ein „Avantgarde-Phänomen“. Hier sind nichteheliche Beziehungen sehr selten anzutreffen und diejenigen nichtehelichen Partnerschaften nehmen eine Art Vorreiterrolle ein. Im zweiten Stadium, welchem auch (West-)Deutschland aufgrund der beschriebenen Befunde zugeordnet werden

kann, betrachtet Nichtehelichkeit als eine Art „Vortestphase“ für eine potenzielle Ehe. Das dritte Stadium betrachtet nichteheliche Lebensgemeinschaften als eine Alternative zur Lebensform Ehe. Im vierten Stadium sind weder rechtlich noch gesellschaftlich Unterschiede zwischen nichtehelichen Partnerschaften und verheirateten Paaren zu erkennen. Dieses letzte Stadium ist in Deutschland noch keinesfalls erreicht. Zwar ist durch Artikel 6 des Grundgesetzes (GG) die Gleichstellung ehelich und nichtehelich geborener Kinder in Deutschland forciert, betrachtet man aber beispielsweise die Regelung der gemeinsamen elterlichen Sorge, ergeben sich noch deutliche Unterschiede zwischen nichtehelichen und verheirateten Paaren (vgl. Kapitel 3.1.1).

Vergleicht man nichteheliche und verheiratete Elternpaare, was bedauerlicherweise eher selten in Studien realisiert wird, ergeben sich im Familienleben grundsätzlich wenig Unterschiede. Beispielsweise sinkt, wie bei verheirateten Paaren, auch in nicht ehelichen Lebensgemeinschaften die Partnerschaftsqualität nach der Geburt eines Kindes (Cowan & Cowan, 1995; Lawrence, Cobb, Rothman, Rothman & Bradbury, 2008; Shapiro, Gottman & Carrère, 2000). Auch die Unterstützung der Mutter durch den Partner bei Geburt sowie ein Jahr nach der Geburt unterscheidet sich nicht zu verheirateten Paaren (Howard & Brooks-Gunn, 2009). Wie bei verheirateten Paaren (Cowan, Cowan, Schulz & Heming, 1994; Karney & Bradbury, 1995), wirkt auch bei nichtehelichen Paaren (Carlson, McLanahan & England, 2004) eine gute emotionale Partnerschaftsqualität partnerschaftsverlängernd. Ebenfalls ergeben sich kaum Unterschiede im Erziehungsverhalten (vgl. Kapitel 4.1.6) oder in der Zusammenarbeit der Eltern in der Erziehung (Coparenting, vgl. Kapitel 5.2).

Vergleichbare Zahlen bezüglich des Anstiegs an nichtehelichen Partnerschaften sind auch in den USA zu finden (Amato & Maynard, 2007; Seltzer, 2000, 2004). Seit 1960 ergab sich dort beispielsweise bis zum Jahr 2008 ein Anstieg an nichtehelichen Geburten von 6 % auf 41 % (Hamilton, Martin & Ventura, 2010). Die Situation nichtehelicher Eltern in den USA soll an dieser Stelle kurz betrachtet werden, da die Mehrzahl an Studien zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften aus dem Amerikanischen stammt. Mit dem Hintergrundwissen dieser demografischen und familiären Faktoren können die Ergebnisse besser im Vergleich mit deutschen Ergebnissen interpretiert werden. Trotz des Anstiegs an nichtehelichen Geburten, wird auch hier die Ehe als ein Ideal betrachtet (Insabella, Williams & Pruett, 2003) und die meisten nichtehelichen Paare planen zu heiraten, insbesondere Paare mit niedrigem Einkommen (Brown, 2010; Brown & Booth, 1996). Dennoch sind auch in den USA nichteheliches Zusammenleben und nichteheliche Geburten inzwischen weitgehend akzeptiert (Thornton, 1989;

Thornton & Young-DeMarco, 2001).

Während sich in Deutschland nichteheliche Paare kaum von verheirateten Paaren unterscheiden, sind im amerikanischen Forschungsraum nichteheliche Partnerschaften oftmals mit individuellen oder partnerschaftlichen Risikofaktoren verbunden. Hier werden beispielsweise Armut (Amato & Maynard, 2007), Alkohol- und Drogenprobleme (DeKlyen, Brooks-Gunn, McLanahan & Knab, 2006) sowie physische Gewalt (Charles & Perreira, 2007; Wilson & Brooks-Gunn, 2001), aber auch Partnerschaftsinstabilität (Bumpass & Hsien-Hen, 2000; Howard & Brooks-Gunn, 2009; McKenry, McKelvey, Leigh & Wark, 1996; Osborne, Manning & Smock, 2007; Osborne & McLanahan, 2007) und Elternschaft mit wechselnden Partnern (Carlson, Furstenberg & Frank, 2006) diskutiert. Zusätzlich haben Personen in nichtehelichen Partnerschaften meist eine schlechtere Bildung sowie ein größeres Risiko für physische sowie psychische Krankheiten (Horwitz, White & Howell-White, 1996; Schmock, 2000; Wilson & Brooks-Gunn, 2001). Aufgrund dieser sowohl ökonomischen, individuellen als auch beziehungstechnisch prekären Situationen werden nichteheliche Partnerschaften auch mit dem Begriff der „Fragile Families" bezeichnet. Entsprechend werden in der Fragile Families and Child Wellbeing Study (Reichman, Julien, Nancy & Garfinkel, 2001) typische nichteheliche Eltern mit folgenden Charakteristika beschrieben: Die Eltern sind deutlich jünger als verheiratete Elternpaare (Mütter: 24 vs. 29, Väter: 29 vs. 32) und haben ein eher niedriges Bildungsniveau. Zudem besteht die Tendenz, mit verschiedenen Partnern Kinder zu haben. Das Risiko strafrechtliche Vorbelastungen mit Freiheitsentzug in die Partnerschaft zu bringen, ist bei nichtehelichen Vätern wesentlich höher als bei verheirateten Vätern (39 % vs. 8 % Carlson & Högnäs, 2009). Bei der Geburt eines nichtehelichen Kindes leben zwar 82 % der Eltern in einer Partnerschaft und knapp die Hälfte davon lebt auch in einem Haushalt zusammen. Allerdings trennen sich bereits 40 % der nichtehelichen Partnerschaften bis zum ersten Geburtstag des Kindes, nach fünf Jahren liegt die Trennungsquote bei ca. 60 % (Kamp Dush, 2011; Tach, Mincy & Edin, 2010). Nur 17 % der Paare sind fünf Jahre nach der Geburt des Kindes verheiratet, 19 % wohnen nichtehelich zusammen und 3 % führen eine LAT-Beziehung. Hingegen leben unter verheirateten Paaren fünf Jahre nach der Geburt des Kindes noch 77 % in einer gemeinsamen Partnerschaft. (Carlson & Högnäs, 2009). Das größte Trennungsrisiko bei nichtehelichen Paaren haben afro-amerikanische, junge Mütter und Mütter, die Kinder von verschiedenen Vätern haben (Kamp Dush, 2011). Trotz dieser hohen Trennungsquoten in den nichtehelichen Lebensgemeinschaften geben nur 10 % der Mütter an, sie hätten keinen oder nur sehr wenig Kontakt zum Vater. Hat der Vater einen hohen Verdienst und ist er angestellt, so ist die

Chance auf spätere Heirat der nichtehelichen Paare höher, als wenn der Vater wenig verdient oder sogar arbeitslos ist (Carlson et al., 2004; Gibson-Davis, 2009; Harknett, 2008). Ob sich die Ergebnisse amerikanischer Studien vor dem Hintergrund dieser eher schwierigen Lebensumstände nichtehelicher Elternschaft auf deutsche Studien übertragen lassen, ist fragwürdig. Zweifelsohne muss die Lebenslage nichtehelicher Familien in den USA bei der Interpretation und Übertragung von Ergebnissen berücksichtigt werden.

2.4 Familiensystemtheorie: Bedeutung der elterlichen Erziehung und des elterlichen Coparenting

Das folgende Kapitel beschreibt zunächst die Grundannahmen der Familiensystemtheorie, die als eine der wichtigsten theoretischen Konzepte der Familienpsychologie gilt (Jungbauer, 2009). Der Ursprung der Perspektive, Familie als „System“ zu betrachten stammt aus der Familientherapie und findet daher dort auch die meiste Verbreitung. Familie wird hier als offenes und dynamisches System bezeichnet, in dessen Kontext Probleme einzelner Personen besser ergründet werden können. Seit einiger Zeit gewinnt die Familiensystemtheorie aber auch in der Familienforschung zunehmend an Popularität (Hofer, 2002).

2.4.1 Die Familiensystemtheorie

Die Familiensystemtheorie basiert auf der allgemeinen Systemtheorie (Bertalanffy, 1973) und wurde von der philosophischen Denkrichtung des Konstruktivismus (z. B. Glasersfeld, 1997) beeinflusst. Die allgemeine Systemtheorie stammt aus den Naturwissenschaften und differenziert die Themen der Kybernetik (Wiener, 1952), eine metadisziplinäre Wissenschaft der Steuerung und Regelung von Maschinen (Systemtechnik), lebenden Organismen und sozialen Organisationen. Die allgemeine Systemtheorie geht davon aus, dass einzelne Phänomene nicht isoliert voneinander zu betrachten sind, sondern ihr Zusammenwirken und ihre Vernetzung mit der Umwelt berücksichtigt werden muss. Als System wird eine Menge von Elementen sowie ihre Beziehung und Wechselwirkung untereinander verstanden. Diese Systeme können belebter oder unbelebter Art sein. So lassen sich hierunter z. B. neben dem Sonnensystem, ökologische und biologische sowie technische Apparaturen auch soziale Systeme wie Arbeitsorganisationen oder Familien einordnen (Jungbauer, 2009). Kernaspekt des Konstruktivismus mit der zentralen Frage „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ (vgl. Watzlawick, 2005) ist die Problematik der Objektivität der Realität. Diese ist meist nicht gegeben, sondern wird von den Individuen durch deren Sinneswahrnehmungen und subjektiven Betrachtungsweisen erzeugt (konstruiert). Der radikale Konstrukti-

vismus (Glasersfeld, 1997) geht sogar davon aus, dass Wahrnehmungen niemals ein Abbild der Realität sein können, vielmehr ausschließlich subjektiv sind. Für die Familienpsychologie sind diese Gedanken daher von Bedeutung, da jedes einzelne Familienmitglied eine eigene subjektive Perspektive auf die Familienrealität hat. Dies ist zu beachten, auch wenn durch die gelebte Familienkultur eine kollektive Familienrealität etabliert (konstruiert) wurde (Jungbauer, 2009).

Die Familiensystemtheorie selbst (vgl. auch Minuchin, 1974, 1997) entstand durch die Aufnahme der Überlegungen des Soziologen Burgess (1926) im Zusammenhang mit der allgemeinen Systemtheorie (Bertalanffy, 1973; vgl. auch Schneewind, 2010). Er betrachtet Familie als eine *„Einheit interagierender Persönlichkeiten“* (Burgess, 1926). Diese Auffassung wurde von Bavelas und Segal um die Aspekte der Kommunikation und Emotionalität erweitert, sodass folgende Definition entstand: *“… a family system is a special set of people with relationships between them; these relationships are established, maintained, and evidenced by the members communicating with each other.“* (1982, S. 101f.). Aktuellere Explikationen der Familiensystemtheorie berücksichtigen in Anlehnung an Bronfenbrenners (1981, 2005) Entwicklungsökologie, speziell auch die Tragweite des Familiensystems auf materielle und soziale Gelegenheitsstrukturen, im Sinne eines transkybernetischen Modells (Schneewind, 2010). Dabei *„… werden Familien als offene, sich entwickelnde zielorientierte und sich selbst regulierende Systeme…“* (Schneewind, 2010, S. 101) beschrieben.

Das Familiensystem ist nach Bronfenbrenners Taxonomie (1981) eingebettet in übergeordnete Suprasysteme und umschließt selbst verschiedene Subsysteme (vgl. auch Jungbauer, 2009). Unter den Suprasystemen ist u. a. die erweiterte Familie gemeint. Bronfenbrenner (1981) unterteilt in seiner Sozialisationstheorie der ökologischen Systeme noch weiter in Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosysteme (Hofer, 2002). Dies sind keine einfach nebeneinander bestehenden Systeme, sondern sie wirken wechselseitig aufeinander ein. Die Familie mit ihren Mitgliedern im engen und dauerhaften Austausch ist das Mikrosystem; dieses ist umschlossen von den anderen drei Systemen. Das Mesosystem ist das nächste übergreifende System. Zu diesem zählen u. a. Freundschafts-, Bekanntschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen. Es stellt somit die Schnittstelle der Wechselbeziehungen zwischen zwei oder mehreren verschiedenen Mikrosystemen dar. Das Exosystem, welches eine Stufe höher angesiedelt ist, beschreibt jene Systeme, mit welchen das Individuum nicht direkt in Kontakt steht, von diesen aber indirekt beeinflusst wird. Es beinhaltet beispielsweise die Arbeitswelt der Familienmitglieder, die Schule oder aber auch die Gemeindeorganisation. Das alles umfassende System ist die kulturelle, politische, rechtliche, geografische aber auch wirtschaftliche

Orientierung einer Gesellschaft, welches als Makrosystem bezeichnet wird. Dies stellt die Rahmenbedingungen für alle anderen Systeme sowie deren wechselseitige Rückkoppelungsprozesse dar. So nimmt beispielsweise die steuerliche Sonderstellung Familien mit Kindern, Einfluss auf Entscheidungen und Verhaltensweisen der Familienmitglieder (Hofer, 2002; Schneewind, 2010). In späteren Ausführungen fügte Bronfenbrenner (1986) seinem ökologisch-systemischen Entwicklungsmodell noch das Chronosystem hinzu. Hiermit wird die Zeitperspektive einbezogen, welche sich selbst ebenfalls wieder in Mikro-, Meso-und Makrozeit weiterdifferenzieren lässt (Bronfenbrenner & Morris, 2000).

Vor allem in der praktischen Arbeit werden in der Familiensystemtheorie drei Systemebenen einbezogen (Jungbauer, 2009):

- Personale Ebene: Jede individuelle Person besteht aus einem körperlich-seelischen System, in welchem z. B. verschiedene Motive, Einstellungen, oder Verhaltensdispositionen agieren.
- Interpersonale Ebene: Die Person wird im Hinblick auf ihre sozialen Beziehungen und ihre Interaktionen mit anderen Personen betrachtet.
- Systemische Ebene: Das Verhalten und Erleben einer Person wird im Gesamtkontext des Familiensystems oder anderer sie umfassenden Rahmensysteme interpretiert.

Da mittels des systemischen Ansatzes verschiedene Systemebenen gleichzeitig, d. h. multiperspektivisch berücksichtigt werden können, kommt ihm vor allem in der psychosozialen Praxis, aber auch in der allgemeinen Familienpsychologie eine besondere Bedeutung zu (Jungbauer, 2009).

Die Familiensystemtheorie beinhaltet neben der Aufteilung in die verschiedenen Systeme noch weitere zentrale Aspekte, wobei im Folgenden die wesentlichen kurz angesprochen werden sollen. Hierzu zählen Ganzheitlichkeit, Zielorientierung, Äqui- und Multifinalität, Regelhaftigkeit, zirkuläre Kausalität, Rückkoppelung, Homöostase, Wandel erster und zweiter Ordnung, Offenheit vs. Geschlossenheit, Selbstorganisation, das interne Erfahrungsmodell und Grenzen (Jungbauer, 2009; Schneewind, 2010).

Der Begriff *Ganzheitlichkeit* meint das Verständnis von Familie als eine Einheit. Durch Kommunikation und Interaktion der einzelnen Familienmitglieder entsteht neben der intrapersonellen auch eine interpersonelle Perspektive. Vor allem für die Problembehandlung einer Person bedeutet dies, dass nicht die einzelne Person, sondern der gesamte systemische Kontext der Familie inklusive aller Beziehungskonstellationen berücksichtigt und eingebunden werden muss.

Die *Zielorientierung* ist das Ausrichten des Familienlebens nach expliziten aber

auch eher unbewussten individuellen Zielen, welche der Familie Sinn und Kontinuität geben. Diese Ziele ändern sich meist mit der Entwicklung der Familie.

Familien haben verschiedene Art und Weisen, wie sie ihre Ziele und Entwicklungsaufgaben verwirklichen. Dabei gibt es keine „Musterlösung“, jeder Weg kann individuell für die spezielle Familie richtig sein. Dies wird unter dem Begriff *Äquifinalität* verstanden. *Multifinalität* oder auch *Äquipotenzialität* meint hingegen die unterschiedliche Wirkung verschiedener Ereignisse.

Die *Regelhaftigkeit* bezieht sich auf die in Familien verschiedenen festzustellenden Regeln und Rituale. Hierbei kann zwischen bewussten Familienritualen und unausgesprochenen, oft unbewussten, impliziten Familienregeln unterschieden werden. Erstere sind z. B. die Einhaltung gemeinsamer Essenszeiten, letztere könnte z. B. die Aufteilung der Badbenutzung sein, wenn hierfür keine explizite Absprache vorliegt. Diese Regeln bzw. „Familienkultur“ (Hofer, 2002) bestimmen das Handeln der Familienmitglieder.

Verhaltensweisen einer Person haben nicht nur Auswirkung auf das Verhalten einer anderen Person (lineare Kausalität), sondern die entsprechende Person beeinflusst wiederum durch ihre Interaktion das Verhalten der anderen Person. Diesen wechselseitigen Beeinflussungsprozess von sich gegenseitig bedingenden Interaktionen nennt man *zirkuläre Kausalität*.

In Familien gibt es die *Rückkoppelung* oder auch *Feedback*. Dieser Prozess, der eng mit der zirkulären Kausalität zusammenhängt, meint das wechselseitige Aufeinander- Zurückwirken von Verhaltensweisen verschiedener Familienmitglieder. Hierbei ist zwischen positiver und negativer Rückkoppelung zu unterscheiden. Die *positive Rückkoppelung* ist veränderungsorientiert, d. h. durch abweichendes Verhalten muss nach einer erstmaligen Eskalation (Teufelskreis) eine neue Lösung gefunden werden, die von der Ausgangslage differenziert ist. Die *negative Rückkoppelung* hingegen zielt auf die Wiederherstellung der Ausgangslage ab, ist folglich also stabilitätsorientiert.

Durch die negative Rückkoppelung wird häufig auch die *Homöostase* hergestellt, was die Aufrechterhaltung und Ausbalancierung der in der Familie wirkenden Kräfte meint. Durch das Aufrechterhalten der festgelegten Ziele, aber auch durch die Anpassung an veränderte Gegebenheiten erlangt das Familiensystem somit Stabilität.

Familiensysteme sind einem ständigen Wandel unterlegen. Je nachdem, wie sich eine Familie anpasst und welche Veränderungen stattfinden, spricht man vom *Wandel erster bzw. Wandel zweiter Ordnung*. Ein Wandel erster Ordnung ist nach Watzlawick, Weackland und Fisch (2003) eine Veränderung, bei der das gesamte System unverändert bleibt, sich also nur der interne Zustand wandelt. Ändert sich

aber das System selbst, werden z. B. neue Kommunikationsregeln oder neue Rollenmuster festgelegt, so ist dies ein Wandel zweiter Ordnung.

Der Punkt *Offenheit vs. Geschlossenheit* eines Systems macht deutlich, inwiefern die Familie sich in ihrer Umwelt präsentiert. Ein geschlossenes Familiensystem hat sehr starre Außengrenzen, was sich in seltenen Besuchen, hohen Zäunen oder schwerer telefonischer Erreichbarkeit ausdrückt. Dagegen bekommen offene Familien häufiger Besuch, unternehmen öfter etwas mit anderen Familien und haben klare, aber durchlässigere Grenzen.

Die *Selbstorganisation* des Familiensystems ist die Fähigkeit zur Selbsterhaltung und Selbstherstellung innerhalb des Systems, wobei auch die Selbstanpassung eine große Rolle spielt. Dabei muss sich die Familie an Veränderung innerhalb der Familie sowie an Gegebenheiten, die von außen auf sie zukommen, anpassen.

Jedes Familienmitglied hat ein *internes Erfahrungsmodell* von seiner Familie. Dies sind interne Repräsentationsmodelle, die ein Wissen über die Familienrealität, sich selbst, die Familienmitglieder und deren Beziehungen untereinander beinhalten.

Ein weiteres Merkmal des Systems Familie sind die oben schon angedeuteten *Grenzen*. Innerhalb einer Familie bestehen verschiedene Systeme, sogenannte Subsysteme, welche sich gegenseitig abgrenzen sollten. Die Subsysteme Mutter – bzw. Vater – Kind, Geschwister, sowie die Mutter-Vater-Dyade beeinflussen sich wechselseitig. Die Mutter-Vater-Dyade bildet das „Parenting System", welches die Regulierung der Beziehungen und Verhaltensweisen der einzelnen Familienmitglieder untereinander übernehmen soll (Minuchin, 1985). Neben den Dyaden in den Familien erweitert sich beim Übergang zur Elternschaft (Cierpka, Scholtes, Frey & Köhler, 2011) eine bestehende Dyade, nämlich die des Paares Mutter und Vater, zu einer Triade (Fivaz-Depeursinge & Corboz-Warnery, 1999), welche die drei Dyaden Mutter – Vater, Mutter – Kind und Vater – Kind umschließt. Kommt es zu einer Geburt eines zweiten Kindes, entsteht eine Tetrade Mutter – Vater – Kind 1 – Kind 2, die vier Triaden sowie sechs Dyaden einschließt (vgl. Kreppner, 2000). Familienbeziehungen sind somit ein *„…komplexes Geflecht von sich wechselseitig beeinflussenden Beziehungseinheiten…"* (Schneewind, 2010, S. 149).

Wie die Funktionen von Erziehung und Partnerschaft innerhalb der Dyade von Mutter und Vater in Familien mit Kindern zusammenwirken, wird im Folgenden betrachtet.

2.4.2 Elterliche Erziehung und Coparenting aus systemischer Perspektive

In den meisten Kulturen findet frühe Sozialisation im Rahmen von Familie statt. Insbesondere der Eltern-Kind-Beziehung kommt hierbei eine besondere Bedeu-

tung zu (Grusec, 2011). Einerseits nimmt hier das individuelle Erziehungsverhalten von Mutter und Vater eine tragende Rolle ein, andererseits hat auch das Zusammenspiel der beiden Erziehungspraktiken von Mutter und Vater, welches elterliches Coparenting genannt wird, ein bedeutendes Gewicht. Das elterliche Coparenting ist abzugrenzen von der elterlichen Erziehung und der elterlichen Paarbeziehung: Während Coparenting das erzieherische Zusammenspiel zweier Personen, welche die gemeinsame Verantwortung für ein Kind haben, beschreibt (zur Definition von Coparenting vgl. Kapitel 5.1), ist unter Erziehung der individuelle Umgang von jeweils Mutter und Vater mit dem Kind gemeint (Teubert & Pinquart, 2011). Vielfach wurde das Erziehungsverhalten als wichtiger Einflussfaktor auf eine positive psychosoziale Verhaltensentwicklung des Kindes herausgearbeitet (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973, 1991; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg, Mounts, Lamborn & Dornbusch, 1999; vgl. auch Kapitel 4.1.3).

Die elterliche Paarbeziehung umfasst im Gegensatz zum Coparenting den romantischen und sexuellen Aspekt zwischen den beiden Elternteilen und dient der Bedürfniserfüllung von Mann und Frau; sie besteht bereits vor der Geburt eines Kindes (Weissman & Cohen, 1985). Wie sich die Partnerschaftsqualität der Eltern ausgestaltet, gilt als ein Einflussfaktor auf das kindliche Wohlbefinden und das Sozialverhalten des Kindes (Anthony et al., 2005; Benson, Buehler & Gerard, 2008; Bradford, Vaughn & Barber, 2008; Buehler & Gerard, 2002; Cui & Conger, 2008; Cummings & Davies, 2002; Cummings, Goeke-Morey & Papp, 2004; Dadds & Powell, 1991; Fosco & Grych, 2010; Kolbo, Blakely & Engleman, 1996; Krishnakumar & Buehler, 2000; McCoy, Cummings & Davies, 2009; Sturge-Apple, Davies & Cummings, 2006; Stutzman et al., 2011; Walper & Beckh, 2006).

Das Coparenting ist im Vergleich zur Paarbeziehung auf das kindliche Wohlbefinden hin ausgerichtet (Margolin, Gordis & John, 2001). Die Partnerbeziehung der Eltern spiegelt sich jedoch in dem Ausmaß wider, in dem Mütter und Väter gemeinsam erziehen (Gable et al., 1992). Das elterliche Coparenting, welches bereits mit der Publikation der Familiensystemtheorie (Minuchin, 1974) aufgeworfen wurde, dessen Bedeutung aber erst seit Mitte der 1990er-Jahre in das Bewusstsein aktueller Forschung gelangt ist (McHale & Fivaz-Depeursinge, 2010), umfasst somit die gegenseitige Unterstützung von Mutter und Vater in der Elternrolle, die Übereinstimmung in Erziehungsfragen, die Verteilung der Erziehungsaufgaben sowie die partnerschaftliche Interaktion in der Erziehung (Gabriel & Bodenmann, 2006). Auch das elterliche Coparenting wird neben der Erziehung, auch unter Kontrolle der Partnerschaftsqualität der Eltern, als ein wesentlicher Einflussfaktor auf das kindliche Sozialverhalten verstanden (vgl. z.B.

Barnett et al., 2012; Brody, Flor & Gibson, 1999; Cheng et al., 2009; Gable et al., 1992; Grych, Fincham, Jouriles & McDonald, 2000; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Kröger et al., 2009; Lindsey & Caldera, 2005; Lindsey & Mize, 2001; McHale et al., 1999; Pauli-Pott & Beckmann, 2007; Schoppe et al., 2001; Teubert & Pinquart, 2010; Verhoeven, Junger, Van Aken, Dekovi & Van Aken, 2010).

So konnte sowohl für Babies (Caldera & Lindsey, 2006), Kleinkinder (McHale & Rasmussen, 1998), Schulkinder (Jones, Shaffer, Forehand, Brody & Armistead, 2003) und Jugendliche (Baril, Crouter & McHale, 2007; Buehler & Welsh, 2009) nachgewiesen werden, dass sich ein dysfunktionales Coparentingverhalten – sich auszeichnend durch wenig Kooperation, viele Differenzen und Konflikte über die Erziehung sowie Triangulation und Untergrabung – zu sowohl internalisierendem als auch externalisierendem Problemverhalten der Kinder führt (vgl. Kapitel 5.3). Für Paare mit einem guten Coparenting ist das Risiko für eine Trennung geringer, als für Paare mit negativem Coparenting. Dennoch ist ein gutes Coparenting kein Prädiktor für eine (spätere) Heirat (McClain, 2011). Gerade für jüngere Väter scheint insbesondere die Unterstützung in der Erziehung durch ein positives Coparenting bedeutsam zu sein (Fagan & Lee, 2011).

Wie bereits erwähnt, interagieren die Mitglieder einer Familie innerhalb ihrer verschiedenen Subsysteme; diese Systeme stehen untereinander ebenfalls in weiteren Systemen miteinander in Beziehung (Hofer, 2002; vgl. Kapitel 2.4.1). Während sich früher das Subsystem Mutter-Kind bereits in der Schwangerschaft vom Vater abgrenzt, wird heutzutage durch das gemeinsame Erleben von Schwangerschaft und Geburt eine Systemdifferenzierung vermieden (Nave-Herz, 2009). Die Subsysteme in der Familie beeinflussen sich demnach bereits im frühen Familienstadium gegenseitig.

Eine solche Wechselwirkung kommt beispielsweise bei der Erziehung des Kindes zum Tragen (vgl. Abbildung 3). Einerseits beeinflusst der Erzieher (Mutter oder Vater) mit seinem Erziehungsverhalten den oder die zu Erziehende (Kind) (vgl. auch Kapitel 4.1). Andererseits wirkt bereits das Kind beispielsweise durch seine Persönlichkeit auch auf den Erzieher (vgl. auch Kapitel 4.1.5).

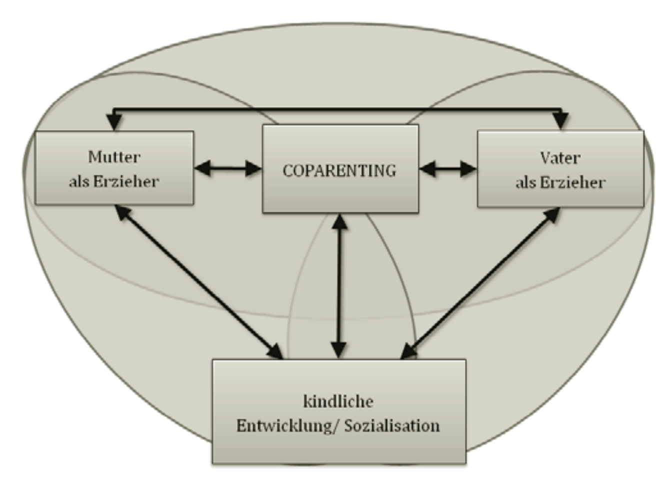


Abbildung 3: Erziehung und Coparenting im Familiensystem

Ferner beeinflussen sich auch die beiden Subsysteme Mutter-Kind und Vater-Kind gegenseitig und das Subsystem von Mutter und Vater wirkt einerseits durch deren Paarbeziehung und deren Zusammenarbeit in der Erziehung wiederum auf die beiden Systeme zwischen Eltern und Kind. In diesen Beziehungen gibt es keine unidirektionale Effekte, sondern es handelt sich um transaktionale Prozesse, die nicht nebeneinander stattfinden, sondern sich zirkulär und somit wechselseitig beeinflussen (Fuhrer, 2009). Die triadische Beziehung innerhalb des Familiensystems wird als das oben beschriebene Coparenting bezeichnet (Minuchin, 1974).

Somit kommt insbesondere aus systemischer Perspektive der Passung elterlicher Erziehungsstrategien und der aktiven wechselseitigen Unterstützung im Erziehungsalltag sowie der Effektivität, mit welcher das Paar in der Erziehung zusammenarbeitet, eine wesentliche Bedeutung zu (Belsky, Crnic & Gable, 1995; Gable, Belsky & Crnic, 1995; Gabriel & Bodenmann, 2006). Um den Zusammenhang von Familie und der Entwicklung des Kindes sowie dessen Außenwirkung verstehen zu können, muss folglich das Zusammenspiel und die gegenseitige Abhängigkeit der einzelnen Familienmitglieder, die Subsysteme der Familie bilden, berücksichtigt werden. Der Komplexität von Erziehung kann also nur Rechnung getragen werden, wenn der gesamte Beziehungskontext und die Interaktion aller an der Erziehung beteiligten Subsysteme berücksichtigt werden (Fuhrer, 2009; Lindsey & Mize, 2001).

3 Studie I: Sorgerecht in (ehemals) nichtehelichen Lebensgemeinschaften

Da nichteheliche Geburten in Deutschland immer häufiger stattfinden (vgl. Kapitel 2.3) und somit das gemeinsame Sorgerecht bei nichtehelicher Geburt immer relevanter wird, widmet sich die Studie I genau dieser Thematik. Im Folgenden wird zunächst auf die derzeitig geltende Sorgerechtsregelung in Deutschland eingegangen, dann werden Zahlen zur gemeinsamen Sorge bei nichtehelicher Geburt des statistischen Bundesamts vorgestellt. Anschließend werden mögliche Prädiktoren für die gemeinsame Sorge diskutiert, bevor dann die Befunde der vorliegenden Studien zum Sorgerecht nichtehelicher Elternschaft sowie zu Gründen gegen die gemeinsame Sorge und zur Lebenssituation von Familien mit nichtehelich geborenen Kindern vorgestellt werden. Abschließend werden die Befunde der vorliegenden Studien im Spiegel der theoretischen Annahmen diskutiert.

3.1 Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt

Nachfolgend wird zunächst die derzeitige Rechtslage zum Sorgerecht bei nichtehelicher Geburt in Deutschland erläutert und insbesondere auf die Diskussionen zur Reform der aktuell geltenden Regelung eingegangen. Vorab wird jedoch erläutert, was im Grunde unter den Begriffen ‚Sorgerecht' und ‚gemeinsames Sorgerecht' zu verstehen ist. Abschließend werden Zahlen der amtlichen Statistik vorgestellt und deren Verwendung diskutiert.

3.1.1 Die Rechtslage in Deutschland zum Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern

Was ist unter ‚Sorgerecht' und ‚gemeinsames Sorgerecht' zu verstehen?

Im § 1226 Abs. 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) ist die elterliche Sorge mit der Pflicht und dem Recht der Eltern festgelegt, für das minderjährige Kind zu sorgen (Schmidt, Eschelbach & Meysen, 2013). Die elterliche Sorge umfasst alle grundlegenden Entscheidungen für ein Kind, die dessen Person, Vermögen oder rechtliche Angelegenheiten betreffen. Somit bedeutet dies insbesondere für einen getrennt lebenden Elternteil nicht, sich tatsächlich um das Kind zu kümmern, sondern die Entscheidungsverantwortung für das Kind in grundsätzlichen Angelegenheiten, die von erheblicher Bedeutung für die Entwicklung und den Lebenslauf des Kindes zu übernehmen und daher in solchen Fällen zusammen mit dem anderen Elternteil einvernehmlich zu entscheiden (§ 1671 Abs. 1 Satz 1 BGB). Bei

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_3,

Angelegenheiten betreffend des täglichen Lebens hat der Elternteil alleinige Entscheidungsgewalt (§ 1671 Abs. 1 Satz 2 BGB), bei dem sich das Kind gewöhnlich aufhält (Schmidt et al., 2013). Was allerdings genauer unter dem Begriff der Angelegenheiten, die von erheblicher Bedeutung sind, zu verstehen ist, und die somit relevant für die Ausübung der gemeinsamen elterlichen Sorge sind, ist nicht genauer im Gesetzestext verankert. Aufschluss hiervon ist jedoch durch die Inspektion entsprechender Rechtsprechung zu gewinnen. Eschelbach und Trunk (2012) eruieren in einer Analyse der aktuellen Rechtsprechung von Streitigkeiten zwischen Eltern mit gemeinsamer Sorge, welche in Zeitschriften und Datenbanken veröffentlicht worden sind, folgende Konfliktthemen: Aufenthalt und Status, Erziehung und Bildung, Gesundheit, Umgang und finanzielle Angelegenheiten. Unter den Bereich Aufenthalt und Status fallen Urteile zur Bestimmung des Lebens-und Aufenthaltsorts des Kindes, zu (Urlaubs)-Reisen des Kindes, zu Staatsangehörigkeit und Passangelegenheiten sowie zum Namen und zur Abstammung des Kindes. Der Bereich Erziehung und Bildung umfasst die Aspekte: Allgemeine Fragen der Erziehung, Religion, Betreuung, Schule und Ausbildung sowie Jugendhilfe. Die meisten Streitigkeiten in Bezug auf die Gesundheit des Kindes bezogen sich auf Fragen der ärztlichen Behandlung und medizinischen Versorgung. Umgangsstreitigkeiten betreffen meist den Umgang bzw. die Umgangsgestaltung mit dem anderen Elternteil, es gibt aber auch Unstimmigkeiten zwischen den Elternteilen hinsichtlich des Umgangs des Kindes mit anderen Bezugspersonen. Die Vermögenssorge, Unterhalt sowie staatliche Leistungen sind Konfliktthemen des Bereichs finanzielle Angelegenheiten.

Inhalte des § 1626a BGB

Obwohl die Gleichstellung ehelich und nichtehelich geborener Kinder in Deutschland durch den Artikel 6 des Grundgesetzes (GG) weit fortgeschritten ist, räumt die derzeitige, seit der Kindschaftsrechtsreform 1998 (siehe Kasten) im Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) verankerte, Gesetzgebung im Bereich der Sorgerechtsregelung bei nicht miteinander verheirateten Eltern bislang den Müttern Vorrang ein. Wird nämlich ein nichteheliches Kind geboren, so hat Kraft Gesetzes die Mutter die alleinige Sorge (§ 1626a Abs. 2 BGB). Die Eltern haben seit 1998 gemäß 1626a Abs. 1 BGB zwei Möglichkeiten, die gemeinsame Sorge zu erlangen: Entweder die Eltern heiraten nach der Geburt des Kindes und erwerben somit dieselbe Rechtsstellung wie Eltern, die vor der Geburt des Kindes verheiratet waren, oder die Eltern geben entsprechende Sorgeerklärungen ab. Sorgeerklärungen können beim Jugendamt oder bei einem Notar abgegeben werden. Hierbei ist es unerheblich, ob beide Eltern gleichzeitig die Sorgeerklärungen abgeben oder ob dies an zwei getrennten Terminen geschieht. Verweigerte die Mutter die Abgabe

der Sorgeerklärung, so hatte bis 21.7.2010 gemäß § 1626a BGB der Vater keine Möglichkeit, gegen den Willen der Mutter die Sorge zu erlangen, außer es bestand eine Kindeswohlgefährdung (§ 1666 BGB) durch die Mutter (Schmidt et al., 2013). Mit dieser Regelung sollte berücksichtigt werden, dass Mutter und Kind durch die Schwangerschaft und die Geburt bereits aneinander gebunden sind und das Kind bei der Geburt notwendig bei der Mutter ist, der Vater aber nicht zwingend für das Kind zur Verfügung stehen muss (Jurczyk & Walper, 2012).

Kindschaftsrechtsreform 1998

Mit Inkrafttreten des Kindschaftsrechtsreformgesetzes zum 1. Juli 1998 wurde der Unterschied zwischen ehelichen und nichtehelichen Kindern abgeschafft. Diese Kindschaftsrechtsreform hat das gesamte Kindschaftsrecht, das seit der Sorgerechtsreform von 1980 weitgehend unverändert geblieben war, grundlegend umgestaltet und modernisiert. Es ergaben sich zahlreiche Änderungen unter anderem im Bereich des Abstammungsrechtes, des Sorgerechts, des Umgangsrechts und des dazu gehörenden Verfahrensrechts. Wissenschaftlich begleitet wurde die Umsetzung der Neuregelungen von Roland Proksch (2002). Demnach scheinen die Neuregelungen überwiegend positive Aspekte mit sich zu bringen: Mit der durch die Kindschaftsrechtsreform erhöhten Chance auf die gemeinsame Sorge wird eine bessere Kooperation und Kommunikation mit weniger Konfliktniveau zwischen den Eltern gefördert. Zudem werden durch die gemeinsame Sorge ein positiver Kontakt zwischen Kindern und beiden Elternteilen begünstigt sowie finanziell zufriedenstellende Unterhaltsregelungen vereinbart (Proksch, 2002).

Seit 19.05.2013 – und somit nach Duchführung der vorliegenden Studien – gibt es gemäß 1626a Abs. 1 Nummer 3 BGB eine dritte Möglichkeit die gemeinsame Sorge zu erlangen: Ist die Mutter mit der gemeinsamen Sorge nicht einverstanden, so kann der Vater (oder auch die Mutter) über das Familiengericht die gemeinsame Sorge beantragen. Das Familiengericht wird die gemeinsame Sorge beiden Eltern übertragen, wenn dies nicht dem Kindeswohl widerspricht. Dies geschieht in einem beschleunigten und vereinfachten Verfahren (ohne Anhörung des Jugendamtes und der Eltern), wenn der andere Elternteil schweigt oder keine potenziell kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge vorträgt (§ 155a FamFG). Stellt ein Vater einen solchen Antrag, so wird dieser der Mutter vom Gericht mit einer Aufforderung zur Stellungnahme innerhalb einer bestimmten Frist zugestellt. Diese Frist darf zum Schutz der Mutter frühestens sechs Wochen nach der Geburt des Kindes enden (§ 155a FamFG).

Bürgerliches Gesetzbuch § 1626a
[Elterliche Sorge nicht miteinander verheirateter Eltern; Sorgeerklärungen]

(1) Sind die Eltern bei der Geburt des Kindes nicht miteinander verheiratet, so steht ihnen die elterliche Sorge dann gemeinsam zu,

1. wenn sie erklären, dass sie die Sorge gemeinsam übernehmen wollen (Sorgeerklärungen),
2. wenn sie einander heiraten oder
3. soweit ihnen das Familiengericht die elterliche Sorge gemeinsam überträgt.

(2) Das Familiengericht überträgt gemäß Absatz 1 Nummer 3 auf Antrag eines Elternteils die elterliche Sorge oder einen Teil der elterlichen Sorge beiden Eltern gemeinsam, wenn die Übertragung dem Kindeswohl nicht widerspricht. Trägt der andere Elternteil keine Gründe vor, die der Übertragung der gemeinsamen elterlichen Sorge entgegenstehen können, und sind solche Gründe auch sonst nicht ersichtlich, wird vermutet, dass die gemeinsame elterliche Sorge dem Kindeswohl nicht widerspricht.

(3) Im Übrigen hat die Mutter die elterliche Sorge.

Vergleicht man diese Regelung mit Sorgerechtsregelungen anderer Länder, so fällt auf, dass es neben Deutschland nur verhältnismäßig wenige Länder gibt, in welchen ein gemeinsames Sorgerecht aufgrund gemeinsamer Erklärungen zustande kommen kann. So ist in Norwegen, Dänemark, Burkina Faso und Portugal sowie in Deutschland die gemeinsame Sorge aufgrund von gemeinsamen Erklärungen nicht genehmigungsbedürftig, sondern die Erklärungen werden bei einer Behörde abgegeben (in Deutschland, wie oben erwähnt beim Jugendamt oder Notar). In Finnland, Schweden, der Schweiz, Österreich und den Niederlanden ist hingegen die gemeinsame Sorge aufgrund gemeinsamer Erklärungen sogar genehmigungspflichtig und muss daher vor einem Gericht abgeschlossen werden. In den meisten dieser Länder haben nichteheliche Väter, wie auch in der Dominikanischen Republik, England, Irland und Südafrika, jedoch das Recht die gemeinsame Sorge einzuklagen.

In den meisten Ländern, wie z. B. Albanien, Estland, Litauen, Rumänien oder Ungarn ist die gemeinsame Sorge bei nichtehelicher Geburt unabhängig von weiteren Voraussetzungen geregelt. Sobald die Elternschaft festgestellt ist, haben die Eltern sogleich auch die gemeinsame Sorge inne. Polen, Frankreich und Griechenland schließen hiervon jedoch die gerichtliche Feststellung der Vaterschaft aus. In einer weiteren relativ großen Anzahl an Ländern, hierunter z. B. Argentinien, Italien, Lettland oder Spanien ist die gemeinsame Sorge an das Zusammenleben der nichtehelichen Eltern gebunden (vgl. Trunk & Eschelbach, 2012).

Gesetzesreform des § 1626a BGB

Am 29.01.2003 erklärte das Bundesverfassungsgericht (BVerfG 107, 150) auf Klage eines nichtehelichen Vaters die bisherige in Deutschland geltende Regelung als (noch) verfassungsmäßig (Coester, Peschel-Gutzeit & Salgo, 2007). Nach damaliger Auffassung des BVerfG konnte der Gesetzgeber davon ausgehen, dass Eltern, die mit dem Kind in einer gemeinsamen Familie leben und auch die tatsächliche Sorge gemeinsam ausüben, diese gemeinhin auch durch Sorgeerklärungen rechtlich absichern. Ferner sollten Mütter, die mit dem anderen Elternteil in einer Partnerschaft zusammenleben, nur dann die Abgabe einer Sorgeerklärung verweigern, wenn hierfür auch schwerwiegende, kindeswohlrelevante Gründe vorliegen. Das BVerfG hat dem Gesetzgeber allerdings auferlegt, eine rechtstatsächliche Untersuchung dieses Sachverhalts durchzuführen, womit geprüft werden sollte, ob die oben genannte Regelung des § 1626a BGB gerechtfertigt und somit verfassungsgemäß ist. Das Bundesministerium für Justiz hat hierauf mit der Beauftragung der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" (vgl. Kapitel 3.2.1 und 3.4.1) entsprechend reagiert. Noch während der Projektlaufzeit, am 03.12.2009, entschied allerdings der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EMGR FamRZ 2010, 103ff.) in Straßburg, dass die Anwendung des § 1626a Abs. 2 BGB einen Verstoß gegen Art. 14 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) in Verbindung mit Art. 8 EMRK mit sich bringt. Dadurch, dass es, außer bei Kindeswohlgefährdung, dem Vater unmöglich ist, durch ein gerichtliches Verfahren gegen die Mutter die Sorge des Kindes zu erhalten, werden nichteheliche Väter gegenüber ehelichen Vätern ungleich behandelt, da diese die gemeinsame Sorge automatisch erhalten und diese auch bei einer Trennung und Scheidung weiter bestehen bleibt. Nach Ansicht des EMGR existieren für diese Ungleichbehandlung keine ausreichenden Gründe, wodurch eine Änderung des BGB in einen konventionsgemäßen Zustand vonnöten war. Der EMGR hat allerdings kein bestimmtes Regelungsmodell vorgeschlagen. Am 21.7.2010 (BVerfG JAmt 2010, 313 ff.) hat daraufhin das BVerfG das geltende Recht unmittelbar geändert, indem es dem nichtehelichen Vater zumindest durch ein gerichtliches Verfahren vor dem Familiengericht ermöglicht, das gemeinsame oder die alleinige Sorge gegen den Willen der Mutter zu erlangen. Begründet wurde diese Änderung mit einer Verletzung des dem Vater nach Art. 6 Abs. 2 GG zustehenden Elternrechts. Insofern bestand der erneute Auftrag des BVerfG an den Gesetzgeber darin, die gesetzlichen Vorschriften zu ändern, damit das Elternrecht des nichtehelichen Vaters nicht mehr verletzt wird. Das BVerfG schlug dabei allerdings, wie zuvor bereits der EMGR, auch kein konkretes Regelungsmodell vor (Schmidt et al., 2013).

Nach fast zwei Jahren intensiver Gespräche, Diskussionen und Überlegungen zu diversen Gesetzesvorschlägen (z. B. Widerspruchsmodell, Antragsmodell, Kompromissmodell; vgl. z. B. Peschel-Gutzeit, 2011), hat am 28.03.2012 das Bundesministerium der Justiz einen Referentenentwurf zur Reform des Sorgerechts nicht miteinander verheirateter Eltern vorgelegt (Bundesministerium der Justiz, 2012) und kam somit der Auflage des BVerfG nach, die damals geltende Rechtslage zum Sorgerecht nichtehelicher Eltern zu erneuern. Dieser Reformentwurf wurde am 16.04.2013 beschlossen; das neue, oben dargestellte, Gesetz trat am 19.04.2013 in Kraft. Es räumt ledigen Vätern mehr Rechte ein, insofern der Vater die Mitsorge auch in den Fällen erlangen kann, wenn die Mutter der gemeinsamen Sorge nicht zustimmt, sofern keine kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge sprechen. Die neue Lösung soll nichteheliche Eltern ermutigen, die gemeinsame Sorge zu beantragen.

Beratungs- und Unterstützungsauftrag der Kinder- und Jugendhilfe

Bei einer nichtehelichen Geburt informiert das Standesamt entsprechend den Vorschriften des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII) das Jugendamt über diese Geburt (§ 52 a Abs. 4 SGB VIII). Das Jugendamt hat den Auftrag, der nichtehelichen Mutter Beratung und Unterstützung anzubieten und sie, nach Möglichkeit in einem persönlichen Gespräch, auf die Option der gemeinsamen elterlichen Sorge hinzuweisen. Neben der Beratung der Mutter steht gemäß § 18a Abs. 2 SGB VIII beiden nichtehelichen Elternteilen eine Beratung über die Abgabe von Sorgeerklärungen zu (Schmidt et al., 2013). In der Praxis gestaltet sich diese Beratung in den Jugendämtern unterschiedlich: Es werden, teils downloadbare, Informationsschriften (Flyer etc.) sowie Beratungen angeboten. Die im Rahmen der qualitativen Studien des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ gesichteten Broschüren und Informationsblätter richten sich allerdings nur an Mütter (Burschel & Schutter, 2013a). Auch wurde keiner der in der qualitativen Studien befragten Männer vom Jugendamt angesprochen (Burschel & Schutter, 2013b). Dies sollte sich jedoch mit der durch das BVerfG (JAmt 2010, 313 ff.) geänderten Rechtslage inzwischen geändert haben. Vor allem Väter sollten nun über die Option der gemeinsamen Sorge informiert werden (Schmidt et al., 2013).

3.1.2 Amtliche Statistiken zum Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern in Deutschland

Um nachvollziehen zu können, wie viele nichteheliche Eltern die Option der gemeinsamen Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen nutzen, liegt es nahe, die amtliche Statistik heranzuziehen. Nachdem das BVerfG 2003 einen Beobachtungsauftrag erteilte (vgl. Kapitel 3.1.1), wird seit 2004 die Begründung der gemeinsamen elterlichen Sorge durch Sorgeerklärung statistisch erfasst (SGB VIII, § 99, Abs. 6a). Betrachtet man die absoluten Zahlen abgegebener Sorgeerklärungen (vgl. Tabelle 2), so wird deutlich, dass insgesamt ein Anstieg an Sorgeerklärungen zu verzeichnen ist: Waren es insgesamt in Deutschland in den Jahren 2004 und 2005 je 87.400 bzw. 90.396 abgegebene Sorgeerklärungen, so waren es 2011 mit bereits 134.872 zu verzeichnende Sorgeerklärungen deutlich mehr. Betrachtet man diese Zahlen differenziert nach Bundesländern, so ist für alle 16 Bundesländer durchweg ein kontinuierlicher Anstieg von 2004 bis 2011 an registrierten Sorgeerklärungen zu erkennen (Tabelle 2).

Diese Zahlen könnten jedoch wenig aussagekräftig sein, weil (1.) die Abgabe der Sorgeerklärung zeitlich bis zum Eintritt der Volljährigkeit möglich ist, also die jährlich verzeichnete Zahl an Sorgeerklärungen, auch Sorgeerklärungen für in den Jahren zuvor geborenen Kinder, beinhalten kann und deshalb nicht genau auf die pro Jahr geborenen Anzahlen an (ebenfalls ansteigenden) nichtehelichen Geburten umgerechnet werden können, (2.) sich hinter den Zahlen statistische Ungenauigkeiten verbergen können, da das Gesetz nicht regelt, ob das Geburtsjugendamt bei Eingang der Sorgeerklärung oder das beurkundende Jugendamt zählt und (3.) bei Abgabe der Sorgeerklärung durch einen Elternteil nicht klar ist, ob der andere eine entsprechende Erklärung abgegeben hat. Hierfür wäre eine gesonderte Aufschlüsselung der Sorgeerklärungen für Mütter und Väter erforderlich (vgl. auch Sonnenberger, Winter, Woelk, & Bade, 2008).

Prozentuiert man dennoch die Sorgeerklärungen auf die nichtehelichen Geburten für jeweils zwei Jahrgänge, da man davon ausgehen kann, dass die meisten Eltern die Sorgeerklärungen rund um den Geburtstermin des Kindes abgeben (vgl. Langmeyer & Walper, 2013d), so fällt zum einen auf, dass insgesamt ein deutlicher Anstieg von 44.8 % auf 58.8 % an prozentualen Sorgeerklärungen zu protokollieren ist. In nahezu allen Bundesländern (Ausnahme: Hamburg) ist der Anteil der Eltern, die Sorgeerklärungen abgeben, deutlich angestiegen. Andererseits ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen den Bundesländern.

Tabelle 2: Absolute Zahlen abgegebener Sorgeerklärungen in den einzelnen Bundesländern 2005 bis 2010 und Prozent abgegebener Sorgeerklärungen an nichtehelichen Geburten (Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechungen, teils aus Langmeyer & Walper, 2013a)

	Absolute Zahlen abgegebener Sorgeerklärungen								Prozentuiert auf nichteheliche Geburten			
	2004*	2005	2006	2007	2008	2009	2010	2011	2004/2005	2006/2007	2008/2009	2010/2011
BW	8.446	8.941	8.634	9.917	10.108	10.943	11.941	12.056	47.96	50.26	53.60	59.30
Bayern	10.480	10.129	10.557	11.461	11.466	12.509	14.127	15.676	42.85	44.48	45.81	54.73
Berlin	7.319	7.184	8.502	8.485	9.672	10.074	11.247	10.948	55.02	59.57	63.03	66.89
Brandenburg	3.340	3.894	4.209	4.679	5.105	5.088	5.340	5.714	34.41	40.86	45.09	47.69
Bremen	1.080	1.071	1.165	1.172	1.168	1.366	1.507	1.474	59.62	60.59	62.71	71.11
Hamburg	2.550	2.379	2.569	3.241	3.476	3.186	2.409	3.019	49.08	53.02	56.22	42.97
Hessen	4.922	4.968	5.263	5.760	6.119	7.455	8.727	8.195	43.50	46.41	54.15	63.18
Meck.-Pomm.	3.601	3.636	3.463	4.047	4.156	4.414	5.000	4.948	45.46	47.00	51.68	59.62
Niedersachsen	8.330	8.796	9.588	10.252	11.016	11.313	12.216	12.819	49.25	55.28	59.62	65.33
NRW	12.893	13.499	13.691	15.379	17083	17.775	20.339	21.714	38.37	40.32	45.10	52.89
Rheinland-Pfalz	2.650	2.635	2.953	2.880	3.232	3.782	4.076	4.307	37.30	38.59	43.07	49.90
Saarland	49	583	580	703	711	846	911	1.088	16.58	33.05	37.21	46.16
Sachsen	10.148	11.346	10.810	12.084	12.400	13.173	15.016	4.843	57.88	59.17	63.32	72.31
Sachsen-Anhalt	4.378	4.143	4.562	4.878	5.322	5.579	5.930	6.918	40.45	44.12	49.15	58.52
Schleswig-Hols.	3.052	2.854	2.994	3.366	4.263	4.621	4.621	4.129	42.38	43.86	58.15	55.50
Thüringen	4.162	4.338	4.445	5.261	5.736	5.729	6.604	7.024	43.60	49.17	55.92	65.92
Gesamt	87.400	90.396	93.985	103.565	111.033	117.853	130.011	134.872	44.76	47.89	52.42	58.83

* Für das Jahr 2004 sind die Sorgeerklärungen nicht gesondert nach abgegebenen und ersetzten Sorgeerklärungen ausgewiesen.

Während im Saarland in den Jahren 2004/2005 lediglich für 16.6 % der nichtehelich geborenen Kinder Sorgeerklärungen abgegeben wurden, waren es in Bremen mit 59.6 % in den selben Jahrgängen bereits deutlich mehr. Ab den Jahrgängen 2008/2009 wurde Bremen von Sachsen mit 63.3 % Sorgeerklärungen als Spitzenreiter abgelöst. 2010/2011 wurden dort für 72.3 % der nichtehelichen Kinder Sorgeerklärungen abgegeben. Mit 71.1 % liegt Bremen jedoch nur knapp dahinter. Das Schlusslicht bildet 2010/2011 Hamburg, gefolgt von Saarland und Brandenburg, mit 46.2 % abgegebenen Sorgeerklärungen für die nichtehelich geborenen Kinder.

Da es, basierend auf der Sozialisationstheorie (Hurrelmann, 2006) oder der Sozialstrukturtheorie (Hradil, 2006), denkbar ist, dass diese Schwankungen zwischen den Bundesländern auf die Anzahl an nichtehelichen Geburten zurückzuführen sind, ist es sinnvoll, den Prozentsatz an Sorgeerklärungen in Relation mit dem Prozentsatz der nichtehelichen Geburten zu setzen. Auf die Frage, ob es in Bundesländern, in denen viele Kinder nichtehelich geboren werden, auch üblicher ist, die gemeinsame Sorge zu erklären, gibt Abbildung 4 Aufschluss. In dieser Abbildung sind die Prozentzahlen der nichtehelich geborenen Kinder der Jahrgänge 2005-2008 in den jeweiligen Stadt- und Landkreisen farbig markiert sowie der Prozentsatz an Sorgeerklärungen für diese nichtehelich geborenen Kinder pro Bundesland angegeben. Zwar findet sich der höchste Prozentsatz an abgegebenen Sorgeerklärungen in Sachsen mit 60.1 % auch in einem Bundesland, in dessen Stadt- und Landkreisen ebenfalls eine hohe Anzahl an nichtehelichen Geburten zu verzeichnen ist und die niedrigste Zahl in Saarland mit 33.0 %, entsprechend in einem Bundesland mit eher wenigeren nichtehelichen Geburten im Vergleich zu ehelichen Geburten; dennoch lässt sich kein eindeutiges Muster zwischen nichtehelichen Geburten und Sorgeerklärungen registrieren. So fällt beispielsweise Brandenburg mit nur 41.0 % Sorgeerklärungen trotz über 50 % nichtehelicher Geburten und Bremen mit 59.1 % Sorgeerklärungen bei rund 30 % nichtehelicher Geburten aus dem Rahmen. Auffallend ist in Abbildung 4 jedoch der generelle Trend, dass in Ostdeutschland mit im Schnitt über 50 % nichteheliche Geburten deutlich mehr Kinder außerhalb einer Ehe geboren werden, als in Westdeutschland.

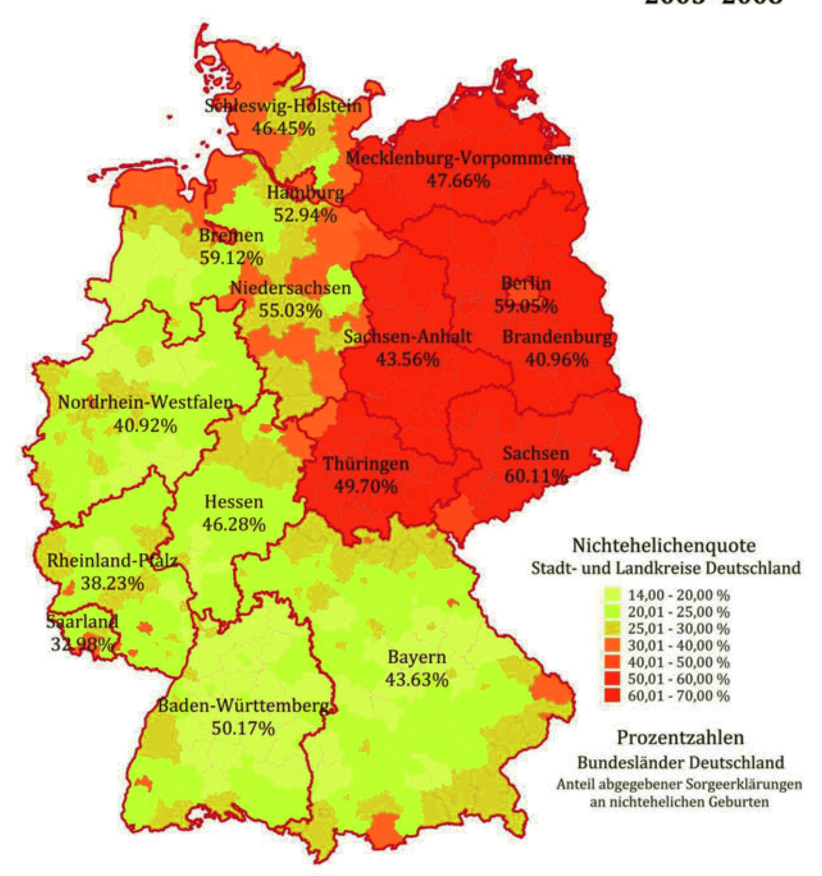


Abbildung 4: Nichteheliche Geburten und abgegebene Sorgeerklärungen in Deutschland (Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Darstellung)

3.2 Prädiktoren für und Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Welche Einflussfaktoren auf die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen wirken, soll im Folgenden eruiert werden. Bislang ist allerdings die Anzahl an Studien, die sich auf das Sorgerecht bei nichtehelicher Geburt konzentrieren, überschaubar, weshalb nach der Darstellung dieser wenigen Studien noch ein vergleichbares Forschungsgebiet vorgestellt wird, aus dem Prädiktoren für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen abgeleitet werden können.

3.2.1 Studien mit Bezug zum Sorgerecht

Die erste von wenigen, speziell die Thematik der rechtlichen Situation nichtehelich geborener Kinder betreffende Studie, wurde 1992 und 1993 – also bereits vor der Kindschaftsrechtsreform – von Vaskovics, Rost und Rupp (1997) im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz durchgeführt. Die Teilnehmer dieser Studie hatten folglich noch nicht die Möglichkeit, die gemeinsame Sorge nach § 1626 a zu beantragen. Zusätzlich gab es Unterschiede in der rechtlichen Stellung nichtehelicher Kinder in den alten und neuen Bundesländern (vgl. Schmidt, Meysen, Schutter & Jurczyk, 2013). Wenn die Eltern die gemeinsame Sorge anstrebten, so mussten sie entweder heiraten oder der Vater musste das Kind adoptieren. Auch wenn diese Studie keine Informationen zu möglichen Prädiktoren für und Gründe gegen die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen liefert, ist es dennoch aufschlussreich, die Ergebnisse dieser Studie, – vor allem auch im Vergleich zu Studien nach der Kindschaftsrechtsreform – zu betrachten; nicht zuletzt auch, weil sie die Vorgängerstudie der vorliegenden Studie ist.

Vaskovics und Kollegen (1997) gehen von einer Wechselbeziehung zwischen Recht und gesellschaftlicher Realität aus und folgern somit einen Zusammenhang zwischen rechtlichem Kontext und der Lebenslage nichtehelicher Kinder. Das erste Ziel dieser Studie war, Auswirkungen der rechtlichen Stellung nichtehelicher Kinder auf deren Lebenslage zu untersuchen. Hierbei sollte das Forschungsdefizit durch die Aufklärung der Differenziertheit der Lebensbedingungen behoben werden. Als zweites sollten die Entstehungszusammenhänge und Entwicklungsverläufe nichtehelich geborener Kinder beschrieben werden. Um diese beiden Forschungsfragen zu beantworten, wurden 1.498 repräsentativ ausgewählte sorgeberechtigte Mütter von nichtehelichen Kindern unter zwölf Jahren in den alten und neuen Bundesländern[3] interviewt sowie 475 Väter dieser nichtehelichen Kinder schriftlich befragt. Zusätzlich wurde eine qualitative Zusatzbefragung von

[3] Alte Bundesländer: Bayern, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz; Neue Bundesländer: Berlin, Thüringen, Sachsen-Anhalt, Brandenburg.

40 ausgewählten Müttern durchgeführt, um näheren Aufschluss über die subjektive Sicht, Entscheidungsverläufe und Bewertungen zu erhalten. Die Rücklaufquote bei den Müttern betrug 55.6 %, die der Väter ist nicht angegeben. Prozentuiert man die teilnehmenden Väter auf die kontaktierten Mütter und zieht die Fälle, in welchen der Vater verstorben bzw. unbekannt ist (n = 12) ab, so ergibt sich für die Väter eine Rücklaufquote von 17.7 %.

80 % der sorgeberechtigten Mütter lebten zum Zeitpunkt des Erfahrens der Schwangerschaft mit dem Vater in einer Partnerschaft und die meisten der Mütter wünschten sich grundsätzlich Kinder; nur der Zeitpunkt war teils ungeplant. 14 % der Mütter in Ostdeutschland berichteten von einer ungewollten Schwangerschaft, in Westdeutschland ist die Anzahl dieser ungewollten Schwangerschaften mit ca. einem Drittel aller Mütter wesentlich höher. Von den während der Schwangerschaft in nichtehelicher Gemeinschaft mit dem Vater des Kindes lebenden Frauen, leben sechs Monate nach der Geburt noch 23 % mit ihm in einer Familiengemeinschaft, sechs Jahre nach der Geburt waren es nur noch 16 %, die in einer dauerhaften nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben. Es wird dabei davon ausgegangen, dass ca. ein Drittel der unverheirateten Eltern zum Zeitpunkt der Geburt bis zum Alter des Kindes von zwölf Jahren geheiratet haben. 25 % der nichtehelichen Kinder leben zum Befragungszeitpunkt mit beiden leiblichen Eltern in einer Wohngemeinschaft zusammen, etwa die Hälfte der nichtehelichen Kinder lebt bei alleinerziehenden Müttern. Die übrigen Kinder leben – nach einer meist frühen Trennung noch während der Schwangerschaft oder kurz nach der Geburt – in anderen Familienformen, wie z. B. zusammen mit der Mutter und deren neuem Partner, der nicht Elternteil ist oder zusammen mit der Mutter im Haushalt der Großeltern. Die Familien, in welchen das nichteheliche Kind mit beiden Elternteilen zusammenlebt, unterscheiden sich nach Angabe der Autoren hinsichtlich der Zufriedenheit mit der Partnerschaft, der Beziehung der Kinder zum leiblichen Vater und dem Versorgungs- und Erziehungsverhalten der Eltern kaum von ehelichen Familien[4] (Vaskovics et al., 1997). Sie praktizieren de facto die gemeinsame Sorge, da sie vorwiegend gemeinsam wirtschaften, den Haushalt zusammenführen und das Kind gemeinsam erziehen. Die Mehrheit der Väter hat die Vaterschaft anerkannt (neue Bundesländer. 88 %; alte Bundesländer: 84 %).

Als Grund gegen eine Eheschließung (vor Geburt) wird von den Müttern die fehlende Tragfähigkeit der Partnerschaft, eine schlechte Beziehungsqualität, die mangelnde Übereinstimmung zur Thematik Familiengründung und eine distanzierte Haltung gegenüber der Institution Ehe angeführt. 44 % der nichtehelichen

[4] Diese Aussage der Autoren basiert m. E. lediglich auf Spekulationen, da in der Stichprobe keine ehelichen Familien enthalten waren.

Kinder, deren Eltern in keiner Partnerschaft leben, haben zum Befragungszeitpunkt keinen Kontakt zum Vater. Betrachtet man die Konflikte zwischen den leiblichen Eltern, so sind solche eher seltener nachzuweisen: 25 % der Mütter berichten über Konflikte bezüglich Unterhaltszahlungen, in 20 % treten Streitigkeiten über die Gestaltung der gemeinsamen Zeit von Vater und Kind auf.

Mütter, die mit dem Vater des Kindes zusammenleben, würden eine Gesetzesänderung begrüßen, die die nachteilige Situation des Vaters aufgrund des bisherigen Sorgerechts aufhebt und der von ehelichen Kindern angleicht. Alleinerziehende Mütter hingegen wünschen sich eine Ausweitung ihrer eigenen Rechte, indem sie das Verhältnis zwischen Vater und Kind mehr bestimmen können, sprechen sich insgesamt eher gegen das gemeinsame elterliche Sorgerecht aus und präferieren die damalige Lösung. Generell sind Mütter allerdings der Ansicht, dass die gemeinsame Sorge auf Antrag beider Eltern möglich sein sollte. Väter, die mit der sorgeberechtigten Mutter zusammenleben, sehen oftmals die Ursache der Konflikte in der damals geltenden rechtlichen Regelung und wünschten sich oftmals die gemeinsame elterliche Sorge, auch wenn dies nicht im Sinne der Mutter ist. Väter hingegen, die von der Mutter getrennt leben, bzw. eine neue Partnerschaft eingegangen sind, sind eher diskrepant. Vor allem letztere sind mit der damaligen rechtlichen Form eher einverstanden.

Ein Nachteil dieser Studie ist, dass Eltern, die zwar ein nichtehelich geborenes Kind haben, den Vater aber nach der Geburt des Kindes geheiratet oder durch Adoption den Rechtsstatus des Kinder verändert haben, von der Studie ausgeschlossen waren. Der Anteil dieser Gruppe macht laut Vaskovics und Kollegen (1997) – wie oben bereits berichtet – geschätzt ca. ein Drittel aus.

Nach der Kindschaftsrechtsreform wurden drei weitere Studien mit Blick auf das Sorgerecht nichtehelicher Kinder durchgeführt: Einerseits eine Befragung von Jugendämtern und Rechtsanwälten im Jahr 2006 durch das Bundesministerium der Justiz (Bundesministerium der Justiz, 2006), anderseits eine Online-Erhebung des „Väteraufbruchs für Kinder e.V." im Jahr 2007 (Sonnenberger et al., 2008). Zusätzlich wurde 2009 und 2010 die Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" (Jurczyk & Walper, 2012) im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz durchgeführt. Diese Studie untersuchte mit mehreren methodischen Zugangswegen, inwieweit die Voraussetzungen beziehungsweise Annahmen des Bundesverfassungsgerichts und des Gesetzgebers (vgl. Kapitel 3.4.1) der Alltagspraxis nicht miteinander verheirateter Eltern entsprechen. Die quantitativen Erhebungen dieser Studie bilden einen Teil der Datenbasis der vorliegenden Studie.

Die Befragung des Bundesministeriums für Justiz (2006) wurde aufgrund des

Prüfauftrags des Urteils des Bundesverfassungsgerichts vom 29. Januar 2003 durchgeführt, um Erkenntnisse darüber zu gewinnen, ob es bei Geburt nicht miteinander verheirateter Eltern gibt, die trotz Zusammenlebens nicht die Möglichkeit der gemeinsamen Sorge nutzen. Falls es solche Fälle gibt, sollte aufgeklärt werden, welche Gründe gegen die gemeinsame Sorge aus Sicht der Eltern sprechen. Da Jugendämter und Rechtsanwälte Eltern in den oben genannten Fragen betreuen und somit Einblick in die Konflikte – mitsamt Hintergründen und Ursachen – um das Sorgerecht haben, waren diese Zielgruppe der Untersuchung. Insgesamt nahmen 440 Jugendämter und 109 Rechtsanwälte an der Studie teil. Dies entspricht Teilnahmequoten von 69.8 % bei Jugendämtern und 1.8 % bei Rechtsanwälten, dies ist vor allem bei letzteren sehr gering, weshalb die Autoren auf eine vorsichtige Interpretation der Ergebnisse verweisen.

Generell sind die Anfragen zur Begründung der gemeinsamen Sorge eher gering: Knapp zwei Drittel der Jugendämter haben nur ein bis zehn Beratungsanfragen hinsichtlich der Beurkundung des gemeinsamen Sorgerechts pro Jahr; bei den Rechtsanwälten haben die Hälfte der Teilnehmer bis zu drei Fälle pro Jahr. Allerdings erhalten manche Teilnehmer solche Anfragen sehr häufig: 25 % der Jugendämter haben mehr als 20 Anfragen pro Jahr, 11 % der Jugendämter haben mehr als 50 Fälle pro Jahr und 4 % der Jugendämter haben sogar mehr als 100 Anfragen pro Jahr. Bei den Rechtsanwälten haben 13 % mehr als 10 Fälle und einige wenige bis zu 30 Fällen pro Jahr. Zu den Konfliktpotenzialen kann laut Ansicht der Autoren die Studie wenig Aussagen treffen, dennoch ist zu bemerken, dass es regelmäßig sowohl bei Jugendämtern als auch bei Rechtsanwälten Anfragen von Vätern gibt. Von allen Jugendämtern gehen 22 % davon aus, dass mehr als die Hälfte der Eltern, die keine gemeinsame Sorge begründen, zusammenleben oder längere Zeit zusammengelebt haben. Bei den Rechtsanwälten war dieser Anteil höher: Knapp die Hälfte der Teilnehmer vermutet, dass über 50 % der nicht verheirateten Eltern zusammenleben, ohne die gemeinsame Sorge zu begründen. Nach den Ergebnissen verschiedener Auswertungsvarianten leben etwa 25 bis 75 % aller Eltern zusammen oder haben zumindest längere Zeit zusammengelebt, ohne die gemeinsame elterliche Sorge zu begründen.

Bei der Frage nach den Motiven der Mütter zur Ablehnung der gemeinsamen Sorge nannten die Teilnehmer am häufigsten mit je ca. 80 % der Jugendämter und mehr als 90 % der Rechtsanwälte folgende Motive „Die Mutter möchte die Alleinsorge behalten, um allein entscheiden zu können (‚einfacherer Weg')" und „Die Mutter möchte nichts mehr mit dem Vater zu tun haben und lehnt daher jeden Kontakt auch in Angelegenheiten des Kindes ab". Circa 70 % der Jugendämter nannten neben diesen eher emotional orientierten Gründen gegen die gemeinsa-

me Sorge ebenfalls sehr häufig kindeswohlorientierte Motive: „Es kommt häufig zu Konflikten der Eltern, eine friedliche Verständigung ist nicht möglich“ und „Eine Beziehung zwischen den Eltern hat nie bestanden, war lose oder ist beendet“; bei den Rechtsanwälten wurden diese beiden Motive nur von circa 50 % der Teilnehmer genannt. In vielen Fällen bestand kein Kontakt zwischen Jugendamt/Rechtsanwalt und den Müttern, sodass die Informationen zu den Gründen gegen die gemeinsame Sorge oft nur aufgrund der Aussagen von Vätern vorliegen und dadurch von den Gründen der Mütter deutlich abweichen können. In weiteren Anmerkungen wurde darauf aufmerksam gemacht, dass Eltern häufig über die rechtlichen Folgen der Begründung bzw. Ablehnung der gemeinsamen Sorge wenig informiert seien bzw. während einer intakten Beziehung keine Notwendigkeit zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen sehen. Die Autoren dieser Studie sehen ihre Untersuchung nur als einen Anhaltspunkt für weitere wissenschaftliche Untersuchungen: Ob die vom Bundesverfassungsgericht in seinem Prüfauftrag herausgestellten gesetzgeberischen Annahmen zutreffen, sind auf Grundlage dieser Studie nicht möglich.

In der Onlinebefragung des „Väteraufbruchs“ (Sonnenberger et al., 2008) konnten 1.056 Fragebögen, die von Vätern nichtehelicher Kinder ausgefüllt worden waren, ausgewertet werden. Hiervon wurden diejenigen 375 ausgewählt, deren Kinder nach der Kindschaftsrechtsreform geboren wurden und mit dem Kind zusammenleben bzw. mit ihm zusammengelebt haben sowie deren Kooperationsbereitschaft mit den Müttern durch die tatsächliche gemeinsame Sorge zu erkennen ist. Letzteres wird von den Autoren der Studie bei einem Zusammenwohnen von mindestens zwölf Monaten angenommen. Der durchschnittliche Anteil der Eltern der gesamten Stichprobe, die die elterliche Sorge gemeinsam innehaben, beträgt 29 %. Betrachtet man nur Eltern, die mindestens zwölf Monate zusammen mit dem Kind gewohnt haben, so beträgt die Quote 46 %. In nur 3 % der Fälle vermuten bzw. wissen die Väter, dass die Mütter die gemeinsame elterliche Sorge aufgrund schwerwiegender Gründe ablehnen, in 52 % der Fälle nehmen sie andere Gründe an.

Bei der Interpretation dieser Resultate sollte allerdings berücksichtigt werden, dass es sich in dieser Studie ausschließlich um Väteraussagen handelt. Mit dieser Einschränkung lässt sich feststellen, dass in nur circa 50 % der Fälle das Sorgeerklärungsverhalten der Eltern den Prämissen des Gesetzgebers entspricht. Als schwerwiegende Gründe werden die Aussagen der Mütter „…der Vater sei nicht erziehungsgeeignet“, „…er würde sich nicht genug um das Kind kümmern“ und „...er würde das Kind misshandeln oder vernachlässigen“ betrachtet. Von den Müttern meistgenannte und von den Vätern vermutete weitere Gründe waren

„die Mutter wollte die Alleinsorge behalten, um im Konfliktfall alleine entscheiden zu können“, „die Mutter wolle die gemeinsame Sorge von Zugeständnissen des Vaters abhängig machen (z.B. Heirat)“, „der Gesetzgeber wüsste schon, warum er das so mache“ oder „die Mutter wolle nicht Gefahr laufen, im Falle einer Trennung selbst das Sorgerecht zu verlieren“. Das erste Motiv entspricht den meistgenannten Gründen der Jugendämter und Rechtsanwälte der oben erwähnten Befragung des Bundesjustizministeriums. Warum Väter nicht die gemeinsame Sorge beantragen, hat die Ursachen: „rechtliche Unwissenheit“, „die Mutter hätte der gemeinsamen Sorge nicht zugestimmt“ oder „der Vater wollte die Beziehung nicht belasten“. In nur einem Prozent der Fälle hatten die Väter kein Interesse an der elterlichen Sorge. Hierbei ist allerdings zu berücksichtigen, dass Väter, die schon kein Interesse an der elterlichen Sorge haben, eher weniger an einer Studie diesbezüglich teilnehmen würden. Die Studie des „Väteraufbruchs“ geht insbesondere auch auf die Rolle des Jugendamtes bei der Sorgeerklärung ein. Ein Großteil der Väter empfindet, dass die Jugendämter die Erklärung der gemeinsamen Sorge nicht unterstützen. Hingegen wurden nur 16 % der Väter durch die Beratung des Jugendamtes ausdrücklich ermutigt bzw. eher bestärkt. Wie die Autoren dieser Studie berichten, beinhaltet diese Erhebung einen Bias. Die zwei Hauptprobleme der Studie liegen erstens in der Onlinebefragung und zweitens darin, dass nur Väter befragt wurden.

Die quantitative Erhebung der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk & Walper, 2012) besteht aus einer schriftlich-postalischen Kurzbefragung (Langmeyer & Walper, 2013d) von 1.034 Eltern, deren Kinder der Jahrgänge 2005 bis 2007 nichtehelich geboren wurden, sowie einer ebenfalls schriftlich-postalischen Intensivbefragung (Langmeyer & Walper, 2013c) von 400 ausgewählten Elternteilen der Kurzbefragung. Zentraler Gegenstand waren Fragen zur Partnerschaftsentwicklung, zur Begründung des gemeinsamen Sorgerechts und ggf. zu Gründen, die Eltern davon abgehalten haben, die gemeinsame Sorge zu begründen.

Ein zentrales Ergebnis der quantitativen Erhebungen ist, dass nicht miteinander verheiratete Eltern bei Geburt des Kindes zu 77 % in einem gemeinsamen Haushalt lebten (NEL – Nichteheliche Lebensgemeinschaft), 12 % Partnerschaften mit separatem Haushalt führten (LAT – „Living Apart Together“) und weitere 11 % der Eltern keine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil bei der Geburt des Kindes hatten. Weiterhin erwies sich die Mehrzahl der nichtehelichen Partnerschaften als stabil, wobei unverheiratet zusammenlebende Eltern (NEL) im Vergleich zu solchen mit separatem Haushalt (LAT) die stabileren und tragfähigeren Beziehungen haben: LAT trennen sich in den ersten drei bis fünf Lebensjahren

des Kindes wesentlich häufiger als NEL. Nur rund die Hälfte der Befragten hat eine Beratung beim Jugendamt in Anspruch genommen. In diesem Zusammenhang gaben 62 % der Eltern kurz vor oder nach dem Geburtstermin die Erklärung zur gemeinsamen Sorge ab. Von den Eltern, die bei der Geburt des Kindes in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft zusammenleben, geben mehr als zwei Drittel Sorgeerklärungen ab, von denen ohne gemeinsame Partnerschaft dagegen lediglich rund ein Viertel. Eltern, die sich gegen das gemeinsame Sorgerecht entscheiden, geben hierfür sowohl kindeswohlbezogene als auch nicht kindeswohlbezogene Gründe an. Ein geringer Anteil der Befragten (13.5 %) führt Gründe an, die als Risikofaktoren für das Kindeswohl definiert werden können (z.B. Sucht- und Gewaltprobleme). Potenziell kindeswohlrelevante Gründe – vorrangig Partnerschaftsprobleme – werden von Befragten, die bei Geburt mit dem anderen Elternteil zusammenlebten, deutlich seltener als Grund gegen die Begründung des gemeinsamen Sorgerechts genannt (26.4 %) als von LAT-Paaren (45.3 %) oder Befragten ohne Partnerschaft mit dem anderen Elternteil (65.4 %). Der Wunsch, im Konfliktfall allein entscheiden zu können, gehört zu den drei wichtigsten Gründen, die für Mütter gegen die gemeinsame Sorge sprechen. Darüber hinaus spielen auch ganz andere Gründe, wie z. B. die mangelnde Informiertheit der Eltern, eine Rolle, gelegentlich auch die Angst vor einer finanziellen Schlechterstellung. Die Intensivbefragung ergab, dass Eltern, die die gemeinsame Sorge durch Erklärung begründet haben, über eine positivere Einstellung zur Rolle des Vaters verfügen und ein weniger traditionelles Geschlechtsrollenbild haben als Eltern, die keine gemeinsame Sorge begründen. Das bedeutet, sie orientieren sich weniger am traditionellen Ernährermodell, das der Frau die Rolle der nichterwerbstätigen Hausfrau und Mutter zuweist und den Mann als Hauptverdiener der Familie konzipiert. Eltern, die bei der Geburt des Kindes in einer Haushaltsgemeinschaft mit dem anderen Elternteil lebten (NEL), gelingt häufiger eine positive Kooperation mit dem anderen Elternteil in Erziehungsfragen (Coparenting) als Eltern, die bei der Geburt in separaten Haushalten lebten (LAT). Die Gruppe der inzwischen getrennten Eltern unterscheidet sich hinsichtlich der Kooperation in der Erziehung (Coparenting) von den mittlerweile verheirateten und stabilen unverheirateten Paaren: Eltern ohne Partnerschaft weisen die am wenigsten gute Erziehungspartnerschaft auf, NEL-Arrangements gelingt es wiederum leichter als LAT-Arrangements, eine positive Form der elterlichen Zusammenarbeit in der Erziehung des Kindes (Coparenting) zu etablieren. Die Partnerschaftssituation und die Bereitschaft zur Abgabe von Sorgeerklärungen haben wenig Einfluss auf die Verhaltensentwicklung des Kindes – ausschlaggebend sind hier vielmehr das Erziehungsverhalten der Eltern und deren Coparenting.

Mittels einer zusätzlichen qualitativen Befragung (Burschel & Schutter, 2013b) von nicht miteinander verheirateten Müttern und Vätern sollten Alltagspraxen und Deutungen untersucht werden, die zu einer Entscheidung für oder gegen das gemeinsame Sorgerecht sprechen. Die hierfür durchgeführten 41 Interviews bestätigen die Befunde der quantitativen Erhebungen, da zusammenlebende Eltern, die nicht die gemeinsame Sorge erklärt haben, hierfür selten kindeswohlrelevante Gründe anführen und sich Paare, die nach der Geburt des Kindes geheiratet haben, nicht wesentlich von Paaren unterscheiden, die nicht geheiratet haben, aber in einer stabilen Partnerschaft leben. Eltern, die keine gemeinsame Sorge erklärt haben, fehlt es oftmals an einem eindeutigen Entscheidungsprozess bezüglich des Sorgerechts oder sie finden die Erklärung zu bürokratisch. Für Befragte, die zusammenleben und die das gemeinsame Sorgerecht haben, spielen oftmals Absicherungswünsche – z.B. für den Fall des Todes der Partnerin – eine tragende Rolle. Bei diesen Eltern wird die Abgabe der Sorgeerklärungen auch oftmals als offizielle Familiengründung betrachtet. Die Belehrungssituation des Jugendamts wird indessen eher als unpassend und problemfokussiert beschrieben. Zudem wird der Vater kaum als Adressat weder in der Beratung noch im Einladungsschreiben wahrgenommen. Die getrennt lebenden Paare berichten häufiger von Konflikten über Belange des Kindes; dies unabhängig vom Sorgerecht. Jedoch finden sich auch getrennte Paare mit gemeinsamem Sorgerecht, die die Situation nach der Trennung kooperativ bewältigen. Weitere 14 qualitative Experteninterviews (mit Urkundspersonen und Mitarbeitern des Allgemeinen Sozialen Dienstes ASD) sollten aus der professionellen Perspektive das Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern beleuchten (Burschel & Schutter, 2013a). Die befragten Urkundspersonen erleben die Beratung- und Belehrungssituation als ein Dilemma, welches sich einerseits durch den Anspruch einer neutralen Belehrung, andererseits durch die Erforschung des Willens der Mutter ergibt. Auch die Urkundspersonen bestätigen, dass die Mutter steht meist im Zentrum der Belehrung steht, der Vater hingegen wird kaum wertneutral informiert. Aufgrund ihrer Erfahrungen mit konflikthaften Fällen stehen die befragten Urkundspersonen der gemeinsamen Sorge meist eher skeptisch gegenüber. Die Mitarbeiter des Allgemeinen Sozialen Dienstes befürworten hingegen eher die gemeinsame Sorge, da sie von einem eher sozialpädagogisch beratenden Arbeitsansatz ausgehen. Allerdings spielt die gemeinsame Sorge in den Beratungsgesprächen sehr selten eine Rolle, da es vornehmlich um Konfliktberatungen im Themenfeld Trennung und Scheidung bzw. Erziehung geht (vgl. auch Bundesministerium der Justiz, 2011).

Bislang wurden folglich nur wenige Studien speziell zur Situation nicht miteinan-

der verheirateter Eltern durchgeführt. Die wenigen Studien neben der (vorliegenden) Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" sind entweder schon vor der Kindschaftsrechtsreform durchgeführt worden oder inhaltlich oder von der Zielgruppe begrenzt und somit nicht repräsentativ. Daher ist es von großer Bedeutung, diese Forschungslücke (weiter) zu schließen.

Da aus den vorliegenden Befunden nur unzureichende Hinweise auf Gründe gegen die gemeinsame Sorge und noch weniger Anzeichen auf Determinanten für die gemeinsame Sorge abgeleitet werden können, wird im Folgenden ein angrenzendes Forschungsgebiet angerissen. Dies erfolgt, um mögliche Orientierungspunkte zu finden, welche dann in einem eher explorativen Ansatz in die Fragestellung eingehen werden. Das zum Vergleich heranzuziehende Forschungsgebiet ist die Institutionalisierung von Partnerschaften.

3.2.2 Vergleichsstudien: Institutionalisierung der Partnerschaft

Das Konzept der Institutionalisierung von Partnerschaften (Kopp, Lois, Kunz & Becker, 2010a) geht davon aus, dass sich Paarbeziehungen durch Beziehungsfortschritte im Entwicklungsverlauf verfestigen (Schmahl & Walper, 2012) und sich durch die Entstehung einer prototypischen sozialen Welt eine gemeinsame Identität als Paar ausbildet (Kopp, Lois, Kunz & Becker, 2010c). Diese Entwicklungsschritte werden durch objektive Ereignisse, wie beispielsweise das Zusammenziehen oder eine Heirat, sichtbar. Angefangen vom ersten Kennenlernen über das Verlieben und die Gründung eines gemeinsamen Haushaltes bis hin zu einer Heirat und/oder Geburt eines gemeinsamen Kindes und weiteren (kleineren) Zwischenschritten, wie beispielsweise die Einführung in die jeweiligen Freundeskreise und Familien, gemeinsame Urlaube, das Deponieren von Gegenständen in der Wohnung des jeweils anderen, etabliert sich die Paarbeziehung. Auch wenn heutzutage nicht jede Verliebtheit zwingend auch zu einer Ehe führt (Kopp et al., 2010a), wird die Eheschließung als bedeutsamster Institutionalisierungsschritt betrachtet, da sie neben rechtlichen Konsequenzen auch eine symbolische Verfestigung einhergehend mit Gefühlen von Sicherheit und Geborgenheit mit sich bringt (Schmahl & Walper, 2012). Trotz Pluralisierung der Partnerschaftssituationen und teils unterschiedlichen individualisierten Entwicklungspfaden folgen Partnerschaften insgesamt einer systematischen Logik in ihrer Beziehungsentwicklung. Institutionalisierungsprozesse erfolgen mehrheitlich in einer bestimmten Reihenfolge, solange es zu keiner Deinstitutionalisierung und somit zur Trennung bzw. Aufhebung der Partnerschaft kommt (Kopp, Lois, Kunz & Becker, 2010d).

Auch die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen wird von Paaren als ein

solcher Institutionalisierungsprozess verstanden, wie qualitative Interviews von Eltern nichtehelich geborener Kindern ergaben (Burschel & Schutter, 2013b). Deshalb können mögliche Einflussfaktoren auf Institutionalisierungsprozesse auch als Determinanten der Abgabe von Sorgeerklärungen übertragen werden. Welche Faktoren als solche Einflussgrößen auf Institutionalisierungsschritte bekannt sind, soll im Folgenden beleuchtet werden.

Lois und Kopp (2011) differenzieren bei der Erklärung des Institutionalisierungsgrads nach individuellen, partnerschaftsbezogenen und paarexternen Push- und Pullfaktoren. Unter den individuellen Faktoren werden hier einerseits soziostrukturelle Merkmale der einzelnen Partner, aber auch deren Passung der beiden Partner diskutiert. So beziehen sich Studien zu Prädiktoren zur Gründung eines gemeinsamen Haushalts bzw. zum Heiratsverhalten (Hill & Kopp, 1999; Kley & Huinink, 2006; Müller, 2006) sowie zum Übergang zur Elternschaft (Kurz, 2005) oftmals auf ebensolche soziostrukturellen Faktoren.

Aus der Scheidungsforschung ist bekannt, dass Jugendliche geschiedener Eltern, oftmals auch einhergehend mit ökonomischer Deprivation, früher als Gleichaltrige sexuell aktiv sind, ein erhöhtes Risiko für frühe Elternschaft haben und früher feste Partnerschaften eingehen (Walper & Schwarz, 2002). Scheidungserfahrung als auch ökonomische Deprivation sind folglich im Sinne der Institutionalisierung als Beschleunigungsfaktoren zu betrachten. Bei jungen adoleszenten Paaren, die sich eher noch in der Übungsphase befinden (Walper, Guglhör-Rudan, Thönnissen, Wendt & Beckh, 2008; Wendt, 2009), ist hingegen eine Institutionalisierung eher gebremst, partnerschaftliche Stabilisierungsschritte sind (noch) nicht erwünscht (Kopp, Lois, Kunz & Becker, 2010b). Je älter Personen in Partnerschaften sind, desto bedeutsamer wird eine Familiengründung (Heckhausen, Wrosch & Fleeson, 2001). Sogar unter Kontrolle der Partnerschaftsdauer lassen sich positive Effekte des Alters auf die Institutionalisierung nachweisen (Kopp et al., 2010b). Eine hohe Bildung, vor allem der Frauen, verhindert eine Heirat (Lois, 2009). In nichtehelichen Partnerschaften scheint die Einigkeit über finanzielle Fragen bedeutsam für das Bestehen der Partnerschaft zu sein (Dew, 2011). Weiterhin wird die Religiosität als individueller Einflussfaktor diskutiert. Einerseits haben religiöse Menschen eine verstärkte Heiratsneigung, da sie eher an den sakralen Charakter der Ehe glauben. Andererseits gibt es auch gegenläufige Befunde, die besagen, dass sich Partnerschaften religiöser Menschen langsamer institutionalisieren (Lois & Kopp, 2011).

Neben den individuellen Faktoren einzelner Partner werden auch partnerschaftsspezifische Faktoren, hier insbesondere die Partnerschaftsqualität sowie die Partnerschaftsdauer als Determinanten bedeutsamer Institutionalisierungs-

schritte erörtert (Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Sassler, 2004). So spielt beispielsweise für Elternschaftsentscheidungen der Partnerschaftskontext eine wichtige Rolle und eine funktionierende Partnerschaft gilt als eine wesentliche Voraussetzung für die Elternschaft (Höhn, Ette & Ruckdeschel, 2006; Huinink, Schröder & Boehnke, 2008). Partnerschaftskonflikte (Klein & Eckhard, 2008) bzw. die Instabilität von Paarbeziehungen (Eckhard, 2006) oder eine geringe Partnerschaftsqualität (Rijken & Liefbroer, 2009) können sich eher nachteilig auf die Realisierung von Kinderwünschen auswirken. Für die Entscheidung zugunsten eines (weiteren) Kindes spielen neben der Partnerschaftsqualität beider Elternteile (Rijken & Thomson, 2011) auch die wahrgenommenen Differenzen zum Partner in den Wertvorstellungen und Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Kinder und Erziehung (Miller, Severy & Pasta, 2004) sowie bisherige Erfahrungen mit der Elternschaft (Reichle & Montada, 1999) und das elterliche Coparenting (McClain, 2011) eine Rolle. Auch für nichteheliche Väter sind für die Bereitschaft, weitere Kinder zu bekommen, die Partnerschaftszufriedenheit als auch wenige Konflikte mit der Partnerin von großer Bedeutung (Scott et al., 2010). Generell wirkt auch der Institutionalisierungsschritt einer Elternschaft eher stabilisierend für Partnerschaften (Kopp et al., 2010b). Der Institutionalisierungsgrad von Partnerschaften mit kürzerer Partnerschaftsdauer ist noch nicht so weit fortgeschritten wie bei Paaren mit längerer Partnerschaftsdauer (Kopp et al., 2010b). Verweilen Paare lange Zeit auf einer Entwicklungsstufe, wird dies von den beiden Partnern, aber auch vom sozialen Umfeld negativ bewertet und als ein Anzeichen für unzureichende Beziehungsarbeit interpretiert. Diese Veränderungserwartung an die Partnerschaft unterscheiden sich je nach Altersgruppe: Während es für jüngere Personen noch völlig in Ordnung ist, die Partnerschaft längere Zeit auf einem unverbindlicherem Niveau zu belassen, ist dies bei älteren Personen, auch im Hinblick auf die biologischen Gegebenheiten, nicht mehr so sehr erwünscht. Daher ergeben sich eigenständige Effekte von Partnerschaftsdauer und Altersgruppe der befragten Person (Lois & Kopp, 2011). Auch das partnerschaftliche Commitment (Le & Agnew, 2003) und die partnerschaftliche Bedürfniserfüllung (Schmahl & Walper, 2012) sowie eine positive Paarinteraktion (Lois & Kopp, 2011) spielen eine tragende Rolle bei der Entscheidung in einer bestehenden Partnerschaft zu verweilen und diese zu institutionalisieren. Im Sinne des Investitionsmodells von Rusbult (1980) sind materielle (Anschaffungen) und immaterielle Investitionen (gemeinsame Erfahrungen) in die Partnerschaft ebenso wie die Qualität potenzieller Alternativen bedeutend für die Institutionalisierung der Partnerschaft (Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Schmahl & Walper, 2012). Wenn sich Personen nicht sicher sind, ihren Partner genau zu kennen und noch

das Bedürfnis haben, ihm/ihr zunächst im Rahmen eines ungebundenen (vorehelichen) Zusammenlebens näher zu kommen, wird ein weiterer Institutionalisierungsschritt oftmals verzögert (Kopp et al., 2010b).

Andere Studien finden überhaupt keine deutlichen Effekte partnerschaftlicher Merkmale auf Institutionalisierungsprozesse. So wirkt bei Kopp und Kollegen (2010b) längsschnittlich die Partnerschaftszufriedenheit nicht auf die Verfestigung der Partnerschaft, wie zuvor querschnittlich nachgewiesen; sie ist lediglich ein Faktor, der das Risiko einer Trennung mildert. Dies entspricht dem Befunden von Surra und Hughes (1997), die nur für einen Teil der untersuchten Paare die Partnerschaftszufriedenheit als bedeutsam für die Partnerschaftsstabilität nachweisen konnten. Dew (2011) findet kaum Effekte, die eine Eheschließung bzw. Nicht-Eheschließung vorhersagen: Weder finanzielle Uneinigkeit noch andere Schwierigkeiten wie Streitereien über Haushaltsteilung, gemeinsam verbrachte Zeit oder sexuelle Erfahrungen mit dem Partner können hier als Wirkmechanismen klassifiziert werden.

Als paarexterne Faktoren werden zum einen soziostrukturelle Lebensumstände, wie beispielsweise der Tod eines Elternteils oder die Geschwisterzahl, die eine ökonomische Deprivation begünstigen und deshalb eine Absicherung durch eine institutionalisierte Partnerschaft fördern, erörtert. Zum anderen werden weitere sozialisationsbedingte Faktoren erwähnt. Hierunter fällt beispielsweise der Wohnort in Ost- oder Westdeutschland oder Unterschiede zwischen Stadt und Land. In Ostdeutschland ist ein früherer Übergang in Institutionalisierungsprozesse der Partnerschaften zu verzeichnen, hier wird aber beispielsweise auch die Kinderbetreuung und eine Scheidung als unproblematischer als in Westdeutschland interpretiert. Durch die Dichte der sozialen Kontrolle ist eine institutionalisierte Partnerschaft in eher ländlicheren Regionen bedeutsamer (Lois & Kopp, 2011). Bei Lois und Kopp (2011) ergaben sich jedoch keine signifikanten Effekte von Ost-West und Gemeindegröße auf die Institutionalisierungsprozesse der Partnerschaften.

3.3 Zusammenfassung, Fragestellung und Hypothesen Studie I

Studie I bezieht sich speziell auf die Thematik nichtehelicher Elternschaft und des gemeinsamen Sorgerechts für nichtehelich geborene Kinder. Bei Paaren, die nicht miteinander verheiratet sind und ein gemeinsames Kind bekommen, hat gemäß § 1626a des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) automatisch die Mutter des Kindes die alleinige Sorge (vgl. Kapitel 3.1.1). Mit elterlicher Sorge ist die Pflicht und das Recht der Eltern für das minderjährige Kind zu sorgen (§ 1226 Abs. 2 BGB; Schmidt et al., 2013) gemeint. Was genauer unter dem Begriff der gemeinsamen

Sorge zu verstehen ist, ist nicht im Gesetz verankert. Konfliktthemen die in Zusammenhang mit der gemeinsamen Sorge diskutiert werden, wurden im Kapitel 3.1.1 vorgestellt. Nichteheliche Eltern hatten zum Zeitpunkt der Durchführung der vorliegenden Studie lediglich die Möglichkeit, durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen (z. B. beim Jugendamt) die gemeinsame elterliche Sorge zu erlangen. Laut amtlicher Statistik (vgl. Kapitel 3.1.2) haben dies 44.8 % der nichtehelichen Eltern mit Kindern, die 2004/2005 geboren wurden, getan, in den Jahrgängen 2010/2011 waren es mit 58.8 % bereits deutlich mehr. Diese Zahlen sind allerdings nicht besonders tragfähig, da die amtliche Statistik unter anderem nicht erfasst, in welchem Jahr das Kind geboren wurde, für welches die Sorgeerklärung abgegeben wurde. Somit ist ein Prozentuieren der Sorgeerklärungen auf die nichtehelichen Geburten sicherlich fehlerbelastet (vgl. Kapitel 3.1.2). Da bislang sehr wenige Studien zum Sorgerecht nichtehelicher Elternschaft vorliegen (vgl. Kapitel 3.2.1), liegt deshalb der Forschungsfokus in der Studie I vor allem auf der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge. Da die elterliche Sorge allerdings auch durch eine Heirat erlangt wird, sind einerseits auch Elternpaare, die nach der Geburt eines nichtehelichen Kindes geheiratet haben von Interesse. Zusätzlich werden – auch zum Vergleich – Elternpaare, die bereits vor der Geburt des Kindes geheiratet haben, herangezogen.

Forschungsfrage I.1: ***Wie viele nichteheliche Eltern heiraten und wie viele nichteheliche Eltern trennen sich nach Geburt des Kindes? Was sind Prädiktoren für den Institutionalisierungsgrad der Partnerschaft?***

Die erste Forschungsfrage der Studie I widmet sich dem Partnerschaftsverlauf von Elternpaaren nichtehelich geborener Kinder sowie Gründe und Bedingungen für die Wahl dieser Partnerschaftsform.

Frage I.1.1: Wie verläuft die Lebenssituation von Familien mit nichtehelich geborenen Kindern?

Zunächst soll mit der *Frage I.1.1* betrachtet werden, wie sich die Lebens- und Partnerschaftssituation in Familien mit nichtehelichen Kindern im Verlauf nach der Geburt des Kindes entwickelt und wie die Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes war. Hierbei soll auch untersucht werden, wie viele Familien überhaupt ein nichteheliches Kind bekommen und wie sich Familien mit nichtehelich geborenen Kindern zusammensetzen. Anhand der Ergebnisse der Studie von

Vaskovics und Kollegen (1997) und der Fragile Families Study (Kamp Dush, 2011; Tach et al., 2010) wird davon ausgegangen, dass die Mehrheit der Befragten in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil bei Geburt des Kindes lebten. Da bei Vaskovics und Kollegen (1997) im Zeitraum zwischen sechs Monaten nach Geburt des Kindes und sechs Jahren nach Geburt des Kindes 23 % bis 16 % der befragten Mütter in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil lebten, wird erwartet, dass sich die Zahl der nichtehelichen Partnerschaften im Zeitraum nach der Geburt ebenfalls reduziert. Unklar bleibt, anhand der Studie von Vaskovics und Kollegen (1997), wie viele nichteheliche Eltern nach der Geburt des Kindes heiraten. Dies trotz Spekulationen der Autoren, dass circa ein Drittel der Eltern, die ein nichteheliches Kind gebären bis zum Alter des Kindes von zwölf Jahren heiraten. Dieses Defizit soll mit vorliegender Studie behoben werden. Es wird ebenfalls anhand der Ergebnisse von Vaskovics und Kollegen (1997) erwartet, dass für die meisten der nichtehelich geborenen Kinder die Vaterschaft anerkannt wird.

Frage I.1.2: Was sind Prädiktoren des (De-)Institutionalisierungsgrads der Partnerschaft?

Eltern, die ein nichteheliches Kind geboren haben, haben nach dem Konzept der Institutionalisierung von Partnerschaften (Kopp et al., 2010a) bereits eine hohe Stufe der Institutionalisierung der Partnerschaft erreicht (vgl. Schmahl, 2012). Mit einer Heirat erlangen sie jedoch noch einen weiteren Institutionalisierungsschritt. Die Heirat des anderen Elternteils ist zugleich auch ein Weg, die gemeinsame Sorge für ein nichteheliches Kind zu erlangen (§ 1626a; vgl. Kapitel 3.1.1). Deshalb ist es von Interesse, mögliche Prädiktoren einer Heirat nichtehelicher Eltern zu identifizieren. Mit der *Frage I.1.2* sollen daher einerseits mögliche im Rahmen des Konzepts der Institutionalisierung von Partnerschaften diskutierte Prädiktoren für den Institutionalisierungsschritt Heirat nichtehelicher Eltern überprüft werden (vgl. Kapitel 3.2.2). Hierbei wird erwartet, auch wenn in manchen Studien keine Effekte auf eine Heirat ausgemacht werden können (z. B. Dew, 2011), dass neben individuellen Faktoren der befragten Personen und deren Partner sowohl partnerschaftliche aber auch paarexterne Faktoren zu tragen kommen. Bei den individuellen Faktoren der beiden Elternteile wird vermutet, dass vor allem der Bildung der Eltern eine besondere Rolle zukommt. So wird erwartet, dass Frauen mit einer niedrigen und mittleren Bildung im Vergleich zu einer hohen Bildung eine größere Heiratschance haben. Ferner sollten Frauen mit höherer Wahrscheinlichkeit heiraten, wenn der andere Elternteil eine höhere Bildung hat. Solche Hypergamietendenzen sind zwar eher rückläufig, in Studien

aber immer noch zu finden (vgl. z. B. Wirth, 1996). Unter den partnerschaftlichen Einflussfaktoren werden positive Effekte der Dauer der Partnerschaft bei Geburt (vgl. Langmeyer & Walper, 2013d) sowie der Partnerschaftsqualität angenommen (vgl. Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Sassler, 2004). Partnerschaftskonflikte sollten sich analog zu Befunden zum Institutionalisierungsschritt des Übergangs zu einer Elternschaft (vgl. Klein & Eckhard, 2008; Scott et al., 2010) negativ auf die Heiratswahrscheinlichkeit äußern. Zwar finden Lois und Kopp (2011) keine Effekte des Lebens in Ostdeutschland im Vergleich zu Westdeutschland, dennoch wird erwartet, dass vor allem in Ostdeutschland die Chance, länger nichtehelich zu bleiben, erhöht ist, während nichteheliche Paare in Westdeutschland eher heiraten sollten. Keine solche Bedeutung sollte das Leben in der Stadt vs. dem Leben in eher ländlicheren Regionen einnehmen (Lois & Kopp, 2011).

Im Vergleich zum Institutionalisierungsschritt der Heirat soll mit der *Frage I.1.2* auch auf Prädiktoren des Deinstitutionalisierungsschrittes, einer Trennung der Partnerschaft eingegangen werden. Während hier weniger Effekte der individuellen Faktoren der beiden Elternteile sowie der paarexternen Faktoren erwartet werden, sollten hier vor allem partnerschaftliche Faktoren relevant sein.

Neben der Frage nach Prädiktoren für eine Heirat bzw. einer Trennung nichtehelicher Paare, soll mit Frage I.1.2 auf die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte eingegangen werden. Zwar haben Paare, die ein nichteheliches Kind geboren und danach geheiratet haben, und solche, die bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet waren, aktuell grundsätzlich den gleichen Institutionalisierungsgrad; aufgrund von möglichen Traditionalisierungseffekten werden jedoch unterschiedliche Bedingungen für die Wahl der beiden Familienformen erwartet. Unterscheiden sich die Einflussfaktoren auf den Institutionalisierungsschritt Heirat einer nichtehelichen Partnerschaft nicht auf den Unterschied der beiden Familienformen NEL und verheiratet, so wird davon ausgegangen, dass die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte unbedeutend ist. Zusätzlich sollten in diesem Fall die Prädiktoren dann keinen bzw. einen geringeren Einfluss auf die Differenzierung zwischen ursprünglich nichtehelichen, jetzt aber verheirateten Paaren und vorgeburtlich verheirateten Elternpaaren haben, da bei Gleichheit der Gruppen wenig aufzuklärende Varianz zur Verfügung stände.

Forschungsfrage I.2: **Wie viele nichteheliche Eltern erlangen die gemeinsame elterliche Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen? Was sind Prädiktoren für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen und welche Gründe sprechen gegen die gemeinsame Sorge?**

Nachdem mit der Forschungsfrage I.1 die Lebenssituation nichtehelicher Elternschaften sowie Prädiktoren für eine Heirat sowie die Wahl der Lebensform nichteheliche Partnerschaft beleuchtet wird, bezieht sich die Forschungsfrage 2 in der Studie I insbesondere auf die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen.

Frage I.2.1: Wer gibt wann Sorgeerklärungen ab? Wird eine Beratung zum Sorgerecht in Anspruch genommen? Was wissen Eltern nichtehelich geborener Kinder über das gemeinsame Sorgerecht?

Zunächst soll mit der *Frage I.2.1* untersucht werden, wie viele Eltern, deren Kind nichtehelich geboren ist, die Option der gemeinsamen, elterlichen Sorge wahrnehmen. Es wird davon ausgegangen, dass die überwiegende Mehrheit der nichtehelichen Eltern der Option der gemeinsamen Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen rund um den Geburtstermin nachkommt. Ebenfalls sollten Eltern, die keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben haben, dies auch nicht mehr vorhaben. Es wird an dieser Stelle angenommen, dass Eltern, die die gemeinsame Sorge anstreben, dies im Alter ihrer Kinder von drei bis fünf Jahren auch bereits in die Realität umgesetzt haben. Dies wurde auch vom Bundesverfassungsgericht (BVerfG) in seiner Entscheidung vom 29. Januar 2003 (BVerfGE 107, 150 ff.) zur Verfassungsmäßigkeit der seit dem Kindschaftsrechtsreformgesetz 1998 geltenden Regelung des § 1626a BGB entsprechend angenommen (vgl. Kapitel 3.1.1). Angesichts der wenigen Studien, die Zahlen bzw. Vermutungen zur Verteilung gemeinsamer Sorge liefern, wird erwartet, dass der Prozentsatz der Personen mit gemeinsamer Sorge zwischen 25 und 75 % liegt (vgl. Bundesministerium der Justiz, 2006; Sonnenberger, Winter, Woelk, & Bade, 2008), wobei er bei Paaren, die in einer Partnerschaft leben, höher sein sollte (Sonnenberger et al., 2008). Zusätzlich soll mit der *Frage I.2.1* hinterfragt werden, wie viele Personen eine Beratung durch das Jugendamt in Anspruch nehmen. Nach Angaben der Jugendämter und Rechtsanwälte in der Befragung des Bundesministeriums der Justiz (2006) ist der Anteil derjenigen Eltern, die eine solche Beratung in Anspruch nehmen relativ gering. Insbesondere der Anteil an Vätern ist von besonderem Interesse, da, wie eine qualitative Befragung (Burschel &

Schutter, 2013b) ergab, diese eher selten als Adressat wahrgenommen werden. Bislang gibt es keine Studien darüber, was Eltern unter dem Begriff der gemeinsamen Sorge verstehen. Ob sich Rechtsprechung (vgl. Kapitel 3.1.1) und Verständnis von Eltern entsprechen, wird daher ebenfalls explorativ mit der *Frage I.2.1* untersucht.

Frage I.2.2: Was sind Einflussfaktoren für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen? Welche Rolle spielen individuelle, partnerschaftsbezogene und paarexterne Faktoren?

Trotz der Annahme des BVerfG (BVerfGE 107, 150 ff., vgl. auch Kapitel 3.1.1) werden nicht alle Eltern die Möglichkeit der gemeinsamen Sorge nutzen. Deshalb wird zusätzlich mit der *Frage I.2.2* geprüft, welche nichtehelichen Eltern vorwiegend ein gemeinsames Sorgerecht innehaben und welche Prädiktoren für die Erlangung der gemeinsamen Sorge durch Abgabe von Sorgeerklärungen relevant sind. Anhand des Vergleichs mit Ergebnissen zu Studien zur Institutionalisierung von Partnerschaften (vgl. Kapitel 3.2.2) werden Effekte von individuellen, partnerschaftlichen und paarexternen Faktoren auf die Abgabe von Sorgeerklärungen erwartet. Der Vergleich mit Studien zur Institutionalisierung von Partnerschaften liegt insofern nahe, als nichteheliche Eltern die Abgabe von Sorgeerklärungen ebenfalls als einen solchen Schritt zur Verfestigung der Partnerschaft wahrnehmen, wie qualitative Interviews der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ ergaben (Burschel & Schutter, 2013b).

Unter den individuellen Faktoren wird erwartet, dass vor allem die Bildung der Eltern einen Einfluss auf die gemeinsame Sorge hat. Wie bereits bei einer Heirat sollte auch neben der generellen Partnerschaftssituation die Partnerschaftszufriedenheit (Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Sassler, 2004) einen positiven, sowie Partnerschaftskonflikte (Klein & Eckhard, 2008; Scott et al., 2010) einen negativen Effekt auf die gemeinsame Sorge haben. Es wird ferner vermutet, dass Eltern, die durch ein besseres Wissen zum gemeinsamen Sorgerecht und somit umfassend informiert sind, eher das gemeinsame Sorgerecht beantragen. So wäre beispielsweise denkbar, dass schlecht informierte Eltern seltener die gemeinsame Sorge anstreben, weil sie befürchten, in zu vielen Bereichen gemeinsame Entscheidungen treffen zu müssen. Unter den paarexternen Faktoren wird mit einem Effekt vom Leben in der Stadt im Vergleich zum Leben in ländlicheren Regionen auf die Abgabe von Sorgeerklärungen erwartet. Möglicherweise haben Eltern in ländlicheren Regionen einen schweren Zugang zu Institutionen, bei welchen sie die Sorgeerklärungen abgeben können. Auch wenn sich beispielsweise durch die Sozialisationstheorie (Hurrelmann, 2006) oder die Sozialstrukturtheorie (Hradil,

2006) mögliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland sowie die Unterschiede zwischen städtischen und ländlichen Erhebungsorten erklären lassen könnten, da sich verschiedene Milieus durch typisches Alltagsverhalten auszeichnen, wird kein bzw. nur ein geringer Effekt von Ost/West erwartet. Dass es wahrscheinlich keinen systematischen Zusammenhang zwischen der Anzahl an nichtehelichen Geburten und der Abgabe von Sorgeerklärungen gibt, welcher erwartbar wäre, konnte in vorliegender Studie bereits mit der Auswertung der amtlichen Statistik gezeigt werden (vgl. Kapitel 3.1.2).

Frage I.2.3: Welche Gründe gegen die gemeinsame Sorge werden genannt?

Haben die Eltern keine Sorgeerklärungen abgegeben, ist es interessant zu wissen, welche Gründe hierfür angeführt werden. Langmeyer und Walper (2013d) differenzieren zwischen drei verschiedenen Arten an Gründen gegen die gemeinsame Sorge: (a) vergleichsweise klare Risikofaktoren für das Kindeswohl, mit denen Probleme der Asozialität und Subnormalität angesprochen werden, (b) potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung, die einen breiten Bereich von partnerschaftsbezogenen Vorbehalten gegenüber der gemeinsamen Sorge umfassen, und (c) nicht kindeswohlrelevante Gründe, die sich auf den Zugang zum Institut der gemeinsamen Sorge, das Umfeld, Konventionen und Vorwissen beziehen. Zu erwarten ist anhand der Annahmen des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG 107, 150, vgl. auch Kapitel 3.1.1), dass vorwiegend kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt werden. Das BVerfG nimmt an, dass Eltern, wenn sie in einer gemeinsamen Partnerschaft leben und die tatsächliche Sorge gemeinsam ausüben, diese auch rechtlich durch die gemeinsame Sorge nach § 1626a BGB absichern. Im Normalfall sollten Eltern also die gemeinsame Sorge beantragen, außer es liegen kindeswohlrelevante Gründe dagegen vor. Bisherige empirische Studien deuten jedoch darauf hin, dass ein nicht unbedeutender Anteil, vor allem an Müttern, andere Vorbehalte als Aspekte des Kindeswohls gegen die gemeinsame Sorge haben, da sie beispielsweise befürchten, im Falle einer Trennung alles gemeinsam mit dem anderen Elternteil entscheiden zu müssen (Bundesministerium der Justiz, 2006; Sonnenberger et al., 2008) oder einfach ein wesentlicher Entscheidungsprozess fehlt bzw. die Abgabe der Sorgeerklärung den Eltern zu bürokratisch erscheint (vgl. Burschel & Schutter, 2013b). Da diese Studien durchweg Schwächen mit sich bringen bzw. eine qualitativ Studie ist (vgl. Kapitel 3.2.1), kann keine klare Hypothese über den Anteil der kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge gemacht werden.

Frage I.2.4: Was sind Einflussfaktoren für die Nennung kindeswohlrelevanter Gründe gegen die gemeinsame Sorge?

Die geringe Anzahl an Studien zum Sorgerecht sowie zu Gründen gegen das gemeinsame Sorgerecht macht keine Aussagen zu Einflussfaktoren auf die Nennung von kindeswohlrelevanten Gründen. Dennoch ist es interessant zu wissen, ob bestimmte Faktoren relevant für die Nennung solcher Gründe sind. Daher wird explorativ mit der *Frage I.2.4* untersucht, ob individuelle, partnerschaftliche oder paarexterne Faktoren Effekte auf die Nennung solcher kindeswohlrelevanter Gründe haben. Es wird erwartet, dass insbesondere partnerschaftliche Faktoren eine bedeutende Rolle einnehmen. Da Partnerschaftsprobleme in der Elternbeziehung zumindest als potenziell kindeswohlrelevant (Langmeyer & Walper, 2013d) eingestuft werden können, sollten bei Vorliegen solcher Probleme auch diese als Gründe gegen die gemeinsame Sorge angeführt werden.

Diese Fragestellungen der Studie I werden anhand von zwei Teilstudien beantwortet. Zum einem mit der Kurzbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Studie Ia: Kapitel 3.4 bis Kapitel 3.6), zum anderen mit den Daten der zweiten Erhebungswelle des Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam; Studie Ib: Kapitel 3.7 bis Kapitel 0). Im Folgenden werden jeweils die Methoden und Ergebnisse beider Studien vorgestellt. Am Ende beider Studien werden jeweils die Ergebnisse der Studie in einer kurzen Diskussion vorgestellt, welche dann in einer abschließenden Diskussion (Kapitel 0) miteinander verglichen werden und in Relation zu den bisherigen empirischen Befunden gesetzt werden.

3.4 Methode Studie Ia: „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Gemeinsames Sorgerecht)

Der erste Teil der Analysen in der Studie I bildet die Studie Ia „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“. Bevor im Folgenden die für die Analysen ausgewählte Stichprobe sowie Konstrukte und Prüfverfahren vorgestellt werden, sollen zunächst einige grundsätzliche Information zu dieser Studie gegeben werden.

3.4.1 Die Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (gemeinsames Sorgerecht)

Die deutschlandweite Untersuchung „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk & Walper, 2012) wurde im Zeitraum Mai 2009 bis

September 2010 von der Ludwig-Maximilians-Universität München in Kooperation mit dem Deutschen Jugendinstitut e. V. im Auftrag des Bundesministeriums der Justiz durchgeführt. Ziel der Studie war es, zu überprüfen, inwieweit die Voraussetzungen und Annahmen des Bundesverfassungsgerichts und des Gesetzgebers bezüglich der Abgabe von Sorgeerklärungen mit der Alltagspraxis nicht miteinander verheirateter Eltern übereinstimmen. Bei der Prüfung der Verfassungsmässigkeit im Jahr 2003 ging das Bundesverfassungsgericht davon aus, dass nicht miteinander verheiratete Eltern, die gemeinsam die Verantwortung für ihr Kind übernehmen, dies auch durch die Begründung der gemeinsamen elterlichen Sorge rechtlich legitimieren und nur dann auf das gemeinsame Sorgerecht verzichten, wenn dieser kindeswohlrelevante Gründe entgegenstehen (vgl. Kapitel 3.1). Mit der in Auftraggebung der Studie kam das Bundesministerium der Justiz der Auflage des Bundesverfassungsgerichts nach, den bestehenden Sachverhalt rechtstatsächlich zu untersuchen. Somit sollte mit der Studie vorwiegend die Verfassungsmäßigkeit, der seit der Kindschaftsrechtsreform 1998 geltenden Regelung des Sorgerechts nicht miteinander verheirateter Eltern überprüft werden. Die Frage bezüglich der Verfassungsmäßigkeit wurde zumindest aus juristischer Perspektive bereits während der Projektlaufzeit durch die Entscheidung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EMGR; FamRZ 2010, 103ff.) sowie darauffolgend durch das Bundesverfassungsgericht (BVerfG JAmt 2010, 313 ff.) negativ beantwortet (vgl. Kapitel 3.1.1). Dennoch wurde dieses interdisziplinäre Projekt, in das soziologische, psychologische und juristische Expertise eingeflossen ist, weiter fortgeführt, obgleich mit Kürzung des Projektbudgets sowie mit einer Projektlaufzeitverkürzung um gut zwei Monate.

Weitere zentrale Themen neben der empirischen Überprüfung der Verfassungsmäßigkeit und der Aufklärung von Prävalenzraten gemeinsamer Sorge nichtehelicher Eltern waren in dieser Studie einerseits die Passung rechtlicher Regelungen und des individuellen Verhaltens sowie die Klärung des gesellschaftlichen Verständnisses von elterlicher Sorge. Hierbei lag das Interesse – anders als aus juristischer Perspektive – nicht auf der Bedeutung im Konfliktfall, sondern auf der faktischen, praktisch gelebten und gewünschte Verantwortungsübernahme im Sinne der Alltagspraxis der ausgeübten Sorge für das Kind. Andererseits sollte die Partnerschaftsentwicklung nichtehelicher Eltern auch im Hinblick auf Besonderheiten und Ähnlichkeiten zwischen nicht miteinander verheirateten Elternpaaren und späteren Ehepaaren beleuchtet werden. Ferner sollte die Beratungspraxis durch die Jugendämter ergründet und die Entwicklung der gesetzgeberischen Prämissen und Rechtsentwicklungen in Ost und West untersucht, eine Literatur- und Rechtsprechungsanalyse erstellt sowie ein internationaler Vergleich

der Sorgerechtsregelung bei nichtehelichen Eltern durchgeführt werden.

Um diese Kernaspekte zu überprüfen, wurde in der Studie ein gestuftes Vorgehen angewandt, das unterschiedliche methodische Zugänge im Sinne eines triangulierenden Verfahrens verbindet. So konnte neben der Auswertung der amtlichen Statistiken und einer juristischen Expertise auch die Perspektive der Betroffenen in standardisierten sowie offenen qualitativen Befragungen zur Geltung gebracht werden. Im Zentrum der Erhebungen standen Eltern, die im Zeitraum 2005-2007 ein Kind bekamen, ohne mit dem anderen Elternteil verheiratet zu sein. Die Beschränkung des Altersspektrums der Kinder auf etwa zwei bis vier Jahre hat zwei Vorteile: (1) Im Rückblick auf die Familienentwicklung betrachtet man vergleichsweise zeitnah einen bedeutsamen Abschnitt der frühen Kindheit, in dem sich die Stabilität der Elternbeziehung überwiegend herauskristallisiert. (2) Gleichzeitig ist die Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten, dass sich der Bestand nichtehelicher Lebensgemeinschaften durch Eheschließung oder Trennung allzu drastisch reduziert hätte.

In den qualitativen Teilstudien wurden einerseits Experten des Jugendamts (Beurkundungsstelle und Allgemeiner Sozialer Dienst, ASD) als auch bei Geburt des Kindes unverheiratete Eltern befragt. Die quantitative Komponente der Studie bestand einerseits aus einer schriftlich-postalischen *standardisierten Kurzbefragung* von Eltern nichtehelich geborener Kinder, um Fragen der Partnerschaftsentwicklung und damit der Elternkonstellation der Kinder während der ersten Lebensjahre zu erfassen, andererseits aus einer, auf einer Teilstichprobe dieser Kurzbefragung aufbauenden, ausführlicheren *standardisierten Intensivbefragung*, um vertiefende Informationen zum Sorgerechtsverhalten, zur alltäglichen Arbeitsteilung der Eltern hinsichtlich der elterlichen Sorge sowie zum Kindeswohl zu gewinnen. Diese zweite, ebenfalls schriftlich-postalische Befragung, fokussierte stabile nichteheliche Lebensgemeinschaften mit gemeinsamen Kindern. Zum Vergleich dieser wurden folgende Gruppen von Eltern herangezogen: (a) ursprünglich nichteheliche Elternpaare, die zwischenzeitlich geheiratet haben, sowie (b) getrennt lebende Eltern, die ursprünglich bei Geburt des Kindes unverheiratet zusammengelebt haben (vgl. Walper & Jurczyk, 2012).

Die Analysen in den folgenden Studien beziehen sich ausschließlich auf die quantitativen Erhebungen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“. In der vorliegenden Studie I erstreckt sich die Auswertung hauptsächlich auf die Datengrundlage der standardisierten Kurzbefragung (Studie Ia). Aus diesem Grund wird im Folgenden die Stichprobenziehung sowie der Feldzugang dieser Kurzbefragung erläutert und im Anschluss daran die Stichprobe selbst genauer beschrieben.

3.4.2 Stichprobenziehung, Feldzugang und Stichprobe Studie Ia Kurzbefragung „Gemeinsames Sorgerecht“

Stichprobenziehung und Feldzugang

Ursprünglich war für die Kurzbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ ein Stichprobenumfang von 1.200 Teilnehmenden an der Befragung vorgesehen, um in der auf die Kurzbefragung folgende Intensivbefragung auf eine möglichst große Anzahl stabiler nichtehelicher Partnerschaften zurückgreifen zu können. Zur Stichprobenziehung wurde ein mehrstufiges Auswahlverfahren eingesetzt. Hierbei wird die Grundgesamtheit aller Eltern in Deutschland nichtehelich geborener Kinder der Jahrgänge 2005, 2006 und 2007 zuerst in Schichten unterteilt, welche in der vorliegenden Studie durch die einzelnen Bundesländer definiert sind (vgl. Schnell, Hill & Esser, 2008).

Aus allen Bundesländern Deutschlands wurden im ersten Schritt elf Bundesländer ausgewählt. Dies geschah nicht nach dem Zufallsprinzip, sondern aufgrund einer Konzentrationsauswahl, bei welcher bewusst auf die Zusammenstellung und die gesamtdeutsche Repräsentativität geachtet wurde. Um eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse zu ermöglichen, orientierten wir uns in der Grundstruktur der Auswahl der Bundesländer an der Studie von Vaskovics, Rost und Rupp (1997), bei der neun Bundesländer (Bayern, Berlin, Brandenburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Sachsen-Anhalt, Thüringen) ausgewählt wurden. Die ausgewogene Aufteilung in Ost/West schien mit dieser Auswahl gegeben, jedoch war ein weiteres Stratifizierungsmerkmal der Stichprobenplanung sowie eine korrekte anteilige Repräsentation der nördlichen und südlichen Bundesländer hier noch nicht ausreichend realisiert. Um dies zu gewährleisten, wurden die Bundesländer Hessen und Rheinland-Pfalz aus der Stichprobe ausgeschlossen und durch das Land Mecklenburg-Vorpommern bzw. die Hansestadt Hamburg ersetzt. Hamburg spielt dabei in doppelter Hinsicht eine Rolle; einerseits als nördliches Bundesland, andererseits als dritter Vertreter der Stadtstaaten neben Berlin und Bremen, welches ebenfalls hinzugefügt wurde. Mecklenburg-Vorpommern wurde ebenso aus mehreren Gründen ausgewählt: Hierbei fällt u. a. in die Waagschale, dass Mecklenburg-Vorpommern über die drei für die Erhebung vorgesehenen Geburtenjahrgänge 2005, 2006 und 2007 mit 63,46 % den höchsten prozentualen Anteil nichtehelicher Geburten in Deutschland aufweist. Zudem wurde Baden-Württemberg als das Bundesland mit dem prozentual niedrigsten Anteil von 19,76 % nichtehelicher Geburten in den drei interessierenden Jahrgängen in die Stichprobe aufgenommen. Hierdurch sind beide Extreme in Bezug auf den Anteil nichtehelicher Geburten unter den einzel-

nen Bundesländern in die Erhebung integriert. Weiterhin erschien es wichtig, Brandenburg als Erhebungsland beizubehalten, da dort Gebühren für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erhoben werden dürfen (vgl. § 97c SGB VIII i.V. mit § 25 AGKJHG Brandenburg).

Somit wurde die Erhebung in folgenden Bundesländern durchgeführt:

Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Brandenburg, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

Um eine gleiche Auswahlwahrscheinlichkeit für alle Elemente in der Grundgesamtheit bei unterschiedlich großen Primäreinheiten (hier Bundesländer) zu ermöglichen, werden im PPS-Design (probability proportional to size; Kish, 1965; Sudman, 1976) Auswahlwahrscheinlichkeiten für die Primäreinheiten verwendet, die proportional zur Größe der Primäreinheiten sind (Schnell et al., 2008). Daher wurde für jedes ausgewählte Bundesland der prozentuale Anteil der dortigen nichtehelichen Geburten in den Jahren 2005, 2006 und 2007 an allen nichtehelichen Geburten in den elf ausgewählten Bundesländern ermittelt und dieser auf die forcierte Gesamtstichprobenanzahl von 1.200 Personen umgerechnet. Die daraus resultierenden Stichprobengrößen sowie die späteren Rücklaufquoten detailliert nach Erhebungsstandort finden sich in Langmeyer und Walper (2010).

Zudem wurde mit der weiteren Differenzierung zwischen urbanen und ländlichen Siedlungsräumen einem weiteren Stratifizierungsmerkmal Rechnung getragen: Innerhalb jedes Bundeslandes wurden – mit Ausnahme der Stadtstaaten Hamburg, Bremen und Berlin – jeweils zwei Kreisregionen gemäß der Klassifikation des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung, 2009) ausgewählt. Hierbei wurde einerseits eine Kernstadt, welche meist die Hauptstadt des entsprechenden Bundeslandes ist, andererseits ein weiterer ländlicher Kreis ausgewählt. Bei der Auswahl des ländlichen Kreises orientierten wir uns an dem am häufigsten vorkommenden (und damit repräsentativsten) ländlichen Kreistyp des jeweiligen Bundeslandes. In den Bundesländern Baden-Württemberg, Bayern und Nordrhein-Westfalen wurden aufgrund der Größe der Stichprobe zusätzlich mindestens eine zweite Stadt bzw. ein zweiter ländlicher Kreis ausgewählt. Diese Klassifikation urbaner und ländlicher Räume anhand der Siedlungsstrukturellen Kreistypen entspricht den Standards größerer renommierter Umfrageinstitute wie z. B. TNS Infratest.

Aufgrund dieser Differenzierung zwischen ländlichen und städtischen Siedlungsräumen konnte das ursprüngliche PPS-Design keine Anwendung mehr finden, da sich hierbei für die ländlichen Regionen eine zu geringe Stichprobenzahl ergeben würde. Deshalb sollte jeweils die Hälfte der angestrebten Stichprobe pro Bundes-

land im städtischen Raum und die andere Hälfte im ländlichen Raum erhoben werden.

Über die jeweiligen Einwohnermeldeämter sowie Standes- und Jugendämter wurden Adressen nichtehelich geborener Kinder eingeholt, an welche im Anschluss der Kurzfragebogen mit dem Titel „Fragebogen zur Familienentwicklung" unter dem Projektnamen „Eltern werden ohne Trauschein"[5] gesandt wurde. Eltern, welche nach 14 Tagen weder den Fragebogen mittels des beiliegenden mit der Aufschrift „Porto zahlt Empfänger" versehenen Kuverts zurückgesandt noch die Online-Version des Fragebogens, welche ihnen über die Online Befragungssoftware EFS Survey des Unipark-Programms von Globalpark zur Verfügung gestellt wurde, ausgefüllt hatten, erhielten ein Erinnerungsschreiben. Ein zweites Erinnerungsschreiben mit nochmals beiliegendem Fragebogen erfolgte nach weiteren 14 Tagen. Ein derartiges stufenweises Vorgehen wird beispielsweise von Bortz und Döring (2006) empfohlen. Um die Rücklaufquote zu erhöhen, wurde neben der zusätzlichen Option der Online-Befragung darüber hinaus die Teilnahme mit einem Gewinnspiel angeregt.

Details zu den Erhebungsorten und zum Zugang über die diversen Ämter inklusive Anschreiben, verschiedene Empfehlungsschreiben und Datenschutzbestimmung, sowie die den Eltern zugesandten Anschreiben, Erinnerungsschreiben, Gewinnspielkarte und der standardisierten Kurzfragebogen mit dem Titel „Fragebogen zur Familienentwicklung" finden sich ebenfalls in Langmeyer und Walper (2010).

Insgesamt sind an 4.099 Elternteile Briefe mit Fragebögen verschickt worden. 1056 Elternteile davon haben schließlich an der Kurzbefragung der Studie teilgenommen.[6] 431 Briefe kamen aufgrund falscher Empfängeradressen zurück, da die Adresse der Eltern nicht stimmte. 12 Fragebögen wurden unausgefüllt zurückgesandt. Die um falsche Adressen bereinigte Rücklaufquote beträgt somit 28.8 %. Sie liegt damit im Mittel der Rücklaufquoten der Studie von Vaskovics und Kollegen (1997).

[5] Der Titel „Eltern werden ohne Trauschein" wurde gewählt, da dieser eingängiger und ansprechender für Eltern erschien, als der juristische klingende Projekttitel „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern". So sollte gewährleistet werden, dass sich Eltern mit dem Titel des Forschungsprojekts identifizieren können und somit die Hürde zur Teilnahme erleichtert wird.

[6] Nach offiziellem Projektabschluss sind noch einige Fragebögen eingetroffen und es wurden außerdem private Kontakte genutzt, um die Stichprobe zu vergrößern, deshalb sind es etwas mehr Eltern, an die Fragebögen geschickt wurden, und auch mehr Eltern, die an der Studie teilgenommen haben, als im Endbericht des Projekts aufgeführt (Langmeyer & Walper, 2010). Darüber hinaus wurden hier die 26 Fragebögen, die von Teilnehmern der qualitativen Studie ausgefüllt wurden, zu denjenigen, die versandt wurden, aufaddiert.

Stichprobe

Von den 1.056 Personen, die an der Studie teilgenommen haben, mussten zuerst 17 Personen ausgeschlossen werden, da sie bei Geburt des Kindes mit dem anderen Elternteil verheiratet waren. Weitere 18 Frauen und 8 Männer mussten zusätzlich von den Analysen ausgeschlossen werden, da keine Angaben zur Abgabe von Sorgeerklärungen vorlagen. Somit stehen für die nachfolgenden Analysen Angaben von 651 Frauen und 362 Männer zur Verfügung.

In 226 Fällen haben beide Elternteile an der Befragung teilgenommen. Somit beziehen sich die Ergebnisse auf 787 nichtehelich geborene Kinder.

Anstelle dyadischer Analysen, die nur für die wenigen Fälle, bei denen Daten von beiden Elternteilen vorliegen, durchgeführt werden könnten, werden in den folgenden Analysen Frauen und Männer getrennt betrachtet, um eine künstliche Verdoppelung der Fallzahlen zu vermeiden.

Geschlecht, Alter und Staatsangehörigkeit: Von den auszuwertenden 1.013 Personen sind wie bereits erwähnt 651 Personen (64.3 %) weiblich und 362 (35.7 %) männlich. Die teilnehmenden Frauen sind im Mittel jünger (32.67 Jahre, SD = 6.34) als die teilnehmende Männern (36.16 Jahre, SD = 7.16), wobei sich allerdings bei beiden Geschlechtern eine große Spannbreite ergibt: Die jüngste Teilnehmerin ist 17 Jahre alt und der älteste Teilnehmer 61 Jahre. Der überwiegende Teil der Befragungsteilnehmer/innen (Frauen: 95.4 %, Männer:91.4 %), hat die deutsche Staatsangehörigkeit, 0.9 % der Frauen und 1.1 % der Männer besitzen die deutsche und zusätzlich noch eine weitere Staatsbürgerschaft. 0.3 % der Frauen und 1.4 % der Männer haben die italienische Staatsbürgerschaft. Weitere 3.4 % der Frauen und 6.1 % der Männer haben andere Staatsbürgerschaften. Diese Verteilungen entsprechen dem Erwartungswert laut amtlicher Statistik für nichtehelich geborene Kinder (vgl. Langmeyer & Walper, 2013d).

Bildung, Erwerbstätigkeit und Einkommen: Der Bildungsgrad in der vorliegenden Stichprobe ist tendenziell hoch: 45.3 % aller Frauen und 52.1 % aller Männer haben die allgemeine oder die fachgebundene Hochschulreife und 24.3 % der Frauen sowie 25.4 % der Männer die mittlere Reife; nur 18.9 % Frauen und 22.5 % Männer haben maximal den qualifizierenden Hauptschulabschluss. Somit liegt die Quote der Personen mit Hochschulreife damit über dem Bevölkerungsdurchschnitt für die Altersgruppe der 30- bis 35-Jährigen, diejenige mit mittlerer Reife und Hauptschulabschluss ist unterrepräsentiert (vgl. auch Langmeyer & Walper, 2013d; Vergleich mit Bildungsbericht). 62.8 % der Frauen und 83.6 % der Männer sind erwerbstätig. Frauen arbeiten im Durchschnitt mit 27.97 Stunden (*SD* = 10.94) pro Woche etwas mehr als halb so viel wie Männer mit 40.72 Stunden (*SD* = 9.59). Der Arbeitsverdienst beträgt bei Frauen am häufigsten 500

bis unter 1.000 € und bei Männern 1.000 bis 1.500 € pro Monat.

Anzahl und Alter der Kinder: Etwas über die Hälfte der Teilnehmer/innen hat ein leibliches Kind (Frauen: 53.1 %, Männer: 50.8 %), 37.2 % der Frauen und 36.4 % der Männer haben zwei leibliche Kinder, 6.0 % und 8.0 % drei leibliche Kinder und weitere 2,3 % bzw. 3.6 % vier Kinder. Maximal werden acht leibliche Kinder angegeben. 36,3 % der befragten Frauen und 32.7 % der Männer haben neben dem Zielkind ein oder mehrere weitere nichteheliche Kinder. 3.8 % der Befragungsteilnehmerinnen und 7.5 % der Befragungsteilnehmer haben ein bis vier Stiefkinder. Keiner der Befragten hat Adoptiv- oder Pflegekinder. Das Alter der leiblichen Kinder verteilt sich zwischen null und 25 (Frauen) bzw. 38 (Männer) Jahren und beträgt bei den Frauen im Mittel 4.4 Jahre und bei den Männern 4.7 Jahre; das Alter der Stiefkinder hat bei den Frauen einen Mittelwert von 12.8 Jahren und bei den Männern 12.0 Jahren und verteilt sich zwischen drei und 15 (Frauen) und 22 (Männern) Jahren. Bei 94.8 % der Frauen wohnen die angegebenen Kinder im Haushalt; bei den Männern ist dieser Prozentsatz mit 76.7 % deutlich geringer.

Das Zielkind: Das Zielkind der befragten Personen, d. h. ihr ältestes in den Jahren 2005 bis 2007 geborenes Kind, ist bei den Frauen im Mittel 3.83 Jahre ($SD = 1.09$) und bei den Männern entsprechend 3.85 ($SD = 1.27$) Jahre alt. Während bei den Frauen das Geschlecht des Zielkindes in etwa gleich verteilt ist (weiblich: 49.6 %, männlich: 50.4 %), ist das Zielkind der Männer etwas häufiger männlichen (55.0 %) als weiblichen (45.0 %) Geschlechts. 96.0 % der Kinder der Frauen und 95.8 % der Kinder der Männer haben die deutsche Staatsangehörigkeit.

Partnerschaftsituation mit dem anderen Elternteils des Zielkindes: 66.1 % der befragten Frauen und 85.0 % der Männer leben derzeit in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil. Die meisten davon in einem gemeinsamem Haushalt, nur 7.3 % dieser Frauen und 3.8 % dieser Männer berichten, eine Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt zu führen. Diejenigen Frauen, die mit dem Vater des Zielkindes zusammen in einem Haushalt wohnen, leben im Mittel seit 6.73 Jahren ($SD = 3.51$) mit diesem Partner in einem Haushalt. Bei den Männern ist dies mit 6.29 Jahren ($SD = 3.21$) vergleichbar lang. Im Durchschnitt beträgt die Zeit zwischen Partnerschaftbeginn und Einzug in einen gemeinsamen Haushalt bei den Frauen 2.46 Jahre ($SD = 3.91$) und bei den Männern 2.04 Jahre ($SD = 32.46$). Es gibt Paare, die bis zum Befragungszeitpunkt weniger als ein Jahr im gemeinsamen Haushalt wohnen, aber auch Paare, die schon 20 Jahre zusammenleben. Die mittlere Partnerschaftdauer mit dem anderen Elternteil beträgt bei den Frauen 8.89 ($SD = 4.06$) und bei den Männern 8.47 Jahre ($SD = 4.02$) und verteilt sich zwischen wenigen Monaten hin bis zu 22.08 Jahren.

Alter und Bildung des anderen Elternteils: Der andere Elternteil ist im Schnitt bei den Frauen 31.91 Jahre (*SD* = 7.61) und bei den Männern 29.26 Jahre (*SD* = 6.19) alt. Der Range des Alters des anderen Elternteils ist wie die Spannweite im Alter der antwortenden Personen relativ groß: der jüngste andere Elternteil, welcher ein Vater ist, ist 14 Jahre, der älteste, ebenfalls ein Vater, 58 Jahre alt. Auch bei der Bildung des anderen Elternteils sind diejenigen mit (Fach-Hochschulreife) mit 44.3 % bei den Frauen und 49.4 % bei den Männern überrepräsentiert. 27.8 % der anderen Elternteile haben nach Angaben der Frauen die mittlere Reife. Bei den Männern macht diese Gruppe 31.2 % aus. Die Gruppe derer mit niedriger Bildung des anderen Elternteils ist bei den Männern mit 19.4 % die geringste besetzte, bei den Frauen ist sie mit 27.8 % genauso groß wie die mit mittlerer Reife.

Ost-West – und Stadt-Land – Verteilung: 60.8 % der Frauen leben in Westdeutschland und 39.2 % in Ostdeutschland. Unter den Männern ist die Quote derjenigen aus Westdeutschland mit 68.0 % gegenüber 32.0 % aus Ostdeutschland etwas größer als bei den Frauen. Hingegen ist die Stadt-Land-Verteilung zwischen Männern und Frauen nahezu identisch: 65.4 % der Frauen und 65.5 % der Männer leben in einer Stadt. Entsprechend leben 34.6 % der Frauen und 34.5 % der Männer in eher ländlicheren Bezirken.

Zur Repräsentativität der Stichprobe: Neben der oben angeführten zufriedenstellenden Ausschöpfungsquote von 28,8 %. die laut Schneekloth (2003) als Merkmal der Repräsentativität gilt, kann im Hinblick auf die Repräsentativität der Stichprobe weiterhin festgehalten werden,

- dass die Ost-West-Verteilung weitgehend der Grundgesamtheit für Deutschland entspricht;
- dass Väter leicht unterrepräsentiert sind, wobei insbesondere Väter, die nicht mit der Mutter des Kindes zusammenleben, deutlich seltener an der Befragung teilgenommen haben oder aufgrund fehlender Adressinformationen gar nicht angeschrieben werden konnten;
- dass die Stichprobe einen im Vergleich zur Allgemeinbevölkerung erhöhten Anteil von Befragten mit Hochschulreife enthält. Vermutlich ist dies auf die Befragungsmodalitäten (schriftlich-postalisch) zurückzuführen. Allerdings lässt sich hier nicht eindeutig klären, inwieweit nicht miteinander verheiratete Eltern in ihrem Bildungsniveau der Gesamtbevölkerung entsprechen;
- dass der Anteil von Eltern und Kindern mit ausländischer Staatsbürgerschaft gering ist, aber dem Erwartungswert für nichtehelich geborene Kinder laut amtlicher Statistik entspricht.

Der Bildungsbias ist nur schwer zu interpretieren und könnte auch eine Besonderheit jener Eltern abbilden, die sich gegen die Ehe entscheiden. Schwerer wiegt der Geschlechterbias, der bei der Interpretation der Daten zu berücksichtigen ist, insbesondere, wenn Aussagen über nicht zusammenlebende oder über getrennt lebende Eltern gemacht werden sollen. Bei denjenigen Analysen, die nichteheliche Lebensgemeinschaften in den Mittelpunkt stellen, kann jedoch auf eine geeignete Datenbasis mit vergleichbaren Anteilen von Müttern und Vätern zurückgegriffen werden. Weitere Informationen zur Repräsentativität der Stichprobe finden sich in Langmeyer & Walper (2013d).

Die Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ umschließt, wie bereits erwähnt, auch eine weitere Intensivbefragung (vgl. Langmeyer & Walper, 2013c), an der eine Teilstichprobe der Kurzbefragung teilgenommen hat. Für die vorliegende Studie Ia ist diese Intensivbefragung weniger relevant. Nur in einer Analyse gehen Informationen aus dem im Rahmen dieser Intensivbefragung eingesetzten „Fragebogen zur Familienentwicklung“ mit ein. Daher wird an dieser Stelle verzichtet, genauer die Intensivbefragung sowie die Stichprobenzusammensetzung der Intensivbefragung zu erläutern. Auf diese wird in der Studie II genauer eingegangen (vgl. Kapitel 4.4.1).

Im Folgenden werden die Erhebungsinstrumente in Studie Ia beschrieben.

3.4.3 Operationalisierung Studie Ia „gemeinsames Sorgerecht“

Der Kurzfragebogen mit dem Titel „Fragebogen zur Familienentwicklung“ des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“, welcher gleichermaßen von Müttern und Vätern ausgefüllt werden kann, beginnt mit einer kurzen Einführung (mit Hinweisen zum Ausfüllen der Fragen) und gliedert sich darauf in sechs folgende Elemente:

(1) Demografische Angaben zur eigenen Person

(2) Angaben zur aktuellen Partnerschaft

(3) Angaben zum Zielkind (ältestes in den Jahren 2005 bis 2007 geborenes Kind)

(4) Angaben zum anderen Elternteil und zur Partnerschaftsentwicklung

(5) Angaben zur Anerkennung der Vaterschaft und zur Erklärung gemeinsamer Sorge

(6) Angaben zu möglichen weiteren Kindern.

Ausführlichere Angaben zur Ausgestaltung dieser Bereiche, vor allem derer, die in vorliegender Studie nicht zum Einsatz kommen, finden sich in Langmeyer und Walper (2013d). Der Fragebogen selbst ist im Anhang des vorgezogenen Endbe-

richts für das Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ einzusehen (Jurczyk & Walper, 2010). Die zur Auswertung der Forschungsfragen I.1 und I.2 herangezogenen Variablen werden im Folgenden detaillierter vorgestellt.

Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes und aktuelle Partnerschaftssituation mit dem anderen Elternteil

Die Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes wurde im Kurzfragebogen mit einem Item erhoben. Die Eltern sollten beantworten, ob sie bei der Geburt des Kindes eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes hatten und wenn ja, ob sie verheiratet waren oder unverheiratet zusammengelebt haben (NEL) oder eine Partnerschaft hatten, aber keinen gemeinsamen Haushalt hatten (LAT). Zusätzlich wurde den Eltern ermöglicht unter Sonstiges andere Partnerschaftskonstellationen anzugeben. Da nur eine Person diese Möglichkeit nutzte und angab, dass die Vaterschaft noch nicht nachgewiesen sei, wurde Sonstiges und keine Partnerschaft zusammengefasst. Eltern, die angaben, bei der Geburt des Kindes mit dem anderen Elternteil verheiratet gewesen zu sein, wurden von der Analyse ausgeschlossen. Dies betraf 16 Personen. Somit stehen die drei Partnerschaftssituationen bei Geburt, NEL, LAT und keine Partnerschaft für die Analysen zur Verfügung.

Die aktuelle Partnerschaftssituation mit dem anderen Elternteil wurde nicht direkt im Fragebogen abgefragt, sondern kann aus Angaben zum aktuellen Partnerschaftsstatus (keinen Partner, LAT-Partner, Partner), der Auskunft gibt, ob der aktuelle Partner der andere Elternteil des Zielkindes ist, Angaben zu einer Heirat des anderen Elternteils nach der Geburt sowie der oben erläuterten Variable zum Partnerschaftsstatus der Eltern bei Geburt des Kindes rekonstruiert werden. Die befragten Elternteile werden dabei folgenden Gruppen zugeordnet: anderen Elternteil geheiratet; nichteheliche Partnerschaft mit anderem Elternteil (NEL); nichteheliche Partnerschaft mit anderem Elternteil ohne gemeinsamem Haushalt (LAT); getrennt vom anderen Elternteil; nie eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil. Zur Prüfung von (De-)Institutionalisierungsschritten werden die Gruppen für nachfolgende Analysen einerseits zu den Gruppen keine Heirat vs. Heirat des anderen Elternteils und andererseits zu den Gruppen keine Trennung vs. Trennung zusammengefasst.

Gemeinsame Sorge und Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen

Die Eltern wurden gebeten, anzugeben, ob sie beispielsweise beim Jugendamt übereinstimmende Sorgeerklärungen für Ihr Kind abgegeben haben, um die gemeinsame Sorge zu erhalten. Es standen die Antwortalternativen *1* = ja, nämlich

Monat/Jahr (bitte Zeitpunkt eintragen), *2* = nein, nur ich habe die Erklärung abgegeben, der andere Elternteil nicht, *3* = nein, nur der andere Elternteil hat die Erklärung abgegeben, ich nicht, *4* = nein, keiner von uns beiden. Für nachfolgende Analysen wurden die teilnehmenden Eltern anhand ihrer Angaben zum Sorgerecht in zwei Gruppen eingeteilt: Eltern, die die gemeinsame Sorge aufgrund von übereinstimmenden Sorgeerklärungen beider Elternteil erlangt haben und Eltern, die die gemeinsame Sorge aufgrund dieses Kriteriums nicht haben. Falls die Eltern angaben, keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben zu haben, wurden sie mit einer vierstufigen Antwortskala befragt – reichend von *1* = ganz sicher, *2* = ja, wahrscheinlich, *3* = eher nein und *4* = ganz sicher gefragt – ob sie noch vorhaben, beispielsweise beim Jungendamt übereinstimmende Sorgeerklärungen abzugeben.

Beratung im Jugendamt zur gemeinsamen Sorge

Noch vor der Frage zum Sorgerecht im Kurzfragebogen wurde die Inanspruchnahme einer Beratung durch das Jugendamt erfragt. Die Eltern sollten darlegen, ob sie bei einer persönlichen Beratung zum Thema gemeinsames Sorgerecht beim Jugendamt waren und wenn ja, wann dies geschehen ist. Die Antwortmöglichkeiten zu dieser Fragen waren: *1* = nein, waren wir nicht, *2* = nein, nicht zur persönlichen Beratung mit Gespräch, wir haben aber ein Informationsblatt vom Jugendamt erhalten, *3* = nein, ich nicht, aber der andere Elternteil des Kindes am *Monat/Jahr* , *4* = ja, ich alleine am *Monat/Jahr* und *5* = ja, ich zusammen mit dem anderen Elternteil des Kindes am *Monat/Jahr.*

Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Eltern, die nicht die gemeinsame Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erlangt haben, wurden gebeten, anhand einer Liste von 26 möglichen Gründen gegen die gemeinsame Sorge anzugeben, welcher für sie selbst und welcher dieser Gründe für den anderen Elternteil zutrifft. Die genauen Itemwortlaute der Gründe finden sich in Tabelle 69 im Anhang. Die Gründe lassen sich nach den Gruppen *keine Kindeswohlrelevanz*, *potenziell kindeswohlrelevante Gründe* und *Risikofaktoren für das Kindeswohl* zusammenfassen (vgl. Kapitel 3.5.5 und Tabelle 69). Für die Analysen zu Prädiktoren werden die beiden letzteren Gruppen zu (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen zusammengefasst.

Wissen zum Sorgerecht

Das Wissen zum Sorgerecht wurde in der Intensivbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" erfragt, deshalb liegen hier nur für eine Teilstichprobe der Teilnehmenden der Kurzbefragung

Angaben vor. Um die Informiertheit dieser Eltern zum Thema gemeinsame Sorge zu erfassen, wurde eine Liste von zehn das Kind betreffenden Entscheidungen verwendet, bei der jeweils zwischen den Alternativen „muss gemeinsam abgesprochen werden“ und „kann alleine entschieden werden“ auszuwählen war. Als Prüfkriterium für die Richtigkeit der Angaben wurde die Bewertung eines juristischen Expertenteams des Deutschen Instituts für Jugendhilfe und Familienrecht (DIJuF) vor dem Hintergrund vorhandener Präzedenzfälle und richterlicher Entscheidungspraxis zugrunde gelegt (Langmeyer & Walper, 2013c). In die Auswertung werden nur diejenigen Eltern einbezogen, welche die Liste mit den zehn Sorgerechtsbereichen vollständig bearbeitet hatten. Die zehn Entscheidungen und ihre richtigen Antwortoptionen finden sich im Anhang in Tabelle 70. Für die Analysen wurden die richtigen Entscheidungen aufsummiert.

Individuelle Faktoren selbst und individuelle Faktoren des anderen Elternteils als Prädiktoren

Zur Vorhersage von (De-)Institutionalisierungsprozessen, der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen sowie der Begründung der Nichtabgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen mit kindeswohlrelevanten Gründen werden als individuelle Faktoren der Eltern (vgl. Kapitel 3.2) das Alter bei der Geburt des Kindes sowie die Bildung der Elternteile betrachtet. Für alle Teilnehmenden der Kurzbefragung wurde das aktuelle Alter in Jahren für die befragte Person selbst sowie für den aktuellen Partner erfragt. Ist der aktuelle Partner nicht der andere Elternteil des Zielkindes bzw. gibt es keinen aktuellen Partner, wird das Alter des anderen Elternteils mittels einer extra Frage erfasst. Aus den Alternsangaben kann zusammen mit den Angaben zum Alter des Zielkindes das Alter der beiden Elternteile bei Geburt des Kindes berechnet werden. Auch die Bildung wurde für die befragte Person selbst sowie für den anderen Elternteil erfasst. Die Bildung wird mit dem höchsten allgemein bildenden Schulabschluss operationalisiert. Die Eltern sollten ihren eigenen sowie den Bildungsgrad des anderen Elternteils anhand folgender Antwortoptionen angeben: *1* = von der Schule abgegangen ohne Abschluss, *2* = Hauptschulabschluss, *3* = qualifizierten Hauptschulabschluss, *4* = mittlere Reife/Realschule, *5* = Allgemeine oder Fachgebundene Hochschulreife/Abitur, *6* = sonstiger Schulabschluss. Diese Antworten wurden zur Vereinfachung nochmals zusammengefasst in: *1* = maximal qualifizierter Hauptschulabschluss, *2*= Mittlere Reife, *3* = (Fach-)Hochschulreife. Für die Teilnehmenden der Intensivbefragung können noch weitere individuelle Faktoren herangezogen werden: Einerseits das bereits erläuterte Wissen zum Sorgerecht, andererseits Angaben zur Geschlechtsrollenorientierung. Die beiden Skalen zur Geschlechtsrollenorientierung (Wolfgang & Künzler, 2001) aktive Vaterrolle und traditionelle

Rollenorientierung bestehen aus fünf bzw. zwei Items und wurden auf einer fünfstufigen Likertskala – reichend von *1* = stimme überhaupt nicht zu bis *5* = stimme voll und ganz zu – beantwortet. Genauere Angaben zu Reliabilitäten und Itemwortlauten der Indikatoren zur Geschlechtsrollenorientierung finden sich in Kapitel 4.4.2 (vgl. auch Tabelle 18 und Tabelle 71).

Partnerschaftliche Faktoren als Prädiktoren

Neben der oben bereits erläuterten Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes (NEL/LAT bzw. keine) werden als partnerschaftliche Faktoren zusätzlich mittels zweier selbstentwickelter Items das Vertrauen in Partnerschaft bei der Geburt sowie Konflikte bei der Geburt des Kindes und weitere nichteheliche Kinder mit und ohne gemeinsamen Sorgerecht erhoben. Mit der Frage, wie damals die Situation in der Partnerschaft war, sollten die Eltern auf einer sechs-stufigen Likertskala (1 = gar nicht zutreffend, 6 = sehr zutreffend) beantworten, wie sehr die beiden Aussagen „Ich hatte großes Vertrauen in die Tragfähigkeit unserer Partnerschaft." (Tragfähigkeit der Beziehung bei der Geburt) und „Es gab viele Auseinandersetzungen." (Konflikte bei der Geburt) auf Sie zutreffen. Am Ende des Fragebogens wurde erfasst, ob es noch weitere gemeinsame nichteheliche Kinder mit dem anderen Elternteil des Zielkindes gibt und wie das Sorgerecht dieser Kinder geregelt ist. Diese aus mehreren Items bestehenden Angaben wurde zu der dichotomen Variable keine älteren Kinder mit dem anderen Elternteil mit gemeinsamer Sorge vs. ältere Kinder mit dem anderen Elternteil mit gemeinsamer Sorge verrechnet. Diese Faktoren wurden für alle befragten Personen unabhängig von der Partnerschaftsituation erhoben. Für Personen, die zum Befragungszeitpunkt mit dem anderen Elternteil in einer Partnerschaft leben, liegen darüber hinaus noch Angaben zur Dauer der Beziehung bei der Geburt des Kindes sowie zur aktuellen Partnerschaftsqualität vor. Die aktuelle Partnerschaftsqualität wird mit dem Indikator der *aktuellen Partnerschaftsqualität* erfasst. Auf globaler Ebene geben die Eltern ihre eigene Zufriedenheit mit der Beziehung mittels eines elfstufigen Ratings (*0* = sehr unzufrieden, *10* = sehr zufrieden) an. Die Partnerschaftsqualität auf diese Art und Weise zu erheben, wurde aus dem pairfam-Projekt („Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics", Wendt, Schmahl, Thönnissen, Schaer & Walper, 2011) übernommen.

Paarexterne Faktoren als Prädiktoren

Der erste paarexterne Faktor ist das Alter des Kindes. Dieses wird aus den Angaben zum genauen Geburtsmonat und Geburtsjahres des Kindes berechnet. Ein weiterer paarexterner Faktor ist der Wohnort in einer Stadt vs. Wohnen auf dem Land. Hierfür wurden Erhebungsorte (vgl. Langmeyer & Walper, 2013d) in Kern-

städten, hochverdichteten Kreisen sowie verstädterten Räumen (Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung, 2009) zu dem Wohnort Stadt zusammengefasst. Die übrigen Erhebungsorte bilden ländliche Bezirke ab. Für den weiteren geografischen Faktor Ost vs. West wurden die Erhebungsorte nach Zugehörigkeit zu Ost- bzw. Westdeutschland zusammengefasst. Berlin, wurde, wie auch vom Statistischen Bundesamt gehandhabt, gesamt Ostdeutschland zugeordnet.

3.4.4 Prüfverfahren Studie Ia „Gemeinsames Sorgerecht“

Prüfverfahren für die Forschungsfrage I.1

Frage I.1.1 wird in der Studie Ia hinsichtlich der Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes und zum Befragungszeitpunkt, zu dem die Kinder drei bis fünf Jahre alt sind, beantwortet. Hierfür werden überwiegend deskriptive Statistiken verwendet. Teilweise werden zur statistischen Absicherung zusätzliche χ^2-Tests berechnet. Da die Daten auch Personen beinhalten, die zwar eine gemeinsame Partnerschaft führen, jedoch nicht alle Partner und Partnerinnen der teilnehmenden Frauen und Männer an der Studie teilgenommen haben, werden alle Analysen getrennt für Frauen und Männer durchgeführt. Welche Prädiktoren relevant für eine Institutionalisierung bzw. eine Deinstitutionalisierung der nichtehelichen Partnerschaften sind, wird mit binären logistischen Regressionen (Cohen, Cohen, West & Aiken, 2003, S. 486ff) mittels des Statistikprogramms SPSS (Version 19) überprüft (*Frage I.1.2*). Hierbei gehen die oben (vgl. Kapitel 3.4.3) dargestellten individuellen, partnerschaftsbezogenen und paarexternen Faktoren gleichzeitig als unabhängige Variablen in das Modell ein. Die abhängige Variable bildet in Modell I die dichotome, 0/1 kodierte Variable keine Heirat nach Geburt des Kindes vs. Heirat nach Geburt des Kindes. In Modell II, welches die Deinstitutionalisierungsprozesse prüft, ist es die dichotome, 0/1 kodierte Variable keine Trennung vs. Trennung nach Geburt des Kindes. Da nur für diejenigen Personen eine Heirat des anderen Elternteils in Frage kommt, bildet für das Modell I die Datenbasis die Stichprobe aller Personen, die aktuell eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes führen. Für die Berechnung zum Modell II werden diejenigen Personen, die eine Partnerschaft bei Geburt des Kindes mit dem anderen Elternteil geführt haben, ausgewählt. Zur Schätzung der binären logistischen Regressionsmodelle wird das in SPSS implementierte asymptotische Maximum-Likelihood-Schätzverfahren (MLE) eingesetzt. Zur Prüfung des Gesamtmodells, insbesondere hinsichtlich der Frage, wie gut die Prädiktoren insgesamt zur Trennung der Ausprägungskategorien der abhängigen Variable beitragen, wird die Modellgüte einerseits mit dem Likelihood Ratio-Test (Modell Chi-

Quadrat-Test) als Gütekriterium auf Basis der LogLikelihood-Funktion und andererseits aus den Pseudo-R-Quadrat-Statistiken Nagelkerke-R^2 herangezogen. Der Likelihood Ratio-Test hat gegenüber der Devianz bzw. des -2 LogLikelihood-Wertes, welcher die Verteilung der Beobachtungen auf die Kategorien der abhängigen Variable nicht berücksichtigt, den Vorteil, den maximierten LL-Wert nicht mit Null zu vergleichen, sondern mit dem LL-Wert des Null-Modells, in welchem alle Prädiktoren auf Null gesetzt sind und nur die Konstante betrachtet wird (Backhaus, Erichson, Plinke & Weiber, 2006, S. 445 ff.). Wenn der Likelihood Ratio-Test folglich signifikant ausfällt, hat das Modell eine gute Trennkraft der beiden Gruppen durch die Prädiktoren, und die Prädiktoren liefern einen signifikanten Zuwachs bei der Modellanpassung. Das untersuchte Modell ist also besser als das „Null-Modell“ nur mit den Konstanten. Da Nagelkerke-R^2 eine inhaltliche Interpretation erlaubt, ist dieser Wert den anderen der Pseudo-R-Quadrat-Statistiken vorzuziehen. Werte über 0.5 werden als sehr gut interpretiert (Backhaus et al., 2006). Inhaltlich interpretiert werden die in SPSS ausgegebenen Exp(B), welche die entlogarithmierten logit-Koeffizienten als Odds Ratio (OR) wiedergeben. Das Odds (auch: die „Chance“, das „Risiko“ oder „Gewinnchance“, nicht aber „Wahrscheinlichkeit“) eines Ereignisses ($Y = 1$) ergibt sich aus dem Verhältnis der Eintrittswahrscheinlichkeit für ein Ereignis $p(Y = 1)$ zur Eintrittswahrscheinlichkeit des entsprechenden Alternativ-Ereignisses $(1\text{-}p)(Y = 1)$. Ist die Chance (OR) gleich 1.0 haben beide Ereignisse die gleiche Wahrscheinlichkeit aufzutreten; ist die Chance größer als 1.0 hat $Y = 1$ die größere Wahrscheinlichkeit; ist die Chance kleiner als 1.0 hat das Alternativ-Ereignis (1-p) die größere Wahrscheinlichkeit (Baltes-Götz, 2004). So bedeutet beispielsweise ein OR von 6.31, dass bei Veränderung von $X = 0$ auf $X = 1$ die relative Chance von $Y = 1$ um das 6.31-fache ansteigt. (vgl. Urban, 1993). Zur einfacheren Interpretation werden die OR in Prozent angegeben. Hierbei beträgt bei einem OR größer 1.0 der Prozentwert die Differenz des OR und 1. Im Beispiel wären dies 531 %. Ist der OR jedoch kleiner 1.0 darf die Gegenwahrscheinlichkeit (1-OR) nicht einfach als Prozent angegeben werden, wie es oftmals fälschlicherweise getan wird. OR muss mit der Formel 1 in Prozent umgerechnet werden:

$$\text{Prozent} = \left(\frac{1}{\text{OR}} - 1\right) * 100 \qquad (1)$$

Hierbei ist zu beachten, dass bei einem OR kleiner als 0.5 die Referenzgruppe getauscht werden muss.

Prüfverfahren für die Forschungsfrage I.2

Auch zur Beantwortung der Forschungsfrage I.2 werden zunächst für die Analy-

sen zur *Frage I.2.1* deskriptive Statistiken, teils abgesichert mit zusätzlichen χ^2-Tests für Frauen und Männer berichtet. Hierbei wird die Häufigkeit der Abgabe von Sorgeerklärungen, der Zeitpunkt der Abgabe dieser Sorgeerklärungen, Pläne zur Abgabe von Sorgeerklärungen, Beratung durch das Jugendamt sowie die Sorgerechtsregelung für weitere Kinder neben dem Zielkind mit den Daten der Kurzbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ analysiert. Ferner werden die Angaben der Teilnehmenden der Intensivbefragung des Projekts zum Wissen des Sorgerechts nicht miteinander verheirateter Eltern beurteilt. Die Auswertung der Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge für die *Frage I.2.2* erfolgt anlog zu den Auswertungen der (De-)Institutionalisierungsprädiktoren in der Frage *I.1.2*. Es werden drei binäre logistische Regressionsmodelle mit jeweils derselben dichotomen, 0/1 kodierten abhängigen Variable keine gemeinsame Sorge durch Sorgeerklärungen vs. gemeinsame Sorge durch Sorgeerklärungen kalkuliert: Das Modell I wird für alle Frauen und Männer im Datensatz geschätzt. Das Modell II bezieht sich ausschließlich auf Teilnehmende, die aktuell zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes leben, weswegen weitere partnerschaftliche Faktoren im Modell aufgenommen werden können. Um die Ergebnisse aus Modell I mit denen von Modell II vergleichen zu können, wird vor Berechnung des Gesamtmodells mit den zusätzlichen partnerschaftlichen Faktoren, nochmals das Modell I mit der verringerten Stichprobe geschätzt. In einem weiteren dritten Modell (III) wird das Modell um Angaben aus der Intensivbefragung erweitert (Wissen zum Sorgerecht und zur Geschlechtsrollenorientierung). Da auch hier gegenüber dem Modell I nur eine verringerte Stichprobengröße, nämlich die, die an der Intensivbefragung teilgenommen hat, analysiert werden kann, wird auch hier nochmals vorab das Modell I geschätzt. Alle logistischen Regressionsmodelle werden getrennt für Frauen und Männer ausgeführt.

Die *Frage I.2.3* zur Aufklärung der Gründe gegen die gemeinsame Sorge wird vorerst ebenfalls mit deskriptiven Statistiken beantwortet. Hierbei werden die Gründe gegen die gemeinsame Sorge hinsichtlich der beiden Gruppen nicht kindeswohlrelevante Gründe und (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe beschrieben. Danach erfolgen zur Beantwortung der *Frage I.2.4* wiederum logistische Regressionsschätzungen. Die dichotome abhängige Variable bildet jeweils die Variable keine (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründe genannt vs. (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt. Da die Stichprobengröße der mit (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen gegen die gemeinsame Sorge, vor allem bei den Männern sehr gering ist, wird an dieser Stelle auf eine geschlechtsgetrennte Analyse verzichtet. Es wird zum einen das

Gesamtmodell gemeinsam für Frauen und Männer geschätzt und danach das Modell nur für Frauen dargestellt, da hier die Zellenbesetzung aufgrund der bereits größeren Ausgangsstichprobe nicht ganz so gering ist wie bei den Männern.

Signifikanz-Niveau

Anders als in vielen empirischen psychologischen Untersuchungen üblich wird in den vorliegenden Studien davon abgesehen, zunächst ein Signifikanz-Niveau festzulegen und anschließend die Ergebnisse als signifikant auf verschiedenen Niveaus – gekennzeichnet mit Sternen (* für $\alpha = 0{,}05$; ** für $\alpha = 0{,}01$ und *** für $\alpha = 0{,}001$) – zu berichten, um die Ergebnisse gegen den Zufall abzusichern. Zwar könnte man auf den ersten Blick hierbei die Logik von Fisher (1955; 1956) erkennen, auf den zweiten Blick ist dies allerdings falsch, da Fisher anders als der Neyman-Pearson-Ansatz ablehnt, ein generelles Signifikanz-Niveau festzulegen, sondern es vorschlägt jeweils den errechneten p-Wert anzugeben (Marx, 2006). Ein derartiges Vorgehen, im nachhinein jeweils das größte tolerierbare Risiko 1. Art zu akzeptieren, welches „*inzwischen zu einem unausrottbaren Teil der Wissenschafts-Folklore der Psychologie geworden*“ (Marx, 2006, S. 257) ist, verletzt die im Sinne der statistischen Testtheorie von Neyman und Pearson (vgl. auch Lehmann, 1959; 1933) angestrebte objektive wissenschaftliche Erkenntnisgewinnung (Marx, 2006; Rasch & Kubinger, 2007; Rasch, Kubinger, Schmidtke & Hausler, 2004). Ferner wird dadurch dem Leser die Verantwortung der Interpretation des Ergebnisses überlassen und dem signifikanten Ergebnis wird mutmaßlich eine stärkere Bedeutung zugeschrieben (Rasch & Kubinger, 2007; Rasch et al., 2004).

Für alle vorliegenden Analysen wird daher die Wahrscheinlichkeit α des Fehlers 1. Art auf 0.05 festgelegt. Dies bedeutet, mit einer fünfprozentigen Fehlertoleranz, fälschlicherweise die Alternativhypothese anzunehmen, obwohl die Nullhypothese gilt. Da es sich in den vorliegenden Hypothesen um Grundlagenforschung handelt und diese keine direkten Effekte auf Personen (wie es beispielsweise in der klinischen Forschung ist) erklärt, ist diese weniger strenge Fehlertoleranz zulässig.

3.5 Ergebnisse Studie Ia „Gemeinsames Sorgerecht“

Die Forschungsfrage I.1 wird in der Studie Ia mit den beiden Analysen zur Lebenssituation bei Geburt nichtehelicher Kinder und der Partnerschaftsentwicklung der Eltern (*Frage I.1.1*) und zur (De-)Institutionalisierung der nichtehelichen Partnerschaften (*Frage I.1.2*) beantwortet. Die Untersuchung der Forschungsfrage I.2 erfolgt in zwei Schritten: Zunächst wird die Situation der Sorgerechtsrege-

lungen in den (ehemals) nichtehelichen Familien (*Frage I.2.1*) aufgezeigt und mögliche Einflussfaktoren auf die Sorgerechtsreglung (*Frage I.2.2*) beleuchtet, bevor im Folgenden genannte Gründe gegen die gemeinsame Sorge (*Frage I.2.3*) ausgewertet sowie Einflussfaktoren auf die Kindeswohlrelevanz dieser Gründe (*Frage I.2.4*) untersucht werden.

3.5.1 Ergebnisse zur Lebenssituation (nichtehelicher) Kinder und Partnerschaftsentwicklung der Eltern

Die *Frage I.1.1* kann mit den Daten der Kurzbefragung der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ hinsichtlich der Partnerschaftssituation nichtehelicher Eltern bei der Geburt des Kindes und der Partnerschaftsentwicklung bis zum Alter der Kinder von drei bis fünf Jahren beantwortet werden.

Nur 11.7 % der befragten Frauen und 5.0 % der Männer geben an, dass zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes keine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes bestand. Die meisten Frauen und Männer haben bei der Geburt des Kindes mit dem anderen Elternteil unverheiratet zusammengelebt (nichteheliche Lebensgemeinschaft, NEL: Frauen; 75.8 %; Männer: 86.4 %) oder hatten eine Partnerschaft, haben aber nicht zusammengewohnt (Living Apart Together, LAT: Frauen: 12.5 %, Männer: 8.6 %). Drei (0.5 %) Frauen und drei (0.8%) Männer haben im Fragebogen keine Angaben zur Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes gemacht.

Zum Befragungszeitpunkt leben 66.1 % der Frauen und 85.0 % der Männer in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil. 19.3 % der Frauen haben den anderen Elternteil inzwischen geheiratet, bei den Männern sind dies mit 23.1 % etwas mehr. Der Großteil (Frauen: 42.0 %; Männer: 58.6 %) lebt mit dem anderen Elternteil in einer nichtehelichen Partnerschaft. Weitere 4.8 % der Frauen und 3.3 % der Männer führen ebenfalls eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil, die Eltern leben jedoch nicht in einem gemeinsamen Haushalt. Ein nicht unbedeutender Anteil mit 23.6 % der Frauen und 12.4 % der Männer haben sich vom anderen Elternteil getrennt. 10.2 % der Frauen und nur 2.7 % der Männer haben nie in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil gelebt. 25 (3.8 %) Frauen und 24 (6.6 %) Männer können aufgrund fehlender Angaben im Fragebogen keiner Gruppe der aktuellen Partnerschaften zugeteilt werden.

Die Tabelle 3 stellt die Partnerschaftssituation der Eltern bei der Geburt des Kindes derjenigen zum Befragungszeitpunkt gegenüber und informiert somit über die Verheiratungsquote sowie Trennungsquote der Elternpaare je nach Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes (Datenbasis: 961 Eltern). Betrachtet

man die Stabilität der Partnerschaft mit dem anderen Elternteil vom Zeitpunkt der Geburt des Kindes bis zum Befragungszeitpunkt, so erweisen sich nichteheliche Lebensgemeinschaften im Vergleich zu Paaren mit separaten Haushalten als stabiler. Die Trennungsquote der LAT-Beziehungen ist mit 46.8 % bei den Frauen gut doppelt so hoch wie bei NEL-Paaren (23.7 %). Unter den teilnehmenden Männern ist generell die Trennungsquote nicht so hoch, wie bei den Frauen. Außerdem unterscheidet sie sich kaum zwischen NEL-Partnerschaften (12.8 %) und LAT-Partnerschaften (16.7 %). Dies deutet darauf hin, dass von der Mutter des Kindes getrennte Männer von der Studie nicht so gut erreicht wurden, dabei Väter in LAT-Beziehungen bei der Geburt des Kindes wahrscheinlich noch etwas schlechter. Gleichzeitig hält aber auch über die Hälfte der ursprünglich nicht in Haushaltsgemeinschaft lebenden Frauen ihre Partnerschaft aufrecht (Männer: über 80 %) und intensiviert sie sogar durchgängig.

Tabelle 3: Vergleich Partnerschaftssituation bei Geburt mit aktueller Partnerschaftssituation für Frauen (F) und Männer (M): Absolute Häufigkeiten (Prozent)

Partnerschaftssituation mit anderem Elternteil bei Geburt	Aktuelle Partnerschaftssituation mit anderem Elternteil: NEL	LAT	verheiratet	getrennt	nie Partnerschaft	gesamt
NEL F	244 (51.6)	6 (1.3)	111 (23.5)	112 (23.7)	0 (0.0)	473 (100)
NEL M	180 (62.3)	2 (0.7)	70 (24.2)	37 (12.8)	0 (0.0)	289 (100)
LAT F	13 (16.9)	18 (23.4)	10 (13.0)	36 (46.8)	0 (0.0)	77 (100)
LAT M	11 (36.7)	9 (30.0)	5 (16.7)	5 (16.7)	0 (0.0)	30 (100)
keine F	5 (6.8)	5 (6.8)	0 (0.0)	0 (0.0)	64 (86.5)	74 (100)
keine M	6 (33.3)	9 (30.0)	3 (16.7)	0 (0.0)	5 (16.7)	18 (100)
gesamt F	262 (42.0)	29 (4.7)	121 (19.4)	148 (23.7)	64 (10.3)	624 (100)
gesamt M	197 (58.5)	11 (3.3)	78 (23.1)	42 (12.5)	9 (2.7)	337 (100)

Immerhin 16.9 % der ursprünglichen LAT-Frauen und 36.7 % der Männer sind nach der Geburt des Kindes zusammengezogen und weitere 13.0 % der Frauen sowie 16.7 % der Männer mit dieser Partnerschaftsform bei der Geburt haben geheiratet. Unter den Paaren, die bei der Geburt des Kindes unverheiratet zusammenlebten (NEL), liegt die Verheiratungsquote höher (Frauen: 23.5 %, Män-

ner: 24.2 %). Auffallend ist, dass vor allem unter den Männern eine nicht unbedeutende Prozentzahl angibt, zunächst bei der Geburt des Kindes keine Partnerschaft mit der Mutter gehabt zu haben, in der Folgezeit aber eine Partnerschaft mit der Kindesmutter aufgenommen wurde (63.3 %), wobei hier offenbleibt, ob schon vormals eine Partnerschaft bestanden hatte, die nur zum Zeitpunkt der Geburt unterbrochen war. Eine Eheschließung ist allerdings unter diesen Umständen weniger wahrscheinlich. Bei den Frauen, die bei der Geburt des Kindes keine Partnerschaft mit dem Vater des Kindes hatten, berichten die meisten, dass nie eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil bestand.

In allen Fällen nach Angaben der Männer (100.0 %) und fast allen Fällen nach Angaben der Frauen (98.0 %) wurde die Vaterschaft für das Zielkind anerkannt.

Detailliertere Informationen zu den Partnerschaftsverläufen und Heiratsabsichten der Befragungsteilnehmer zwischen Geburt und Befragungszeitpunkt erläutern Langmeyer und Walper (2013d).

3.5.2 Ergebnisse zur (De-)Institutionalisierung der nichtehelichen Partnerschaft

Zur Beantwortung von *Frage I.1.2*, welche Prädiktoren bedeutsam für den Institutionalisierungsschritt Heirat und welche für den Deinstitutionalisierungsprozess Trennung von nichtehelichen Partnerschaften relevant sind, wurden zwei logistische Regressionen berechnet. In dem Modell I (vgl. Tabelle 4) wurden alle Personen, die aktuell in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben, aufgenommen. Nach deren Ausschluss mit fehlenden Werten in den Prädiktoren stehen für diese Analyse Angaben von 324 Frauen und 226 Männern zur Verfügung. 101 (31.2 %) der Frauen und 68 Männer (28.8 %) haben den anderen Elternteil nach Geburt des Kindes geheiratet. Entsprechend verblieben 223 (68.8 %) der Frauen und 168 (71.2 %) der Männer in einer stabilen nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes. Für das Modell II, welches die Deinstitutionalisierungsprozesse der nichtehelichen Partnerschaft prüft, wurden alle Teilnehmenden der Kurzbefragung herangezogen, lediglich diejenigen Befragungsteilnehmer wurden ausgeschlossen, die nie eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes hatten. Da auch hier teils fehlende Werte in den Prädiktoren vorhanden sind, reduziert sich die Stichprobe der Frauen auf 455 und die der Männer auf 278 Personen. 111 (24.4 %) der Frauen und 31 (11.2 %) der Männer geben an, sich im Laufe nach der Geburt des gemeinsamen Kindes vom anderen Elternteil getrennt zu haben. Demzufolge verbleiben 344 (75.6 %) der Frauen und 247 (88.8 %) der Männer in der Partnerschaft mit dem anderen Elternteil.

Das Modell I hat für Frauen und Männer gemäß dem signifikanten Likelihood Ratio-Test und einem zufriedenstellenden Nagelkerkes R^2 eine gleichermaßen adäquate Modellanpassung.

Tabelle 4: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage einer Heirat (Model I) bzw. einer Trennung (Model II) nach Geburt des Kindes

	Model I: Heirat		Model II: Trennung	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Alter bei Geburt	0.91*	1.02	0.95	1.00
Niedrige Bildung	0.63	0.29*	1.57	0.92
Mittlere Bildung	0.72	0.47	1.21	1.02
Hohe Bildung (Referenz)				
Alter des aE bei Geburt	1.05	0.95	0.98	0.95
Niedrige Bildung aE	0.67	0.53	0.95	3.03
Mittlere Bildung aE	0.89	0.56	0.66	0.97
Hohe Bildung aE (Referenz)				
NEL bei Geburt	1.23	1.96	0.49*	0.97
LAT/keine Bez. bei Geburt (Referenz)				
Dauer der Beziehung bei Geburt	0.96	0.98	–	–
Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	1.24*	1.20*	–	–
Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt	1.18	0.92	0.50*	0.80
Konflikte bei Geburt	0.76*	0.90	1.58*	1.73*
Alter des Kindes	1.63*	1.74*	1.22	1.19
Ostdeutschland	0.29*	0.38*	2.52*	1.42
Westdeutschland (Referenz)				
Stadt	0.93	0.27*	0.89	1.33
Land (Referenz)				
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	58.30(14)*	40.93(14)*	182.72(12)*	33.35(12)*
Nagelkerkes R^2	.23	.23	.49	.23

Anmerkung: *$p<0.05$; Modell II: n_{Frauen} = 324,$n_{Männer}$ = 236; Modell II: n_{Frauen} = 455, $n_{Männer}$ = 278.

Von den individuellen Einflussfaktoren der Antwortperson zeigt sich bei den Frauen lediglich das Alter bei der Geburt des Kindes als signifikanter Einflussfaktor. Ist die Frau bei der Geburt des Kindes um ein Jahr älter, vermindert sich die Chance auf eine Heirat des anderen Elternteils um 10.0 %, gegenüber denjenigen, die ein Jahr jünger sind. Ist die Frau zehn Jahre älter, vermindert sich die Chance somit sogar um 100 %. Bei den Männern hat hingegen die Bildung einen Effekt auf eine mögliche Heirat. Hat der Mann selbst eine hohe Bildung, so ist seine Chance auf eine Heirat um 244.8 % erhöht gegenüber einer niedrigen Bildung. Bei den Frauen mit hoher sowie mit mittlerer Bildung ist der Effekt entsprechend.

Allerdings weniger stärker und nicht signifikant. Die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit ist der einzige für Frauen und Männer identische signifikante Prädiktor für eine Heirat. Berichten die Befragten in ihrer Partnerschaft um eine Stufe auf der 10-stufigen Likertskala erhöhten aktuellen Partnerschaftszufriedenheit, so ist für Frauen die Chance, in der Gruppe der inzwischen verheirateten zu sein, um 24 % erhöht, bei den Männern um 20 %. Konflikte bei der Geburt des Kindes sind nach Berichten der Frauen eher hinderlich für eine Heirat. Um eine Stufe mehr Zustimmung der Frauen zu Konflikten auf der Likertskala von *1* = gar nicht zutreffend bis *6* = sehr zutreffend bei Geburt des Kindes, erniedrigt die Chance auf eine Heirat um 31.6 %. Mehr als die individuellen und die partnerschaftlichen Faktoren sind die paarexternen Faktoren relevant für die Vorhersage einer Heirat: Je älter das Kind, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit für eine Heirat der Eltern. Ist das Kind ein Jahr älter, erhöht sich bei Frauen die Chance, geheiratet zu haben, um 63 % und bei Männern um 74 %. Leben in Ostdeutschland und in der Stadt vermindern für Frauen und Männer die Chance auf eine Heirat. Leben die Befragten in Westdeutschland, so ist für Frauen die Chance einer Heirat gegenüber Personen in Ostdeutschland um 244.8 % und für Männer um 163.2 % erhöht. Entsprechendes gilt für den Faktor Stadt/Land: Leben die Männer auf dem Land, so ist die Chance auf eine Heirat im Vergleich zu Männern in der Stadt um 270.4 % erhöht. Bei den Frauen ist dieser Effekt nicht signifikant und nicht so stark: Leben sie in der Stadt besteht eine um 7.5 % verminderte Chance auf eine Heirat im Vergleich zum Leben in ländlichen Bezirken.

Das Modell II hat ebenfalls bei Frauen und Männern eine gute Modellanpassung. Bei den Frauen deutet Nagelkerkes R^2 auf ein etwas besseres Modell als bei den Männern hin, Letzteres ist aber auch zufriedenstellend. Betrachtet man jedoch die Odds Ratio, so wird deutlich, dass lediglich eine niedrige Bildung der Frauen (Bildung selbst bei Frauen und Bildung anderer Elternteil bei Männern) das Risiko einer Trennung erhöht. Vor allem aus der Perspektive der Männer erhöht eine niedrige Bildung der Frau das Risiko einer Trennung um 203 % gegenüber Männern, deren Partnerinnen eine hohe Bildung haben. Wie erwartet, hat die Partnerschaft bei der Geburt des Kindes eine größere Bedeutung für eine Trennung bzw. nicht Trennung. Gab es bei der Geburt des Kindes viele Konflikte, so ist für Frauen das Risiko einer Trennung um 58 % und für Männer um 73 % erhöht. Stufen Frauen die Partnerschaft bei der Geburt als wenig tragfähig ein, so ist das Risiko einer späteren Trennung um 100 % erhöht, als wenn sie der Partnerschaft mehr Tragfähigkeit zuschreiben. Ebenfalls hat die Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes einen Effekt auf die Trennungswahrscheinlichkeit. So ist eine LAT-Beziehung für die teilnehmenden Frauen ein Risikofaktor: Für Frauen in

LAT-Beziehungen ist das Risiko einer Trennung nach Geburt des Kindes um 104.1 % höher als für Frauen in NEL-Beziehungen.

Auch die paarexternen Faktoren haben Effekte auf eine Trennung. Zumindest bei den Frauen ist das Risiko einer Trennung um 152 % erhöht, wenn sie in Ostdeutschland leben, gegenüber Frauen in Westdeutschland. Dieser Effekt ist bei Männern nicht signifikant; mit einem 42 %ig erhöhtem Risiko jedoch entsprechend.

Dass trotz der inhaltlich als bedeutsam einzustufenden Odds Ratio wenig signifikante Effekte in Modell I und II nachzuweisen sind, ist vermutlich auf die zum Teil nur sehr gering besetzten Zellbesetzungen (vor allem bei den Männern) zurückzuführen.

3.5.3 Ergebnisse zur gemeinsamen Sorge bei Geburt nicht miteinander verheirateter Eltern

Um die *Frage I.2.1* beantworten zu können, werden im Folgenden die Häufigkeit sowie der Zeitpunkt der Abgabe von übereinstimmenden Sorgeerklärungen aufgegriffen und der Sorgerechtsstatus mit der aktuellen Partnerschaftssituation in Beziehung gebracht. Desweiteren wird geklärt, ob Eltern eine Beratung im Jugendamt wahrgenommen haben, ob sie noch vorhaben, Sorgeerklärungen abzugeben und wie sich die Sorgerechtsregelung für weitere nichteheliche Kinder ausgestaltet. Abschließend werden für eine Teilstichprobe Informationen zum Wissensstand zum Sorgerecht bei nichtehelicher Geburt aufgezeigt.

Häufigkeit der Abgabe von Sorgeerklärungen

Die Mehrheit der 651 befragten Frauen ($n = 376$; 57.8 %) und der 362 befragten Männer ($n = 258$; 71.3 %) hat übereinstimmende Sorgeerklärungen mit dem anderen Elternteil für ihr gemeinsames Kind abgegeben. Dies ist ein deutlich geringerer Prozentsatz an Frauen mit gemeinsamer Sorge als Männer mit gemeinsamer Sorge ($\chi^2(1) = 18.14$, $p < .05$). Geht man davon aus, dass das Verhältnis bei der Adressübermittlung noch ungefähr gleich war, muss man nun folgern, dass Männer mit größerer Wahrscheinlichkeit dann an der Studie teilgenommen haben, wenn sie die gemeinsame Sorge erklärt haben (vgl. auch Langmeyer & Walper, 2013d).

Auffallend ist, dass nur 30.0 % der Frauen und 22.1 % der Männer angeben, keiner der beiden Elternteile hätte eine Erklärung zur gemeinsamen Sorge abgegeben. Hinzu kommen folglich noch jene Fälle, in denen nur ein Elternteil eine Erklärung abgegeben hat: 12.1 % der Frauen und 1.1 % der Männer berichten, dass nur sie selbst, aber nicht der andere Elternteil die Sorgeerklärung geleistet hat,

bei weiteren 0.2 % der Frauen und 5.5 % der Männer wird dies über den anderen Elternteil berichtet. Anders als es beispielsweise durch die Ergebnisse der Studie von Sonnenberger und Kollegen (2008) erwartbar wäre, sind es somit mehrheitlich Mütter, die als einziger Elternteil die Sorgeerklärung abgegeben haben. Dieses Ergebnis kann allerdings auch darauf beruhen, dass die Eltern die Frage falsch beantwortet haben. Das wird anhand der Anmerkungen deutlich, welche die Eltern am Ende des Fragebogens machen konnten: Es gibt einige Angaben, nach denen die Mütter das gemeinsame Sorgerecht nicht wollten, obwohl in der Frage zum Sorgerecht angegeben wurde, dass nur die Mutter die Erklärung abgegeben habe. Aufgrund dessen werden in nachfolgenden Analysen, wie in den Analysen von Langmeyer und Walper (2013d) keine Differenzierungen zwischen den verschiedenen Gruppen von Eltern, die keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben haben, vorgenommen; diese Eltern wurden in der Gruppe derer, die nicht übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben haben, zusammengefasst (Frauen: n = 275, 42.2 %; Männer: n = 104, 28.7 %).

Zeitpunkt der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen

Von denjenigen Eltern, die übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben haben, können für 315 Frauen und 205 Männer Angaben zum Zeitpunkt der Abgabe der Sorgeerklärung gemacht werden. Für die übrigen Elternteile fehlen genauere Angaben zum Datum der Abgabe der Sorgeerklärungen.

26.0 % der Frauen und 26.3 % der Männer geben an, die Sorgeerklärungen im selben Monat, in dem auch das Kind geboren wurde, abgegeben zu haben. 45.7 % der Frauen und 40.5 % der Männer haben die übereinstimmenden Sorgeerklärungen vor dem Geburtsmonat des Kindes abgegeben und somit 28.3 % bzw. 33.2 % erst nach Geburt des Kindes, wobei zwei Monate nach der Geburt des Kindes kaum noch Sorgeerklärungen erfolgten (Abbildung 5).

Drei Frauen und zwei Männer gaben an, die übereinstimmenden Erklärungen schon vor einem Jahr (bis hin zu fünf Jahren) vor der Geburt des Zielkindes abgegeben zu haben. Möglicherweise gingen diese Eltern davon aus, dass sie durch die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen für ein früher geborenes Kind auch die gemeinsame Sorge für das Zielkind begründet hätten. 22 Frauen (7.0 %) und 14 Männer (6.8 %) haben die übereinstimmenden Sorgeerklärungen erst nach dem ersten Geburtstag des Kindes abgegeben.

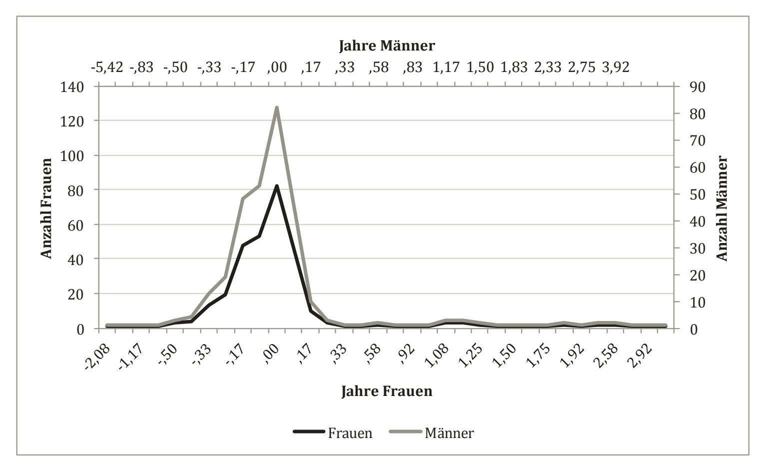


Abbildung 5: Absolute Anzahl des Zeitraums von Geburt des Kindes bis Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen in Jahren für Frauen und Männer

Aktuelle Partnerschaftssituation und Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen

Unterteilt man die Eltern hinsichtlich ihrer aktuellen Partnerschaftssituation, so ergeben sich nach Angaben der Frauen ($\chi^2(4) = 109.10$, $p < .05$) und Männer ($\chi^2(4) = 19.64$, $p < .05$) signifikante Gruppenunterschiede zwischen den aktuellen Partnerschaftssituationen hinsichtlich der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen. Die Tabelle 5 zeigt deutlich, dass vor allem diejenigen Eltern übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben haben, die später geheiratet haben. Die Eltern, die in einer stabilen nichtehelichen Partnerschaft leben (NEL), haben ebenfalls zu einem ähnlich hohen Prozentsatz übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben.

Tabelle 5: Absolute Anzahl (Prozent) der Abgaben übereinstimmender Sorgeerklärungen nach aktueller Partnerschaftssituation für Frauen und Männer

	Frauen		Männer	
	gem. Sorge	nicht gem. Sorge	gem. Sorge	nicht gem. Sorge
geheiratet	93 (76.9)	28 (23.1)	60 (76.9)	18 (23.1)
NEL	182 (69.2)	81 (30.8)	147 (74.2)	51 (25.8)
LAT	10 (33.3)	20 (66.7)	4 (36.4)	7 (63.6)
getrennt	68 (45.9)	80 (54.1)	28 (66.7)	14 (33.3)
nie Partnerschaft	6 (9.4)	58 (90.6)	2 (22.2)	7 (77.8)

Von den Elternpaaren ohne gemeinsamen Haushalt (LAT) gab demgegenüber nur

ein Drittel übereinstimmende Sorgeerklärungen ab. Dieser Befund sollte allerdings nicht überbewertet werden, da die Gruppe der LAT-Elternpaare, vor allem bei den Männern, verhältnismäßig klein ist. Unter den Getrennten haben bei den Frauen rund die Hälfte die gemeinsame Sorge begründet, bei den Männern sind es mit circa zwei Drittel etwas mehr. Von den Elternteilen, die niemals in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil lebten, haben nach Angaben der Frauen die meisten keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben. Bei den Männern sind es prozentual etwas mehr, jedoch ist auch diese Gruppe bei den Männern sehr gering besetzt.

Pläne zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen

Von denjenigen Frauen und Männern, die keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben haben, geben 15.3 % bzw. 28.0 % an, dass sie wahrscheinlich bzw. sicher noch übereinstimmende Sorgeerklärungen abgeben werden. Die Mehrheit, vor allem der Frauen tendiert hingegen dazu, dies nicht mehr zu tun (Frauen: 64.9 %; Männer: 45.2 %). Wird auch die Planung zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen hinsichtlich der aktuellen Partnerschaftssituation mit dem anderen Elternteil untersucht, so finden sich vor allem bei den Frauen signifikante Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen der Partnerschaftssituation ($\chi^2(8) = 40.91$, $p < .05$). Bei den Männern ist der Unterschied nicht signifikant ($\chi^2(18 = 15.19$, $p > .05$). Auch die Abbildung 6 zeigt, dass Männer in ihrem Vorhaben der Abgaben von Sorgeerklärungen nicht so deutlich zwischen den Partnerschaftssituationen differieren, wie Frauen, bei welchen vor allem diejenigen keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen mehr abgeben werden, die eine LAT-Beziehung führen, vom anderen Elternteil getrennt sind oder niemals eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil hatten.

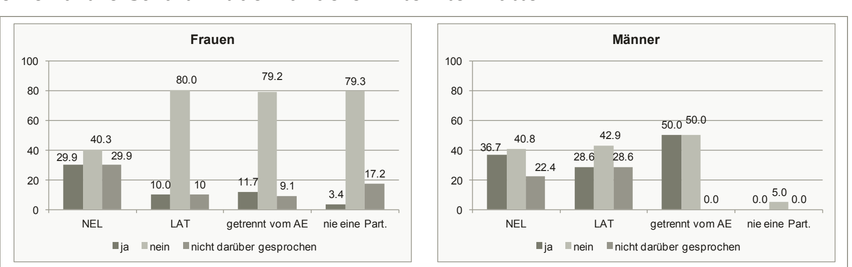


Abbildung 6: Vorhaben der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen in Prozent

Anmerkung: NEL = nichteheliche Lebensgemeinschaften, LAT = Living Apart Together, AE = anderer Elternteil

Beratung durch das Jugendamt zum gemeinsamen Sorgerecht

Obwohl bei nichtehelicher Geburt eines Kindes eine Beratung zum Sorgerecht durch das Jugendamt vorgesehen ist (vgl. Kapitel 3.1.1), war nach Angaben der Frauen und Männer in immerhin 47.2 % bzw. 44.7 % der Fälle keiner der beiden Elternteile zur Beratung im Jugendamt. Unter denjenigen Eltern, die keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben haben, beträgt dieser Anteil sogar 72.6 % bzw. 79.6 %, während bei gemeinsamem Sorgerecht durch Erklärung nur in 28.4 % bzw. 30.6 % der Fälle keine Beratung durch das Jugendamt erfolgte und die Eltern mehrheitlich eine gemeinsame Beratung durch das Jugendamt in Anspruch nahmen (66.2 % bzw. 62.7 %).

6.1 % aller Frauen und 5.0 % aller Männer waren zwar nicht bei einer persönlichen Beratung, haben jedoch ein Informationsblatt vom Jugendamt erhalten. Bei 5.4 % der Frauen und 2.5 % der Männer war ein Elternteil zur Beratung im Jugendamt und 41.3 % bzw. 47.8 % aller Befragten waren zusammen mit dem anderen Elternteil zur Beratung im Jugendamt. Die Dauer der Zeit zwischen der Geburt des Kindes und der Beratung durch das Jugendamt beträgt im Mittel nur wenig mehr als einen Monat (Frauen: $M = 0.04$ Jahre, $SD = 0.82$; Männer: $M = 0.03$ Jahre, $SD = 0.58$). Dies bedeutet, dass die gemeinsame Beratung in den meisten Fällen um den Geburtszeitpunkt stattfindet. Am häufigsten ist es sowohl nach Angaben der Frauen als auch der Männer der Monat, in dem auch das Kind geboren wurde. Insgesamt gehen etwas mehr Eltern (50.2 % bzw. 53.5 %) kurz vor der Geburt zur Beratung als nach der Geburt. Da der Beratungstermin nicht tagesgenau im Fragebogen erfasst wurde und die Mehrheit derjenigen Eltern, die übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben haben, dies ebenfalls im Zeitraum um die Geburt des Kindes getan haben (siehe oben), kann nicht zwingend davon ausgegangen werden, dass die Eltern zwischen reinen Beratungsterminen und dem Termin der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen differenziert haben. Falls dies der Fall war, ist die Zahl der Beratungen noch geringer als berichtet.

Zur weiteren Differenzierung, welche Eltern eine Beratung durch das Jugendamt in Anspruch genommen haben, vergleiche Langmeyer und Walper (2013d).

Weitere nichteheliche Kinder als das Zielkind und deren Sorgerechtsregelungen

Von den 233 Frauen und 117 Männer, welche angeben noch weitere nichteheliche Kinder zu haben, stammen diese Kinder in 73.0 % der Fälle der Frauen und 77.4 % der Männer aus derselben Partnerschaft wie das Zielkind. 24,8 % der Frauen und 20.0 % der Männer haben ein oder mehrere nichteheliche Kinder mit

einem anderen Elternteil und bei 2.2 % dieser Frauen und 2.6 % dieser Männer existieren unterschiedliche weitere Elternteile, da es mehrere weitere nichteheliche geborene Kinder sind. In den meisten Fällen (Frauen: 64.4 %; Männer: 68.8 %) gibt es nur ein weiteres nichteheliches Kind. 29.6 % der Frauen und 24.6 % der Männer haben zwei weitere nichteheliche Kinder, 4.5 % der Frauen und 1.1 % der Männer drei, 0.9 % der Frauen und ein Mann (0.3 %) vier, je eine Frau (0.2 %) und ein Mann (0.3 %) fünf und ein Mann (0.3 %) hat sechs weitere nichteheliche Kinder. Die weiteren nichtehelich geborenen Kinder der Frauen sind im Mittel 5.69 Jahre alt, die der Männer mit im Mittel 5.79 Jahren ähnlich alt. Die jüngsten weiteren nichtehelichen Kinder sind unter einem Jahr alt. Das älteste nichteheliche Kind ist 26 Jahre alt. In knapp der Hälfte der Familien sind die Zielkinder die jüngsten Kinder (Frauen: 48.7 %; Männer: 44.2 %).

Von den Personen, die zum Befragungszeitpunkt mit dem anderen Elternteil in einer nichtehelichen Partnerschaft lebten und mit diesem Partner weitere nichteheliche Kinder haben und angeben für das Zielkind das gemeinsame Sorgerecht zu haben, geben 94.7 % der Frauen und 94.2 % der Männer an, auch für die weiteren gemeinsamen Kinder die Sorge gemeinsam auszuüben. Ähnlich hoch ist in der Gruppe der Eltern mit gemeinsamen weiteren Kindern mit demselben anderen Elternteil wie beim Zielkind, die Übereinstimmung der Sorgerechtsregelung bei alleiniger Sorge entweder bei der befragten Person oder beim anderen Elternteil (Frauen: 86.0 %; Männer: 73.3 %). Folglich gibt es nur eine geringere Anzahl an Personen in derzeitigen nicht ehelichen Partnerschaften mit gemeinsamen Kind, die für das Zielkind das gemeinsame Sorgerecht mit dem anderen Elternteil haben, für das weitere nichteheliche Kind jedoch nicht das gemeinsame Sorgerecht ausüben (Frauen: 5.3 %; Männer: 5.8 %), sowie in umgekehrter Konstellation (Frauen: 14.0 %; Männer: 26.7 %).

Wissen zum gemeinsamen Sorgerecht

In der Intensivbefragung, an der eine Teilstichprobe der Kurzbefragung teilgenommen hat (vgl. Kapitel 3.4.1), wurde erkundet, inwieweit die Eltern über die Regelungen zum gemeinsamen Sorgerecht informiert sind.

Im Mittel beantworten Frauen und Männer knapp 70 % (Frauen: 69.3 %, Männer: 67.9%) der vorgelegten Items richtig. Nur 2,2 % der Frauen und 3.1 % der Männer haben alle zehn Bereiche richtig beantwortet; es gibt aber hingegen auch nur drei Frauen (1.1 %) und keinen Mann, die weniger als 50 % richtig beantwortet haben. Die meisten Fehler finden sich bei Frauen und Männern bei jenen Entscheidungen, die alleine getroffen werden können, das heißt: die Eltern überschätzen den Bereich dessen, was gemeinsam geregelt werden muss. Vor allem

Männer schätzen diese Bereiche eindeutig falsch ein. Hierbei ist das schwierigste Item für Frauen „Urlaubsreisen mit dem Kind innerhalb Europas“ (42.3 % richtig; Männer: 34.4 %) und für Männer „übliche Impfungen, wie z. B. Masern, Tetanus oder Kinderlähmung“ (28.2 % richtig, Frauen: 44.9 %). Leichter waren hingegen die Items „Medizinische Behandlungen mit erheblichem Risiko und Gefahr von Nebenwirkungen“ (Frauen: 94.9 %, Männer: 96.2 %), „Wahl der Schulart und der Schule“ (Frauen: 88.2 %, Männer: 98.5 %) und „Wohnsitzwechsel des Kindes“ (Frauen: 89.7 %, Männer: 96.2 %), die im Falle einer Trennung von beiden Eltern gemeinsam entschieden werden müssen.

Das Wissen zum Sorgerecht ist nicht beeinflusst durch die Schulbildung und unterscheidet sich auch nicht zwischen Teilnehmenden aus Ost- und Westdeutschland bzw. zwischen Teilnehmenden aus städtischen bzw. ländlichen Gebieten (vgl. Langmeyer & Walper, 2013c).

3.5.4 Ergebnisse zu Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge

Zur Beantwortung der *Frage I.2.2* und zur Identifikation individueller, partnerschaftsbezogener und paarexterner Einflussfaktoren auf die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen, wurden drei logistische Regressionsmodelle berechnet. Das erste Modell (Modell I) berücksichtigt alle Teilnehmer der Kurzbefragung. Da teilweise fehlende Angaben in den Prädiktoren vorliegen, können nur 464 Frauen und 288 Männer der Kurzbefragung in der Analyse berücksichtigt werden. Von den Frauen geben 295 (63.3 %) an die gemeinsame Sorge innezuhaben, von den Männern 214 (74.3 %). Folglich haben 139 (36.4 %) Frauen und 74 (25.7 %) Männer keine gemeinsame Sorge durch Abgabe von Sorgeerklärungen erlangt. Im Modell II wird die Analyse aus dem Modell I noch um weitere partnerschaftliche Faktoren erweitert, die nur für diejenigen Personen im Datensatz relevant sind, die derzeit noch eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes führen. Nach Ausschluss derjenigen Personen mit fehlenden Prädiktorangaben stehen für diese Analysen Angaben von 324 Frauen (mit gemeinsamer Sorge: 227 (70.1 %), ohne gemeinsame Sorge: 97 (29.9 %)) und 236 Männern (mit gemeinsamer Sorge: 177 (75.0 %), ohne gemeinsame Sorge: 59 (25.0 %)) zur Verfügung. Das Modell III erweitert das Modell I um Angaben aus der Intensivbefragung für 211 Frauen (mit gemeinsamer Sorge: 135 (64.0 %), ohne gemeinsame Sorge: 76 (36.0 %))und 107 Männer (mit gemeinsamer Sorge: 82 (76.6 %), ohne gemeinsame Sorge: 25 (23.4 %)).

Die beiden Modelle für Frauen und Männer im Modell I haben eine adäquate Modellanpassung, wobei das Modell der Frauen etwas besser ist (vgl. Tabelle 6). Von den individuellen Faktoren haben bei den Frauen nur das eigene Alter sowie das

Alter des anderen Elternteils bei der Geburt des Kindes einen signifikanten Effekt auf die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen.

Tabelle 6: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen für alle Elternteile (Model I) und Eltern mit aktuellem Partner als anderem Elternteil (Model II)

	Modell I		Modell II	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Alter bei Geburt	1.07*	.99	1.08*(1.06)	0.97 (0.97)
Niedrige Bildung	0.66	.81	0.66 (0.69)	0.96 (0.95)
Mittlere Bildung	0.77	.44*	0.95 (1.06)	0.55 (0.58)
Hohe Bildung (Referenz)				
Alter des aE bei Geburt	0.94*	1.08	0.97 (0.97)	1.06 (1.07)
Niedrige Bildung aE	0.70	0.87	1.37 (1.33)	0.52 (0.95)
Mittlere Bildung aE	0.50*	1.05	0.70 (0.64)	0.94 (0.58)
Hohe Bildung aE (Referenz)				
NEL bei Geburt	2.97*	1.46	2.67* (2.36*)	1.39 (1.56)
LAT/keine Bez. bei Geburt (Referenz)				
Dauer der Beziehung bei Geburt	–	–	0.95 (–)	1.04 (–)
Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	–	–	0.98 (–)	0.94 (–)
Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt	1.12	1.05	1.08 (1.03)	1.13 (1.11)
Konflikte bei Geburt	0.82*	0.86	0.74* (0.74*)	0.78* (0.79)
Ältere Kinder mit aE mit gem. Sorge	2.19	0.87	4.94* (4.38*)	1.02 (1.10)
Keine älteren Kinder mit aE mit gem. Sorge (Referenz)				
Alter des Kindes	1.00	0.92	0.90 (0.92)	0.90 (0.97)
Ostdeutschland	1.10	1.14	1.02 (1.02)	0.73 (0.77)
Westdeutschland (Referenz)				
Stadt	1.65	1.35	2.36* (2.35*)	1.66 (1.68)
Land (Referenz)				
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	86.11(13)*	25.26(13)*	52.01(15)* (50.11(13)*)	23.83 (15) (22.90 (13)*)
Nagelkerkes R^2	.23	.12	.21 (.20)	.14 (.13)

Anmerkung: $*p < 0.05$; Modell I: $n_{Frauen} = 464$, $n_{Männer} = 288$; Modell II: $n_{Frauen} = 324$, $n_{Männer} = 236$; Angaben in Klammer in Modell II beziehen sich auf Modell I entsprechende Analysen mit Daten derjenigen Teilnehmenden für Analysen zum Modell II.

Ist die Frau bei der Geburt des Kindes um ein Jahr älter, so ist die Chance über-

einstimmende Sorgeerklärungen abzugeben um 7 % erhöht. Bei zehn Jahren wäre dies eine Erhöhung um 70 %. Hingegen ist nach Angaben der Frauen die Chance der gemeinsame Sorge um 6 % bzw. 60 % erniedrigt, wenn der Mann bei der Geburt des Kindes ein Jahr bzw. zehn Jahre älter ist. Bei den Männern sind die Effekte des eigenen Alters und das der Mutter, den Angaben der Frauen entsprechend, allerdings nicht signifikant.

Unter den individuellen Faktoren der Männer und des anderen Elternteils der Männer trennt nur die Bildung signifikant zwischen den Gruppen mit und ohne gemeinsame Sorge durch übereinstimmende Sorgeerklärungen. Haben Männer eine hohe Bildung ist die Chance, übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben zu haben, um 127.3 % erhöht gegenüber Männern mit einer mittleren Bildung. Auch bei den Frauen ist bei niedrigerer bzw. mittlerer Bildung gegenüber einer hohen Bildung die Chance auf gemeinsame Sorge erniedrigt. Dieser Effekt ist jedoch nicht signifikant. Interessanterweise ist bei den Frauen hingegen die Bildung des anderen Elternteils signifikant. Entsprechend des Effekts der eigenen Bildung der Männer ist bei Frauen, die angeben, der andere Elternteil hat eine hohe Bildung, die Chance, die gemeinsame Sorge zu haben, um 100 % erhöht gegenüber Frauen, die angeben, der Vater des Kindes hat eine mittlere Bildung.

Unter den partnerschaftlichen Faktoren hat bei den Männern keiner einen signifikanten Effekt. Bei den Frauen ist vor allem die Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes ausschlaggebend, ob sie der Gruppe der Frauen mit gemeinsamer Sorge angehören. So ist die Chance auf gemeinsame Sorge um 197 % erhöht, wenn die Mutter bei der Geburt des Kindes in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil gelebt hat, gegenüber Frauen, die bei Geburt in einer LAT-Beziehung bzw. in keiner Beziehung mit dem anderen Elternteil gelebt haben. Konflikte mit dem Vater des Kindes bei der Geburt erniedrigen die Wahrscheinlichkeit zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen nach Angabe der Frauen. Eine um einen Punkt höhere der Zustimmung auf der Likertskala von *1* = gar nicht zutreffend bis *6* = sehr zutreffend zur Aussage, es hätte viele Auseinandersetzungen bei Geburt geben, Vermindert nach Angaben der Frauen die Chance die gemeinsame Sorge, mit dem Vater des Kindes begründet zu haben, um 22.0 %. Das Vorhandensein älterer Kinder mit gemeinsamer Sorge mit dem anderen Elternteil des Zielkindes hat im gesamten Datensatz weder bei Männern noch bei Frauen einen signifikanten Effekt auf die Abgabe von Sorgeerklärungen. Bei den Frauen verfehlt dieser Effekt nur knapp die Signifikanzgrenze. Gibt es ein solches Kind, ist die Chance auf gemeinsame Sorge um 119 % erhöht. Keiner der paarexternen Faktoren hat einen signifikanten Effekt auf die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen, wobei bei lediglicher Betrachtung der Odds Ratio

die Chance auf gemeinsame Sorge bei Frauen um 65 % und bei Männern um 35 % erhöht ist, wenn sie in der Stadt verglichen mit ländlichen Bezirken wohnen.

Das dem Modell I entsprechende Modell für nur diejenigen Teilnehmenden mit aktueller Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes (Werte in Klammer Modell II in Tabelle 6) hat eine ebenso gute Modellanpassung wie Modell I mit allen Teilnehmenden der Kurzbefragung. Auch die Effekte der Prädiktoren sind sowohl bei Frauen als auch bei den Männern weitgehend entsprechend, auch wenn manche Einflussfaktoren, wie beispielsweise das Alter sowie die Bildung des anderen Elternteils nach Angaben der Frauen nicht mehr signifikant sind. Dies ist jedoch auf den geringeren Stichprobenumfang und nicht auf die Stärke des Effekts zurückzuführen. Auffallend ist jedoch, dass für diejenigen Teilnehmenden in Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes das Vorhandensein von älteren nichtehelichen Kindern mit gemeinsamer Sorge mit diesem Partner sowie das Leben in der Stadt deutlich an Bedeutung für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen gewinnt. Vor allem bei den Frauen sind diese beiden Faktoren, die im Modell I nicht signifikant waren, im Modell II nun signifikant. Ist ein weiteres Kind mit gemeinsamer Sorge vorhanden, so ist die Chance auf gemeinsame Sorge mit dem Kindesvater um 328 % erhöht, als wenn keine Kinder bzw. nur Kinder ohne gemeinsame Sorge vorhanden sind. Lebt die Familie in einer Stadt, ist nach Angaben der Mutter die Chance auf gemeinsame Sorge ebenfalls erhöht; dies um 135 %. Nach Angaben der Männer beträgt die Chancenerhöhung nur 68 % und ist nicht signifikant.

Durch Hinzunahme der beiden weiteren partnerschaftlichen Faktoren Dauer der Beziehung bei der Geburt des Kindes und aktuelle Partnerschaftszufriedenheit ist die Modellanpassung bei den Frauen gleichbleibend zufriedenstellend (vgl. Tabelle 7).

Im Modell der Männer verfehlt mit $p = .07$ der Likelihood Ratio-Test gerade die Signifikanzgrenze und Nagelkerkes R^2 deutet auf eine moderate Modellanpassung hin (vgl. Tabelle 6). Dennoch wird das Modell wie die signifikanten anderen Modelle interpretiert. Sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern bedeutet die Hinzunahme der beiden partnerschaftlichen Faktoren keine deutliche Modellverbesserung. Keiner der zusätzlichen partnerschaftlichen Faktoren hat einen signifikanten Effekt bei der Vorhersage der gemeinsamen Sorge. Tendenziell erniedrigt eine längere Partnerschaftsdauer bei Geburt nach Aussagen der Frauen die Chance auf die gemeinsame Sorge. Bei den Männern ist es tendenziell eher umgekehrt: eine um ein Jahr längere Partnerschaftsdauer erhöht die Chance auf die gemeinsame Sorge um 4 %. Dies sind bei zehn Jahren längerer Partnerschaftsdauer immerhin 40 %.

Tabelle 7: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen für Elternteile, Intensivbefragung wie Modell Kurzbefragung (Modell I) und weitere Prädiktoren (Modell III)

	Modell I		**Modell III**	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Alter bei Geburt	1.06	0.91	1.07	0.90
Niedrige Bildung	0.49	4.49	0.51	4.83
Mittlere Bildung	0.53	0.66	0.55	0.53
Hohe Bildung (Referenz)				
Wissen um Sorgerecht			0.91	1.09
Aktive Vaterrolle			0.84	1.13
Traditionelle Rollenorientierung			0.87	0.44*
Alter des aE bei Geburt	0.94	1.21*	0.95	1.22
Niedrige Bildung aE	0.95	0.25	0.95	0.49
Mittlere Bildung aE	0.68	0.88	0.68	1.56
Hohe Bildung aE (Referenz)				
NEL bei Geburt	1.98	1.17	1.98	0.92
LAT/keine Bez. bei Geburt (Referenz)				
Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt	1.15	1.13	1.15	0.96
Konflikte bei Geburt	0.77*	0.67*	0.79*	0.61*
Ältere Kinder mit aE mit gem. Sorge	1.83	0.84	1.81	1.27
Keine älteren Kinder mit aE mit gem. Sorge (Referenz)				
Alter des Kindes	1.09	0.80	1.08	0.71
Ostdeutschland	1.17	1.06	1.13	1.02
Westdeutschland (Referenz)				
Stadt	1.23	2.84	1.21	3.64*
Land (Referenz)				
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	39.41(13)*	24.49(13)*	41.17(16)*	31.44(16)*
Nagelkerkes R^2	.23	.31	.24	.38

Anmerkung: $*p < 0.05$; $n_{Frauen} = 211$, $n_{Männer} = 107$.

Das dem Modell I entsprechende Modell mit denjenigen Teilnehmenden der Kurzbefragung, die auch an der Intensivbefragung teilgenommen haben, hat wie die bereits besprochenen Modelle eine gute Modellanpassung. Bei den Frauen liegt Nagelkerkes R^2 im ähnlichen Bereich wie in den oben dargestellten Modellen mit den anderen Stichproben. Bei den Vätern ist es höher als in den anderen Modellen.

Allerdings muss beachtet werden, dass bei den Männern mit 25 Personen die Gruppe derer ohne gemeinsame Sorge sehr gering ist und daher die einzelnen Zellenbesetzungen teils sehr gering sind. Deshalb sollte das Modell der Männer nicht überinterpretiert werden. Die Effekte der Prädiktoren auf die Abgabe von gemeinsamen Sorgeerklärungen sind in der dem Modell I entsprechenden Analyse zwar aufgrund der geringeren Stichprobengröße sowie Zellenbesetzungen teils nicht signifikant, entsprechen aber weitgehend dem oben dargestellten Muster: Unter den individuellen Faktoren erhöht vor allem ein höheres Alter der Mutter sowohl nach Angaben der Frauen als auch der Männer (Effekt: Alter andere Elternteil) die Chance auf die gemeinsame Sorge. Bei den partnerschaftlichen Faktoren spielen vor allem die Partnerschaftsform bei Geburt und Konflikte bei Geburt eine wesentliche Rolle. Führten die Eltern eine LAT-Beziehung oder keine Beziehung und berichten sie von vielen Konflikten, ist die Chance auf die gemeinsame Sorge vermindert. Der Faktor Stadt vs. Land hat den stärksten Effekt, wobei das Leben in der Stadt die Wahrscheinlichkeit zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erhöht. Bei der eigenen Bildung der Männer findet sich ein den oben dargestellten Ergebnissen widersprechender Befund: Gibt der Mann selbst an eine niedrige Bildung zu haben, ist die Chance die gemeinsame Sorge mit der Mutter des Kindes zu haben um 349 % erhöht. Dieser Effekt deutet auf einen Suppressoreffekt hin, da in der (hier nicht dargestellten) bivariaten logistischen Regressionsanalyse dieser Effekt nicht auftritt, sondern entsprechend den oben dargestellten Analysen unbedeutend mit einem nicht signifikanten Odds Ratio von $OR = 1.01$ ist. Auch der Effekt der mittleren Bildung ist mit $OR = 0.34^*$ in bivariaten Analysen den obigen Befunden entsprechend. Der Suppressoreffekt ist vermutlich auf die sehr geringen Zellenbesetzungen im Modell der Männer zurückzuführen und wird deshalb nicht weiter interpretiert. Die Hinzunahme der in der Intensivbefragung zur Verfügung stehenden weiteren Informationen zum Wissen um das gemeinsame Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern sowie die beiden Skalen aktive Vaterrolle und traditionelle Rollenorientierung der Geschlechtsrollenorientierung haben bei den Frauen keinen signifikanten Einfluss auf die Abgabe von Sorgeerklärungen, weshalb die Varianzaufklärung auch kaum verbessert wird. Bei den Männern ergeben sich einige signifikante Effekte, dies ist auch in der dem Modell I gegenüber etwas verbesserter Varianzaufklärung zu entnehmen. Bei Frauen und Männern hat das Wissen um das Sorgerecht keinen signifikanten Effekt. Interpretiert man dennoch die Odds Ratio, so erniedrigt bei den Frauen jede richtige Antwort der zehn Items zum Wissen um das Sorgerecht die Chance auf die gemeinsame Sorge. Bei den Männern ist es genau umgekehrt: Jede richtige Antwort mehr erhöht die Chance um 9 %. Hat der

Mann hingegen eine um einen Punkt niedrigere traditionelle Rollenorientierung auf der Likertskala von 1 = stimme überhaupt nicht zu bis 5 = stimme sehr zu, so ist die Chance auf die gemeinsame Sorge um 127.3 % erhöht als wenn er eine um einen Punkt höhere traditionelle Rollenorientierung innehat. Bei der aktiven Vaterrolle ist der Effekt zwar nicht signifikant, die Chance auf gemeinsame Sorge ist allerdings bei den Männern um 13 % bei einem Punkt höherer Einstellung zur aktiven Vaterrolle.

3.5.5 Ergebnisse zu Gründen gegen die gemeinsame Sorge

Wie bereits erwähnt haben 275 (42.3 %) der Frauen und 104 (28.7 %) der Männer der Kurzbefragung nicht die gemeinsame Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen begründet. Von diesen haben 12 (4.4 %) Frauen und 7 (6.7 %) Männer keine Gründe angegeben, warum sie das nicht getan haben. Die übrigen 263 Frauen und 97 Männer haben mindestens einen der 26 vorgelegten Gründe angekreuzt. Von diesen haben jedoch 8 (0.3 %) Frauen und 3 (0.3 %) Männer keinen Grund mit ja angekreuzt, weshalb Personen von den Analysen ausgeschlossen werden mussten. 28 (10.6 %) Frauen und zehn (10.3 %) Männer haben jedoch nur für sich selbst Gründe angegeben. Weitere fünf (1.9 %) Frauen und zwei (2.1 %) Männer haben nur für den anderen Elternteil Gründe angegeben. Deshalb beziehen sich die folgenden Analysen zur Beantwortung von *Frage I.2.3* zu den eigenen Gründen gegen die gemeinsame Sorge auf Angaben von 255 Frauen und 94 Männern und die zu den Gründen des anderen Elternteils auf Angaben von 232 Frauen und 85 Männern.

Risikofaktoren für das Kindeswohl, potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung und nicht kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Langmeyer und Walper (2013d) ordnen in Absprache mit juristischen Experten des Deutschen Instituts für Jugendhilfe und Familienrecht (DIJuF) die genannten Gründe gegen das gemeinsame Sorgerecht hinsichtlich ihrer Kindeswohlrelevanz in drei Gruppen ein: (a) vergleichsweise klare *Risikofaktoren für das Kindeswohl,* mit denen Probleme der Asozialität und Subnormalität angesprochen werden (Items 16–20), (b) *potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung*, die einen breiten Bereich von partnerschaftsbezogenen Vorbehalten gegenüber der gemeinsamen Sorge umfassen (Items 5–9,12), und (c) *nicht kindeswohlrelevante Gründe*, die sich auf den Zugang zum Institut der gemeinsamen Sorge, das Umfeld, Konventionen und Vorwissen beziehen (Items 1–4,10,11,13–15, 21–26). Hierbei ist zu beachten, dass Gewalt in der Partnerschaft laut dieser

Zuordnung zu den (gut etablierten) Risikofaktoren für das Kindeswohl gezählt wird, während häufige Konflikte – etwas abgeschwächt – unter *potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung* subsumiert werden. In die letztgenannte Kategorie fallen auch Vorbehalte, die sich auf die fragliche Tragfähigkeit der Partnerschaft beziehen. Tabelle 8 verdeutlicht die Zuordnung einzelner Gründe zu den übergeordneten Kategorien.

Tabelle 8: Gruppierung und Häufigkeiten (Prozent) der Gründe gegen die gemeinsame Sorge

	Selbst		Anderer Elternteil	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Risikofaktoren für das Kindeswohl (z. B. Suchtprobleme, Gewalt in der Partnerschaft, psychische Probleme, Probleme mit dem Strafgesetz)	45 (17.6)	7 (7.4)	43 (18.5)	9 (10.5)
Potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung (z. B. Partnerschaft bestand nie, häufige Konflikte ohne friedliche Verständigung, Elternschaft war nicht gewünscht)	159 (62.4)	27 (28.7)	120 (51.7)	31 (36.0)
Nicht kindeswohlrelevante Gründe (z. B. Fehlinformation, Bürokratie, Heiratsabsicht, gemeinsame Sorge nicht erwünscht; Angst, das Sorgerecht zu verlieren; Abraten anderer)	243 (95.3)	91 (96.8)	211 (90.9)	83 (96.5)
N	255	94	232	86

Anmerkung: Aufgrund von Mehrfachnennungen addieren sich die angegebenen Prozentzahlen nicht zu 100 %.

Risikofaktoren für das Kindeswohl werden von Frauen häufiger als von Männern, die keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgegeben haben, als eigene Argumente gegen die gemeinsame Sorge genannt. Betrachtet man die *potenziell kindeswohlrelevanten Probleme in der Elternbeziehung*, so geben immerhin über die Hälfte der Frauen solche Gründe gegen die gemeinsame Sorge an. Deutlich weniger Männer mit knapp 30 % führen potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung als Gründe gegen die gemeinsame Sorge an. Nicht kindeswohlrelevante Gründe werden in über 90 % der Fälle genannt – und dies nahezu gleichermaßen von Frauen und Männern. Die Verteilung der Gründe des anderen Elternteils auf Risikofaktoren für das Kindeswohl, potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung und nicht kindeswohlrelevante Gründe ist denen der eigenen Gründe sehr ähnlich. Da Mehrfachnennungen möglich waren, addieren sich diese genannten Prozentzahlen nicht zu 100 % auf.

Betrachtet man die Zusammensetzung der Gründe, so ergibt sich folgendes Bild: Im Mittel setzen sich bei den Frauen die Gründe gegen das gemeinsame Sorge-

recht aus 54.8 % nicht kindeswohlrelevanten, 42.5 % potenziell kindeswohlrelevanten und 2.7 % kindeswohlrelevanten Gründen zusammen. Bei den Männern sind es mit 79.2 % nicht kindeswohlrelevanten, 19.4 % potenziell kindeswohlrelevanten und 1.5 % kindeswohlrelevanten Gründen noch weniger (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge. Auch bei den Gründen für den anderen Elternteil nennen Frauen mit 60.0 % nicht kindeswohlrelevanten, 35.1 % potenziell kindeswohlrelevanten und 4.9 % kindeswohlrelevanten Gründen mehr kindeswohlrelevante Gründe als Männer mit 76.1 % nicht kindeswohlrelevanten, 22.2 % potenziell kindeswohlrelevanten und 1.7 % kindeswohlrelevanten Gründen.

Um der Mehrfachnennung der Gründe gegen die gemeinsame Sorge Rechnung zu tragen, wurden im Folgenden die Eltern in drei Gruppen bezüglich der Kindeswohlrelevanz der von ihnen genannten Gründe gegen die gemeinsame Sorge eingeordnet (vgl. Tabelle 9).

Tabelle 9: Gruppierung und Häufigkeiten (Prozent) der Gründe gegen die gemeinsame Sorge in Prozent ohne Mehrfachnennungen

	Selbst		Anderer Elternteil	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Nicht kindeswohlrelevante Gründe Eltern, die ausschließlich nicht kindeswohlrelevante Gründe nennen	92 (36.1)	63 (67.0)	104 (44.8)	54 (62.8)
Potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung Eltern, die potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung als Grund nennen, jedoch keine weitergehenden Risikofaktoren für das Kindeswohl, wobei zusätzlich auch nicht kindeswohlrelevante Gründe genannt sein können	118 (46.3)	24 (25.5)	85 (36.6)	23 (26.7)
Risikofaktoren für das Kindeswohl Eltern, die Risikofaktoren für das Kindeswohl nennen, wobei sie zusätzlich auch nicht kindeswohlrelevante Gründe bzw. potenziell kindeswohlrelevante Gründe nennen können	45 (17.6)	7 (7.4)	43 (18.5)	9 (10.5)
gesamt	255 (100)	94 (100)	232 (100)	86 (100)

Der größte Anteil der Männer befindet sich demnach selbst als auch für den anderen Elternteil in der Gruppe nicht kindeswohlrelevanter Gründe, der von Frauen dagegen bei den potenziell kindeswohlrelevanten Problemen in der Elternbeziehung.

Für die nachfolgenden Analysen wurden die drei Gruppen zu den beiden Gruppen keine kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge und (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge, die die beiden

Gruppen potenziell kindeswohlrelevante Probleme in der Elternbeziehung und Risikofaktoren für das Kindeswohl integriert, zusammengefasst. 163 (63.9 %) der Frauen, die Gründe gegen die gemeinsame Sorge nennen, nennen für sich selbst (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe. Bei den Männern sind dies mit 31 (33.0 %) deutlich weniger. Entsprechendes gilt für die Angaben der Gründe des anderen Elternteils: Bei Frauen ist mit 128 (55.2 %) Personen der Anteil derer mit zumindest potenziell kindeswohlrelevanten Gründen eindeutig größer als bei den Männern mit 32 (37.2 %) Personen.

Nicht kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Betrachtet man nur die nicht kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge selbst genauer und inspiziert, welche Gründe hiervon am häufigsten genannt werden, so ist, wie in Abbildung 7 dargestellt, grundsätzlich ein einheitliches Bild für Frauen und Männer zu verzeichnen. Lediglich der von den Frauen am häufigsten genannte Grund, dass die gemeinsame Sorge nicht gewünscht war, wird von den Männern nicht so häufig geteilt. Der wichtigste Grund der Männer ist nach ihren eigenen Angaben, dass sie davon ausgingen, die gemeinsame Sorge bestehe automatisch. Sowohl bei Frauen als auch bei Männern belegen die Gründe „Es erschien uns nicht wichtig“, „Es wurde nicht zielstrebig genug verfolgt“ und „Es bestand ohnehin die Absicht zu heiraten“ die Plätze zwei bis vier.

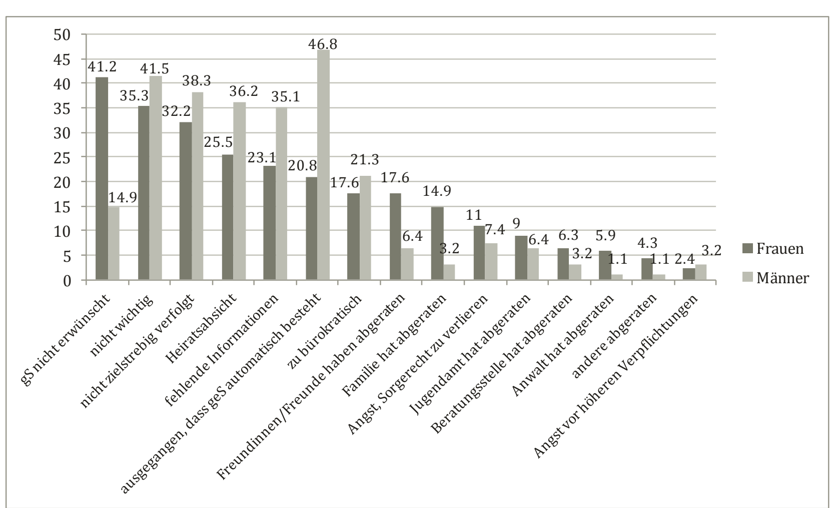


Abbildung 7: Häufigkeit nicht kindeswohlrelevanter Gründe selbst gegen die gemeinsame Sorge für Frauen und Männer in Prozent

Für Frauen sind fehlende Informationen zwar ebenso wie bei den Männern am

fünftwichtigsten, jedoch nennen prozentual wesentlich weniger Frauen diesen Grund gegen die gemeinsame Sorge. Gleiches gilt für die Annahme, dass die gemeinsame Sorge automatisch besteht. Weniger häufig werden von Frauen und Männern als Gründe gegen die gemeinsame Sorge angeführt, dass andere Personen von der gemeinsame Sorge abgeraten haben.

Dies entspricht den für den anderen Elternteil vermuteten Gründen der befragten Frauen und Männer (vgl. Abbildung 8).

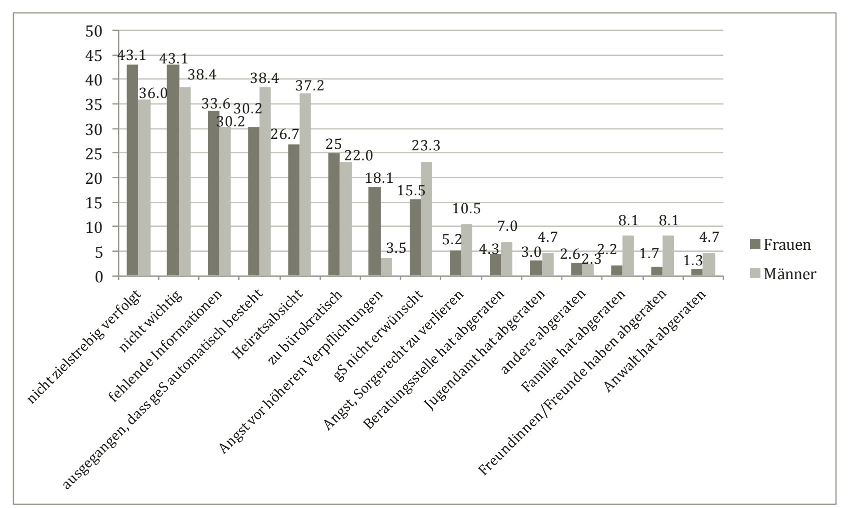


Abbildung 8: Häufigkeit nicht kindeswohlrelevanter Gründe anderer Elternteil gegen die gemeinsame Sorge für Frauen und Männer in Prozent

Frauen unterstellen dem anderen Elternteil am häufigsten, dass er die gemeinsame Sorge nicht zielstrebig genug verfolgt hat. Während bei den Männern ungefähr gleich viele selbst und für den anderen Elternteil diesen Grund angeben, sind es bei den Frauen mit circa 10 % deutlich mehr, die diesen Grund für den anderen Elternteil angeben als bei sich selbst. Auch, dass die gemeinsame Sorge nicht wichtig für den anderen Elternteil erschienen wäre, geben Frauen häufiger an, als die die gemeinsame Sorge selbst als nicht für wichtig erachten. Männer führen die Nichtabgabe einer Sorgeerklärung der Mutter vorwiegend – wie bei sich selbst – auf die Fehlinformation zurück, dass die gemeinsame Sorge automatisch bestehen würde. Während nur circa ein Viertel der Frauen selbst und 30 % der Frauen für den anderen Elternteil vermuten, eine bevorstehende Heirat wäre ein Hindernis zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen gewesen, ist dies bei über einem Drittel der Männer der Fall. Einem knappen Viertel der Männer ist bewusst, dass die Mütter die Sorgeerklärung nicht abgegeben haben, weil von

ihnen die gemeinsame Sorge nicht gewünscht war. Anders als zu erwarten gewesen wäre, ist die Bürokratie weder für die Teilnehmer selbst noch nach deren Ansicht für den anderen Elternteil ein besonders tragender Grund aus der Reihe der nichtkindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge.

(Potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Wie bereits oben erläutert, ist auch aus der Abbildung 9 ersichtlich, dass für Männer potenziell kindeswohlrelevante und noch weniger kindeswohlrelevante Gründe eine tragende Rolle bei der Entscheidung gegen die gemeinsame Sorge spielen. Am ehesten kommen hier noch Partnerschaftsunsicherheiten bzw. Konflikte oder ungewünschte Elternschaft zum Ausdruck. Aber auch diese Gründe werden von weniger als 20 % der Männer ohne gemeinsame Sorge als Ursachen hierfür angeführt.

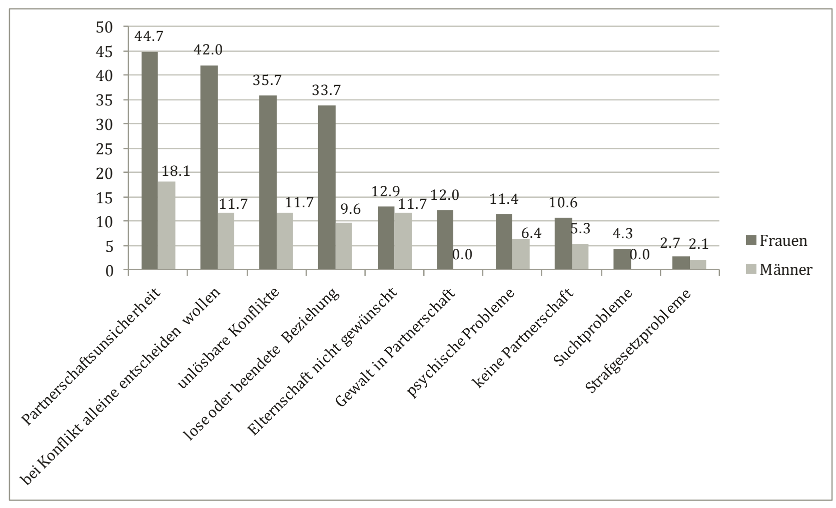


Abbildung 9: Häufigkeit (potenziell) kindeswohlrelevanter Gründe selbst gegen die gemeinsame Sorge für Frauen und Männer in Prozent

Von den Frauen werden sogar häufiger als der wichtigste Grund der nichtkindeswohlrelevanten Gründe Partnerschaftsunsicherheiten und, dass sie im Konfliktfall lieber alleine entscheiden wollen, als Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt. Nahezu ebenso häufig benennt circa ein Drittel der Frauen ohne gemeinsame Sorge unlösbare andauernde Konflikte sowie fehlende Tragfähigkeit der Elternbeziehung, da sie lose bzw. bereits beendet ist, als Grund gegen die gemeinsame Sorge. Ähnlich wie bei den Männern werden auch bei den Frauen eher selten wirkliche kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge er-

wähnt, und wenn, dann am ehesten noch Gewalt in der Partnerschaft oder psychische Probleme.

Dem anderen Elternteil schreiben Frauen nicht so häufig wie sich selbst, (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge als Hinderungsgrund gegen die gemeinsame Sorge zu. Ähnlich wie bei sich selbst, sind die vermuteten (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge des Vaters aus Perspektive der Frauen eher partnerschaftlicher Natur, wie Partnerschaftsprobleme oder Konflikte. Nach Ansicht der Männer ist für die Mütter der wichtigste (potenziell) kindeswohlrelevante Grund, dass sie im Konfliktfall alleine entscheiden wollen.

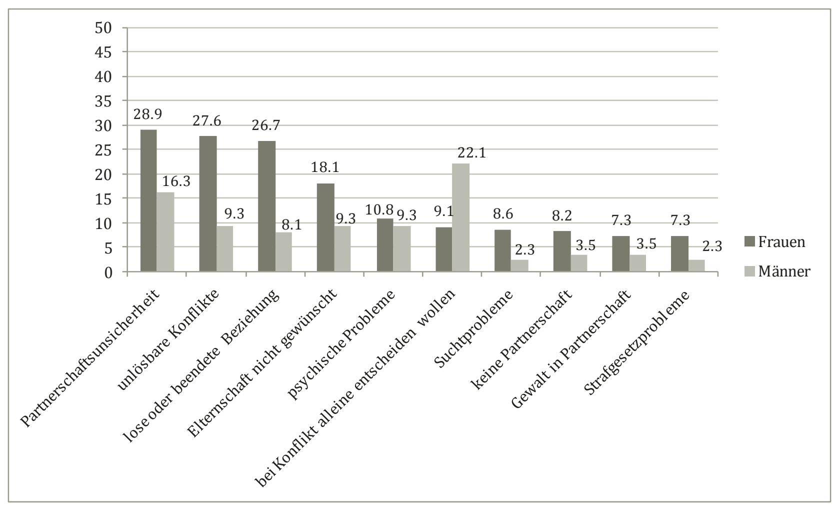


Abbildung 10: Häufigkeit (potenziell) kindeswohlrelevanter Gründe anderer Elternteil gegen die gemeinsame Sorge für Frauen und Männer in Prozent

Noch etwas weniger häufig bzw. nahezu gleichhäufig wie bei den eigenen Gründen werden von Frauen und Männern wirkliche kindeswohlrelevante Gründe, wie Gewalt in der Partnerschaft oder Suchtprobleme genannt.

3.5.6 Ergebnisse zu Prädiktoren kindeswohlrelevanter Gründe

Zur Beantwortung der *Frage I.2.4*, welche Prädiktoren für die Nennung kindeswohlrelevanter Gründe gegen die gemeinsame Sorge relevant sind, wurden die beiden Gruppen *potenziell kindeswohlrelevante Gründe* und *kindeswohlrelevante Gründe* zusammengefasst. Da vor allem diejenigen Personen (Frauen: 85.1 %; Männer: 91.3 %) auch für den anderen Elternteil (potenziell) kindeswohlrelevan-

te Gründe gegen die gemeinsame Sorge nennen, wenn sie auch für sich selbst solche Gründe genannt haben, beziehen sich die folgenden Analysen nur auf die für sich selbst genannten Gründe gegen die gemeinsame Sorge. Aufgrund von fehlenden Angaben in den Prädiktoren können für die Berechnung der logistischen Regressionen Angaben von 155 Frauen und 69 Männern herangezogen werden. Da von den 69 Männern nur 18 (26.1 %) Personen (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge nennen, können hier keine geschlechtsgetrennten Analysen, insbesondere für die Gruppe der Männer durchgeführt werden. Unter der ohnehin schon etwas größeren Gruppe der Frauen werden auch häufiger (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt. Mit 88 (56.8 %) Personen sind es sogar etwas mehr als die Hälfte aller Frauen. Insgesamt nennen dementsprechend unabhängig vom Geschlecht der befragten Person 106 (47.3 %) Personen (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe und 118 (52.7 %) keine (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge.

Um möglichen Geschlechtsunterschieden gerecht zu werden, wird die folgende logistische Regression zunächst für alle antwortenden Personen und danach nochmals nur für die Gruppe der Frauen berechnet.

Wie die Tabelle 10 zeigt, ist die Modellanpassung beider Analysen mit einem signifikanten Likelihood Ratio-Test und einem sehr zufriedenstellenden Nagelkerkes R^2 gut.

Lediglich bei der Bildung finden sich Unterschiede in den beiden Modellen. Vor allem ist die Bildung des anderen Elternteils nur bei den Frauen signifikant. Während im Gesamtmodell eine mittlere Bildung des anderen Elternteils im Vergleich zu einer hohen Bildung des anderen Elternteils zwar auch das Risiko verringert (51.5 %) (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge zu nennen, ist dieses Risiko bei den Frauen noch etwas höher und auch signifikant. Hat nach Angaben der Frauen der andere Elternteil eine hohe Bildung im Vergleich zu einer mittleren Bildung, so ist das Risiko kindeswohlrelevante Gründe zu nennen um 270.4 % erhöht.

Unter den individuellen Einflussfaktoren der Antwortperson haben keine Prädiktoren einen signifikanten Effekt auf die Begründung der Nichtabgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen mit (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen. Dennoch ist das OR für die mittlere Bildung nicht unbedeutend hoch. Wenn auch nicht signifikant, haben Personen mit einer mittleren Bildung im Vergleich zu einer hohen Bildung ein um 121 % erhöhtes Risiko (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe zu nennen. Auch die individuellen Faktoren des anderen Elternteils haben kaum einen Effekt auf (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe. Neben

dem bereits erwähnten signifikanten Effekt der Bildung des anderen Elternteils im Modell der Frauen hat in beiden Modellen ausschließlich das Alter des anderen Elternteils bei Geburt einen signifikanten Effekt. Ist der andere Elternteil um ein Jahr älter, ist das Risiko für die Antwortperson (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe zu nennen um 11 % erhöht. Dies sind bei zehn Jahren folglich 110 %.

Tabelle 10: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage von (potenziell) Kindeswohlrelevanten Gründen gegen die gemeinsame Sorge: gesamt (Modell I) und nur Frauen (Modell II)

	Modell I: gesamt	Modell II: Frauen
Alter bei Geburt	0.97	0.94
Niedrige Bildung	2.50	0.76
Mittlere Bildung	2.21	2.76
Hohe Bildung (Referenz)		
Alter des aE bei Geburt	1.11*	1.11*
Niedrige Bildung aE	1.05	0.93
Mittlere Bildung aE	0.66	0.27*
Hohe Bildung aE (Referenz)		
NEL bei Geburt	0.29*	0.25*
LAT/keine Bez. bei Geburt (Referenz)		
Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt	0.54*	0.41*
Konflikte bei Geburt	1.40*	1.56*
Ältere Kinder mit aE mit gem. Sorge	0.37	0.39
Keine älteren Kinder mit aE mit gem. Sorge (Referenz)		
Alter des Kindes	1.03	1.01
Ostdeutschland	2.84*	4.02*
Westdeutschland (Referenz)		
Stadt	1.32	1.40
Land (Referenz)		
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	97.86 (13)*	90.79(12)*
Nagelkerkes R^2	.47	.59

Anmerkung: *$p<0.05$; $n_{gesamt} = 224$, $n_{Frauen} = 155$.

Vielmehr als die individuellen Faktoren der Antwortperson und des anderen Elternteils sind die partnerschaftlichen Faktoren ausschlaggebend für die kindeswohlrelevante Begründung der Nichtabgabe der Sorgeerklärungen.

Geben die befragten Personen an, dass im Zeitraum um die Geburt Konflikte mit dem anderen Elternteil gab, so ist das Risiko um 40 % erhöht, (potenziell) kin-

deswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge zu nennen. Bei den Frauen sind mit einer Erhöhung um 56 % Konflikte mit dem Vater des Kindes noch relevanter für eine kindeswohlrelevante Begründung. Entsprechendes gilt für die Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt des Kindes: Durch eine um eine Stufe höhere Tragfähigkeit der Beziehung auf der Likert-Skala von *1* = gar nicht zutreffend bis *6* = sehr zutreffend vermindert sich im Gesamtmodell das Risiko, (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge zu haben, um 85.2 %. Bei Frauen ist, wie bereits bei den Konflikten, die Tragfähigkeit der Beziehung noch bedeutsamer als im Gesamtmodell: Eine um eine Stufe niedrigere Tragfähigkeit der Beziehung erhöht das Risiko um 143.9 %.

Ähnliches gilt für die generelle Partnerschaftssituation bei Geburt des Kindes: Lebten die Eltern bei der Geburt des Kindes in einer LAT-Partnerschaft bzw. hatten sie gar keine Partnerschaft im Vergleich zu nichtehelichen Partnerschaften, so ist das Risiko für die Erwähnung (potenziell) kindeswohlrelevanter Gründe um 244.8 % (Frauen: 300.0 %) erhöht. Keinen signifikanten Effekt hat das Vorhandensein von gemeinsamen älteren Kindern mit gemeinsamem Sorgerecht. Dennoch ist auch hier das Risiko für (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe erniedrigt, wenn solche Kinder vorhanden sind.

Unter den paarexternen Faktoren ist nur der Faktor Ost- bzw. Westdeutschland signifikant. Im Vergleich zu Westdeutschland ist das Risiko in Ostdeutschland die Nichtabgabe der Sorgeerklärung mit (potenziell) kindeswohlrelevanten Aspekten zu begründen um 184 % erhöht (Frauen sogar um 302 %).

Wie hypothetisch angenommen, geben Eltern beim Vorliegen von partnerschaftlichen Problemen, welche als kindeswohlrelevant interpretiert werden können, auch solche zumindest potenziell kindeswohlrelevanten Argumente als Grund gegen die gemeinsame Sorge an. Die übrigen Faktoren, wie individuelle Faktoren der Antwortperson sowie des anderen Elternteils und paarexterne Faktoren sind für die Begründung der Nichtabgaben von Sorgeerklärungen mit (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen zwar teils nicht irrelevant, dennoch aber insgesamt weniger bedeutsam.

3.6 Diskussion Studie Ia „Gemeinsames Sorgerecht“

Die Studie Ia widmete sich der Thematik der Partnerschaftsentwicklung von Elternpaaren mit nichtehelich geborenen Kindern sowie der gemeinsamen elterlichen Sorge und deren Erlangung. Die beiden Fragestellungen in der Studie I wurden mit Angaben von 651 Frauen und 362 Männern beantwortet, welche den Kurzfragebogen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander ver-

heirateter Eltern“ ausgefüllt haben.

3.6.1 Entwicklung der Partnerschaft von Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern in den ersten drei bis fünf Lebensjahren des Kindes (Forschungsfrage I.1)

Die Analysen zur *Frage I.1.1* ergaben, dass die Mehrheit der befragten Frauen und Männer in einer gemeinsamen Partnerschaft bei der Geburt des Kindes lebten – dies entweder in einem gemeinsamen Haushalt (NEL, Frauen: 75.8 %, Männer: 85.8 %) oder ohne gemeinsamen Haushalt (LAT, Frauen: 12.3 %, Männer: 8.9 %). Bis zum Befragungszeitpunkt in den Jahren 2009/2010 reduzierte sich jedoch der Anteil derjenigen mit einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Zielkindes, welches in den Jahren 2005 bis 2007 geboren wurde, auf 66.1 % bei den Frauen und 85.0 % bei den Männern. Ein nicht unbedeutender Anteil der ehemals nichtehelichen Elternteile heiratete zwischen der Geburt des Kindes und der Befragung des anderen Elternteils des Kindes (Frauen:19.3 %, Männer: 23.1 %). Insbesondere nichteheliche Partnerschaften (NEL) bei Geburt des Kindes zeichneten sich im Vergleich zu Partnerschaften, die ohne gemeinsamen Haushalt (LAT) geführt wurden, als stabiler aus: Von den NELs trennten sich 23.7 % der Frauen und 12.8 % der Männer, bei den LATs waren es mit 46.8 % der Frauen und 16.7 % der Männer deutlich mehr Partnerschaften, die als gescheitert galten. Dies zeigt jedoch auch auf, dass, wie zu erwarten war, die Teilnahme der Väter vor allem abhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation beider Eltern ist: Während unter den mittlerweile verheirateten Befragungsteilnehmenden der prozentuale Anteil von Frauen und Männern annähernd gleich ist, ist der Prozentsatz der Männer bei den inzwischen getrennten Paaren deutlich geringer als bei den Frauen. Auch gibt es nur sehr wenige Männer, die an der Studie teilgenommen haben und nie eine Partnerschaft mit der Mutter des Kindes hatten. Diese ungleichgewichtige Teilnahme der Geschlechter ist bei Vergleichen der Partnerschaftskonstellationen zu berücksichtigen. Immerhin ist aber bei den hier besonders interessierenden nichtehelichen Lebensgemeinschaften (mit gemeinsamem Haushalt) das Geschlechterverhältnis annähernd ausgewogen. Für die Mehrheit der Kinder der befragten Personen wurde die Vaterschaft anerkannt.

Betrachtet man nun zur Beantwortung zur *Frage I.1.2*, welche Prädiktoren relevant für den Institutionalisierungsschritt einer Heirat und welche ausschlaggebend für die Deinstitutionalisierung der bei Geburt nichtehelichen Partnerschaften ist, so zeigt sich bei denjenigen Teilnehmern, die zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes gelebt haben, von den individuellen Faktoren das Alter als bedeutsam. Vor allem bei den Frauen zeigt

sich, dass bei der Geburt jüngere Frauen den anderen Elternteil eher nicht heiraten. Außerdem ist die Bildung ein bedeutsamer Einflussfaktor auf eine Heirat: Vor allem die Bildung der Männer hat einen signifikanten Effekt auf den Institutionalisierungsschritt einer Heirat. Männer mit niedriger Bildung (maximal qualifizierter Hauptschulabschluss) haben eine deutlich niedrigere Chance auf eine Heirat als Männer mit einer hohen Bildung (mindestens Fachhochschulreife). Von den partnerschaftlichen Faktoren hat die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit, die aufgrund der Stabilität von Partnerschaftszufriedenheiten auch als Partnerschaftsqualität in den Jahren zuvor gewertet werden kann, den einzigen signifikanten Effekt auf eine Heirat. Frauen und Männer, die angeben eine bessere Partnerschaftsqualität zu haben, heiraten eher als Paare mit einer schlechteren Partnerschaftsqualität. Zudem sind, zumindest aus Perspektive der Frauen, Konflikte bei der Geburt des Kindes relevant für eine Heirat. Nahmen die Frauen rund um den Geburtstermin viele Streitpunkte und Schwierigkeiten mit dem anderen Elternteil wahr, so ist die Chance, dass sie den anderen Elternteil später heiraten deutlich vermindert, als bei Frauen, die von keinen Konflikten berichten. Keinen Effekt hat die Partnerschaftsdauer bis zur Geburt des Kindes. Interessanterweise sind die stärksten Effekte unter den paarexternen Faktoren zu verzeichnen. Zum einen nimmt hier das Alter des Kindes eine tragende Bedeutung ein. Dies wurde als paarexterner Faktor einsortiert, da davon ausgegangen werden konnte, dass in den letzten Jahren sich durch die immer ansteigende Anzahl an nichtehelichen Geburten eine Enttraditionalisierung der Lebensform der verheirateten Elternschaft in Deutschland ergeben hat. Auch mit den vorliegenden Daten zeigt sich, dass je älter die Kinder sind, die Eltern auch eher heiraten. Allerdings sollte dies nicht vorschnell als Enttraditionalisierung einer Heirat interpretiert werden. Da die Kinder der befragten Personen mit im Mittel knapp vier Jahren noch relativ jung sind, besteht die Möglichkeit, dass diejenigen Elternteile mit jüngeren Kindern den anderen Elternteil noch im Laufe der Zeit heiraten, was die mit älteren Kindern bereits getan haben. Auffallend ist jedoch, dass der Faktor Leben in Ostdeutschland vs. Leben in Westdeutschland einen starken Effekt auf eine Heirat hat: Leben die Befragten in Westdeutschland, so ist eine Heiratswahrscheinlichkeit wesentlich größer als in Ostdeutschland. Männer, die in der Stadt bzw. in verstädterten Räumen leben, berichten seltener von einer Heirat als Männer, die in ländlicheren Regionen leben.

Überprüft man, welche Faktoren wesentlich für eine Trennung der nichtehelichen Paare sind, so sind hier vor allem die partnerschaftlichen Faktoren bei Geburt des Kindes bedeutsam. Haben die Paare nicht in einem gemeinsamen Haushalt gelebt, so ist, wie bereits erwähnt, eine Trennung wesentlich wahrscheinlicher als wenn

sie in einer nichtehelichen Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt leben. Auch bei vielen Konflikten und wenig Tragfähigkeit der Beziehung rund um den Geburtstermin, ist das Trennungsrisiko höher. Hierbei ist allerdings zu beachten, dass diese Angaben retrospektiv erhoben wurden. Möglicherweise haben inzwischen getrennt lebende Elternteile auch einfach einen kritischeren Blick auf die Situation bei Geburt des Kindes, als Eltern, die in einer gemeinsamen Partnerschaft leben.

3.6.2 Sorgerechtsregelung und Gründe gegen die gemeinsame Sorge (Forschungsfrage I.2)

Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt

Die *Frage I.2.1* kann damit beantwortet werden, dass die Mehrheit der Eltern (Frauen: 57.8 %; Männer: 71.3 %) mit nichtehelicher Geburt die gemeinsame Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen rund um den Geburtstermin erhalten haben. Insbesondere Eltern, die zum Befragungszeitpunkt entweder in einer stabilen nichtehelichen Partnerschaft leben oder den anderen Elternteil inzwischen geheiratet haben (und somit auch die gemeinsame Sorge erlangt hätten), haben zu einem noch größeren Anteil (inzwischen verheiratet: Frauen: 76.9 %; Männer: 76.9 %; NEL: Frauen: 69.2 %; Männer: 74.2 %) übereinstimmende Sorgeerklärungen beim Jungendamt abgegeben. Die Frauen scheinen mit ihrer derzeitigen Sorgerechtsregelung zufrieden zu sein, denn vor allem diejenigen, die nicht in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben, haben nicht mehr vor, eine Sorgeerklärung abzugeben. Hingegen scheint bei den Männern der Wunsch nach einer gemeinsamen Sorge größer zu sein: Nahezu gleich viele Männer, die nicht in einer NEL-Partnerschaft mit der Mutter des Kindes leben, geben an, noch vorzuhaben die gemeinsame Sorge zu erklären bzw. dies nicht mehr zu forcieren. Vor allem unter denjenigen Elternteilen, die keine Sorgeerklärungen abgegeben haben, ist der Anteil derjenigen, die das Jugendamt zu einer persönlichen Beratung aufgesucht haben, gering. Nur 27.4 % der Frauen und 20.4 % der Männer berichten von einem persönlichen Gespräch. Immerhin war in einem nicht unbedeutenden Anteil der befragten Elternteile zumindest Mutter oder Vater zu einer Beratung hinsichtlich der gemeinsamen Sorge im Jugendamt bzw. die Eltern erinnern sich, eine Informationsbroschüre des Jugendamtes erhalten zu haben. Keine systematischen Unterschiede der Beratung im Jugendamt scheint es zwischen den befragten Frauen und Männern zu geben.

Werden neben der Sorgerechtsregelung für das Zielkind auch die Sorgerechtsre-

gelung der weiteren Kinder in den Familien betrachtet, so ergibt sich, dass vor allem bei denjenigen Personen, die weitere nichteheliche Kinder mit dem anderen Elternteil des Zielkindes haben, die beiden (oder mehrere) Sorgerechtsregelungen übereinstimmen. Die Mehrheit der Teilnehmenden mit mehreren Kindern mit demselben Partner hat die gemeinsame Sorge. Nur sehr wenige Teilnehmende haben unterschiedliche Sorgerechtsregelungen bei Zielkind und weiteren Kindern, wobei die Konstellation beim Zielkind keine gemeinsame Sorge, beim weiteren Kind jedoch schon die gemeinsame Sorge etwas häufiger auftritt als umgekehrt. Möglicherweise sind die weiteren Kinder jünger als das Zielkind und die Eltern werden die Sorgeerklärungen noch abgeben oder sie gehen fälschlicherweise davon aus, dass durch die Abgabe der Sorgeerklärung des ersten Kindes automatisch auch die gemeinsame Sorge für weitere Kinder besteht.

Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Wenn Eltern nicht die gemeinsam Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen begründen, ist es interessant zu wissen, warum die Eltern dies nicht getan haben und ob hier systematische Gründe gegen die Abgabe der Sorgeerklärung vorliegen bzw. ob, wie vom Gesetzgeber angenommen, insbesondere Gründe betreffend der Kindeswohlrelevanz vorliegen. Diese Gründe gegen die gemeinsame Sorge rücken die Analysen zur *Frage I.2.3* in den Vordergrund. Anhand einer Liste von 26 möglichen Gründen, welche sich in die drei Kategorien (a) Risikofaktoren für das Kindeswohl, (b) potenziell kindeswohlrelevante Gründe und (c) nicht kindeswohlrelevante Gründe zeigt sich, dass ein nicht unbedeutender Anteil an Frauen (36.1 %) und Männer (67.0 %) ausschließlich nicht kindeswohlrelevante Vorbehalte gegen die gemeinsame Sorge hat. Diese Zahlen bleiben nahezu unverändert, betrachtet man die wahrgenommenen Gründe des anderen Elternteils der befragten Frauen und Männer. Unter diesen nicht kindeswohlrelevanten Gründen wurde von den Frauen am häufigsten genannt, dass die gemeinsame Sorge einfach nicht erwünscht war bzw. die gemeinsame Sorge wurde als unwichtig eingestuft. Männer geben hier am häufigsten an, sie wären davon ausgegangen, die gemeinsame Sorge bestehe automatisch bzw. ein ebenfalls großer Anteil an Männern empfindet die gemeinsame Sorge auch als unbedeutend. Diejenigen Eltern, die potenziell kindeswohlrelevante Gründe, die sich vor allem auf Probleme in der Elternbeziehung konzentrieren, anführen, nennen am häufigsten Partnerschaftsunsicherheiten bzw., dass sie bei Konflikten lieber allein entscheiden wollen. Vor allem unter den Frauen ist der Anteil derjenigen, die solche potenziell kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge nennen mit 46.3 % nicht gering. Unter den Männern sind es mit 25.5 % merklich weniger, die solche Gründe angegeben. Unklar bleibt, ob Männer solche Probleme

wirklich weniger als Grund gegen die gemeinsame Sorge nennen, oder ob, wie anhand der Zahlen derjenigen Männer, die an der Studie ohne Partnerschaft mit der Mutter des Kindes teilgenommen haben, anzunehmen ist, Männer mit solchen Problemen erst gar nicht an der Studie teilgenommen haben. Wirkliche Risikofaktoren für das Kindeswohl werden selten genannt. Nur 17.6 % der Frauen und 7.4 % der Männer nennen solche Gründe. Hierbei sind Gewalterfahrungen in der Partnerschaft und psychische Probleme eines Elternteils die wichtigsten Gründe.

3.6.3 Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge und auf kindeswohlrelevante Vorbehalte gegen die gemeinsame Sorge (Forschungsfrage I.2)

Einflussfaktoren auf die Abgabe von Sorgeerklärungen

Zur Beantwortung der *Frage I.2.2*, welche Prädiktoren ausschlaggebend für die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen sind, wurden auch hier, wie bei der Institutionalisierung individuelle, partnerschaftliche und paarexterne Faktoren analysiert. Bei der Analyse aller Elternteile, unabhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation (Modell I) zeigte sich unter den individuellen Faktoren das Alter der Frauen sowie vorwiegend die Bildung bei beiden Elternteilen als wesentlich. Berichtet die Frau selbst bei der Geburt des Kindes älter gewesen zu sein und der andere Elternteil jünger, so erklären diese Eltern häufiger die gemeinsame Sorge. Dieser Effekt ist jedoch nicht so stark wie der Effekt der Bildung: Es ergibt sich ein eindeutiges Bild aus den Angaben von Frauen und Männern zur eigenen Bildung und zur Bildung des anderen Elternteils: Je niedriger die Bildung der Eltern, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass diese Eltern die gemeinsame Sorge erklären. Dies ist nicht damit zu begründen, dass Personen mit niedrigerer Bildung eher auch in instabileren Partnerschaften leben und deshalb keine Sorgeerklärungen abgegeben werden, da auch im Modell mit nur denjenigen Personen, die zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes gelebt haben (Modell II), die Bildung einen vergleichbaren Effekt hat. Auch das Alter hat einen ähnlichen Effekt bei den Teilnehmenden, die in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben. Unter den partnerschaftlichen Faktoren ist vor allem die Partnerschaftssituation bei der Geburt ausschlaggebend für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Frauen als auch Männer, die in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil gelebt haben, geben wesentlich häufiger Sorgeerklärungen ab, als Personen, die in einer LAT-Beziehung gelebt haben bzw. gar keine Beziehung mit dem anderen Elternteil bei Geburt hatten. Zudem erweisen sich vor allem nach Angaben der Frauen Konflikte in der Elternbeziehung bei der Geburt des Kindes als bedeutsam für die Abgabe von Sorgeerklärungen. In beiden Modellen zeigt sich, dass, wenn

rund um die Geburt des Kindes Konflikte zwischen den Eltern herrschten, die Eltern die gemeinsame Sorge eher nicht beantragt haben. Hingegen nimmt die eingeschätzte Tragfähigkeit der Eltern bei Geburt, die Dauer der Beziehung bei Geburt des Kindes und die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit (für diejenigen Personen, die in einer gemeinsamen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben) weniger Bedeutung für die Abgabe von Sorgeerklärungen ein. Haben die Befragten weitere, ältere nichteheliche Kinder mit gemeinsamer Sorge mit dem Elternteil des Zielkindes, so ist dies besonders bei den Paaren mit einer gemeinsamen Beziehung ausschlaggebend für die Beantragung der gemeinsamen Sorge.

Weder im Modell I noch im Modell II zeigte sich der paarexterne Faktor Ost- vs. Westdeutschland als gewichtig für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Hingegen ist die gemeinsame Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen bei Personen, die in der Stadt leben häufiger anzutreffen, als bei Personen, die in eher ländlicheren Regionen leben. Dies gilt insbesondere für Personen, die zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil gelebt haben.

Das Modell III, welches zusätzliche Angaben aus der Intensivbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ beinhaltet und alle Befragten unabhängig von der Paarbeziehung analysiert, stimmt mit den oben beschriebenen Effekten der verschiedenen Faktoren weitgehend überein, auch wenn – aufgrund der kleineren Stichprobe – weniger Effekte signifikant sind. Von den zusätzlichen Faktoren zeigt sich das Wissen um das gemeinsame Sorgerecht als nicht ausschlaggebend für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Dieser Befund ist verwunderlich, berücksichtigt man, dass Fehlinformationen über die gemeinsame Sorge vor allem darin bestehen, dass Eltern denken, sie müssten bei gemeinsamer Sorge alles mit dem anderen Elternteil gemeinsam entscheiden. Daher hätte man davon ausgehen können, dass Eltern, die falsch über die gemeinsame Sorge informiert sind, keine Sorgeerklärungen abgeben. Dies scheint nicht der Fall zu sein. Auch Eltern, die richtig über die gemeinsame Sorge informiert sind, geben diese (aus anderen Gründen) nicht ab. Demgegenüber hat die Geschlechtsrollenorientierung eine Bedeutung für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Haben insbesondere Männer ein sehr traditionelles Rollenverständnis, so ist in deren Partnerschaften die gemeinsame Sorge wesentlich unwahrscheinlicher als in Familien mit engagierteren Vätern. Dies lässt sich damit begründen, dass Vätern mit traditionellen Rollenbildern eher weniger in der Erziehung des Kindes involviert sind und es daher auch nicht für sinnvoll erachten, die Sorge für das Kind inne zu haben. Zudem kommt in einem traditionellen Rollenverständnis der Mutter eine starke Bedeutung für die Entwicklung des Kindes zu, sodass diese

Väter die Alleinsorge der Mutter als richtig erachten.

Einflussfaktoren auf die Angaben von kindeswohlrelevanten Gründen gegen die gemeinsame Sorge

Die *Frage I.2.4*, ob beim Vorliegen potenziell kindeswohlrelevanter Gründe (z. B. Probleme in der Elternbeziehung) diese auch als Gründe gegen die gemeinsame Sorge angeführt werden, kann anhand der vorliegenden Analysen bejaht werden. So sind vor allem die Partnerschaftssituation bei Geburt, aber auch Konflikte und die Tragfähigkeit der Beziehung bei Geburt die wesentlichsten Einflussfaktoren auf die Nennung von (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen gegen die gemeinsame Sorge. Zudem hat das Alter des anderen Elternteils bei der Geburt einen Effekt auf die Nennung dieser (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründe. Je älter der andere Elternteil, vor allem der Frauen, desto eher kommt es wahrscheinlich zu partnerschaftlichen Problemen und somit zur Nennung dieser Gründe. Auf den ersten Blick verwunderlich sind die signifikanten Effekte der Bildung sowie des Faktors Ost- vs. Westdeutschland. Es besteht nämlich ein erhöhtes Risiko der Nennung (potenziell) kindeswohlrelevanter Gründe gegen die gemeinsame Sorge bei einer hohen Bildung, insbesondere des anderen Elternteils der Frauen, also der Väter. Bringt man dieses Resultat in Beziehung mit dem oben beschriebenen Befund, welcher eine hohe Bildung als Prädiktor zur Abgabe von Sorgeerklärungen identifizierte, ist dieser Effekt damit zu begründen, dass Personen mit hoher Bildung generell die gemeinsame Sorge erklären und dies nur dann nicht, wenn auch kindeswohlrelevante Gründe vorliegen. Auch den positiven Effekt von Ostdeutschland könnte man auf den ersten Blick damit auslegen, dass in Ostdeutschland mehr solche (potenziell) kindeswohlrelevanten Risikofaktoren vorhanden sind. Dies ist aber nicht die zwingende Begründung, sondern es bedeutet eher, dass in Ostdeutschland – wie auch bei den höher Gebildeten – die gemeinsame Sorge nur dann nicht abgegeben wird, wenn auch kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge sprechen.

3.7 Methode Studie Ib: Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)

Die zweite Basis der Analysen in der Studie I bildet in der Studie Ib die zweite Erhebungswelle des Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam). Bevor im Folgenden die für die Analysen ausgewählte Stichprobe vorgestellt wird, sollen auch hier zunächst einige grundsätzliche Informationen zu diesem Beziehungs- und Familienpanel vorgestellt werden. Im nächsten Abschnitt werden die Operationalisierungen und Prüfverfahren vorgestellt, sowie

die Ergebnisse beschrieben, welche anschließend diskutiert werden.

3.7.1 Die Studie „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)”

Um längerfristig die Entwicklung von Paar- und Generationenbeziehungen zu beobachten und kausale Erklärungsmodelle prüfen zu können, wurde das „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“ (pairfam; Huinink et al., 2011), im Deutschen auch *Beziehungs- und Familienpanel* genannt, ins Leben gerufen. Pairfam ist eine, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms 1161 „Beziehungs- und Familienentwicklung“ als Langfristvorhaben geförderte Längsschnittstudie mit einer geplanten Laufzeit von 14 Jahren bis zum Jahr 2023. Planung und Umsetzung des Beziehungs- und Familienpanels erfolgen in einem interdisziplinären transregionalen Verbund der Universität Bremen, der Technischen Universität Chemnitz, der Universität Mannheim und der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die Projektleitung haben Prof. Dr. Josef Brüderl, Prof. Dr. Johannes Huinink, Prof. Dr. Sabine Walper und Prof. Dr. Bernhard Nauck inne. Verantwortlich für die Feldarbeit der Datenerhebung ist TNS Infratest Sozialforschung in München.

Die Komplexität partnerschaftlicher und familienrelevanter Merkmale erfordert bei der Erhebung ein komplexes Studiendesign. Deshalb kommt in pairfam neben dem Kohortendesign, in dessen Mittelpunkt die sogenannte Ankerperson steht, welche mit einem Zufallsverfahren aus der Gesamtheit aller in Deutschland lebenden Personen der Geburtskohorten 1991 – 1993, 1981 – 1983 und 1971 – 1973 ausgewählt wurde, zusätzlich ein Multi-Actor-Design zum Einsatz. Dieser Multi-Actor-Ansatz kennzeichnet sich durch die zusätzliche Befragung der jeweiligen Partner der Ankerpersonen und ab der zweiten Erhebungswelle auch die Eltern bzw. Stiefeltern sowie das jüngste mit der Ankerperson im Haushalt lebende Kind im Alter von acht bis 15 Jahren (Fokuskind). Bei der Konzeption der Erhebungsinstrumente der vier Akteure wurde auf eine weitgehende Parallelität der Instrumente geachtet.

Ein zentrales Element des Designs von pairfam ist darüber hinaus der Panelcharakter der Studie mit jährlichen Wiederbefragungen der Ankerpersonen sowie ihrer Partner, Eltern und Kinder zu folgenden fünf inhaltlichen Schwerpunkten:

- Partnerschaft: Entwicklung von Partnerschaften (Kennenlernen der Partner, Etablierung und Ausgestaltung der Paarbeziehung, Trennung), Erwartungen an eine Partnerschaft, Qualität und Stabilität von Partnerschaften
- Elternschaftsentscheidungen: Entscheidungsprozesse zur Familiengründung und Familienerweiterung (Timing, Spacing und Stopping von Gebur-

ten im Lebensverlauf), Kinderwunsch und Kinderzahl, Sexualität und Empfängnisverhütung

- Intergenerationale Beziehungen: Beziehungsqualität und Transmissionsprozesse zwischen Generationen, intergenerationale Transferleistungen materieller und immaterieller Art, familiale Normen und Erwartungen an die Eltern
- Erziehung und kindliche Entwicklung: Erziehungsziele und Erziehungskompetenz der Eltern, Erziehungsverhalten und Betreuungsumfang, kindliche Entwicklungsprozesse, Eltern-Kind-Beziehungen im Familiensystem
- Soziale Einbettung: Modellierung kontextueller Einflussfaktoren auf Prozesse der Partnerschafts- und Familienentwicklung über Netzwerkeinbindung und die Berücksichtigung von externen Regionalindikatoren

Neben diesen inhaltlichen Schwerpunkten werden auch Merkmale aus anderen Lebensbereichen wie Wohnen, Bildung, Erwerbstätigkeit, Freizeitgestaltung, Netzwerkeinbindung, Gesundheit oder Religiosität erfragt.

Der Großteil der Befragung der Ankerpersonen erfolgt über eine computergestützte, persönlich-mündliche Befragung (CAPI, Computer-Assisted-Personal-Interview). Ein weiterer Teil des Befragungsprogramms, der sensiblere Informationen unter anderem zur aktuellen Partnerschaft, Sexualität oder Persönlichkeit enthält, wird von den Ankerpersonen selbst am Computer ausgefüllt (CASI, Computer-Assisted-Self-Interview). Die Interviewdauer lag in der Welle 1 bei durchschnittlich 59 Minuten (Suckow & Schneekloth, 2009), in der Welle 2 bei durchschnittlich 65 Minuten (Suckow, Schneekloth & Wich, 2010). Für die Panelteilnahme erhielten die Ankerpersonen im Anschluss an das Interview vom Interviewer 10 € in bar (vgl. Suckow & Schneekloth, 2009). Partner und Eltern (ab Welle 2) der Ankerperson wurden mittels eines Paper and Pencil Interviews (PAPI) befragt. Die Befragung des jüngsten im Haushalt lebenden Kindes im Alter zwischen acht und 15 Jahren erfolgte ebenfalls ab Welle 2, wie die Ankerpersonenbefragung mit einem CAPI. Informationen zur Erziehung diese mit dem CAPI befragten Kindes wurden anhand eines PAPI von der Ankerperson erhoben (Suckow et al., 2010).

Insgesamt wurden in Welle 1 durch eine Gesamtausschöpfung von 36,9 % (Suckow & Schneekloth, 2009) 12.402 Ankerpersonen der drei Geburtskohorten befragt. An der zweiten Erhebung nahmen mit 9.069 Ankerpersonen noch 73,1 % der Teilnehmer der ersten Erhebung teil.

Eine ausführliche Darstellung der pairfam-Studie findet sich in Huinink et al. (2011).

3.7.2 Stichprobe Studie Ib „pairfam“

Zur Anwendung kommen Daten der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels (Release 2.0). Von den 9.069 Teilnehmende der zweiten Erhebungswelle der pairfam-Studie haben 3.059 (33.7 %) Teilnehmende mindestens ein Kind. Werden Familien mit Adoptiv-und Pflegekindern, sowie Alleinerziehende und Stieffamilien ausgeschlossen, bleiben 2.144 Personen übrig. Begründet ist dieser Ausschluss damit, da für Teilnehmer, die ein Kind von einem anderen Partner als dem aktuellen Partner haben, nicht angegeben ist, welcher der frühere Partner[7] der andere Elternteil des Kindes ist. Daher kann nicht nachvollzogen werden, ob die Eltern des Kindes vor der Trennung in einer nichtehelichen Partnerschaft gelebt haben.

Geschlecht, Alter und Alter bei Geburt des ältesten Kindes: Die 1.330 (62.0 %) Frauen und 814 Männer (38.0 %) gehören zum Großteil der Altersgruppe der Geburtsjahrgänge 1970-1974 an (Frauen: 78.0 %; Männer: 69.5 %). Die zweitgrößte Gruppe bildet die Alterskohorte der 1980 bis 1884 geborenen (Frauen: 21.7 %; Männer: 30.4 %). Nur eine sehr geringe Anzahl an Personen mit leiblichen Kindern mit dem aktuellen Partner stammt aus der Alterskohorte der 1990 bis 1994 geborenen Personen (Frauen: 0.2 %; Männer: 0.2 %). Die Frauen sind im Mittel mit 34.11 Jahren ($SD = 4.70$) etwas jünger als die teilnehmenden Männern mit 35.03 Jahren ($SD = 4.31$). Betrachtet man das Alter des anderen Elternteils, so geben Frauen an, dass die Väter der Kinder im Mittel circa dreieinhalb Jahre älter sind als sie selbst im Mittel sind ($M = 37.68$, $SD = 6.03$). Dass Frauen im Schnitt eher in Partnerschaften mit älteren Männern leben, machen auch die Angaben der Männer zum Alter des anderen Elternteils, hier die Mütter deutlich: Männer geben an, dass im Mittel ihre Partnerinnen um 1.8 Jahre jünger sind als sie selbst ($M = 33.23$, $SD = 5.02$). Bei der Geburt des ältesten Kindes waren die Frauen selbst durchschnittlich 26.73 Jahre ($SD = 4.69$) alt. Die Männer mit 28.51 Jahren ($SD = 4.91$) hingegen etwas älter. Entsprechend geben Frauen auch an, der andere Elternteil (Vater) wäre bei Geburt 30.29 Jahre ($SD = 5.88$) alt gewesen. Die Männer beschreiben das Alter des anderen Elternteils (Mutter) mit 26.74 Jahren ($SD = 4.92$) hingegen als etwas jünger.

Bildung, Erwerbstätigkeit und Einkommen: 39.3 % der Frauen und 37.5 % der Männer haben zum zweiten Messzeitpunkt einen höheren Schulabschluss (Allgemeine Hochschulreife, Fachabitur), 43.6 % der Frauen und 36.4 % der Männer berichteten einen mittleren Bildungsabschluss (Realschulabschluss, Mittlere Reife) und 17.1 % der Frauen sowie 26.0 % der Männer einen niedrigen Bildungsab-

[7] Die Partnerschafts-Historie und somit auch der damalige Verheiratungsstatus wurde bereits in der ersten Erhebungswelle erfasst.

schluss (maximal Hauptschulabschluss). Auch der Bildungsabschluss des anderen Elternteils ist mit 36.8 % (Frauen) bzw. 35.8 % (Männer) hohe Bildung, 34.9 % (Frauen) bzw. 43.9 % (Männer) mittlere Bildung und 28.3 % (Frauen) bzw. 20.3 % (Männer) niedrige Bildung vergleichbar. Die meisten Männer sind Vollzeit angestellt (79.4 %). Weitere 8.7% der Männer sind selbstständig, lediglich 1.7 % der Männer arbeiten in Teilzeit. 5.7 % der Männer sind arbeitslos. Die übrigen 4.5 % der Männer sind anderweitig angestellt bzw. studieren oder befinden sich in einer Aus- oder Weiterbildung. Hingegen arbeiten nur 11.0 % der Frauen Vollzeit, die meisten sind Teilzeit angestellt (33.3 %), sind in Elternzeit (19.9 %) oder sind Hausfrauen (15.4 %). Weitere 4.8 % der Frauen sind selbstständig, 6.8 % haben einen Mini-Job und 3.7 % sind arbeitslos. Die übrigen 5.5 % der Frauen sind verteilen sich wie die übrigen Männer auf andere Angestelltenverhältnisse bzw. studieren oder sind in Aus- oder Weiterbildung. Das Nettoäquivalenzeinkommen[8] beträgt nach Angaben der Frauen im Mittel 1.452,93 € (SD = 757.38) und nach Angaben der Männer 1.525,95 € (SD = 714.65) und ist somit für Frauen und Männer annähernd gleich. Es liegt somit etwas unter dem Nettoäquivalenzeinkommen Deutschlands für das Jahr 2010 für Personen in Haushalten mit zwei Erwachsenen und einem abhängigen Kind, welches im Mittel bei 1.779,00 € liegt (Eurostat, 2012). Möglicherweise ist die Ursache dieses niedrigeren Werts an dem relativ großen Anteil an Frauen in Elternzeit.

Anzahl Kinder und Alter des ältesten Kindes: Im Mittel haben Frauen und Männer knapp zwei Kinder (Frauen: 1.86 Kinder (SD = 0.08), Männer: 1.80 Kinder (SD = 0.77)). Das Alter des ältesten Kindes variiert zwischen unter einem Jahr bis hin zu 36 Jahren. Das älteste Kind ist nach Angaben der Frauen im Mittel sieben Jahre (M = 7.38, (SD = 5.05)) und nach Angaben der Männer im Schnitt sechs Jahre (M = 6.53, (SD = 4.61)) alt.

Partnerschaftssituation: Die Gruppe der derzeit verheirateten macht den größten Anteil der Frauen (87.4 %) und Männer (86.1 %) aus. Von den nichtehelichen Partnerschaften sind die meisten zuvor noch nie verheiratet gewesen (Frauen: 77.4 % Männer: 84.1 %). Mit im Schnitt über zehn Jahren ist die Beziehungsdauer der teilnehmenden Frauen (M = 12.78, (SD = 5.67))und Männer (M = 11.80, (SD = 5.32)) verhältnismäßig lang. Bei der Geburt des Kindes dauerte die Partnerschaft der Frauen im Mittel 5.75 (SD = 3.72) Jahre und die der Männer 5.54 (SD = 3.84) Jahre. 98.4 % der Frauen und 98.7 % der Männer geben an, mit dem

[8] Das Nettoäquivalenzeinkommen ist ein anhand einer Äquivalenzskala gewichtetes Einkommen pro Person eines Haushalts, wobei die Anzahl und das Alter der Personen im Haushalt bei der Gewichtung berücksichtigt werden. Es beschreibt das Einkommen, das jedem Mitglied eines Haushalts, wenn es erwachsen wäre und alleine leben würde, den gleichen Lebensstandard ermöglichen würde, wie es ihn innerhalb der Haushaltsgemeinschaft hat.

Partner in einem gemeinsamen Haushalt zu leben.

Verteilung zwischen Ost–West und Stadt–Land: 18.0 % der Frauen und 19.9 % der Männer leben derzeit in Ostdeutschland. Somit wohnt die Mehrheit der Frauen und Männer in Westdeutschland. 70.3 % der Frauen und 71.3 % der Männer wohnen in Städten, während nur 29.7 % der Frauen und 28.7 % der Männer in ländlicheren Regionen lebt.

Substichprobe Berechnungen zum gemeinsamen Sorgerecht

Die Substichprobe der Eltern, die in einer nichtehelichen Partnerschaft leben und die für die Analysen zum Sorgerecht herangezogen werden (n = 281), unterscheiden sich nicht wesentlich von der gesamten Stichprobe aller Teilnehmenden mit leiblichen Kindern mit dem aktuellen Partner: Mit 168 (59.8 %) Frauen und 113 (40.2 %) Männern sind es ebenso mehr Angaben von Frauen, die für die Analysen zur Verfügung stehen. Die meisten Teilnehmer stammen aus den Alterskohorten der 1980 bis 1984 (Frauen: 56.5 %, Männer: 48.7 %) bzw. 1970 bis 1974 (Frauen: 42.3 %; Männer: 49.6 %) geborenen Personen. Mit im Mittel von 31 Jahren sind diese Frauen (*M* = 31.26, *SD* = 5.34) und Männer (*M* = 31.87, *SD* = 5.53) etwas jünger als die oben dargestellte Stichprobe. Bei der Geburt des ältesten Kindes waren die Teilnehmenden der Substichprobe im Mittel vergleichbar alt wie die Teilnehmenden der Gesamtstichprobe (Frauen: *M* = 26.91, *SD* = 4.90; Männer: *M* = 28.40, *SD* = 5.57). Auch hier nimmt die Gruppe derer mit einer niedrigen Bildung den geringsten Prozentsatz ein (Frauen: 12.9 %; Männer: 22.3 %), die meisten haben eine hohe (Frauen: 37.4 %; Männer: 32.1 %) bzw. eine mittlere Bildung (Frauen: 49.7 %; Männer: 45.5 %). Die meisten Männer sind Vollzeit angestellt (63.7%) oder selbstständig (13.3 %), die meisten Frauen sind Teilzeit beschäftigt (25.0 %) oder in Mutterschutz (26.2 %). Mit 18.5 % sind es etwas mehr Frauen als im gesamten Datensatz, die Vollzeit angestellt sind. Das Nettoäquivalenzeinkommen liegt mit 1.228,15 € (*SD* = 543.22) (Frauen) bzw. 1.470,35 € (*SD* = 853.76) etwas unter dem der gesamten Stichprobe. Dies kann am deutlich geringeren Alter des ältesten Kindes mit im Mittel von 4.35 (*SD* = 3.61) bzw. 3.45 (*SD* = 3.35) Jahren liegen. Die mittlere Anzahl der Kinder ist mit 1.33 (*SD* = 0.52) bei den Frauen und 1.27 (*SD* = 0.52) bei den Männern vergleichbar mit der bereits dargestellten Anzahl. Wie ausgewählt, ist keiner der Befragten dieser Stichprobe verheiratet. Die Partnerschaften dauern im Mittel – analog der jüngeren Kinder – etwas weniger lang an (Frauen: *M* = 8.25, *SD* = 5.00; Männer: *M* = 7.66, *SD* = 4.75), wobei die Partnerschaftsdauer bei der Geburt des ersten Kindes mit im Mittel von knapp fünf Jahren ähnlich lang ist, wie in der oben beschriebenen Gesamtstichprobe (Frauen: *M* = 4.61, *SD* = 3.17; Männer: *M* = 4.44, *SD* = 3.85). Die

meisten Befragten leben auch hier mit dem Partner in einem gemeinsamen Haushalt (Frauen: 89.9 %; Männer: 92.1 %). Während die Stadt-Land Verteilung mit 68.5 % Frauen und 73.5 % Männern in der Stadt annähernd mit der der Gesamtstichprobe vergleichbar ist, leben mehr Teilnehmende dieser Teilstichprobe in Ostdeutschland: 45.2 % der Frauen und 46.0 % der Männer.

3.7.3 Operationalisierung Studie Ib „pairfam“

Alle Variablen bzw. Indikatoren für die Analysen werden aus der zweiten Erhebungswelle von pairfam entnommen. Das Codebuch der Ankerbefragung für die zweite Erhebung ist unter www.pairfam.de einzusehen. Die zur Auswertung der Forschungsfragen I.1 und I.2 herangezogenen bzw. generierten Variablen aus der pairfam-Befragung werden im Folgenden detaillierter vorgestellt.

Kindtyp und anderer Elternteil des Kindes

Mit den pairfam-Daten wurde anhand der Angaben, welche die Befragten im Event History Calendar (EHC), der die Demografie der Befragten abklärt, für jedes Kind eine Variable generiert, die Informationen über den Typ des Kindes sowie den anderen Elternteil des Kindes beinhaltet. Diese vom Projektteam generierten Variablen haben folgende Ausprägungen: *1* = Adopted, step- or foster child, deceased, *2* = Biological child not from current partner, deceased, *3* = Biological child from current partner, deceased, *4* = Adopted, step- or foster child, living not with Anchor, *5* = Biological child not from current partner, living not with Anchor, *6* = Biological child from current partner, living not with Anchor, *7* = Adopted, step- or foster child, living with Anchor, *8* = Biological child not from current partner, living with Anchor, *9* = Biological child from current partner, living with Anchor. Diese Informationen über die Kinder wurden weiter zusammengefasst zu *1* = leibliches Kind mit aktuellem Partner, *2* = leibliches Kind mit anderem Elternteil, *3* = Adoptiv-Stief- oder Pflegekind, *4* = verstorbenes Kind. Da nur für diejenigen Kinder mit dem derzeit aktuellen Partner Informationen dazu vorliegen, ob die Eltern geheiratet haben und wenn ja, Informationen zur Dauer der aktuellen Ehe ausgewertet werden können, können nur diese Kinder weiter in die drei Gruppen Eltern verheiratet bei Geburt, Eltern bei Geburt nichtehelich, inzwischen verheiratet, Eltern nichtehelich eingeteilt werden. Somit können nach Ausschluss von Stief-, Adoptiv- und Pflegefamilien sowie Alleinerziehende und Familien mit nur verstorbenen Kindern die Befragten in drei Gruppen kategorisiert werden: verheiratet bei Geburt, Eltern bei Geburt nichtehelich, inzwischen verheiratet und Eltern immer noch nichtehelich.

Sorgerecht

In pairfam wird das Sorgerecht erstmals in der verwendeten zweiten Erhebungswelle mittels zweier Fragen erhoben. Einerseits zur Aufklärung der Sorgerechtregelungen für Kinder von Befragten, die ein lebendes leibliches Kind haben, dessen anderer Elternteil der aktuelle Partner ist, mit welchem der/die Befragte nicht verheiratet ist oder dessen anderer Elternteil ein Partner aus der Zeit vor der ersten Erhebungswelle ist. Anderseits wird das Sorgerecht für diejenigen Befragten erfasst, welche sich zwischen der ersten Erhebungswelle 2008/2009 und der zweiten Erhebungswelle 2009/2010 getrennt haben. Aufgrund der Tatsache, dass die Anzahl der Personen, die sich zwischen den beiden Erhebungswellen getrennt haben, grundsätzlich schon relativ gering ist und daher die Zahl derer in nichtehelichen Partnerschaften noch geringer ist, wird für die vorliegende Studie nur der erste Indikator zum Sorgerecht verwendet. Da allerdings für Kinder mit früheren Partnern (vor Welle 1) unklar ist, ob es sich hierbei um nichteheliche Kinder handelt, werden für die Analysen nur diejenigen Kinder herangezogen, welche vom aktuellen Partner sind und die aufgrund der Angaben zum Verheiratungsstatus eindeutig als nichtehelich klassifiziert werden können. Die Angaben der Eltern zum Sorgerecht auf der Skala *1* = gemeinsames Sorgerecht, *2* =alleiniges Sorgerecht bei mir, *3* = alleiniges Sorgerecht beim anderen Elternteil wurden zu den beiden Antwortmöglichkeiten *0* = keine gemeinsame Sorge und *1* = gemeinsame Sorge zusammengefast.

Individuelle Faktoren selbst und individuelle Faktoren des anderen Elternteils als Prädiktoren

Zu den individuellen Faktoren der Eltern zählen zum einen das Alter der Eltern bei der Geburt des ersten Kindes sowie zum anderen die Bildung der Eltern. Das Alter des antwortenden Elternteils sowie des anderen Elternteils kann jeweils aus der Differenz der generierten Variablen des Alters der befragten Person bzw. des anderen Elternteils zum Befragungszeitpunkt mit dem größten Alter der Altersangaben der Kinder berechnet werden. Die Bildung wird auch hier operationalisiert durch den höchsten Bildungsabschluss. Im Datensatz ist der höchste Bildungsabschluss der befragten Person sowie des Partners folgendermaßen abgelegt: *1* = left school w/o degree, *2* = lower, Volks-/Hauptschulabschluss, *3* = intermediate, Realschulabschluss/Mittlere Reife, *4* = intermediate GDR, POS 8./9., *5* = intermediate GDR, POS 10, *6* = upper, Fachhochschulreife / FOS, *7* = upper, Allgemeine Hochschulreife/EOS. Zur Übersichtlichkeit wurden die Bildungsabschlüsse zusammengefasst in *1* = niedrige Bildung (1 und 2), *2* = mittlere Bildung (3,4 und 5) , *3* = hohe Bildung (6 und 7).

Partnerschaftliche Faktoren als Prädiktoren

Die beiden partnerschaftlichen Faktoren Partnerschaftsqualität operationalisiert durch die Partnerschaftszufriedenheit und Dauer der Partnerschaft bis zur Geburt des Kindes werden jeweils aus verschiedenen Angaben verrechnet. Die aktuelle Partnerschaftsqualität wird auch hier mit dem Indikator der *aktuellen Partnerschaftsqualität* erfasst. Auf globaler Ebene geben die Eltern ihre eigene Zufriedenheit sowie die wahrgenommene Zufriedenheit des Partners mit der Beziehung mittels eines elfstufigen Ratings (*0* = sehr unzufrieden, *10* = sehr zufrieden) an. Aus den beiden Angaben zur Zufriedenheit wird der Mittelwert berechnet. Mit einem Cronbach`s $\alpha = .94$ für die Frauen und $\alpha = .93$ für die Männer ist die Reliabilität dieser so gebildeten Skala sehr zufriedenstellend. Die Partnerschaftsdauer bei Geburt des ältesten Kindes wird mit der Angabe des Alters der Kindes sowie der aktuellen Partnerschaftsdauer berechnet.

Paarexterne Faktoren als Prädiktoren

Der erste paarexterne Faktor ist das Alter des ältesten Kindes, für welches die sich im Datensatz befindenden, bereits gebildeten Variablen zum Alter der Kinder verwendet werden und das jeweils älteste Kind ausgewählt wird. Ebenfalls stehen für die weiteren paarexternen Faktoren Wohnort Stadt vs. Wohnen auf dem Land und Wohnen in Ost- bzw. Westdeutschland bereits gebildete Variablen im Datensatz zur Verfügung. Der Faktor Stadt vs. Land, welcher nach Klassifizierung des siedlungsstrukturellen Kreistyps im Datensatz abgelegt ist, wurde zu zwei Gruppen zusammengefasst, wobei die Kreistypen der Agglomerationsräume und verstädterte Räume dem Faktor Stadt zugeordnet wurden.

3.7.4 Prüfverfahren Studie Ib „pairfam“

Prüfverfahren für die Forschungsfrage I.1

Frage I.1.1 wird in Studie Ib hinsichtlich der derzeitigen Lebenssituation nichtehelich geborener Kinder, deren Eltern in einer stabilen Partnerschaft leben, ausgewertet. Zur Aufklärung, welchen Prozentsatz nichtehelich geborene Kinder im Datensatz einnehmen sowie zur Beschreibung, in welchen Familien diese nichtehelich geborenen Kinder und mit wie vielen Geschwistern welcher Art sie zusammenleben, werden deskriptive Statistiken verwendet. Zur Beantwortung *der Frage I.1.2*, welche Prädiktoren relevant für eine Institutionalisierung bzw. die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte der (nichtehelichen) Partnerschaften sind, werden zum einen, wie bereits in der Studie Ia, binäre logistische Regressionen (Cohen et al., 2003) mittels des Statistikprogramms SPSS (Version 19) für Frauen und Männer kalkuliert. Auch hierbei gehen die oben (vgl. Kapitel 3.7.3)

dargestellten individuellen, partnerschaftsbezogenen und paarexternen Faktoren gleichzeitig als unabhängige Variablen in das Modell ein. Die abhängige Variable bildet in diesem Modell die dichotome, 0/1 kodierte Variable keine Heirat nach der Geburt des Kindes vs. Heirat nach der Geburt des Kindes. Weiterhin wird für die *Frage I.1.2* für Frauen und Männer je eine multinomiale logistische Regression (Backhaus et al., 2006) geschätzt. Zur Schätzung der logistischen Regressionsmodelle wird, wie bereits in der Studie Ia, das in SPSS implementierte asymptotische Maximum-Likelihood-Schätzverfahren (MLE) eingesetzt. Ebenso wird, wie in der Studie Ia, zur Prüfung des Gesamtmodells die Modellgüte einerseits mit dem Likelihood Ratio-Test (Modell Chi-Quadrat-Test) und andeerseits mit dem Nagelkerke R^2 überprüft. OR werden analog zur Studie Ia in Prozenten angegeben (vgl. Kapitel 3.4.4).

Prüfverfahren für die Forschungsfrage I.2

Für Forschungsfrage I.2.1 werden die Sorgerechtsregelungen aller Kinder in den Familien ausgezählt. Wie bereits erwähnt, können für diese Analyse nur diejenigen Familien mit nichtehelichen Kindern herangezogen werden, in welchen die Eltern noch in einer nichtehelichen Partnerschaft leben. Für Kinder, deren Eltern inzwischen geheiratet haben, wurde die voreheliche Sorgerechtsregelung nicht erfasst. Da unklar ist, ob Kinder, deren Eltern nicht mehr in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, vor der Trennung verheiratet oder nichtehelich waren, müssen diese Kinder ebenfalls von den Analysen zum Sorgerecht in nichtehelichen Familien ausgeschlossen werden. Nach Darstellung deskriptiver Befunde zur Verteilung der gemeinsamen Sorge in den Familien werden auch hier mittels einer binären logistischen Regression mögliche Prädiktoren für die gemeinsame Sorge beleuchtet. Da die Stichprobenzahl derer ohne gemeinsame Sorge, vor allem unter den Männern, sehr gering ist, muss an dieser Stelle auf eine geschlechtsdifferenzierte Berechnung verzichtet werden. Die Angaben von Männern und Frauen gehen gleichermaßen in das Modell ein.

Für alle Analysen der Studie Ib wird, wie in der Studie Ia (vgl. Kapitel 3.4.4), die Wahrscheinlichkeit α des Fehlers 1. Art auf 0.05 festgelegt.

3.8 Ergebnisse Studie Ib „pairfam“

Die Forschungsfrage I.1 wird auch mit den pairfam-Daten in der Studie Ib anhand der beiden Analysen zur Lebenssituation bei Geburt nichtehelicher Kinder und der Partnerschaftsentwicklung der Eltern (Frage I.1.1) und zur Institutionalisierung von Partnerschaften (Frage I.1.2) beantwortet. Zur Auswertung der Forschungsfrage I.2 wird auch an dieser Stelle die Situation der Sorgerechtsregelungen in den nichtehelichen Familien (Frage I.2.1) aufgezeigt um anschließend mögliche Einflussfaktoren auf die Sorgerechtsreglung (Frage I.2.2) zu untersuchen.

3.8.1 Ergebnisse zur Lebenssituation (nichtehelicher) Kinder und Partnerschaftsentwicklung der Eltern

Um für die *Frage I.1.1* aufzuklären, wie sich nichteheliche Kinder im Datensatz verteilen und in welchen Familienkonstellationen diese Kinder leben, wurden die Kinder der 3.059 Teilnehmer der pairfam-Befragung mit Kindern den folgenden sechs Gruppen zugeordnet:

- leibliches Kind mit aktuellem Partner nichtehelich geboren, jetzt auch nicht verheiratet (NEL-Kind)
- leibliches Kind mit aktuellem Partner nichtehelich geboren, jetzt Ehe mit aktuellem Partner (NEL-geb-Kind)
- leibliches Kind mit aktuellem Partner in Ehe mit aktuellem Partner geboren (verheiratet-geb-Kind)
- leibliches Kind anderer Elternteil ist nicht aktueller Partner bzw. aktuell kein Partner (Partner nicht aE-Kind)
- Adoptiertes Kind bzw. Stiefkind (Adoptiert-Kind)
- verstorbenes Kind (verstorb-Kind)

Leider ist es anhand der pairfam-Daten bei den Kindern, dessen Elternteil nicht der aktuelle Partner ist, nicht möglich zwischen nichtehelichen und ehelichen Kindern zu differenzieren. Deshalb beziehen sich alle folgenden Angaben zu nichtehelichen Kindern, nur auf Kinder, deren Eltern noch in einer gemeinsamen Partnerschaft leben. Es muss hierbei beachtet werden, dass somit die Zahl der nichtehelichen Kinder deutlich unterschätzt wird, da es sicherlich auch hier, wie auch in der Studie Ia gezeigt werden konnte, eine nicht unbedeutende Anzahl an nichtehelich geborenen Kindern gibt, deren Eltern sich entweder im Zeitraum nach Geburt des Kindes getrennt oder auch niemals eine Partnerschaft geführt haben.

In 18 Familien konnte keines der Kinder einer der oben genannten Kategorien

zugeordnet werden. Deshalb werden diese Familien von den folgenden Analysen ausgeschlossen.

Die übrigen 3.041 Teilnehmer mit Kindern verteilen sich unabhängig von der Kinderzahl auf die in Tabelle 11 dargestellten 24 Kinderkonstellationen in den Familien.

Tabelle 11: Kinderkonstellationen der Familien in pairfam

Kinder	n	%
NEL-Kind(er)	281	9.2
NEL-Kind(er)+ Partner nicht aE-Kind(er)	47	1.5
NEL-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	12	0.4
NEL-Kind(er)+ Partner nicht aE-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	2	0.1
NEL-geb-Kind(er) + verheiratet-geb-Kind(er)	254	8.4
NEL-geb-Kind(er)	183	6.0
NEL-geb-Kind(er) + verheiratet-geb-Kind(er) + verstorb-Kind(er)	2	0.1
NEL-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er)	30	1.0
NEL-geb-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	17	0.6
NEL-geb-Kind(er) + verheiratet-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er)	16	0.5
NEL-geb-Kind(er) + verheiratet-geb-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	9	0.3
NEL-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	5	0.2
NEL-geb-Kind(er) + verheiratet-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	3	0.1
verheiratet-geb-Kind(er)	1416	46.6
verheiratet-geb-Kind(er) + verstorb-Kind(er)	8	0.3
verheiratet-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er)	74	2.4
verheiratet-geb-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	29	1.0
verheiratet-geb-Kind(er) + Partner nicht aE-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	4	0.1
Partner nicht aE-Kind(er)	591	19.4
Partner nicht aE-Kind(er) + Adoptiert-Kind(er)	12	0.4
Partner nicht aE-Kind(er) + verstorb-Kind(er)	1	0.0
Adoptiert-Kind(er)	41	1.3
Adoptiert-Kind(er) + verstorb-Kind(er)	1	0.0
verstorb-Kind(er)	3	0.1
Gesamt	3041	100

Anmerkung: die Anzahl der Kinder ist hier nicht berücksichtigt, es handelt sich jeweils um mindestens eines der genannten Kinder.

Zwar ist die knappe Mehrheit der Teilnehmer mit Kindern (n = 1424, 46.8 %) mit dem anderen Elternteil des Kindes bereits vor der Geburt des Kindes bzw. der Kinder verheiratet und ein weiteres Viertel der Teilnehmenden mit Kindern

(*n* = 753, 24.8 %) ist alleinerziehend bzw. lebt in Stief- bzw. Adoptivfamilien bzw. Mischformen.[9] Dennoch finden sich auch in einem guten Viertel (*n* = 861, 28.3 %) der Teilnehmenden Familienkonstellationen mit nichtehelich geborenen Kindern: In 281 (9.2 %) der Familien lebt mindestens ein zum Befragungszeitpunkt nichteheliches Kind der Ankerperson zusammen mit dem aktuellen Partner der Ankerperson, mit welchem sie nicht verheiratet ist. Weitere 61 Ankerpersonen berichten ebenfalls von solchen nichtehelichen Kindern, jedoch auch von zusätzlichen anderen Kindern, deren anderer Elternteil nicht der aktuelle Partner ist bzw. Adoptivkinder sind. Somit leben in 342 (11.3 %) Familien mindestens ein auch zum Befragungszeitpunkt noch nichteheliches Kind, deren anderer Elternteil der aktuelle Partner der Ankerperson ist.

439 (14.4 %) Ankerpersonen sind zum Befragungszeitpunkt zwar mit dem anderen Elternteil des Kindes verheiratet, das gemeinsame Kind ist allerdings bereits vor der Eheschließung geboren worden. 256 (8.5 %) Personen davon haben noch mindestens ein weiteres Kind, welches nach der Eheschließung geboren wurde. Zwei (0.1 %) Befragte berichten von noch weiteren inzwischen verstorbenen Kindern. In weiteren 80 (2.6 %) Familien gibt es neben ursprünglich nichtehelich geborenen Kindern jeweils mindestens noch ein anderes Kind, deren anderer Elternteil nicht der aktuelle Partner ist bzw. die Adoptivkinder sind. Somit gibt es im Datensatz der Teilnehmenden mit Kindern 519 (17.1 %) Personen mit nichtehelich geborenen Kindern, wobei die Eltern zum Befragungszeitpunkt inzwischen verheiratet sind und 141 (4.6 %) Personen mit Familien mit ursprünglich nichtehelich geborenen Kindern sowie weiteren Stief- oder Adoptivkindern.

Betrachtet man die Anzahl der Kinder in Familien mit nichtehelich geborenen Kindern, so lebt in den 281 Familien mit nur aktuell nichtehelichen Kindern in 201 (71.5 %) der Familien nur ein nichteheliches Kind. In weiteren 74 (26.4 %) Familien leben zwei, in 5 (1.8 %) Familien drei und in einer (0.4 %) Familie vier nichteheliche Kinder. Im Mittel sind es demnach 1.1 Kinder in den nichtehelichen Familien. Bei den Kindern, die zwar nichtehelich geboren wurden, die Eltern aber inzwischen verheiratet sind, verteilt sich die Anzahl der Kinder unabhängig von bereits verstorbenen Kindern wie in Tabelle 12 aufgelistet. Die meisten Personen haben entweder ein nichteheliches Kind und ein (38.8 %) oder zwei (10.5 %) eheliche Kinder bzw. ein nichteheliches Kind und keine weiteren ehelichen Kinder (27.6 %). Im Mittel haben diejenigen Personen, die keine weiteren Kinder in der Ehezeit geboren haben, 1.4 Kinder. Diejenigen mit zusätzlichen ehelichen

[9] In 8 (0.3 %) Familien der verheiratet geborenen Kinder gibt es neben dem verheiratet geborenen Kind weitere bereits verstorbene Kinder; 3 (0.1 %) Teilnehmer berichten von nur verstorbenen Kindern.

Kindern haben im Mittel mit 1.1 ähnlich viele nichteheliche Kinder und zusätzliche 1.3 eheliche Kinder.

Tabelle 12: Verteilung der Kinderzahlen bei Eltern, die ein nichteheliches Kind geboren haben und zum Befragungszeitpunkt verheiratet sind

Anzahl und Art Kinder	n	%
1 voreheliches Kind	121	27.6
2 voreheliche Kinder	49	11.2
3 voreheliche Kinder	12	0.3
4 voreheliche Kinder	2	0.5
1 voreheliches Kind, 1 nacheheliches Kind	172	38.3
1 voreheliches Kind, 2 nacheheliche Kinder	46	10.5
1 voreheliches Kind, 3 nacheheliche Kinder	7	1.6
1 voreheliches Kind, 4 nacheheliche Kinder	2	0.5
1 voreheliches Kind, 6 nacheheliche Kinder	1	0.2
2 voreheliche Kinder, 1 nacheheliches Kind	19	4.3
2 voreheliche Kinder, 2 nacheheliche Kinder	3	0.7
3 voreheliche Kinder, 1 nacheheliches Kind	1	0.2
3 voreheliche Kinder, 2 nacheheliche Kinder	1	0.2
4 voreheliche Kinder, 1 nacheheliches Kind	1	0.2
4 voreheliche Kinder, 2 nacheheliche Kinder	1	0.2
4 voreheliche Kinder, 3 nacheheliche Kinder	1	0.2
Gesamt	439	100

3.8.2 Ergebnisse zur Institutionalisierung der Partnerschaften

Zur Beantwortung der *Frage I.1.2*, welche Prädiktoren ausschlaggebend für die Wahl der Familienform „Heirat vor Geburt“, „Heirat nach Geburt“ bzw. „Nichtehelich“ ist, wurden nur diejenigen Teilnehmenden der pairfam-Studie ausgewählt, die von keinen Stief- bzw. Adoptivkindern berichten und folglich nur biologische Kinder mit dem aktuellen Partner haben. Von derart oben identifizierten 1.330 Frauen und 814 Männer, können aufgrund von fehlenden Angaben in den Prädiktoren 1.233 Frauen und 761 Männer für die Analysen herangezogen werden. Von den Frauen leben 144 (11.7 %), von den Männern 100 (13.1 %) in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil, 235 (19.1 %) der Frauen und 163 (21.4 %) der Männer sind inzwischen verheiratet, haben aber mindestens ein gemeinsames nichteheliches Kind und die meisten Teilnehmer (Frauen: n = 854 (69.3 %); Männer: n = 498 (65.4 %)) waren bereits vor Geburt des Kindes miteinander verheiratet.

Im Folgenden werden zunächst analog zu den Analysen zur *Frage I.1.2* mit den

Daten der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ Prädiktoren des Institutionalisierungsprozesses Heirat identifiziert, bevor danach auf die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte *Geburt eines Kindes* und *Heirat* eingegangen wird.

Institutionalisierung der Partnerschaften

Die logistische Regression zur Vorhersage einer Heirat bei Geburt eines gemeinsamen Kindes nicht miteinander verheirateter Eltern hat sowohl bei Frauen als auch bei Männern eine adäquate Modellanpassung (vgl. Tabelle 13). Betrachtet man die individuellen Faktoren der Antwortperson, so hat keiner dieser Faktoren einen signifikanten Effekt. Interpretiert man dennoch die Odds Ratio, so erhöht eine niedrige Bildung im Vergleich zu einer hohen Bildung der Frau die Chance auf eine Heirat um 59 %. Bei den Männern ist es hingegen umgekehrt: eine niedrige Bildung der Männer verringert die Chance auf eine Heirat um 38.9%. Weder das eigene Alter bei der Geburt des Kindes, noch das Alter des anderen Elternteils bei Geburt des Kindes hat einen bedeutsamen Effekt auf eine spätere Heirat. Die geschlechtsunterschiedlichen Effekte der Bildung bestätigen sich auch bei den individuellen Faktoren des anderen Elternteils: Bei den Frauen ist der Effekt der Bildung des Vaters signifikant: Hat nach Auskunft der Frauen der Mann eine hohe Bildung, so ist im Vergleich zu Frauen mit Partnern mit einer niedrigen Bildung die Chance auf eine Heirat um 122.2 % erhöht. Geben Männer an, ihre Partnerin habe eine niedrige Bildung, so ist die Chance auf eine Heirat um 55 % erhöht, als wenn die Partnerin eine hohe Bildung hat.

Von den partnerschaftlichen Faktoren hat nur bei den Frauen die aktuelle Partnerschaftsituation einen signifikanten Effekt auf das Heiratsverhalten: Ist nach Auskunft der Frau die Partnerschaftszufriedenheit um einen Punkt höher auf der 11-stufigen Likertskala, dann ist die Chance, nach der Geburt des Kindes geheiratet zu haben, um 16 % erhöht gegenüber den Frauen, die eine um einen Punkt schlechtere Partnerschaftszufriedenheit angeben.

Die stärksten Effekte haben die paarexternen Faktoren: Bis auf den Faktor Stadt/Land bei den Frauen sind alle Odds Ratio signifikant. Ist das gemeinsame Kind um ein Jahr älter, so ist die Chance der Gruppe der inzwischen geheirateten anzugehören für Frauen um 32 % und für Männer um 49 % erhöht. Dieser Befund spricht einerseits für eine Enttraditionalisierung von Heirat, möglicherweise ist er aber auch damit zu interpretieren, dass die meisten nichtehelichen Paare im Laufe der Zeit nach Geburt des Kindes heiraten, wenn sie als Paar zusammenblei-

ben.[10]

Tabelle 13: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage des Institutionalisierungsschritts Heirat der nichtehelichen Partnerschaften

	Frauen	Männer
Alter bei Geburt	1.00	1.09
Niedrige Bildung	1.59	0.72
Mittlere Bildung	0.82	1.09
Hohe Bildung (Referenz)		
Alter des aE bei Geburt	1.00	0.95
Niedrige Bildung aE	0.45*	1.55
Mittlere Bildung aE	0.72	1.89
Hohe Bildung aE (Referenz)		
Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	1.16*	1.09
Dauer Partnerschaft bis Geburt ältestes Kind	0.97	1.04
Alter des ältesten Kindes	1.32*	1.49*
Ostdeutschland	0.35*	0.25*
Westdeutschland (Referenz)		
Stadt	0.85	0.43*
Land (Referenz)		
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	122.72(11)*	100.02(11)*
Nagelkerkes R^2	.38	.43

Anmerkung: *$p < 0.05$; $n_{Frauen} = 380$, $n_{Männer} = 265$.

Weitere deutlich starke Effekte haben die regionalen Faktoren: Leben die Befragten in Westdeutschland, so ist die Chance auf eine Heirat bei Frauen um 185.7 % und bei Männern sogar um 300 % erhöht, als wenn sie in Ostdeutschland leben würden. Dasselbe gilt für das Leben in der Stadt: Im Vergleich zum Leben in ländlichen Bezirken vermindert das Leben in der Stadt für Frauen die Chance auf eine Heirat um 17.6 %. Für Männer, die auf dem Land leben, ist die Chance auf eine Heirat um 132.6 % erhöht, im Vergleich zu Männern, die in der Stadt leben. Dieser Effekt bei den Frauen ist allerdings nicht signifikant.

Reihenfolge der Institutionalisierung der Partnerschaften

Analysiert man nun, welche Einflussfaktoren relevant sind, um die Familienform nichteheliche Partnerschaft oder nichteheliche Partnerschaft mit anschließender Heirat im Vergleich zu einer Heirat vor der Geburt des Kindes zu wählen (vgl. Tabelle 14), so ergibt sich für die multinomiale logistische Regression der Frauen

[10] Diejenigen Eltern, die sich getrennt haben, sind aufgrund von nicht erhobenen Angaben in der pairfam-Befragung nicht in den Analysen enthalten.

und Männer eine vergleichbar gute Modellanpassung, wie im oben dargestellten Modell.

Bei der Chance der Gruppe der verheirateten Personen im Vergleich zu den stabil nichtehelichen anzugehören zeigt sich ein ähnliches Bild wie bei der Chance, eine Heirat nach einer nichtehelichen Geburt zu erleben, im Vergleich dazu, stabil nichtehelich zu bleiben (vgl. Tabelle 13).

Auch hier hat das Alter der befragten Frauen keinen signifikanten Effekt. Interpretiert man dennoch die Odds Ratio, so ist die Chance einer um ein Jahr älteren Frau der Gruppe der Nichtehelichen im Vergleich zu den Verheirateten anzugehören um 3 % erhöht. Bei zehn Jahren sind dies demnach 30 %. Bei den Männern ist es umgekehrt: Ist der Mann bei der Geburt des Kindes um ein Jahr älter, so ist für ihn die Chance, verheiratet zu sein, um 8.7 % vermindert. Während die Bildung bei den Frauen nicht signifikant ist, erhöht vor allem eine mittlere Bildung der Männer im Vergleich zu einer hohen Bildung die Chance, vor der Geburt des Kindes verheiratet zu sein, um 113 %. Bei den Frauen ist der Effekt zwar nicht signifikant, dennoch umgekehrt: Hat die Frau eine niedrige Bildung, ist deren Wahrscheinlichkeit vorgeburtlich verheiratet zu sein im Vergleich zu Frauen mit einer hohen Bildung niedriger als nichtehelich zu sein. Entsprechendes zeigen die Effekte der individuellen Faktoren des anderen Elternteils: Nach Angaben der Frauen ist die Chance, vorgeburtlich verheiratet zu sein, um 129 % erhöht, wenn die Frau einen Partner mit einer niedrigen Bildung hat im Vergleich dazu, wenn sie einen Partner mit einer hohen Bildung hat. Der Effekt der Männer ist zwar für die niedrige Bildung nicht signifikant, aber dem des individuellen Effekts der Bildung der Frauen selbst analog: Geben Männer an, eine Partnerin mit einer niedrigen bzw. mittleren Bildung zu haben, ist die Wahrscheinlichkeit geringer, dass sie nichtehelich sind im Gegensatz zu verheiratet, als wenn die Partnerinnen eine hohe Bildung haben. Beide partnerschaftlichen Faktoren haben bei Frauen und Männer einen signifikanten Effekt auf den Unterschied zwischen den Lebensformen NEL und vorgeburtlich verheiratet. Sind die Befragten aktuell um einen Punkt zufriedener mit ihrer Partnerschaft, ist die Chance, nichtehelich im Gegensatz zu vorgeburtlich verheiratet zu sein, um 13.6 % (Frauen) bzw. 14.9 % (Männer) vermindert. Folglich geben vorgeburtlich verheiratete Paare an, glücklicher in ihrer Partnerschaft zu sein als nichteheliche Paare. Dauerte die Partnerschaft vor der Geburt des Kindes ein Jahr länger an, so ist das Risiko zum Befragungszeitpunkt nichtehelich im Vergleich ehelich zu sein, um 23.5 % bzw. 25.0 % vermindert, als wenn die Partnerschaft um ein Jahr kürzeren Bestand bei Geburt des Kindes hatte.

Tabelle 14: Odds Ratio (OR) multinomiale logistische Regressionen zur Vorhersage der Familienform

		Frauen	Männer
NEL	Alter bei Geburt	1.03	0.92*
	Niedrige Bildung	0.82	1.39
	Mittlere Bildung	0.98	2.13*
	Hohe Bildung (Referenz)		
	Alter des aE bei Geburt	1.00	1.02
	Niedrige Bildung aE	2.29*	0.90
	Mittlere Bildung aE	1.59	0.72*
	Hohe Bildung aE (Referenz)		
	Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	0.88*	0.87*
	Dauer Partnerschaft bis Geburt ältestes Kind	0.81*	0.80*
	Alter des ältesten Kindes	0.80*	0.72*
	Ostdeutschland	10.99*	11.37*
	Westdeutschland (Referenz)		
	Stadt	0.92	1.50
	Land (Referenz)		
NELgeb.	Alter bei Geburt	1.02	0.98
	Niedrige Bildung	1.30	0.89
	Mittlere Bildung	0.72	1.60
	Hohe Bildung (Referenz)		
	Alter des aE bei Geburt	1.01	0.98
	Niedrige Bildung aE	1.01	1.38
	Mittlere Bildung aE	1.27	1.14
	Hohe Bildung aE (Referenz)		
	Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	1.00	0.94
	Dauer Partnerschaft bis Geburt ältestes Kind	0.79*	0.81*
	Alter des Kindes	1.01	0.98
	Ostdeutschland	4.52*	4.02*
	Westdeutschland (Referenz)		
	Stadt	0.88	0.76
	Land (Referenz)		
	Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	361.44(22)*	266.7340(22)*
	Nagelkerkes R^2	.32	.36

Anmerkung: *$p < 0.05$; $n_{Frauen} = 1235$, $n_{Männer} = 764$; NELgeb. = nichteheliches Kind geboren, danach geheiratet; NEL = nichteheliche Lebensgemeinschaft; Referenz: bereits vor Geburt verheiratet.

Unter den paarexternen Faktoren zeigt sich, wie bereits bei der Vorhersage einer Heirat nichtehelicher Partnerschaften, ein vergleichbares Bild: Ostdeutschland sowie ein Wohnort in einer Stadt erhöht die Chance, in einer nichtehelichen Partnerschaft zum Befragungszeitpunkt zu leben. Vor allem der Effekt von Ostdeutschland ist mit einer erhöhten Chance von 999 % (Frauen) bzw. 1037 % (Männer) sehr stark. Das Alter des Kindes hat keinen signifikanten Effekt.

Auch im Vergleich der ursprünglich nichtehelichen Paare, die inzwischen geheiratet haben, mit den vorgeburtlich verheirateten Elternpaaren, tragen die paarexternen Faktoren den stärksten Anteil bei der Differenzierung zwischen den Gruppen bei. Nicht mehr ganz so stark, wie beim Vergleich NEL vs. verheiratet, aber immer noch stark ist der Effekt von Ost/West. In Ostdeutschland zu leben, erhöht signifikant die Chance, eine nichteheliche Geburt mit nachträglicher Heirat im Vergleich eine nacheheliche Geburt zu erfahren, um 352 % (Frauen) bzw. 302 % (Männer), als wenn man in Westdeutschland lebt. Das Leben in der Stadt sowie das Alter des Kindes haben hier keinen signifikanten Effekt mehr. Unter den partnerschaftlichen Faktoren ist hier die Partnerschaftsdauer vor der Geburt relevant, da eine um ein Jahr kürzere Partnerschaftsdauer die Chance, bei der Geburt des Kindes verheiratet zu sein für Frauen um 26.6 % und für Männer um 23.5 % vermindert, als nach der Geburt des Kindes zu heiraten. Die individuellen Faktoren haben wiederum keinerlei signifikante Effekte.

3.8.3 Ergebnisse zur gemeinsamen Sorge

Tragfähige Aussagen zur Beantwortung von *Frage I.2.1* zum Sorgerecht nichtehelich geborener Kinder können mit den pairfam-Daten nur mit den 281 Teilnehmern, die lediglich nichteheliche Kinder mit dem aktuellen Partner haben und mit diesem in einer nichtehelichen Partnerschaft leben, gemacht werden. Da Eltern, die nach der Geburt eines gemeinsamen Kindes heiraten, automatisch die gemeinsame Sorge innehaben (vgl. Kapitel 3.1.1), wurde für diese Gruppe an Personen die voreheliche Sorgerechtsregelung nicht erfasst. Für Kinder, deren Eltern nicht mehr in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, wurde zwar die Sorgerechtsregelung mit dem anderen Elternteil erfragt, nicht aber, ob die Eltern vor der Trennung miteinander verheiratet waren. Da die Sorgerechtsregelung nach Scheidung einer Ehe anders ist, als bei nichtehelicher Geburt, indem bei einer Scheidung die gemeinsame Sorge automatisch weiterbesteht, außer einer der beiden Elternteile beantragt die alleinige Sorge und nach Ermessen eines Gerichts durch Kindeswohlgefährdung einem Elternteil die alleinige Sorge zugesprochen wird, können diese beiden Gruppen nicht in einer Analyse gemeinsam aufgenommen werden. Da das vorwiegende Interesse auf den nichtehelichen Geburten

liegt, beziehen sich die Analysen nur auf ebensolche nichtehelichen Geburten. Es muss jedoch bei der Interpretation der Befunde berücksichtigt werden, dass zwei Personengruppen, die ein nichteheliches Kind haben, fehlen: solche die nach der Geburt des Kindes geheiratet haben, und solche, die sich nach der Geburt des Kindes getrennt haben.

Da erst seit dem 01.07.1998 eine gemeinsame Sorge nach der derzeitigen Sorgerechtsregelung möglich ist (vgl. Kapitel 3.1.1), werden für die Beantwortung von Frage I.2.1, wie sich die Sorgerechtsregelungen unter den nichtehelichen Kindern verteilen, Kinder, die vor diesem Datum geboren wurden, separat ausgewiesen. Dies, obwohl für die vor dem 01.07.1998 geborenen Kinder eine Übergangslösung geschaffen wurde und somit eine gemeinsame Sorge auch für diese Kinder theoretisch möglich wäre.

Für 6 der 281 Befragten in nichtehelichen Partnerschaften mit dem anderen Elternteil und mindestens einem gemeinsamen Kind liegen keine Informationen zum Sorgerecht des Kindes/der Kinder vor. In den übrigen Familien setzten sich die Sorgerechtsregelungen der Kinder wie in Tabelle 15 aufgelistet, zusammen.

Tabelle 15: Sorgerechtsregelungen in Familien mit nur nichtehelichen Kinder

Anzahl und Art Kinder	n	%
1 Kind gemeinsame Sorge	142	51.6
2 Kinder gemeinsame Sorge	46	16.7
3 Kinder gemeinsame Sorge	2	0.7
7 Kinder gemeinsame Sorge	1	0.4
1 Kind gemeinsame Sorge, 1 Kind alleinige Sorge	2	0.7
1 Kind alleinige Sorge	48	17.5
2 Kinder alleinige Sorge	18	6.5
3 Kinder alleinige Sorge	2	0.7
1 Kind gemeinsame Sorge vor 01.07.1998 geboren	2	0.7
1 Kind gemeinsame Sorge vor 01.07.1998 geboren, 1 Kind gemeinsame Sorge	5	1.8
1 Kind alleinige Sorge vor 01.07.1998 geboren	2	0.7
1 Kind alleinige Sorge vor 01.07.1998 geboren, 1 Kind gemeinsame Sorge	1	0.4
1 Kind alleinige Sorge vor 01.07.1998 geboren, 1 Kind alleinige Sorge	1	0.4
1 Kind andere Sorgerechtsregelungen	3	1.1
Gesamt	275	100

Den Großteil (51.6 %) der Familien mit gemeinsamen nichtehelichen Kindern machen Familien mit einem Kind aus, für welches die Eltern das gemeinsame Sorgerecht innehaben. Mit 17.5 % ist die entsprechende Gruppe an Familien mit einem Kind, für welches ein Elternteil, in den meisten Fällen die Mutter, die allei-

nige Sorge hat, deutlich geringer. Entsprechend verhält es sich bei den Mehrkindfamilien. Wenn in der Familie für eines der Kinder die gemeinsame Sorge begründet wurde, wurde dies auch in nahezu allen Fällen auch für die weiteren nichtehelich geborenen Kinder getan: In lediglich zwei Familien (0.7 %) haben die Eltern für eines der Kinder das gemeinsame Sorgerecht, für das zweite Kind jedoch nicht.

In der einen Familie ist es das früher geborene Kind mit dem gemeinsamen Sorgerecht, in der anderen das zweitgeborene. Auffallend ist auch, dass es in den 281 Familien nur elf Kinder gibt, die vor dem 01.07.1998 geboren wurden. Es ist davon auszugehen, dass nichteheliche Eltern mit solchen älteren Kindern zum Großteil inzwischen geheiratet haben bzw. sich getrennt haben und somit das Sorgerecht nicht entsprechend abgefragt ist und ausgewertet werden kann. Mit je zwei Familien mit einem Kind sind es genau gleich viele Familien, die die gemeinsame Sorge für das vor dem 01.07.1998 geborene Kind innehaben, wie Familien, bei denen nur ein Elternteil die alleinige Sorge hat. Gibt es weitere nach dem 01.07.1998 geborene Kinder, so sind bei den wenigen Familien alle Sorgerechtskonstellationen vertreten, wobei die gemeinsame elterliche Sorge für alle Kinder etwas häufiger vorkommt. Für drei Kinder gibt es andere Sorgerechtsregelungen, als alleinige Sorge bei einem der beiden Elternteile oder der gemeinsamen Sorge. Möglicherweise hat das Jugendamt oder andere Personen die elterliche Sorge dieser Kinder inne.

Da es nur eine sehr geringe Anzahl an Familien mit nur Kindern gibt, die vor dem 01.07.1998 geboren wurden, sowie Familien mit unterschiedlichen Konstellationen an Sorgerechtsregelungen innerhalb der Familie, wurden diese Familien von der nachfolgenden Analyse ausgeschlossen und die Befragten zu zwei Gruppen zusammengefasst: Eltern, die für alle Kinder die elterliche Sorge gemeinsam ausüben ($n = 196$ (74.2 %)) und Eltern, die für alle Kinder einheitlich keine gemeinsame Sorge inne haben ($n = 86$ (24.2 %)). Die fünf Familien, die für ein vor dem 01.07.1998 geborenes Kind die gemeinsame Sorge, sowie für das nach dem 01.07.1998 geborene Kind die gemeinsame Sorge ausüben, wurden der Gruppe der Eltern mit gemeinsamer Sorge zugeordnet. Folglich können 17 Personen keiner dieser Gruppe zugeordnet werden.

Insgesamt haben demzufolge drei Viertel aller Befragten in nichtehelichen Partnerschaften mit gemeinsamen Kindern die gemeinsame Sorge für alle diese Kinder. Nur ein Viertel dieser Befragten teilt sich nicht die elterliche Sorge mit dem anderen Elternteil. Hierbei unterscheiden sich die Angaben der Frauen (gemeinsame Sorge: n = 113 (72.9 %), alleinige Sorge: n = 42 (27.1 %)) nicht wesentlich von denen der Männer (gemeinsame Sorge: n = 83 (76.1 %), alleinige Sorge:

n = 26 (23.0 %)) ($\chi^2 = 0.35$, $p > .05$).

3.8.4 Ergebnisse zu den Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge

Möchte man nun auch mit den pairfam-Daten für die *Frage I.2.2* mögliche Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge untersuchen, so bleiben für die Analyse nach Ausschluss derjenigen Personen mit fehlenden Werten in den Prädiktoren von den 264 Personen noch 234 Personen (136 Frauen und 98 Männer) übrig. Da hierbei die Gruppengrößen derjenigen Frauen und Männer ohne gemeinsame Sorge mit 34 (25.0 %) und 23 (23.5 %) sehr klein sind, können keine geschlechtsgetrennten Analysen durchgeführt werden. Auch bei der Interpretation der logistischen Regression ohne Geschlechterdifferenzierung muss allerdings berücksichtigt werden, dass die Gruppe derer ohne gemeinsame Sorge relativ gering besetzt ist, was zu teils sehr geringen Zellenbesetzungen in den Prädiktoren führt.

Möglicherweise ist dies auch eine Ursache für die schlechte Modellanpassung (vgl. Tabelle 16).

Tabelle 16: Odds Ratio (OR) logistische Regressionen zur Vorhersage der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen

	OR
Alter bei Geburt	1.00
Niedrige Bildung	0.49
Mittlere Bildung	0.90
Hohe Bildung (Referenz)	
Alter des aE bei Geburt	1.00
Niedrige Bildung aE	0.99
Mittlere Bildung aE	1.23
Hohe Bildung aE (Referenz)	
Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit	1.03
Dauer Partnerschaft bis Geburt ältestes Kind	1.08
Alter des ältesten Kindes	1.04
Ostdeutschland	0.79
Westdeutschland (Referenz)	
Stadt	1.63
Land (Referenz)	
Likelihood Ratio-Test: χ^2(df)	10.17(11)
Nagelkerkes R^2	.06

Anmerkung: *$p < 0.05$; $n = 234$.

Die Prädiktoren trennen nicht gut zwischen den beiden Gruppen mit und ohne

gemeinsame Sorge. Ferner hat keiner der Prädiktoren im Modell einen signifikanten Effekt auf die gemeinsame Sorge. Interpretiert man dennoch die Odds Ratio, so ist bei den individuellen Faktoren das Alter der Antwortperson bei der Geburt des Kindes unbedeutend. Hingegen ist die Chance auf die gemeinsame Sorge bei einer hohen Bildung der Antwortperson im Vergleich zu Personen mit einer niedrigen Bildung um 104.1 % erhöht. Auch bei einer mittleren Bildung der Antwortperson ist die Chance auf die gemeinsame elterliche Sorge vermindert. Ebenfalls hat auch das Alter des anderen Elternteils keinen Einfluss darauf, ob die Eltern übereinstimmende Sorgeerklärungen abgeben haben. Eine niedrige Bildung des anderen Elternteils vermindert ebenfalls im Vergleich zu einer hohen Bildung des anderen Elternteils, wie eine eigene niedrige Bildung die Chance auf die gemeinsame Sorge. Dies allerding lediglich um 1 %. Hingegen erhöht eine mittlere Bildung die Chance auf die gemeinsame Sorge. Da dieser Effekt jedoch nicht signifikant ist, und wie erwähnt die Gruppengrößen sehr gering sind, sollte dieser Befund nicht überinterpretiert werden. Bei den partnerschaftlichen Faktoren gibt es nur sehr leichte Effekte: Eine um einen Punkt höhere Partnerschaftszufriedenheit auf der 10-stufigen Likertskala erhöht die Chance auf die gemeinsame Sorge um 3%. In gleicher Weise wirkt die Partnerschaftsdauer vor Geburt des Kindes: War die Partnerschaftsdauer vor der Geburt des Kindes um ein Jahr länger, so ist die Chance auf die gemeinsame Sorge um 8 % erhöht, als wenn die Partnerschaftsdauer bei der Geburt des Kindes ein Jahr kürzer war.

Bei den paarexternen Faktoren hat das Alter des ältesten Kindes einen leicht positiven Effekt auf die gemeinsame Sorge: Ist das älteste Kind ein Jahr älter, so besteht eine um 4 % größere Chance auf die gemeinsame Sorge als wenn das Kind um ein Jahr jünger ist. Möglicherweise deutet dies darauf hin, dass ein Anteil der Eltern die Sorgeerklärungen erst nach der Geburt des Kindes im Laufe der ersten Lebensjahre abgibt, eventuell geben diejenigen Eltern mit den Kindern unter einem Jahr noch Sorgeerklärungen ab. Leben die befragten Personen in Ostdeutschland, vermidert dies die Chance auf die gemeinsame Sorge um 26.6 % im Vergleich zu Westdeutschland. Eine Erhöhung um 63 % bewirkt hingegen das Leben in der Stadt im Vergleich zu ländlicheren Regionen.

Da alle diese genannten Effekte jedoch nicht signifikant sind, muss davon ausgegangen werden, dass die gemeinsame Sorge bei Familien in bestehenden Partnerschaften nicht sehr stark von den dargestellten Prädiktoren beeinflusst ist.

3.9 Diskussion Studie Ib „pairfam“

Die Studie Ib widmete sich wie die Studie Ia der Thematik nichtehelicher Geburten und dem gemeinsamen Sorgerecht für nichteheliche Kinder. Sie klärte zum einen die Verteilung sowie die Lebenssituation nichtehelicher Familien auf und analysierte Prädiktoren für verschiedenen Familienformen und Sorgerechtsregelungen. Die beiden Fragestellungen in der Studie I wurden mit Angaben von 1.330 Frauen und 814 Männer, darunter 168 nichteheliche Frauen und 113 nichtehelichen Männern, beantwortet, die an der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics“ (pairfam) teilgenommen haben.

3.9.1 Verteilung nichtehelicher Geburten und Institutionalisierung von (nichtehelichen) Partnerschaften (Forschungsfrage I.1)

Situation von Familien mit nichtehelich geborenen Kindern

Zur Beantwortung der *Frage I.1.1* kann mit den pairfam-Daten festgestellt werden, dass circa die Hälfte (46.8 %) der Teilnehmenden der pairfam-Befragung mit Kindern in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes lebt und auch bereits vor der Geburt des Kindes mit dem anderen Elternteil des Kindes verheiratet war. Jedoch lebt auch ein gutes Viertel (28.3 %) der Befragten in einer Partnerschaft mit einem Elternteil eines nichtehelich geborenen Kindes. Allerdings ist dies zum Befragungszeitpunkt mit 11.3 % der Familien mit nichtehelichen Kindern deutlich weniger als zum Geburtstermin des Kindes. Der Großteil dieser nichtehelichen Paare (50.1 %) hat nach der Geburt des Kindes geheiratet. Da anhand der pairfam-Daten nicht aufgeschlüsselt werden kann, ob die Befragten, die nicht mehr in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben, zuvor mit diesem verheiratet waren, kann über den Anteil der Kinder, deren Eltern inzwischen getrennt sind, keine Angabe über die Nichtehelichkeit bzw. Ehelichkeit bei der Geburt getroffen werden. Zwar könnten Personen, die niemals verheiratet waren, als nichtehelich eingestuft werden, dennoch würden hier unsystematisch Teilnehmende aus der Analyse fallen, was die Ergebnisse schwierig interpretierbar machen würden. Deshalb wurden für die Analysen nur Elternpaare, die ein gemeinsames Kind haben und in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, herangezogen.

In 82.2 % der zum Befragungszeitpunkt noch nichtehelichen Familien lebt nur ein nichteheliches Kind oder mehrere nichteheliche Kinder, in den übrigen 17.8 % leben neben den nichtehelichen Kindern zusätzlich noch Stief-, Pflege- oder Adoptivkinder. In den meisten dieser nichtehelichen Familien ohne Adoptiv- und Stief-

kinder lebt nur ein nichteheliches Kind. Die Kinderzahl in Familien, in welchen die Eltern nach Geburt eines Kindes geheiratet haben, ist im Schnitt mit 1.1 nichtehelichen Kindern und 1.3 ehelichen Kindern größer.

Der Befund, dass in einer repräsentativen Befragung von 9.069 Personen, wovon 3.059 (33.7 %) Kinder haben, lediglich 17 Personen zu finden sind, die nichteheliche, vor 1998 geborene Kinder haben und zum Befragungszeitpunkt (noch) unverheiratet in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben, deutet darauf hin, dass in Deutschland die Form der nichtehelichen Lebensgemeinschaft definitiv (noch) keine dauerhafte Alternative zur Ehe ist. Ob sie als Vorstadium zur Ehe betrachtet werden kann, wie sie beispielsweise von Seltzer (2004) beschrieben wird, oder ob sich die größere Anzahl nichtehelicher Eltern nach der Geburt des Kindes wieder trennt, kann zum jetzigen Zeitpunkt nicht mit den pairfam-Daten beantwortet werden, da keine Informationen über den Geburtsstatus (ehelich vs. nichtehelich) derjenigen Kinder vorliegt, die kein gemeinsames Kind mit dem aktuellen Partner haben. Da die Studie allerdings langfristig angelegt ist (vgl. Kapitel 3.7.1), wird es möglich sein, die Entwicklung der nichtehelichen Paare mit Kindern zu beobachten. Wobei allerdings die geringe Anzahl der derzeit noch nichtehelichen Elternpaare sicher nicht vorteilhaft zum Treffen genereller Aussagen ist. Ein erster Einblick (auch als Voranalyse für weitere vertiefende Studien) wird jedoch in einigen Jahren möglich sein.

Institutionalisierung der Partnerschaften

Betrachtet man zur Beantwortung der *Frage I.1.2*, welche Faktoren entscheidend für eine Heirat nach einer nichtehelichen Geburt sind, nimmt unter den individuellen Faktoren der beiden Elternteile das Alter der Eltern bei der Geburt des Kindes keine bedeutsame Stellung ein. Im Gegensatz dazu ist die Bildung der Elternteile ein bedeutsamer Einflussfaktor. Vor allem die Bildung des anderen Elternteils der Frauen, also der Väter, ist aussagekräftig. Berichtet die Frau, dass der andere Elternteil eine niedrige oder mittlere Bildung hat, so ist die Chance auf eine Heirat nach der Geburt des Kindes wesentlich geringer als bei einem Vater mit einer hohen Bildung. Dies zeigt sich auch, im nicht signifikanten Effekt der eigenen Bildung der Männer. Hat die Frau selbst eine hohe Bildung, ist deren Heiratswahrscheinlichkeit geringer. Dieser Effekt ist jedoch nicht signifikant. Unter den partnerschaftlichen Faktoren hat die Dauer der Beziehung bis zur Geburt des Kindes keine Bedeutung für eine spätere Heirat. Vielmehr ist die Zufriedenheit in der Partnerschaft relevant. Berichten (in erster Linie) Frauen, von einer aktuell guten Partnerschaftsqualität, so haben diese Frauen den anderen Elternteil mit größerer Wahrscheinlichkeit nach der Geburt des Kindes geheiratet. Die paarex-

ternen Faktoren scheinen am bedeutsamsten für eine Heirat der nichtehelichen Partnerschaften zu sein. So sind alle drei Faktoren, das Alter des Kindes, der Faktor Ost- vs. Westdeutschland sowie der Faktor Stadt vs. Land bei den Männern signifikante Prädiktoren einer Heirat. Bei den Frauen ist es ähnlich, lediglich der Faktor Stadt vs. Land ist nicht signifikant. So ist die Chance auf eine Heirat bei einem höheren Alter des Kindes, bei Leben in Westdeutschland sowie bei Leben in eher ländlichen Gebieten im Vergleich zu Paaren mit jüngeren Kindern, die in Ostdeutschland sowie in der Stadt leben, erhöht.

Vergleicht man die drei Familienformen nichtehelich, bei der Geburt des Kindes nichtehelich, jetzt aber verheiratet und bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet, so ergeben sich im Vergleich zwischen den beiden Familienformen nichtehelich und verheiratet ähnliche bedeutsame Prädiktoren wie bei einer Heirat nichtehelicher Paare: Unter den individuellen Faktoren zeigt sich auch hier die Bildung beider Elternteile als beachtlich. Es ergibt sich auch hier anhand der Angaben zur eigenen Bildung als auch zur Bildung des anderen Elternteils von Frauen und Männern das Muster, dass Frauen keinen Mann mit niedriger oder mittlerer Bildung heiraten. Hat die Frau eine niedrige Bildung, besteht eine größere Wahrscheinlichkeit der Gruppe derer, die verheiratet sind, anzugehören. Unter den partnerschaftlichen Faktoren hat nach Angaben von Frauen und Männern einerseits die Zufriedenheit in der Partnerschaft denselben, wie oben berichteten Effekt, anderseits ist hier auch die Dauer der Partnerschaft vor der Geburt des Kindes grundlegend. Führten die Eltern vor der Geburt des Kindes eine längere Partnerschaft, so ist die Chance, dass sie auch bereits vor der Geburt des Kindes geheiratet haben, größer, als wenn die Partnerschaft noch nicht so lange andauerte. In Ostdeutschland ist eine nichteheliche Partnerschaft wahrscheinlicher als in Westdeutschland. Zudem scheint es den erwarteten Enttraditionalisierungseffekt der Heirat zu geben: Haben die Paare ein älteres Kind, waren sie mit höherer Wahrscheinlichkeit auch vor der Geburt des Kindes verheiratet, als Paare mit jüngeren Kindern.

Vergleicht man Paare, die zwar ein nichteheliches Kind geboren haben, nach der Geburt des Kindes jedoch geheiratet haben mit Paaren, die bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet waren, ergeben sich wesentlich weniger signifikante Effekte der drei Aspekte an Faktoren individuell, partnerschaftlich und paarextern. Dies ist wahrscheinlich auf den gleichen Institutionalisierungsgrad dieser beiden Familienformen zurückzuführen, da in beiden Familien die Eltern nun verheiratet sind. Von den individuellen Faktoren ist kein Faktor signifikant. Auch die Bildung differenziert hier nicht mehr zwischen den beiden Gruppen. Wie oben beschrieben ist eine längere Partnerschaftsdauer vor der Geburt des Kindes ausschlagge-

bend dafür, dass die Eltern auch bereits verheiratet waren. Dies gilt also für alle nichtehelichen Geburten, egal ob die Eltern nachträglich heiraten oder nicht. Während das Alter des Kindes sowie der Faktor Stadt vs. Land keinen signifikanten Effekt auf die Differenzierung zwischen nach der Geburt vs. vor der Geburt verheiratet zu sein hat, zeigt sich auch hier, dass in Westdeutschland eine nichteheliche Geburt unwahrscheinlicher ist als in Ostdeutschland.

3.9.2 Sorgerecht für nichteheliche Kinder in bestehenden Partnerschaften (Forschungsfrage I.2)

Analysiert man die Sorgerechtsregelungen für gemeinsame Kinder in den bestehenden Partnerschaften der 281 nichtehelichen Personen mit Kindern der pairfam-Studie, so lässt sich feststellen, dass in den Familien, in welchen ein nichteheliches Kind aufwächst (ca. 50 %) in der Regel die elterliche Sorge geteilt wird. Dies gilt ebenso für Familien mit mehreren Kindern. In nur sehr wenigen Familien lassen sich unterschiedliche Sorgerechtskonstellationen für die verschiedenen Kindern aufzeigen. In 74.2 % der Befragten wird die Sorge für das oder die nichtehelichen Kinder gemeinsam ausgeübt.

Bei der Überprüfung von Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge konnte aufgrund der geringen Stichprobengrößen, vor allem der ohne gemeinsame Sorge, nicht zwischen Frauen und Männern differenziert werden. Insgesamt ergaben sich keinerlei signifikante Effekte der drei Bereiche an Prädiktoren. Wurden dennoch die Höhen der Effekte interpretiert, lässt sich erkennen, dass eine niedrige Bildung eher ein hinderlicher Faktor für die Beantragung der gemeinsamen Sorge ist. Während das Alter bei der Geburt, die Partnerschaftsdauer, die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit sowie der Faktor Ost- vs. Westdeutschland auch so keinerlei Effekte zu haben scheinen, ist im Vergleich zum Leben in ländlicheren Regionen die gemeinsame Sorge in der Stadt bzw. in verstädterten Räumen wahrscheinlicher. Dieser Effekt ist jedoch, wie bereits erwähnt, nicht signifikant. Dass keinerlei signifikante Prädiktoren für die gemeinsame Sorge ermittelt werden konnten, liegt möglicherweise daran, dass hier nur stabile Partnerschaften untersucht wurden und zusätzlich auch keine Angaben zur Situation bei der Geburt vorlagen. Unter Umständen wären dies die Angaben, die zu einer besseren Varianzaufklärung beigetragen hätten, oder es gibt kein Effekte auf die gemeinsame Sorge in stabilen nichtehelichen Partnerschaften, weil die Befragten aus willkürlichen Gründen keine übereinstimmenden Sorgeerklärungen abgeben oder die gemeinsame Sorge als nicht für wichtig erachten, wie bereits in der Studie Ia gezeigt werden konnte (vgl. Kapitel 3.5.5).

3.10 Diskussion Studie I: Sorgerecht in (ehemals) nichtehelichen Lebensgemeinschaften

Die Studie I setzt sich aus den beiden Teilstudien Studie Ia und Studie Ib zusammen. Die Studie Ia beantwortet die Fragestellungen der Studie I anhand Angaben von 651 Frauen und 362 Männern, die den Kurzfragebogen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ ausgefüllt haben. Da dieses Projekt eigens für die Thematik nichtehelicher Geburten und dem gemeinsamen Sorgerecht solcher nichtehelicher Geburten angelegt wurde, gibt sie Auskünfte über die Lebenssituation bei der Geburt eines gemeinsamen Kindes nichtehelicher Paare, die Sorgerechtsregelung für diese Kinder sowie über die Einflussfaktoren auf die gemeinsame elterliche Sorge und Gründe der Eltern gegen die gemeinsame Sorge.

Die Studie Ib analysiert hingegen die Fragestellungen der Studie I mit Angaben von 1.330 Frauen und 814 Männern mit Kindern der zweiten Erhebungswelle des komplexen Beziehungs- und Familienpanels (pairfam). Die Anzahl aktuell nichtehelicher Familien ist in pairfam mit 168 Frauen und 113 Männern zwar nicht sehr groß, die Studie Ib hat aber gegenüber der Studie Ia den Vorteil, dass auch der Vergleich zu verheirateten Paaren möglich war.

3.10.1 Wie gestaltet sich die Familiensituation von Paaren mit nichtehelich geborenen Kindern in Deutschland? (Forschungsfrage I.1)

Lebenssituation und Verteilung nichtehelicher Familien

Auskünfte zum Verlauf von Paarbeziehungen mit nichtehelichen Geburten für die *Frage I.1.1* gibt insbesondere die Studie Ia. Hier zeigte sich, wie durch die Ergebnisse der Studie von Vaskovics und Kollegen (1997) angenommen, dass die Mehrheit der Befragten bei der Geburt des nichtehelichen Kindes in den Jahrgängen 2005 bis 2007 in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil gelebt haben und nahezu für alle nichtehelichen Kinder die Vaterschaft anerkannt wurde. Ebenfalls trennen sich, wie erwartet (vgl. Vaskovics et al., 1997) auch einige Eltern nach der Geburt des nichtehelichen Kindes: 33.9 % der Frauen und 15.0 % der Männer geben an, sich nach der Geburt des Kindes bis zum Befragungszeitpunkt, bei dem die Kinder drei bis fünf Jahre alt waren, vom anderen Elternteil getrennt zu haben. Besonders nichteheliche Partnerschaften mit gemeinsamem Haushalt (NEL) erwiesen sich aber im Vergleich zu Partnerschaften mit separaten Haushalten (LAT) als stabiler. Ein nicht unbedeutender Anteil der nichtehelichen Partnerschaften heiratet (Frauen:19.3 %, Männer: 23.1 %). Da die Kinder noch relativ jung sind, ist damit zu rechnen, dass es im weiteren Verlauf der Partner-

schaften noch zu zusätzlichen Heiraten kommt. Somit könnten Vaskovics und Kollegen (1997) mit ihrer Vermutung nicht falsch liegen, dass circa ein Drittel der nichtehelichen Partnerschaften bis zum Alter der Kinder von zwölf Jahren heiratet.

Mit den Daten der Studie Ib kann zur Beantwortung der *Frage I.1.1* über die Informationen, die mit der Studie Ia gewonnen wurden, Auskünfte zur Verteilung nichtehelich geborener Kinder gegeben werden. Dies allerdings nur für Personen, die zum Befragungszeitpunkt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes gelebt haben (vgl. Kapitel 3.8.1). Circa die Hälfte der Personen mit Kindern lebt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil, mit dem sie bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet waren. Mehr als ein Viertel der Personen mit Kindern lebt in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil eines Kindes, welches außerhalb einer Ehe geboren wurde. Geht man davon aus, dass nichteheliche Partnerschaften instabiler als eheliche Partnerschaften sind, so waren es bei der Geburt im Verhältnis zu den ehelichen Kindern sicherlich noch mehr nichteheliche Kinder. Diese Zahlen entsprechen weitgehend den Zahlen des Statistischen Bundesamtes (2011; vgl. Kapitel 2.3). Auch in der vorliegenden Studie lässt sich eine nicht unbedeutende Verheiratungsquote Eltern nichtehelich geborener Kinder ausmachen: Zum Befragungszeitpunkt leben nur noch 11.3 % der Eltern der Familien mit Kindern in einer nichtehelichen Partnerschaft. Diejenigen Personen, die nicht geheiratet haben, haben im Schnitt ein nichteheliches Kind, jene, die nach der Geburt geheiratet haben, meist auch noch ein weiteres während der Ehezeit geborenes Kind. Wählt man nur Familien mit älteren Kindern (die beispielsweise vor 1998 geboren wurden), so reduziert sich die Zahl der nichtehelichen Familien nahezu auf null. Dies legt nahe, dass in Deutschland die Form der nichtehelichen Lebensgemeinschaft keine dauerhafte Alternative zur Ehe ist. Ob sie eher ein Vorstadium zur Ehe ist (vgl. Seltzer, 2004) ist oder ob sich die meisten Paare nach der Geburt des Kindes trennen, kann mit den pairfam-Daten leider nicht beantwortet werden.

Institutionalisierung (nichtehelicher) Partnerschaften

Welche Prädiktoren ausschlaggebend für den Institutionalisierungsschritt (Kopp et al., 2010a) der Heirat nichtehelicher Partnerschaften mit Kindern sind, war von zentralem Interesse in der *Frage I.1.2*, unter anderem auch, weil die Eltern durch eine Heirat automatisch die gemeinsame Sorge für das nichteheliche Kind erhalten (vgl. Kapitel 3.1.1). Sowohl in der Studie Ia als auch in der Studie Ib konnten eindeutige Prädiktoren identifiziert werden. Dies widerspricht Studien, welche keinerlei Einflussfaktoren auf eine Heirat ausmachen können (z. B. Dew, 2011).

Wie erwartet zeigen sich hier individuelle, partnerschaftliche und paarexterne Faktoren als relevant. In beiden Studien spielt unter den individuellen Faktoren das Alter der Elternteile bei der Geburt des Kindes eine untergeordnete Rolle. Hingegen ist, wie erwartet, die Bildung der Elternteile ein bedeutsamer Einflussfaktor. So zeigt sich einheitlich in beiden Studien, dass vor allem Frauen seltener Männer mit niedriger Bildung heiraten, und Frauen, die selbst eine niedrige Bildung haben, mit größerer Wahrscheinlichkeit heiraten als Frauen mit hoher Bildung. Folglich sind in Deutschland immer noch Hypergamietendenzen (vgl. z. B. Wirth, 1996) aufzufinden. Diese werden durch die Absicherungsabsichten von Frauen erklärt. Unter den partnerschaftlichen Einflussfaktoren hat die Dauer der Partnerschaft bei der Geburt des Kindes, nicht wie erwartet (vgl. Langmeyer & Walper, 2013d), in beiden Teilstudien keinen Effekt auf eine Heirat nach der Geburt des Kindes. Hingegen zeigt sich im Einklang mit vorherigen Studien (vgl. Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Sassler, 2004) die Partnerschaftsqualität als bedeutsam für eine Heirat. In beiden Studien wurde hier zwar die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit gemessen, da diese aber als relativ stabil bezeichnet werden kann, kann sie auch bereits als frühere Partnerschaftszufriedenheit interpretiert werden. Mit der Studie Ia, in welcher Angaben zur Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes vorliegen, zeigt sich ferner, dass Personen, die bei der Geburt des Kindes in einer nichtehelichen Partnerschaft im Vergleich zu einer LAT-Beziehung mit größerer Wahrscheinlichkeit heiraten. Gab es Konflikte bei der Geburt des Kindes, ist eine Heirat eher unwahrscheinlich (vgl. Klein & Eckhard, 2008; Scott et al., 2010). Entgegen den Befunden von Lois und Kopp (2011) zeigt sich sowohl in der Studie Ia als auch in der Studie Ib ein Effekt des Lebens in Ostdeutschland im Vergleich zu Westdeutschland. So heiraten nichteheliche Paare in Westdeutschland wesentlich häufiger als in Ostdeutschland. Überdies ergab sich unter den paarexternen Faktoren das Alter des Kindes in beiden Studien als relevant. Dies ist einerseits ein Indiz dafür, dass Paare im Verlauf nach der Geburt des Kindes heiraten und somit bei höherem Alter der Kinder auch mehr Paare verheiratet sind, andererseits kann dies, zumindest mit der Studie Ib, in welcher das Alter der Kinder ein größeres Spektrum einnimmt, auch als Enttraditionalisierung einer Ehe verstanden werden. Im Widerspruch zu bisherigen Studien ergab sich in der Studie I auch ein Effekt des Faktors Stadt vs. Land: In beiden Teilstudien scheinen vor allem Männer, die in der Stadt leben, nicht zu heiraten, aber auch der Trend des Effekts der Frauen geht in diese Richtung, auch wenn er in beiden Studien nicht signifikant ist.

Einflussfaktoren auf Trennungsprozesse nichtehelicher Partnerschaften konnten nur mit der Studie Ia bestimmt werden. In erster Linie sind hier, wie erwartet,

partnerschaftliche Faktoren kennzeichnend. Lebten die Paare nicht in einem gemeinsamen Haushalt, gab es eher Konflikte (vgl. Klein & Eckhard, 2008; Scott et al., 2010) und wurde die Partnerschaft bei der Geburt des Kindes als wenig tragfähig eingeschätzt, ist eine Trennung sehr wahrscheinlich.

Anhand der pairfam-Daten war es in der Studie Ib hingegen auch möglich, den zweiten Teil der *Frage I.1.2* hinsichtlich der Prädiktoren auf die Wahl der Lebensform nichteheliche Geburt vs. Heirat vor der Geburt eines Kindes sowie auf die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte der Geburt eines Kindes und Heirat einzugehen, da im Datensatz auch bereits vor der Geburt des Kindes verheiratete Paare enthalten sind. Im Vergleich von zum Befragungszeitpunkt nichtehelichen Personen mit verheirateten Personen, zeigt sich, wie erwartet, die Bildung als ein gewichtiger Faktor. Wie bereits bei der Heirat nichtehelicher Paare erläutert, zeigt sich, dass Frauen eher keinen anderen Elternteil mit niedriger oder mittlerer Bildung im Vergleich zu anderen Elternteilen mit hoher Bildung heiraten. Zugleich ist die Heiratschance von Frauen mit niedriger Bildung im Vergleich zu Frauen mit einer hohen Bildung erhöht. Bei einer längeren Beziehung vor der Geburt des Kindes ist die Chance größer, auch bereits vor der Geburt des Kindes geheiratet zu haben. Zudem differenziert die aktuelle Zufriedenheit der Frauen und Männer in der Paarbeziehung gut zwischen den beiden Gruppen nichtehelich und verheiratet. Ob dies auch als ein Prädiktor interpretiert werden kann, oder ob sich durch die Heirat eine größere Zufriedenheit mit der Partnerschaft eingestellt hat, kann nicht beurteilt werden. Hierfür wären längsschnittliche Daten nötig. Auch die Effekte der paarexternen Faktoren stimmen mit den Erwartungen überein: Einerseits ist durch den positiven Effekt des Alters der Kinder der Enttraditionalisierungseffekt der Ehe und somit eine Legalisierung nichtehelicher Geburten belegt, andererseits zeigt sich, dass in Ostdeutschland die Familienform *nichtehelich* wesentlich gängiger ist als in Westdeutschland. Beim Vergleich der nach der Geburt des Kindes verheirateten Personen mit vorgeburtlich verheirateten Personen ergeben sich kaum signifikante Effekte. Zwischen Personen, deren Partnerschaft einen gleichen Institutionalisierungsgrad aufweisen, kann somit nicht sehr gut differenziert werden. Es kann daher die Annahme bestätigt werden, dass sich diese Personen sowie deren Partnerschaften nicht wesentlich voneinander unterscheiden und somit die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte unerheblich ist. Lediglich die Dauer der Partnerschaft vor der Geburt des Kindes erhöht die Wahrscheinlichkeit, auch vor der Geburt des Kindes verheiratet zu sein, und in Ostdeutschland ist das Risiko, nichtehelich ein Kind zu bekommen, höher als in Westdeutschland. Diese beiden Effekte konnten bereits im Vergleich ehelicher und nichtehelicher Partnerschaften aufgezeigt werden.

3.10.2 Ist die gemeinsame elterliche Sorge der Normalfall in nichtehelichen Familien, wenn keine kindeswohlrelevanten Gründe gegen die gemeinsame Sorge vorliegen? (Forschungsfrage I.2)

Verteilung der gemeinsamen elterlichen Sorge

Die Studie Ia gibt zur Beantwortung der *Frage I.2.1* vertiefte Einblicke in die Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt durch Abgabe von übereinstimmenden Sorgeerklärungen. Zunächst ist festzuhalten, dass mit 57.8 % der Frauen und 71.3 % der Männer, wie hypothetisch angenommen, die Mehrheit angibt, die gemeinsame Sorge durch Abgabe von Sorgeerklärungen erlangt zu haben. Auch in der Studie Ib entspricht der Anteil derjenigen mit gemeinsamer Sorge für nichteheliche Kinder mit circa Dreiviertel der Mehrheit. Allerdings ist zu beachten, dass in der Studie Ib nur diejenigen Elternteile hinsichtlich der gemeinsamen Sorge für nichteheliche Kinder analysiert werden konnten, die in einer Partnerschaft mit dem anderen Eltern leben. Betrachtet man auch in der Studie Ia nur diese Elternteile, so entspricht auch hier der Anteil derer mit gemeinsamer Sorge durch Sorgeerklärungen der Erwartung, dass bei Paaren der Anteil mit gemeinsamer Sorge größer ist (Sonnenberger et al., 2008) als bei Elternteilen ohne gemeinsame Partnerschaft. Interessant ist auch, dass es unabhängig davon ist, ob die Eltern nach der Geburt des Kindes weiter nichtehelich blieben oder ob sie geheiratet haben; in beiden Fällen beträgt der Anteil derer mit gemeinsamer Sorge circa Dreiviertel. Somit liegt in beiden Teilstudien der Studie I der Anteil derjenigen Elternpaare mit gemeinsamer Sorge für alle Kinder in der Familie im Bereich der Erwartung bisheriger Studien (Bundesministerium der Justiz, 2006; Sonnenberger, et al., 2008) und der Annahme des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG) in seiner Entscheidung vom 29. Januar 2003 (BVerfGE 107, 150 ff.) zur Verfassungsmäßigkeit der seit dem Kindschaftsrechtsreformgesetz 1998 geltenden Regelung des § 1626 a BGB (vgl. Kapitel 3.1.1). In den wenigen bisherigen Studien (vgl. Bundesministerium der Justiz, 2006; Sonnenberger et al., 2008) variierte der Prozentsatz mit gemeinsamer Sorge zwischen 25 und 75 %. Möglicherweise unterschätzt somit die amtliche Statistik (vgl. Kapitel 3.1.2) den Anteil der Kinder, deren Eltern die gemeinsame Sorge beantragen. Laut amtlicher Statistik, die jedoch, wie bereits diskutiert, auch Schwächen mit sich bringt, sollte der Anteil derer mit gemeinsamer Sorge für Kinder, welche in den Jahren 2005 bis 2007 geboren wurden, bei 33.3 % liegen.

Abgabe von Sorgeerklärungen, Beratung im Jugendamt und das Wissen zum Sorgerecht

Die Abgabe der Sorgeerklärungen erfolgte anhand der Ergebnisse in Studie Ia in

den meisten Fällen rund um den Geburtstermin. Vor allem Frauen haben, entsprechend der Annahme, im Allgemeinen nicht mehr vor, noch die gemeinsame Sorge zu beantragen. Unter den befragten Männern ist dies nicht so eindeutig: Unabhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation mit der Mutter des nichtehelichen Kindes, geben ungefähr gleich viele Männer an, noch vorzuhaben, die gemeinsame Sorge zu beantragen, bzw. dies nicht mehr zu tun. Wie bereits die Studie des Bundesministeriums der Justiz (2006) aufzeigte, ist auch in Studie Ia der Anteil derjenigen Eltern, die eine Beratung durch das Jugendamt in Anspruch nehmen, relativ gering. Dies gilt ausdrücklich für Eltern, die keine Sorgeerklärungen abgegeben haben. Anders als angenommen (vgl. Burschel & Schutter, 2013b), ergeben sich kaum Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Inanspruchnahme der Beratung durch das Jugendamt.

Auffallend war in der Studie Ia, dass ein Großteil der Eltern fehlinformiert über das Ausmaß der gemeinsamen Sorge ist. Die meisten Elternteile gehen davon aus, dass sie im Falle einer Trennung vom anderen Elternteil wesentlich mehr gemeinsam mit diesem entscheiden müssten, als nötig ist. Im Gesetz ist verankert, dass nur die Angelegenheiten, die von erheblicher Bedeutung sind, gemeinsam entschieden werden müssen. Was aus der Rechtssprechungsperspektive darunter zu verstehen ist, wurde im Kapitel 3.1.1 besprochen.

Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge

Die Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge, welche für die *Frage I.2.2* untersucht wurden, zeigen die stärksten Effekte, wenn man alle Elternteile unabhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation berücksichtigt. Dies geschah in der Studie Ia. Wie anhand der Studien zur Institutionalisierung von Partnerschaften (vgl. Kapitel 3.2.2) erwartet wurde, ergeben sich Effekte von individuellen, partnerschaftlichen und paarexternen Faktoren. Unter den individuellen Faktoren ist die Bildung der bedeutsamste Faktor. Es scheint, dass Personen mit niedriger und mittlerer Bildung seltener die gemeinsame Sorge beantragen als Eltern mit hoher Bildung. Der wirkungsvollste Effekt ist durch die Partnerschafssituation bei der Geburt des Kindes zu verzeichnen: Eltern, die keine Partnerschaft führen bzw. zwischen denen es besonders viele Konflikte (vgl. Studien zur Institutionalisierung: Kopp et al., 2010b; Lois & Kopp, 2011; Sassler, 2004) rund um die Geburt gab, beantragen seltener die gemeinsame Sorge. Unter den paarexternen Faktoren ergab sich der stärkste Effekt des Faktors Stadt vs. Land: Leben Paare in der Stadt oder in verstädterten Gebieten, so ist die Chance auf die gemeinsame Sorge größer als beim Leben in ländlicheren Regionen. Es scheint folglich so zu sein, dass Eltern in ländlicheren Regionen einen schweren Zugang zu

Institutionen haben, bei welchen sie die Sorgeerklärungen abgeben können. Auch wenn beispielsweise durch die Sozialisationstheorie (Hurrelmann, 2006) oder die Sozialstrukturtheorie (Hradil, 2006) Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland erwartbar wären, ergibt sich wie durch die Auswertung der amtlichen Statistik (vgl. Kapitel 3.1.2) vorhersehbar, kein Effekt des Faktors Ost vs. West auf die Abgabe von Sorgeerklärungen.

Anders als erwartet hat das Wissen zum gemeinsamen Sorgerecht keinen Effekt auf die Abgabe von Sorgeerklärungen, wie mit einem Teildatensatz der Studie Ia gezeigt werden konnte. Eltern entscheiden sich folglich unabhängig davon, was sie über die gemeinsame Sorge wissen, für oder gegen die gemeinsame Sorge. Auch Eltern, die fälschlicherweise denken, die gemeinsame Sorge bedeute, sie müssten im Falle einer Trennung alles mit dem anderen Elternteil gemeinsam entscheiden, geben zu gleichen Teilen Sorgeerklärungen ab, wie Eltern, die richtig über die gemeinsame Sorge informiert sind. Hingegen hat die Geschlechtsrollenorientierung eine tragende Bedeutung für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Haben insbesondere Männer ein sehr traditionelles Rollenverständnis, so die Chance auf die gemeinsame Sorge wesentlich geringer als in Familien mit engagierten „modernen" Vätern. Dies lässt sich, wie bereits in der Studie Ia angedeutet, damit interpretieren, dass Väter mit traditionellen Rollenbildern eher weniger in der Erziehung des Kindes involviert sind und es ihnen daher weniger wichtig ist, die Sorge für das Kind innezuhaben. Zudem kommt in einem traditionellen Rollenverständnis der Mutter eine starke Bedeutung für die Entwicklung des Kindes zu, sodass diese Väter die Alleinsorge der Mutter als richtig erachten.

Betrachtet man lediglich Elternteile, die in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des nichtehelichen Kindes leben, so ergeben sich in der Studie Ia weniger signifikante Effekte der Einflussfaktoren auf die gemeinsame Sorge. In der Studie Ib ergeben sich sogar überhaupt keine signifikanten Effekte. Dies ist unter anderem auf die geringe Stichprobengröße zurückzuführen. Interpretiert man dennoch die Effekte der Prädiktoren, so ergibt sich ein einheitliches Bild in den beiden Teilstudien: Neben den bereits erläuterten individuellen Effekten (vor allem Bildung der Elternteile) und paarexternen Faktoren (vor allem des Faktors Stadt vs. Land) spielt die Partnerschaftdauer bis zur Geburt des gemeinsamen Kindes keine Rolle für die Abgabe von Sorgeerklärungen. Während die aktuelle Partnerschaftszufriedenheit keinen Effekt zu haben scheint (Studie Ia und Studie Ib), zeigt sich eher die Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes als relevanter (Studie Ia). Dies ist in Analogie zu den Ergebnissen aus den Studien zur Institutionalisierung von Partnerschaften (z. B. Klein & Eckhard, 2008; Scott et al., 2010) logisch, da wahrscheinlich auch zum Geburtstermin die Entscheidung über

die gemeinsame Sorge gefallen ist.

Gründe gegen die gemeinsame Sorge und Einflussfaktoren auf kindeswohlrelevante Vorbehalte gegen die gemeinsame Sorge

Gründe gegen die gemeinsame Sorge zur Beantwortung der *Frage I.2.3* konnten nur in der Studie Ia analysiert werden, da nur im Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" die Eltern nach Vorbehalten gegen die gemeinsame Sorge gefragt wurden. Die Mehrheit der Frauen (46.3 %) führt hier potenziell kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge an. Diese potenziell kindeswohlrelevanten Gründe beziehen sich auf Probleme in der Elternbeziehung, die einen breiten Bereich von partnerschaftsbezogenem Vorbehalten gegenüber der gemeinsamen Sorge umfassen. Unter den Männern werden am häufigsten (67.0 %) nicht kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt. Aber auch Frauen nennen mit 46.3 % nicht selten nicht kindeswohlrelevante Gründe. Circa ein Viertel der Männer (25.5 %) nennt potenziell kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge. Somit werden wirkliche Risikofaktoren für das Kindeswohl sehr selten genannt, dies insbesondere bei den Männern (7.4 % vs. 17.6 % bei den Frauen). Dieser Befund widerspricht den Annahmen des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG 107, 150, vgl. auch Kapitel 3.1.1), dass vorwiegend kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge genannt werden. Er bestätigt somit teilweise bisherige Befunde (Bundesministerium der Justiz, 2006; Burschel & Schutter, 2013b; Sonnenberger et al., 2008), die besagen, dass Vorbehalte gegen die gemeinsame Sorge darauf zurückzuführen sind, dass vor allem Mütter im Konfliktfall lieber alleine entscheiden wollen bzw. wesentliche Entscheidungsprozess fehlen oder die Abgabe der Sorgeerklärung den Eltern zu bürokratisch erscheint.

Dass beim Vorliegen von Partnerschaftsproblemen die Wahrscheinlichkeit höher ist auch (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge anzuführen, zeige die Analysen zur *Frage I.2.4* in der Studie Ia. Vor allem die Partnerschaftssituation bei der Geburt, aber auch Konflikte und die Tragfähigkeit der Beziehung bei der Geburt waren die wesentlichsten Einflussfaktoren auf die Nennung von (potenziell) kindeswohlrelevanten Gründen gegen die gemeinsame Sorge. Zudem ergaben sich bedeutsame Effekte der Bildung der Eltern und des Faktors Ost- vs. Westdeutschland. Dass bei höherer Bildung sowie beim Leben in Ostdeutschland eher (potenziell) kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge angeführt werden, kann folgendermaßen interpretiert werden: Wahrscheinlich geben diese Personen in der Regel Erklärungen zur Erlangung der gemeinsamen Sorge ab, außer es liegen kindeswohlrelevante Gründe vor.

4 Studie II: Erziehung und elterliche Übereinstimmung in der Erziehung

Familiäre Faktoren werden als wichtigster Einfluss auf Verhaltensauffälligkeiten von Kindern beschrieben (Haffner et al., 2002; Schneewind, 2010). Ein wesentlicher familiärer Faktor ist dabei das Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern (Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011). Allerdings verhalten sich Mutter und Vater eines Kindes nicht immer gleich in ihrer Erziehung. In diversen Erziehungssituationen agieren sie unterschiedlich. Diese Unterschiede können durch kulturelle oder biologische Ursachen erklärt werden. Einerseits sind Mütter und Väter durch die unterschiedlichen Geschlechtsrollen ungleich sozialisiert, andererseits verhalten sich Mütter möglicherweise durch die biologische Gegebenheit, dass sie nicht unendlich lange Kinder bekommen können, sorgsamer gegenüber ihren Kindern als Väter (Belsky et al., 1996). Mit der Studie II wird daher einerseits der Frage nachgegangen, welche Auswirkung das Erziehungsverhalten von Vater und Mutter auf Kinder hat. Andererseits wird das Zusammenspiel des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater im Sinne des elterlichen Coparenting näher in den Blickwinkel gerückt. Hierbei wird insbesondere die Übereinstimmung bzw. Differenz in Erziehungspraktiken beleuchtet.

Im Folgenden wird daher zunächst der Begriff „Erziehung“ definiert, bevor dann die Bedeutung relevanter Merkmale von Erziehung für die Kompetenz- und Sozialentwicklung von Kindern sowie die Effekte kontextueller, familiärer und personaler Einflussfaktoren auf elterliches Erziehungsverhalten beleuchtet werden. Nach der Darstellung von Spezifika im Erziehungsverhalten in nichtehelichen Lebensgemeinschaften werden Befunde zu Unterschieden und Übereinstimmungen im Erziehungsverhalten zwischen Müttern und Vätern berichtet.

4.1 Erziehung und Auswirkungen auf das Kind

Unbestritten gilt das elterliche Erziehungsverhalten als der wichtigste Einflussfaktor auf die Entwicklung des kindlichen Sozialverhaltens (Balogun & Chukwumezie, 2010; Franiek & Reichle, 2007; Gabriel & Bodenmann, 2006; Petermann & Petermann, 2006; Reichle & Franiek, 2009; Reichle & Gloger-Tippelt, 2007).

Was gezielt unter Erziehung gefasst wird, wird im Folgenden zuerst anhand einer Definition des Begriffs Erziehung und einer Beschreibung eines möglichen Erziehungsverhalten sowie dessen spezifische Auswirkungen dargestellt. Danach wird

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_4, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

zunächst auf Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten eingegangen, bevor im Anschluss verschiedene Determinanten von Erziehung beleuchtet werden und abschließend außerdem Bezug auf Erziehung im Kontext nichtehelicher Paarbeziehungen genommen wird.

4.1.1 Definition Erziehung

Was unter dem Begriff Erziehung zu verstehen ist, scheint auf den ersten Blick trivial zu sein, da in der allgemeinen Bevölkerung ein klares alltägliches Erziehungsverständnis besteht (Fuhrer, 2009). Blickt man allerdings detaillierter auf die Interpretation des Begriffs Erziehung, wird schnell klar, dass Erziehung ein universelles Konzept ist, das nicht einfach zu präzisieren ist (Smith, 2011). Für dieses umfangreiche Konzept liegen verschiedene Definitionen vor. Fuhrer (2009) führt den mangelnden Konsens auf den Gegensatz der normativen von den empirischen Wissenschaften zurück. Demnach reflektieren die normativen Wissenschaften grundsätzlich die Erziehbarkeit und die Erziehungsbedürftigkeit, während sich hingegen die empirischen Wissenschaften im Wesentlichen an der Erziehungswirklichkeit orientieren. Dies trifft sowohl für die Erziehungswissenschaft, Erziehungspsychologie, Erziehungssoziologie aber auch für die Sozialisationsforschung zu.

So gibt es einerseits die *normativen Erziehungsbegriffe*, welche Erziehung über die Angabe des angestrebten Ziels definieren. Weitere Erziehungsbegriffe, die ebenfalls den normativ-philosophischen Ansatz zuzuordnen sind, sind die *präskriptiven Erziehungsbegriffe*. Diese bestehen aus Handlungsanweisungen und Handlungsempfehlungen für die Erziehenden, um die festgelegten Ziele erreichen zu können. Anderen Erklärungen liegt hingegen eher das erfahrungswissenschaftlich orientierte Verständnis zu Grunde. Hierzu zählen die *deskriptiven Erziehungsbegriffe*, welche die Wertfreiheit betonen und die empirische Überprüfung des erzieherischen Handelns als wichtigstes Gut einschätzen sowie die *prozessualen Erziehungsbegriffe*, die Erziehung als den Vorgang selbst definieren. Dieser zeigt sich in Verhaltensänderungen oder als Sozialisation bzw. Enkulturation.

Da einerseits eine reine empirische Beschreibung den impliziten Charakter von Erziehung, die sich stets an Zielvorgaben und Intentionen ausrichtet, vernachlässigt und sich andererseits ein Aussparen der normativen Gesichtspunkte negativ auf den zu Erziehenden auswirken würde, wurde von Brezinka (1990, 1999) eine vermittelnde Definition aufgestellt, die die Brücke von normativen zum empirischen Erziehungsbegriff schlägt:

> Erziehung besteht in sozialen Handlungen zwischen Personen, die sich aber von anderen Handlungen bzw. Interaktionen dadurch unterscheidet, dass sie eine bestimmte Richtung implizieren, nämlich die Absicht, bestimmte Erziehungsziele zu erreichen. Genauer: Der Begriff Erziehung bezeichnet speziell solche menschlichen Handlungen, die darauf ausgerichtet sind, die psychischen Dispositionen und die psychische Entwicklung anderer Menschen dauerhaft zu fördern.
>
> (Brezinka, 1990, S. 95)

Diese Definition enthält laut Fuhrer (2009) mindestens fünf Bestimmungsmerkmale: Erstens, Erziehende sind Menschen, die zweitens versuchen, dem zu Erziehenden zu helfen, sich selbst weiterzuentwickeln. Drittens sind den sozialen bzw. aufeinander bezogenen Handlungen bewusste Ziele und Zwecke vorausgesetzt. Das vierte Bestimmungsmerkmal ist die unter den psychischen Dispositionen verstandene Bereitschaft zum Erleben und Handeln. Das Verbessern, welches dem den vorgestellten Soll-Zustand vom erzieherischen Handeln zugeschriebenen Wert bedeutet, wird als fünftes und letztes Merkmal beschrieben.

In dieser Definition liegt der Fokus auf der Zielorientiertheit elterlicher Erziehung. Empirisch manifestiert sich dieser primär in der Forschung zu Erziehungszielen. (vgl. hierzu z. B. Hillmann, 2003; Reuband, 1997; Tarnai, 2009). Auch wenn auf die Erziehungsziele nicht weiter eingegangen wird, ist dennoch zu bemerken, dass die Passung zwischen Erziehungszielen und Erziehungspraktiken eher selten Forschungsgegenstand ist (z. B. Park & Kwon, 2009).

Eher inhaltlich orientiert ist Tschöpe-Schefflers (2003a, 2003b) Beschreibung einer „guten Erziehung" anhand von fünf Säulen entwicklungsfördernder Erziehung. Aufbauend auf grundlegenden Eckpfeilern Klassiker der Pädagogik, entsprechend den Definitionen einer guten Erziehung von Pestalozzi (1927–1996), Montessori (1992) und Schneewind (1999) sollen mit diesem Konstrukt Stärken von Eltern und Merkmale elterlicher Kompetenzen zur Orientierung als diagnostisches Instrumentarium beschrieben werden (Tschöpe-Scheffler, 2005).

Die Basis zur Entwicklung der fünf Säulen bildet die *Entwicklungsfördernde Erziehungshaltung*. Hierunter ist ein Sich-zuständig-Fühlen und ein Bejahen sowohl des Kindes selbst als auch der Aufgaben, welche mit der Erziehung des Kindes und der Beziehung zum Kind verknüpft sind, zu verstehen (Tschöpe-Scheffler, 2005). Fehlt diese Grundvoraussetzung und ist somit die Einstellung zum Kind eher durch Desinteresse oder sogar Feindseligkeit geprägt, so ist die Entwicklung einer sicheren Bindung (Ainsworth, Blehar, Waters & Wall, 1978; Bowlby, 1969, 1986, 2008) zwischen Mutter bzw. Vater und Kind gefährdet (vgl. auch Ahnert &

Maywald, 2008).

Die erste der fünf Säulen bildet die *Wahrnehmende Liebe*. Dieses auf liebevolle Zuwendung und Anteilnahme ausgerichtetes Erziehungsverhalten führt im Gegensatz zur *Missachtung*, die sich beispielsweise durch Demütigung oder Abwertung und verachtendes Verhalten äußert, zur Entwicklung eines kindlichen Urvertrauens. Hierdurch wird dem Kind die Entwicklung zu einem unabhängigen und selbstständigen Wesen ermöglicht.

Ebenfalls hilfreich zur Entfaltung von Selbstsicherheit und Selbstvertrauen ist die zweite Säule *Achtung und Respekt*. Im Unterschied zu *Emotionaler Kälte und Überforderung* soll dem Kind vermittelt werden, dass es als Person mit seinen jeweiligen Eigenheiten, Sichtweisen und Bedürfnissen anerkannt und geschätzt wird.

Das Erlernen von Verantwortungsbewusstsein des Kindes und sich den Eltern gegenüber als ebenbürtig wahrzunehmen, steht bei der Säule *Kooperation und Mitbestimmung* im Vordergrund, die als Gegenpol zu *Dirigismus* aufgestellt ist. Letzterer beschreibt eine Beziehungssituation, in welcher auf Argumente des Kindes nicht eingegangen, zugleich dem Kind wenig Vertrauen entgegengebracht, und ihm deshalb auch wenig Verantwortung übertragen wird.

Die Säule *Struktur und Verbindlichkeit* repräsentiert im Kontrast zu *Chaos und Beliebigkeit* das Einhalten zuvor aufgestellter Regeln und Rituale. Wird dies nicht getan, so sollen erwartbare Konsequenzen folgen, um dem Kind Orientierung und Struktur in der Lebensführung zu vermitteln. Auf diese Weise erfährt das Kind Verlässlichkeit und Kontinuität, wodurch Handlungssicherheit erreicht wird.

Zugunsten einer positiven sprachlichen, motorischen, intellektuellen und sinnlichen Entwicklung des Kindes ist die Säule *Förderung* von Nöten. Mithilfe der Unterstützung der natürlichen Neugier des Kindes soll es zu selbstständigem Lernen anhand eigener Erfahrungen befähigt werden. *Mangelnde Förderung* aber auch *Über-Förderung* behindern indessen die Entfaltung facettenreicher Interessen und Fähigkeiten.

Spiegelt die Erziehung der Eltern die fünf oben genannten Säulen orientiert an einem autoritativen Erziehungsstil (vgl. Kapitel 4.1.2) wider, so sind dem Kind die besten Voraussetzungen für die *„…Entwicklung einer starken, leistungsfähigen und verantwortungsbewussten Persönlichkeit.“* (Tschöpe-Scheffler, 2005, S. 72) gegeben. Abschließend kann festgehalten werden, dass Erziehung als ein Element der Sozialisation zu verstehen ist, da sie mit bestimmten, geplanten, zielgerichteten und absichtsvollen Handlungen versucht, Veränderungen von Kindern und Jugendlichen zu bewirken (Ecarius et al., 2011; Hurrelmann, 2006; Schneewind, 2010).

4.1.2 Erziehungsverhalten und Erziehungsstile

Um Erziehungsziele umsetzen zu können, werden in der Erziehung Maßnahmen verwendet, die bei den Kindern erwünschte Handlungen und Entwicklungseffekte initiieren sollen. Dazu zählen das Anregen oder Zeigen bestimmter Verhaltensweisen, das Überzeugen und Überreden der Kinder, dass diese Verhaltensweisen richtig sind oder sogar das Vorleben von Handlungsweisen, welche sich die Kinder abschauen sollen. Zum anderen gibt die weitere Option, diese *„initiierten Prozesse*“ (Schneewind, 2010) mit Aktivitäten, wie Unterstützen, Mitmachen, Erklären oder Coachen zu begleiten und somit zu verstärken. Mit Loben, Wertschätzen, positivem Kommentieren, Belohnen und Sich-mit-dem Kind-Freuen erlangt man eine Festigung gezeigter Verhaltensweisen, die von den Eltern erwünscht werden. Neben diesen positiven Erziehungsmethoden werden auch weitere, für die kindliche Entwicklung weniger günstige Erziehungsverhaltensweisen angewendet. Dazu gehören verbale Abwertungen wie Beschimpfungen, Demütigungen, Lächerlich-Machen, Liebesentzug oder körperliche Bestrafungen als Folge unerwünschten Verhaltens, die sich in Ohrfeigen, Schlägen und Prügel ausdrücken (Schneewind, 2010).

Es wird davon ausgegangen, dass Eltern in ihren Erziehungseinstellungen und Erziehungspraktiken in Bezug auf ihr Kind weitgehend stabil einzustufen sind und sich aufgrund unterschiedlicher Erziehungsstile – auch im Hinblick auf die kindliche Entwicklung – systematisch voneinander unterscheiden (Nave-Herz, 2009). Daher wird der Erziehungsstil als *„…interindividuell variable, aber intraindividuell vergleichsweise stabile Tendenz von Eltern, bestimmte Erziehungspraktiken zu manifestieren“* verstanden (Krohne & Hock, 2001, S. 139). Unter dem Erziehungsstil ist auch das emotionale Klima, in welchem sich das Erziehungsverhalten ausdrückt, zu verstehen (Cowan, Powell & Cowan, 1997). Neben den Erziehungspraktiken kommt in der Erziehungsstilforschung auch die Erziehungseinstellung zum Tragen (Papastefanou & Hofer, 2002). Um den Erziehungsstil zu bestimmen, haben sich zwei grundlegende Dimensionen als relevant erwiesen: Zum einen Wärme und Zuneigung (Responsivität) als emotionale Unterstützung, zum anderen Lenkung bzw. Kontrolle des kindlichen Verhaltens als Forderung (Maccoby & Martin, 1983). Hohe Ausprägungen von sowohl Wärme als auch Kontrolle machen den als besonders entwicklungsförderlich charakterisierten autoritativen Erziehungsstil aus (Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg, Mounts, Lamborn & Dornbusch, 1999). Die wohl bekanntesten und zugleich ersten Untersuchungen zum Erziehungsstil sind die der amerikanischen Psychologin Diana Baumrind; beginnend in den 1960er-Jahren (Baumrind, 1965,

1966, 1971, 1973). Sie untersuchte die Zusammenhänge von Verhaltensmustern zwischen Eltern und Kindern und schenkte hierbei vor allem dem elterlichen Erziehungsverhalten große Aufmerksamkeit. Durch die Überprüfung der Konstrukte Kontrolle, Anforderung an die Reife, Klarheit der Eltern-Kind-Kommunikation und der Zuwendung konnte sie drei wesentliche Erziehungsstile herausarbeiten: *autoritative*, *autoritäre* und *permissive* Erziehung. Maccoby und Martin (1983) fügten diesen noch einen vierten, den *vernachlässigenden* Erziehungsstil (Laisser-faire) hinzu. Sie nahmen hierfür Baumrinds Gedankengänge auf, differenzierten jedoch den permissiven Erziehungsstil in permissiv und vernachlässigend bzw. indifferent. Hierbei wird berücksichtigt, ob ein Elternteil bewusst die Kinder verwöhnt und deshalb den Eigenwillen des Kindes hervorhebt und sich nachlässig verhält (permissiv) oder ob die Ursache der Vernachlässigung in elterlicher Unengagiertheit liegt (vernachlässigend, Fuhrer, 2009). In das Koordinatensystem (vgl. Abbildung 14) der zwei oben erwähnten Dimensionen des elterlichen Erziehungsverhaltens *Wärme/Zuneigung* mit den Ausprägungen Liebe vs. Feindseligkeit und *Kontrolle* mit den Polen Autonomie vs. Kontrolle lassen sich die vier Erziehungsstile einordnen (Baumrind, 1991; Walper & Wendt, 2011).

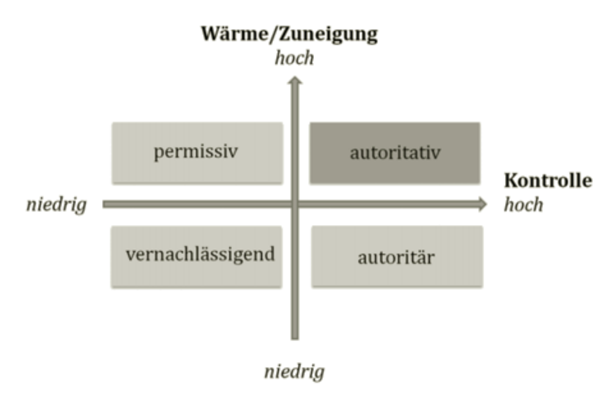


Abbildung 11: Erziehungsstile nach Baumrind (1991) in Anlehnung an Walper und Wendt (2011)

Wie sich diese vier Erziehungsstile auszeichnen, soll im Folgenden beleuchtet werden.

Permissive Erziehung

Eltern, die diesen Erziehungsstil verwenden, versuchen ihre Erziehung mit möglichst wenig Zwang zu vollziehen. Sie verhalten sich den Kindern gegenüber nachgiebig und tolerant und sehen „*…sich selbst als Ressource für ihre Kinder, was*

sie nach ihrem Wünschen nutzen können…“ (Fuhrer, 2009, S.228). Dabei greifen diese Eltern nicht aktiv in das Verhalten ihrer Kinder ein, sondern lassen ihnen weitgehend zu, ihren eigenen Willen durchzusetzen, wobei die Kinder den Eltern gegenüber oftmals dominierend sind. Allerdings akzeptieren die Eltern ihr Kind und nehmen eine entsprechende Haltung ein. Sie behüten es sorgsam und gehen liebevoll und sensibel mit ihm um. Jedoch verwöhnen sie ihre Kinder, dies auch dadurch, dass sie wenig Regeln und Forderungen aufstellen (Papastefanou & Hofer, 2002). Dieser Erziehungsstil wird wegen seiner antiautoritären Position auch als „Freiheit ohne Grenzen“ bezeichnet (Schneewind, 2010). Auch der nachfolgende vernachlässigende Erziehungsstil ist auf diese Weise zu charakterisieren. Dabei liegt im Aspekt der Liebe die Hauptdifferenz zur permissiven Erziehung.

Vernachlässigende Erziehung

Diesen Eltern hingegen sind ihre Kinder gleichgültig oder sie haben sogar eine ablehnende Einstellung inne. Den Kindern fehlt es an emotionaler Wärme und akzeptierender Liebe sowie Anforderungen und Kontrolle. Ihre Eltern kommen, aufgrund ihrer Unengagiertheit ihren Erziehungspflichten nicht nach: Sie verhalten sich indifferent und versorgen, ernähren, pflegen bzw. fördern die Kinder unzureichend. Zusätzlich setzen diese Eltern ihre Kinder oft großen Gefahren aus, denen die Kinder nicht gewachsen sind. Dieser Erziehungsstil wird in der Kategorie „Freiheit ohne Grenzen“ auch die Bezeichnung „Vernachlässigung der Vernachlässigung“ (Deegener, 2000) zugesprochen. Mögliche Ursachen eines solchen Erziehungsstils sind die Abstammung aus einem armen und sozial schwachen Milieu oder Alkohol- und Drogenprobleme der Eltern. Geistige Behinderung oder psychische Erkrankungen der Eltern können weitere Faktoren sein, die eine vernachlässigende Erziehung hervorrufen (Fuhrer, 2009).

Autoritäre Erziehung

Für Eltern, welche einer autoritären Erziehung zuzuordnen sind, hat das Gehorchen und die Folgsamkeit der Kinder unter Einsetzung von Machtmitteln die größte Bedeutung. Sie versuchen ihre Kinder stark zu lenken, greifen aktiv und gezielt in die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder ein und schenken ihnen dabei wenig emotionale Unterstützung (Nolting & Paulus, 2004). Durch Zwang, Drohung und Strafen werden die elterlichen Vorstellungen unsensibel durchgesetzt (Papastefanou & Hofer, 2002). Falls es zu Meinungsverschiedenheiten kommt, bleibt kein Platz für Diskussionen, vielmehr ist es die Pflicht der Kinder, den Standpunkt der Eltern zu übernehmen. Es besteht kein Platz für Diskussio-

nen, da die Kinder die elterlichen Anweisungen zu akzeptieren haben. Durch diese Einschränkung der Kinder in ihrer Autonomie kommt es zu einer asymmetrischen Verteilung in der Eltern-Kind-Beziehung (Fuhrer, 2009). Schneewind bezeichnet die autoritäre oder autokratische Erziehung mit „Grenzen ohne Freiheit", da das Nicht-Einhalten der hohen Forderungen der Eltern zu strengen Sanktionen führt (Schneewind, 2010).

Autoritative Erziehung

Dieser Erziehungsstil „Freiheit in Grenzen" (Schneewind, 2010) beruht auf drei Merkmalen positiver Erziehungskompetenz der Eltern: (a) elterliche Wertschätzung, (b) Fordern und Grenzen setzen und (c) Gewähren und Fördern von Eigenständigkeit (Schneewind & Böhmert, 2011). Daher zeichnet er sich durch einen liebevollen zugleich aber auch fordernden und lenkenden Umgang der Eltern mit den Kindern aus. Die Eltern setzen ihre Gesichtspunkte in der Erziehung um, begründen dabei aber ihre Entscheidungen mit Argumenten und nehmen zugleich Rücksicht auf die Interessen und Bedürfnisse der Kinder. Dies erfolgt mit einer kindzentrierten, toleranten, akzeptierenden und unterstützenden Erziehungshaltung. Die Eltern legen Wert auf Autonomie- und Willensentwicklung der Kinder, bringen Verständnis zum Ausdruck, verlangen aber andererseits auch Gehorsam und setzen den Kindern klare Grenzen. Dieses Grenzen-Setzen sollte dabei in die beiden aufeinander bezogenen Aspekte, Verbal- und Handlungsteil, untergliedert sein (Schneewind, 2002). Zunächst erfolgt der Verbalteil, in welchem Eltern auf inakzeptables Verhalten klare Aussagen und Forderungen unmissverständlich gegenüber den Kindern formulieren. Klingt hiermit das unerwünschte Verhalten des Kindes nicht ab, sollte nach einer Phase des Abkühlens das Problemlösen erfolgen: Das Kind wird ermutigt, richtiges Verhalten zu zeigen, die Eltern stellen dabei ein positives Rollenmodell dar. Kann auch dadurch das negative Verhalten des Kindes nicht beendet werden, folgt der Handlungsteil, in dem die Eltern natürliche und logische Konsequenzen setzen sollten, notfalls auch eine Auszeit einsetzen können (Schneewind, 2002). Neben dem Grenzen-Setzen ist es für Eltern dieses Erziehungsstils typisch, hohe Anforderungen bezüglich verantwortungsvollem Handeln an ihre Kinder zu stellen, wobei sie auch auf eine konsequente Einhaltung dieser Erwartungen bestehen (Fuhrer, 2009). Gewiss verlaufen diese Aspekte nicht immer konfliktfrei. Dessen ungeachtet besitzen die Eltern jedoch die Kompetenz, mit Konflikten demokratisch umzugehen. Durch die offene Kommunikation ist das Verhältnis von Eltern und Kind ausgewogen. Ebenfalls werden beiderseitige Rechte anerkannt.

Da dieser Erziehungsstil unter den vier Erziehungsstilen derjenige mit den posi-

tivsten Auswirkungen auf Kinder (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; 1991; Gray & Steinberg, 1999; Grusec, 2011; Marsiglio, Amato, Day & Lamb, 2000; Petermann & Petermann, 2006; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg et al., 1999) und Jugendliche (Adalbjarnardottir & Hafsteinsson, 2001) ist, wäre eine starke Verbreitung wünschenswert. Bedauerlicherweise wird dieser demokratische Erziehungsstil jedoch nur von circa 10 % (Baumrind, 1971) – 20 % (Simons & Conger, 2007) der Eltern praktiziert. Als mögliche Ursache hierfür wird die schwierige Umsetzung in der Erziehungspraxis diskutiert (Schneewind, 2010).

Diese spezifischen Erziehungsstile erwiesen sich auch unter Kontrolle distaler Familienmerkmale von besonderer Bedeutung für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen (Wild & Hofer, 2002). Über verschiedene Altersstufen hinweg wurden Effekte auf die Persönlichkeit nachgewiesen, wie beispielsweise das Selbstkonzept, die Moralentwicklung, Aggression, soziale Kompetenzen, Attributionsmuster, Leistungsfähigkeit sowie die Übernahme von Verantwortung (Papastefanou & Hofer, 2002). Dass für eine positive Verhaltensentwicklung vor allem die autoritative Erziehung besonders förderlich ist, soll im folgenden Abschnitt genauer erläutert werden.

4.1.3 Auswirkung der elterlichen Erziehung auf das Kind

In vielen empirischen Studien wurde der Erziehungsstil bzw. das Erziehungsverhalten der Eltern als Prädiktor der Entwicklung der Kinder begründet (Kruse, 2001b; Reichle & Gloger-Tippelt, 2007). Laut Schneewind (2010) war bereits 1980 der Bestand an Studien so umfangreich, dass es kaum einen kindlichen Verhaltensbereich gibt, der nicht in dieser Hinsicht untersucht worden ist. Dennoch liegen vor allem für das Vorschulalter im deutschen Sprachraum nur wenige Studien zum Erziehungsverhalten vor (Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011). Es scheint aber, dass die einschlägigen Befunde aus dem angloamerikanischen Sprachraum auch für Deutschland Gültigkeit haben (Beelmann et al., 2007). Deshalb werden im Folgenden die deutschen als auch internationalen Befunde einerseits zu den Effekten einer positiven Erziehung und andererseits zu den Wirkmechanismen eines negativen Erziehungsverhaltens vorgestellt.

Positives Erziehungsverhalten

In der aktuellen Forschungslandschaft ist unumstritten eine autoritative Erziehung als die beste Erziehungsmethode für eine positive Sozialentwicklung der Kinder beschrieben (Maccoby & Martin, 1983; Simons & Conger, 2007). Kinder,

deren Eltern einen autoritativen Erziehungsstil verwenden und ihr Erziehungsverhalten, wie oben beschrieben, durch Zuwendung (responsiveness) sowie Anforderung und Kontrolle (demandingness) ausgezeichnet ist, lassen sich unabhängig (Steinberg, Lamborn, Dornbusch & Darling, 1992; Steinberg et al., 1999) von ihrem Alter mit einer hohen Anpassungsfähigkeit, internalen Kontrollüberzeugungen, einem hohen Selbstwertgefühl, geringen internalisierenden und externalisierenden Problemverhalten und Beliebtheit bei Gleichaltrigen charakterisieren (vgl. Baumrind, 1991; Gray & Steinberg, 1999; Schneewind, K. & Pfeiffer, 1978; Schneewind, Walper & Graf, 2000). Prosoziales Verhalten wird durch ein warmes, unterstützendes, sensibles und involviertes Erziehungsverhalten gefördert (Hastings, Utendale & Sullivan, 2007; Reichle & Franiek, 2009). Eltern, die auf die Bedürfnisse ihrer Kinder eingehen und deren Erziehungsverhalten induktiv ist, ermöglichen ihren Kindern die Auswirkungen ihrer Handlungen leichter nachzuvollziehen (Warneken & Tomasello, 2009). Auch für das kooperative Verhalten und das Einhalten der sozialen Spielregeln der Kinder ist ein freundlich-anregender Erziehungsstil mit häufiger Unterstützung und positiver Bekräftigung förderlich. Eine emotionale Wärme in der Erziehung und kindzentrierte, aber Verhaltensstandards setzende Sozialisation begünstigt ein wünschenswertes Sozialverhalten (Schmidt-Denter, 1996). Werden Kinder von ihren Eltern gelobt, positiv verstärkt und ermutigt, so zeigen diese Kinder den Eltern gegenüber mehr Zuwendungsverhalten und Gebotsorientierung, sie sind aktiver, setzen sich ein, haben eine hohe Selbstwirksamkeit und eine hohe Selbstsicherheit und eine optimistische Zukunftserwartung (Stapf, Hermann, Stapf & Stäcker, 1972).

Dieses Ergebnis konnte Kruse (2001a) anhand der Daten der Rostocker Längsschnittstudie bestätigen, wobei erstaunlich ist, dass hier die Effekte des elterlichen Erziehungsstils kurzfristig sehr schwach sind, langfristig, über zehn Jahre, sich hingegen deutliche Wirksamkeit zeigen. Er untersuchte die Eltern nicht anhand der vier bekannten Erziehungsstile mit der autoritativen Erziehung, sondern mit einer ordinalen Variable „Güte der Erziehung“, die sich aus den Werten der Variablen „autoritär“, „nachgebend“, „vernachlässigend“ und „überbehütend“ zusammensetzt. Die Einteilung der Gruppen bleibt über die ersten vier Jahre in 60 % der Fälle stabil, über zehn Jahre sind es noch 36 %. In einer australischen repräsentativen zweijährigen Längsschnittstudie sind Kompetenzen von Kleinkindern am stärksten auf ein durch Wärme ausgezeichnetes Erziehungsverhalten zurückzuführen, während elterliche Feindseligkeit hingegen eher mit Problemen der Kleinkinder einhergeht. (Zimmer-Gembeck & Thomas, 2010).

Im Jugendalter scheint vor allem dem elterlichen Monitoring, das heißt der elterlichen Überwachung im Sinne einer positiven Informiertheit (Barber, 1996) eine

bedeutende Rolle zuzukommen (Dishion & McMahon, 1998; Fletcher, Darling & Steinberg, 1995; Hoeve et al., 2009). Das elterliche Monitoring gehört zu jenen Faktoren, die den engsten Zusammenhang zu (geringer) Delinquenz aufweisen (Hoeve et al., 2009). Wobei vor allem die Selbstöffnung der Jugendlichen und somit die Eltern-Kind-Beziehung von größter Bedeutung ist (Kerr, Stattin & Burk, 2010; Stattin & Kerr, 2000). Erste Befunde legen nahe, dass eine sichere Bindung (Kerns, Aspelmeier, Gentzler & Grabill, 2001) sowie frühzeitige proaktive Erziehung (Pettit & Laird, 2002) später erfolgreiches Monitoring bzw. die Informiertheit der Eltern begünstigen.

Auch bis ins Erwachsenenalter hinein lassen sich Effekte der elterlichen Erziehung nachweisen. So zeigte beispielsweise eine fünfjährige Längsschnittstudie, dass sich ein mütterlicher autoritativer Erziehungsstil als Schutzfaktor für Fettleibigkeit gemessen mit dem Body-Mass-Index (BMI) auszeichnet. Für Jungen ist eine mütterliche autoritäre Erziehung hierbei eher schädlich und für Mädchen eine vernachlässigende mütterliche Erziehung (Berge, Wall, Loth & Neumark-Sztainer, 2010). Auch beim erinnerten Erziehungsverhalten Erwachsener gilt eine frühere erfahrene autoritative Erziehung als günstigste Erziehung: Erwachsene, die eine solche Erziehung erinnern, haben ein besseres psychologisches Wohlbefinden und leiden weniger an Depressivität. Bei Personen, die eine vernachlässigende Erziehung erlebt haben, ist ein erhöhter Substanzmissbrauch zu verzeichnen (Rothrauff, Cooney & An, 2009).

Negatives Erziehungsverhalten

Verhalten sich Eltern entgegen der autoritativen Erziehung nicht unterstützend, wertschätzend oder gewähren den Kindern keine Freiräume, sondern sind eher den anderen Erziehungsstilen autoritärer Erziehung, permissiver Erziehung oder vernachlässigender Erziehung zuzuordnen, kann es zur Begünstigung aggressiven Verhaltens und zu einer Verzerrung der sozialkognitiven Wahrnehmung aufseiten der Kinder kommen (Malti, 2005). Auch tendieren diese Kinder zu einer schlechteren Emotionsregulation (vgl. Morris, Silk, Steinberg, Myers & Robinson, 2007) und zeigen vermehrt externalisierende (z. B. aggressives oder hyperaktives Verhalten Beelmann et al., 2007; Kötter, Stemmler, Bühler & Lösel, 2010; Pereira, Canavarro, Cardoso & Mendonça, 2009) als auch internalisierende Verhaltensprobleme (z. B. emotionale Probleme, Somatisierungsstörungen oder Auffälligkeiten wie Ängste Caron, Weiss, Harris & Catron, 2006; Javo, Rønning, Heyerdahl & Rudmin, 2004). Auch harsche und inkonsequente Erziehungsmethoden haben sich als ungünstig für die Verhaltensentwicklung von kleinen Kindern ausgezeichnet (Cunningham & Boyle, 2002; Romano, Tremblay, Farhat &

Côté, 2006). Sind die Eltern stark kontrollierend, so zeigen sich beim Kind vor allem Probleme in der externalen Persönlichkeitsstruktur (Schneewind, Beckmann & Engfer, 1983). Die Dimensionen der Kontrolle sind in den letzten Jahren differenzierter inspiziert worden. So zeigt sich etwa, dass sehr strenge, restriktive Erziehung und körperliche Bestrafungen mit vermehrtem, externalisierendem und internalisierendem Problemverhalten einhergehen (Aunola & Nurmi, 2005; Cowan, Cowan & Heming, 2005; Reichle & Franiek, 2009; Schneewind et al., 2000). Dieses Erziehungsverhalten kann auch zu einer negativen Entwicklung der sozialen und kognitiven Kompetenzen der Kinder führen. Die Kinder entwickeln wenig soziale Initiative und Selbstvertrauen (Baumrind, 1991). Als weiterer Risikofaktor für die emotionale und Verhaltensentwicklung von Kindern ist vor allem psychologische Kontrolle mittels intrusiv-manipulativer Strategien herausgestellt worden (Barber, 2002; Galambos, Barker & Almeida, 2003; Hoeve et al., 2009).

Extremformen des vernachlässigenden Erziehungsstils können bei Kindern zu Verhaltensproblemen und sozialen Anpassungsschwierigkeiten führen (Tschöpe-Scheffler, 2005). Eine negative Selbstwahrnehmung, ein niedriger Selbstwert, psychische Probleme und Verhaltensauffälligkeiten indessen sind ebenfalls Merkmale von Kindern, die mit vernachlässigenden Eltern aufwachsen. Die Kinder sind im Jugendalter häufiger delinquent als Kinder nicht vernachlässigender Eltern (vgl. z. B. Metanalyse von Hoeve et al., 2009). Sie werden zahlreich straffällig oder haben Alkohol- und Drogenprobleme (Luyckx et al., 2011; Schneewind et al., 2000). Kinder, die häufig bestraft werden, sind zurückhaltend und verhalten sich ängstlich. Außerdem zeigen sie ein starkes Vermeidungsverhalten, sind sehr passiv und angepasst, und orientieren sich streng an Verboten; dabei übernehmen sie auch schnell die Meinung anderer und haben oft eine pessimistische Zukunftserwartung (Stapf et al., 1972). Ebenfalls geht ein zu strenges Erziehungsverhalten mit externalisierenden Verhaltensproblemen, insbesondere oppositionell-aggressivem Verhalten von Kindergartenkindern einher (Frick, Christian & Wootton, 1999).

Auch wenn die beiden Erziehungsaspekte bislang in der empirischen Forschung nur wenig Einzug gewinnen konnten (Fuhrer, 2009), ist Überbehütung und Verwöhnung auch unter den negativen Erziehungsstilen zu erwähnen (Walper & Langmeyer, 2012). Die Überbehütung ist eine übertriebene beschützende Erziehungshaltung, die durch eine Überliebe und Überbemutterung einer individuellen und selbstständigen Entwicklung der Kinder im Wege steht. Die Eltern können aufgrund ihrer eigenen Ängstlichkeit die Kinder nicht fordern und loslassen. Bei der Verwöhnung der Kinder gibt es die Anstrengungsverwöhnung, eine Art der

Verwöhnung, in der die Reizbefriedigung sehr kurz gehalten wird. Die Eltern erledigen und übernehmen lieber selbst die Aufgaben, anstatt sie von den Kindern zu fordern, was sicherlich in manchen Situationen anstrengender und weniger bequem wäre. Bei der zweiten Form der Verwöhnung, der Anspruchsverwöhnung, ist der Reiz des Angebots erhöht, da die Kinder alles bekommen, was sie wollen. Auch dies ist für die Kinder als schädlich zu betrachten, weil sie nicht lernen können, mit Rückschlägen und Enttäuschungen richtig umzugehen (Fuhrer, 2009). Folgen von Überbehütung und Verwöhnung sind vorwiegend mangelnde Förderung von Selbstständigkeit und Selbstvertrauen (Ungar, 2009). Eine überbehütende Erziehung (Bayer, Sanson & Hemphill, 2006) bzw. überkontrollierende Erziehung (Mills & Rubin, 1998) ist bei Kleinkindern mit internalisierenden Verhaltensproblemen assoziiert, auch wenn es durchaus scheint, dass Verwöhnung nicht ausschließlich negative Auswirkungen hat. Beispielsweise ist das Wohlbefinden von Jugendlichen aus verwöhnendem Elternhaus hoch und übertrifft zumindest das von Jugendlichen mit vernachlässigenden Eltern (Slicker & Thornberry, 2002; Steinberg, Lamborn, Darling, Mounts & Dornbusch, 1994).

Wie bereits erwähnt, spielt auch im Jugendalter die Erziehung eine wichtige Rolle (Steinberg & Silk, 2002; Walper & Wendt, 2011). Zu beachten ist hierbei, dass in diesem Alter eine strikte Kontrolle den steigenden Autonomiebedürfnissen der Kinder widerspricht (Steinberg & Silk, 2002). Jugendliche von nachgiebigen Eltern verhalten sich allerdings devianter als andere Kinder, was sich durch einen verstärkten Substanzgebrauch und wenig Interesse an schulischer Leistung, ausmachen lässt.

Effekte des Erziehungsverhaltens nach Geschlecht des Kindes

Betrachtet man den Effekt der Erziehung getrennt für Mädchen und Jungen, ergeben sich aus der bestehenden Literatur unterschiedliche Auffassungen. Einige Studien (vgl. Fagot, 1995) können keine Geschlechtsunterschiede nachweisen, andere Studien, wie beispielsweise die von Baumrind (1991) allerdings schon. Diese Geschlechtsunterschiede bestehen darin, dass hauptsächlich für Jungen eine autoritäre Erziehung ungünstig ist. Sie zeigen besonders wenig soziale Verantwortung. In anderen Studien hingegen wurde deutlich, dass für Mädchen ein negatives Erziehungsverhalten, wie autonomieunterbindendes Verhalten oder konfliktbehaftete Kommunikation, eine größere Gefahr für auftretendes Problemverhalten ist als für Jungen (Webster-Stratton, 1996). Dies wird damit begründet, dass für Mädchen Beziehungen bedeutender sind. Kim, Arnold, Fisher und Zeljo (2005) fanden in ihrer Studie mit 112 Vorschulkindern, dass bei Mädchen vor allem internalisierendes Problemverhalten durch nachlässiges Erzie-

hungsverhalten hervorgerufen wird, bei Jungen hingegen externalisierendes Problemverhalten. Ein solches externalisierendes Problemverhalten bei den Mädchen sowie internalisierendes Problemverhalten bei den Jungen wird jedoch mit überreagierendem Erziehungsverhalten in Zusammenhang gebracht.

Eine weitere mögliche Ursache von Geschlechtsunterschieden in den Effekten der Erziehung ist eine differente, geschlechtsstereotype Erziehung. Schreyer-Mehlhop und Petermann (2011) konnten nachweisen, dass Mütter von Mädchen viel häufiger angaben, positive Erziehungspraktiken anzuwenden als Mütter von Jungen. Bei den negativen Erziehungsaspekten konnten allerdings keine Geschlechtsunterschiede aufgedeckt werden. Generell bekräftigen Eltern zum Beispiel bei Mädchen viel stärker prosoziales Verhalten als bei Jungen oder sprechen auch viel weniger über Gefühle mit ihren Söhnen, was wiederum einen Einfluss über die Fähigkeit der Emotionsregulation auf das Sozialverhalten hat. Folglich ist das Geschlecht ein moderierender Faktor zwischen Erziehung, sozialkognitiver Wahrnehmung und dem Verhalten. Jungen haben dabei ein höheres Risiko, bei ungünstigen familiären Bedingungen aggressives Verhalten zu entwickeln als Mädchen (Malti, 2005).

4.1.4 Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten

Während 1950 noch 64 % der Väter angaben, niemals mit ihrem Kind gespielt zu haben (Nave-Herz, 1984) und Väter gerne als autoritär bezeichnet wurden (Nave-Herz, 2009), ist es heutzutage üblicher geworden, dass auch Väter sich mehr mit ihren Kindern beschäftigen, mehr Erziehungsaufgaben übernehmen und ihren Kindern gegenüber auch expressives Verhalten zeigen (Fthenakis & Minsel, 2002). Somit kommt den Vätern generell eine nicht traditionellere Rolle zu (Ecarius et al., 2011). Dies wäre in ihrer Eltern- und Großelterngeneration noch als unmännlich charakterisiert worden (Nave-Herz, 2009).

Ohnehin gewinnt das Erziehungsverhalten des Vaters erst gegenwärtig ein ansteigendes Interesse als eigenständiges Konstrukt in der empirischen Forschung (Marsiglio et al., 2000; Pleck, 2007; Pröls, 2011; Seiffge-Krenke, 2009). Erst seit den 1990er-Jahren ist das generelle Interesse an der Rolle des Vaters und dessen Wandel (Kindler, 2002) sowie an einem zeitgemäßen Vaterkonzept angestiegen (Marsiglio et al., 2000). Ein Großteil der vorausgehenden Studien bezieht sich entweder auf die Geschlechtsunterschiede im Spielverhalten oder auf den Umfang, in dem sich Mütter und Väter jeweils mit ihren Kindern beschäftigen (Lamb, 1997a). Grundsätzlich verbringen Mütter mehr Zeit mit den Kindern (Parke, 2002; Seiffge-Krenke, 2001; Walter & Künzler, 2002) und mit der Haushaltsarbeit (Coltrane, 2000; Keddi, 2003; Rendtorff, 2007) – auch bei eigener Erwerbstätig-

keit (Nave-Herz, 2009). Väter sind auch heute noch zuständig für die materielle Sicherheit des Kindes. Hinsichtlich ihres Erziehungsverhaltens investieren sie relativ betrachtet mehr Zeit in Spiel (Grossmann & Grossmann, 2005), indes sind Mütter eher mit der Pflege der Kinder beschäftigt (Moon & Hoffman, 2008; Parke, 2002). In welchem Umfang sich Väter ihren Kindern zuwenden ist neben der aufgebrachten Zeit für Erwerbsarbeit, dem Alter und Geschlecht des Kindes auch durch die Einstellung der Väter zur ihrer Vaterrolle determiniert (Walter & Künzler, 2002). Zudem differenzieren Väter stärker als Mütter in ihrem Verhalten hinsichtlich des Geschlechts des Kindes (Lamb, 2004; McKinney & Renk, 2008; Siegal, 1987; Starrels, 1994). Neben der Tatsache, dass Väter sich in der Erziehung von Söhnen prinzipiell mehr engagieren (Aldous, Mulligan & Bjarnason, 1998; Pleck, 1997), verhalten sie sich gegenüber Söhnen eher strenger (z. B. Brachfeld-Child, 1986; Morgan, Lye & Condran, 1988; Tamis LeMonda, Shannon, Cabrera & Lamb, 2004) und spielen mit ihnen ausgelassener und körperbetonter (z. B. Hossain & Jaipaul, 1994; MacDonald & Parke, 1984) im Vergleich zu Mädchen, mit welchen sie einfühlsamer und vorsichtiger umgehen (Ecarius et al., 2011; Seiffge-Krenke, 2009).

Darüber hinaus können auch Unterschiede im Erziehungsstil von Vätern und Müttern gefunden werden, welche sich mit der Geschlechtsrollentheorie (Bern, 1974) begründen lassen. Insgesamt scheinen sich Mütter in ihrer Erziehung autoritativer zu verhalten als Väter (Conrade & Ho, 2001; Jaursch et al., 2009; Russell et al., 1998; Smetana, 1995). Väter werden hingegen eher als autoritär und/oder vernachlässigend klassifiziert (Bornstein, Putnick & Lansford, 2011; Conrade & Ho, 2001; McKinney & Renk, 2008; Russell et al., 1998). Entsprechend agieren sie weniger feinfühlig und stimulierend (Baumrind, 1989; Belsky, Gilstrap & Rovine, 1984; Power & Parke, 1983). Vor allem, wenn Väter ein traditionelleres Rollenverständnis innehaben, beteiligen sie sich weniger in der Erziehung (Bulanda, 2004; Sabattini & Leaper, 2004). Teilweise ist allerdings auch die Tragweite des väterlichen Erziehungsverhaltens beschränkt und berichtete Effekte vermindern sich bzw. fallen bei Berücksichtigung der mütterlichen Erziehung schlicht weg (Aunola & Nurmi, 2005; Fletcher, Steinberg & Sellers, 1999; Martin, Ryan & Brooks-Gunn, 2010; Verhoeven et al., 2010).

Andererseits beschreiben verschiedene Autoren (Beelmann et al., 2007; Fthenakis, 1985; Lamb, 1997b; Milevsky, Schlechter & Machlev, 2011) die Effekte des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater als ähnlich, demzufolge sei es für die Wirkung irrelevant, ob zum Beispiel eine Mutter oder ein Vater ein unterstützendes Erziehungsverhalten zeigt. Aufgrund unterschiedlicher Operationalisie-

rungen der diversen Studien ist ein Nachweis jedoch problematisch (Lamb & Lewis, 2004).

Wenngleich aktuelle Studien oben stehende Argumentationslinien verfolgen und somit Vätern eher ein schlechteres Erziehungsverhalten zuschreiben (Martin, Ryan & Brooks-Gunn, 2007), stammen die meisten berichteten Befunde aus älteren Studien. Gegenwärtige Studien zu „neuen Vätern“ deuten auf einen Trend der Veränderung hin (vgl. Matzner, 2004). Dergestalt finden beispielsweise Tamis LeMonda und Kollegen (2004) anhand einer Niedriglohnstichprobe längsschnittlich kaum Unterschiede zwischen mütterlichem und väterlichem Erziehungsverhalten gegenüber Kleinkindern. Unter der Woche ist weiterhin die Mutter die primäre Erziehungsperson, dahingegen entwickelt sich der Vater am Wochenende zum gleichberechtigten Erziehungspartner (Yeung, Sandberg, Davis Kean & Hofferth, 2001). Des Weiteren lässt sich in dieser neuen Vätergeneration eine Veränderung der normativen Einstellung zum eigenen Verhalten aufzeigen: Die Selbstverständlichkeit der Erziehungsaufgaben ausschließlich aufseiten der Mütter ist heutzutage weitgehend aufgehoben. Wenn Väter sich nicht in der Erziehung beteiligen, begründen sie ihre Nicht-Teilnahme mit persönlichen Entschuldigungen, wie beispielsweise fehlendes Geschick oder Unfähigkeit (Nave-Herz, 2009).

4.1.5 Determinanten der Erziehung

Erziehung ist nicht als kontextunabhängiges und unidirektionales Konstrukt zu verstehen. Vielmehr ist sie aus einem systemischen Blickwinkel zu betrachten, der Kontexte und Wechselwirkungsprozesse beinhaltet (Rutter, 1979; Schneewind, 2010). Diese Komponenten berücksichtigt insbesondere Belskys (1984) Prozessmodell der Determinanten elterlichen Erziehungsverhaltens. Laut diesem Modell, welches zwar in seiner völligen Komplexität selten in toto in Studien[11] abgedeckt wird, in seinen einzelnen Elementen jedoch weitgehend empirisch belegt ist (Luster & Okagaki, 2005), ist das Erziehungsverhalten abhängig von mehreren Variablen. Hierzu zählen neben Merkmalen der Eltern und des Kindes sowie Beziehungsaspekten auch Faktoren, die von außen auf die Familie einwirken. Unter letzteren sind beispielsweise soziale Netzwerke oder die Arbeit der Eltern zu verstehen (Reichle & Gloger-Tippelt, 2007). Das in Abbildung 12 dargestellte Modell beinhaltet eine Erweiterung von Kruse (2001a) um den Faktor ökonomische Situation. Die zentrale Größe in diesem Modell ist das Erziehungsverhalten der Eltern, das auf die Entwicklung des Kindes wirkt. Das Erzie-

[11] Ausnahmen bilden hier beispielsweise die Studien von van Bakel und Riksen-Walraven (2002) oder von Michalcio und Solomon (2002).

hungsverhalten wird in seiner Funktion durch drei Hauptdeterminanten beeinflusst: (1) Persönlichkeitseigenschaften und das psychologische Wohlbefinden der Eltern, (2) die Eigenschaften des Kindes und (3) der soziale Kontext, in welchen die Beziehungen integriert sind.

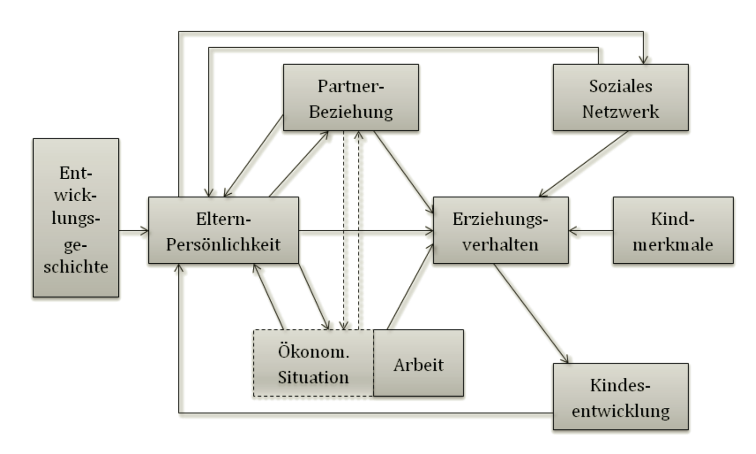


Abbildung 12: Erweitertes Prozessmodell nach Belsky (1984)

Zugleich wird die elterliche Persönlichkeit durch die eigene Entwicklungsgeschichte, die Paarbeziehung, die sozialen Netzwerke und durch die Berufstätigkeit sowie die sozio-ökonomische Situation bedingt (Gerris, Dubas, Jannsens & Vermulst, 2000). Wobei die Erweiterung des Modells um die Variable sozioökonomische Situation nur dann von erheblicher Bedeutung zu sein scheint, wenn zuvor bereits die Partnerbeziehung der Eltern beeinflusst worden ist (Conger et al., 1992; Conger, Ge, Elder Jr, Lorenz & Simons, 1994; Kruse, 2001a).

Persönlichkeit der Eltern und Erziehungsverhalten

Empirische Studien legen einen Schwerpunkt der Auswirkungen der Persönlichkeit auf die Erziehung auf Störungen der elterlichen psychischen Gesundheit. So hat sich vor allem eine erhöhte Depressivität von Müttern als wichtiger Risikofaktor für problematisches Erziehungsverhalten und eine weniger günstige kindliche Entwicklung erwiesen (Ewell Foster, Garber & Durlak, 2008; Foster et al., 2008; Frech & Kimbro, 2011; Wachs, Black & Engle, 2009). Auch bei Müttern, deren Kinder nichtehelich geboren wurden, finden sich vergleichbare Befunde: Der Zusammenhang von wechselnden Beziehungen der Mutter mit dem Problemverhalten des Kindes wird durch mütterlichen Stress und die daraus resultierende

schlechtere Erziehungsqualität mediiert (Osborne & McLanahan, 2007).

Auch in nicht klinischen Studien konnten metaanalytisch Zusammenhänge zwischen dem Wohlbefinden der Eltern und dem Erziehungsverhalten nachgewiesen werden (Rueger, Katz, Risser & Lovejoy, 2011). Mütter, welche mehr Selbstvertrauen in ihre Erziehungskompetenzen haben, sind empathischer und strafen weniger (East & Felice, 1996).

Bislang beziehen sich eher wenige Studien im Kontext von Erziehung auf die Persönlichkeit der Eltern (Bornstein, Hahn & Haynes, 2011; Gerris et al., 2000; Prinzie, Stams, Dekovi, Reijntjes & Belsky, 2009) – weder nach dem Fünf-Faktoren-Modell (Costa & McCrae, 1992) noch nach den „Big Five" (Goldberg, 1993; John & Srivastava, 1999). Dennoch scheint die Persönlichkeit der Eltern eine Rolle in der Erziehung zu spielen (Bornstein et al., 2011). Prinzie und Kollegen (2009) weisen in ihrer Metaanalyse nach, dass sowohl für Mütter als auch für Väter ein höheres Maß an Extraversion, Verträglichkeit (vgl. auch Branje, van Lieshout & van Aken, 2004; de Haan, Deković & Prinzie, 2012), Gewissenhaftigkeit und Offenheit mit einem positiveren Erziehungsverhalten einhergeht. Weisen Eltern hingegen höhere Ausprägungen in Neurotizismus auf, ist dies eher ungünstig für ein durch Wärme geprägtes Elternverhalten. Eltern, die als sehr verträglich beschrieben werden, gewähren zudem ihren Kindern ein höheres Ausmaß an Autonomie (Clark, Kochanska & Ready, 2000; Prinzie et al., 2009; Smith et al., 2007; Verhoeven, Junger, Van Aken, Dekovi & Van Aken, 2007). Auch scheint es Zusammenhänge zwischen der Persönlichkeit und der Paarbeziehung zu geben (Lehnart & Neyer, 2006; Lehnart, Neyer & Eccles, 2010; Neyer & Asendorpf, 2001), welche sich wiederum auch auf das Erziehungsverhalten auswirkt (siehe unten).

Persönlichkeit der Kinder und Erziehung

Die zweite Determinante, die Eigenschaft des Kindes, meint neben Geschlecht und Attraktivität vor allem das Temperament des Kindes (Clark et al., 2000). Letzteres wird hierbei als frühe Manifestation von Persönlichkeitseigenschaften verstanden (Buss & Plomin, 1984) und in schwieriges und leichtes Temperament klassifiziert (Schneewind, 2010). Besonders Eltern mit geringen Ressourcen in ihrer Erziehung haben Probleme, mit schwierigen Kindern umzugehen (Bates & Pettit, 2007; Sirignano & Lachman, 1985). Ist das Kind sehr unruhig, leicht irritierbar oder lässt es sich schlecht beruhigen, so neigen Eltern zu einem autoritären Erziehungsstil (Ganiban, Ulbricht, Saudino, Reiss & Neiderhiser, 2011; Kruse, 2001a; Pluess & Belsky, 2010). Ebenso sind jene Eltern gestresster in der Erziehung; vor allem Väter sind weniger involviert (McBride, Schoppe & Rane, 2002).

Hetherington (1989) führt die Ursache der Probleme auf die Passung der Eltern und Kinder zurück. Sie konnte feststellen, dass nur dann ein schwieriges Temperament zu negativen mütterlichen Reaktionen führt, wenn die Mutter zusätzlich andere Persönlichkeitsprobleme hat (vgl. auch Clark et al., 2000; Mangelsdorf, Schoppe & Buur, 2000).

Überdies beeinflusst auch das Geschlecht des Kindes die Erziehung: Eltern verhalten sich gegenüber Mädchen und Jungen anders (Chaplin, Cole & Zahn-Waxler, 2005; Lundberg & Rose, 2003). Vor allem hinsichtlich des väterlichen Engagements (vgl. auch 4.1.4) lassen sich Familien mit Söhnen von Familien mit Mädchen differenzieren (Yeung et al., 2001). Auch in nichtehelichen Lebensgemeinschaften bestätigt sich dieser Befund (Fagan & Palkovitz, 2007; Lundberg, McLanahan & Rose, 2007). In diesen Familienformen scheint bei der Geburt eines Sohnes eine spätere Eheschließung wahrscheinlicher als bei der Geburt eines Mädchens (Lundberg & Rose, 2003). Dies lässt vermuten, dass sich das Geschlecht eines Kindes auch auf die Partnerschaftsentwicklung und somit auf die Elternbeziehung auswirkt. Howard und Brooks-Gunn (2009) finden allerdings bei der gegenseitigen Unterstützung der Partner keine Effekte des Geschlechts des Kindes.

Ebenfalls haben auch Dispositionen und Verhaltensweisen des Kindes Effekte auf die Erziehung (Lösel, Jaursch, Beelmann & Stemmler, 2007). So beeinflusst etwa ein medizinisches Risiko des Kindes, wie beispielsweise ein niedriges Geburtsgewicht das Familiensystem in nichtehelichen Familien (Howard & Brooks-Gunn, 2009; Reichman, Noonan & Corman, 2004). Hierbei ist insbesondere die Elternbeziehung betroffen, unabhängig davon, ob die Eltern verheiratet sind oder nicht (Reichman et al., 2004). Eltern, deren Kinder externalisierende Verhaltensprobleme aufweisen, tendieren zu mehr körperlicher Bestrafung (Lansford et al., 2011). Faktoren, wie ein schwieriges Temperament, wirken allerdings nicht nur auf das System Familie und somit auf das Erziehungsverhalten der Eltern, sondern machen die Kinder auch anfälliger für negatives Erziehungsverhalten (Bradley & Corwyn, 2008; Brown, Mangelsdorf, Neff, Schoppe-Sullivan & Frosch, 2009; Karreman, de Haas, van Tuijl, van Aken & Dekovic, 2010; Poehlmann et al., 2011; Stright, Gallagher & Kelley, 2008).

Auch das schiere Vorhandensein eines Kindes hat bereits Auswirkungen. So steigt mit Kindern die Emotionalität der Eltern an (Jokela, Kivimäki, Elovainio & Keltikangas-Järvinen, 2009). Dies kann als Effekt auf die Persönlichkeit im Sinne des Modells von Belsky interpretiert werden.

Sozialer Kontext und Erziehung

Der soziale Kontext beinhaltet neben der Paarbeziehung die sozialen Netzwerke, aber auch die arbeitsbezogenen Erfahrungen bzw. die Berufstätigkeit der Eltern und die ökonomische Situation der Familie. Jeder dieser Aspekte wirkt einzeln direkt auf die Persönlichkeit der Eltern und somit indirekt auch auf die anderen Variablen, die von der Persönlichkeit beeinflusst werden. Dies gilt insbesondere für die Erziehung (Schneewind, 2010).

Unbestritten ist hier primär die Elternbeziehung als zentrale Einflussgröße auf die Erziehung zu betrachten (Grych et al., 2000; Krishnakumar & Buehler, 2000; Verhoeven et al., 2007; Wieland & Baker, 2010). Auch in nichtehelichen Partnerschaften wirken sich Probleme in der Paarbeziehung der Eltern negativ auf die Erziehung aus (Carlson & McLanahan, 2006). Direkt (Buehler et al., 1997) oder indirekt durch die Erziehung haben ungünstige Muster in der Paarbeziehung negative Folgen für das Kind (Grych et al., 2000; Obradovic, Bush & Boyce, 2011). Als Ursachen für direkte Effekte der Partnerschaft der Eltern auf die Verhaltensanpassung der Kinder werden das Lernen am Modell, die kognitive Einschätzung der Kinder sowie die emotionale Unsicherheit angeführt (vgl. Harold, Shelton, Goeke-Morey & Cummings, 2004). Vor allem Partnerschaftskonflikte und Partnerschaftsgewalt wirken im Sinne von „Spill-Over"-Prozessen auf die Erziehung (Erel & Burman, 1995; Gonzales, Pitts, Hill & Roosa, 2000) negativ auf die kindliche Entwicklung (Benson et al., 2008; Bradford et al., 2008; Buehler & Gerard, 2002; Cui & Conger, 2008; Cummings & Davies, 2002; Cummings et al., 2004; Fosco & Grych, 2010; Kolbo et al., 1996; Krishnakumar & Buehler, 2000; Sturge-Apple et al., 2006; Stutzman et al., 2011; Walper & Beckh, 2006). Probleme aus der Elternbeziehung werden in die Eltern-Kind-Beziehung übertragen und wirken infolgedessen negativ auf das Kind (Engfer, 2002). So zeigen Eltern, die durch Konflikte in der Paarbeziehung gestresst sind, weniger positive Interaktion mit dem Kind (einhergehend mit einem ungünstigeren Erziehungsverhalten wie beispielsweise härtere Disziplinierung sowie Inkonsistenzen) und empfinden das Kind selbst auch eher als Belastung (Gabriel & Bodenmann, 2006). Ein offenes Kommunikationsklima der Eltern mit dem Kind über die elterlichen Konflikte scheint hierbei jedoch protectiv für Verhaltensprobleme des Kindes zu sein (McDonald, Jouriles, Rosenfield & Leahy, 2012).

Neben der Paarbeziehung nimmt die ökonomische Situation der Familie eine weitere wichtige Position im Modell ein. Vielfach konnten Effekte der ökonomischen Situation auf Erziehung (Butterwegge et al., 2004; Butterwegge & Klundt, 2003; Elder, Eccles, Ardelt & Lord, 1995; Gassman Pines, 2011; Walper, 2008) und das Sozialverhalten der Kinder (Engle & Black, 2008; Schoon, Jones, Cheng &

Maughan, 2011) nachgewiesen werden. Laut Kruse (2001a) beeinflusst die ökonomische Situation die Erziehung nicht nur direkt über die Arbeit, sondern auch indirekt über die Paarbeziehung und die Persönlichkeit der Eltern. Die Entwicklung der Kinder wird hierdurch indirekt über die ökonomische Situation beeinflusst, wirkt selbst aber auch als Moderator der Effekte von Einkommen auf elterliche depressive Verstimmung und deren positives Elternverhalten (Lee, Lee & August, 2011).

Neuere sozialökologische Forschung nach der Tradition von Bronfenbrenner (1981; Bronfenbrenner & Ceci, 1994) bezieht sich auch auf weitgreifendere Kontextfaktoren, hierbei vor allem auf sozialstrukturelle Einflussfaktoren (Szydlik, 2007). So untersuchte beispielsweise Liebenwein (2008) anhand von qualitativen, problemzentrierten Interviews mit Müttern und Vätern von Kindern im Vorschulalter Erziehung in unterschiedlichen sozialen Milieus. In anderen Studien (Brody et al., 2001; Leventhal & Brooks-Gunn, 2000; McDonell, 2007; Roche et al., 2005), die sich auf den Einfluss der Nachbarschaft fokussieren, konnte u. a. gezeigt werden, dass sich eine gefährliche Nachbarschaft (mit niedrigem sozioökonomischen Status) negativ auf die elterliche Erziehung und somit auch auf die Entwicklung der Kinder auswirkt. Auch bei nichtehelichen Familien konnten unlängst anhand von Analysen der Fragile Families and Child Wellbeing Study negative Effekte der von der Mutter wahrgenommenen Gefahr und Hilfsbereitschaft in der Nachbarschaft auf ihre Aktivitäten mit dem Kind sowohl in der Wohnung als auch außerhalb nachgewiesen werden (Frech & Kimbro, 2011).

Die drei Determinanten sind wie oben bereits angedeutet keine unabhängigen Einflussgrößen, sondern wirken in einer vielschichtigen und vernetzten Weise zusammen und „*…führen somit zu einer kumulativen Beeinträchtigung der elterlichen Erziehungskompetenz*“ (Schneewind, 1999, S. 143). Sind zwei der drei benannten Determinanten gefährdet, so ist eine „gute“ Erziehung am ehesten möglich, wenn die personellen Ressourcen funktionieren, da eine einfühlsame und verantwortungsbewusste Erziehung erfolgen kann. Erziehung sei vor allem dann zum Scheitern verurteilt, wenn lediglich das System Kind funktioniert (Belsky, 1984). Als Fazit des Modells beschreibt Belsky (1984) Erziehung als ein komplexes und gepuffertes System.

4.1.6 Erziehung in nichtehelichen Lebensgemeinschaften

Zwar gilt im angloamerikanischen Sprachraum eine Ehe immer noch als der günstigste Ort für das Aufwachsen von Kindern: *„Over the past decade, evidence on the benefits of marriage for the well-being of children has continued to mount.*

Children residing in two-biological-parent married families tend to enjoy better outcomes than do their counterparts raised in other family forms." (Brown, 2010, S. 1062). Dennoch gibt es wenige Studien, die das Erziehungsverhalten und dessen Effekte auf Verhaltensprobleme und die soziale Entwicklung der Kinder von verheirateten mit anderen Familienformen, wie beispielsweise von nichtehelichen Paaren, vergleicht (Berger, Carlson, Bzostek & Osborne, 2008; Hofferth & Anderson, 2003; Hohmann-Marriott, 2011).

Aus evolutionsbiologischer Perspektive könnte man erwarten, dass vor allem Männer, die mit der Mutter des Kindes verheiratet sind, eine größere Bereitschaft mitbringen, langfristige Investitionen in den Nachwuchs zu machen (Anderson, Kaplan & Lancaster, 1999). Somit wäre laut Berger, Carlson, Bzostek und Osborn (2008) indirekt ein qualitativ besseres Erziehungsverhalten bei verheirateten Vätern zu erwarten. Zusätzlich wäre auch aus familiensoziologischer Perspektive anzunehmen, dass elterliches Engagement in der Erziehung der Kinder durch eine als verbindlich institutionalisierte Paarbeziehung gefördert und erleichtert wird (Berger et al., 2008). Vor allem Väter sollten sich demnach mehr engagieren und ein unterstützenderes Erziehungsverhalten zeigen, wenn sie mit der Mutter des Kindes verheiratet sind. Andererseits besteht die Hypothese, dass durch eine Heirat eine Traditionalisierung stattfindet (Peuckert, 2008) und zusätzlich in nichtehelichen Familien weniger traditionelle Rollenarrangements bevorzugt werden, sodass eher hier dem Vater eine stärker involvierte Rolle zukommt (Howard & Brooks-Gunn, 2009), da egalitäre Väter sich mehr in der Erziehung engagieren als Väter aus traditionellen Familien (Fagot & Leinbach, 1995).

Die Befunde von Seltzer (1991) bestätigen erstere Hypothese, da in ihrer Studie unverheiratete Väter in die Erziehung nicht sehr involviert sind, vor allem wenn sie von der Mutter getrennt sind. Insbesondere bei neuen Partnerschaften der Mutter oder des Vaters bzw. bei Geburten weiterer Kinder sinkt das väterliche Engagement deutlich (Tach et al., 2010). Verheiratete Väter investieren mehr finanzielle Ressourcen und beteiligen sich mehr an pflegerischen Tätigkeiten in der Erziehung als nichteheliche Väter (Landale & Oropesa, 2001). Hofferth und Anderson (2003) konnten lediglich für eine Outcomevariable eine niedrigere Qualität des Erziehungsverhaltens unverheirateter Väter im Vergleich zu verheirateten Vätern nachweisen. Berger, Carlson, Bzostek, und Osborne (2008) finden kaum Unterschiede zwischen verheirateten und nicht verheirateten Vätern im Erziehungsverhalten, wenn Kontrollvariablen, wie Alter und Einkommen berücksichtigt werden. Lediglich eine Ausnahme: Nichteheliche Väter zeigen aus Sicht der Mutter weniger Kooperation in der Erziehung ihrer fünfjährigen Kinder. Andere (qualitative) Studien zeigen hingegen, dass sich unverheiratete Väter mehr in der

Erziehung engagieren und entsprechendes positives Vaterverhalten zeigen (vgl. Tach et al., 2010). Dies bestätigen Percheski und Wildeman (2008), da in ihrer Studie für nichteheliche Väter im Vergleich zu verheirateten der Übergang zur Elternschaft mit Einbußen in Erwerbstätigkeit verbunden ist. Auch Hohmann-Marriott (2011) spricht sich eher für ein stärkeres Engagement der nichtehelichen Väter aus, da sie sich mehr in der Erziehung beteiligen, besseres Coparenting mit der Mutter zeigen und kindfokussierter sind.

Es konnten keine Studien zu Unterschieden im Erziehungsverhalten bei Müttern gefunden werden.

Inwiefern diese differenten, dargestellten internationalen Befunde zu unterschiedlichem Erziehungsverhalten zwischen verheirateten und nichtverheirateten Vätern auf Deutschland übertragbar sind, ist vor dem Hintergrund, dass sich in Deutschland nichteheliche Partnerschaften deutlich von solchen im angloamerikanischen Sprachraum unterscheiden und nichteheliche Paarbeziehungen eher als ein Vorstadium zu einer Ehe betrachtet werden können (vgl. Kapitel 2.3), fragwürdig. Analysen der deutschen Studie „Panel Analysis of Intimate Relationsships and Family Dynamics (pairfam)“ ergeben weder für Frauen noch für Männer Unterschiede zwischen verheirateten und nicht miteinander verheirateten Eltern in den Erziehungsaspekten emotionale Wärme, Monitoring, strenge Kontrolle sowie psychologische Kontrolle (Langmeyer, Thönnissen & Walper, 2011). Lediglich Frauen und Männer unterscheiden sich hier generell in ihrem Erziehungsverhalten, indem Frauen von mehr positiv eigenem Erziehungsverhalten berichten.

4.2 Elterliche Übereinstimmung in der Erziehung und Auswirkung auf das Kind

Auch wenn die Befundlage – wie oben bereits dargestellt – eindeutig eine autoritative Erziehung als am geeignetsten für eine positive Entwicklung des Kindes beschreibt (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; 1991; Fuhrer, 2007, 2009; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg et al., 1999), ist dennoch zu bemängeln, dass sich die meisten Studien lediglich auf das Erziehungsverhalten der Mütter beziehen (Marsiglio et al., 2000; Phares & Compas, 1992; Smith, 2011; Winsler, Madigan & Aquilino, 2005). Dieses Defizit findet sich auch noch in neuesten Studien (z. B. Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011; Topham et al., 2011). Andere Studien hingegen ignorieren schlichtweg die Unterschiede von Müttern und Vätern (Russell et al., 1998): Da die ursprüngliche Forschung oftmals von einem einheitlichen Erziehungsverhal-

ten von Vater und Mutter ausgegangen ist, wurde in manchen Studien zwar das Verhalten von beiden Elternteilen erfasst; unterschied es sich aber, wurden diese Eltern von der Studie ausgeschlossen (z. B. Baumrind, 1973) bzw. Mütter und Väter werden separat betrachtet und die Kombination beider wird nicht analysiert (z. B. Russell et al., 1998) oder die Erziehung von Mutter und Vater wurde generell nur als ein gemeinsamer Wert erhoben (z. B. Steinberg et al., 1992; Steinberg et al., 1999). Aufgrund dieser Unzulänglichkeit ist wenig darüber bekannt, ob sich Eltern einer Familie grundsätzlich in ihrer Erziehung unterscheiden oder eher in der Erziehung übereinstimmen, und wie sich dies auf die Entwicklung der Kinder auswirkt (Aunola & Nurmi, 2005; Martin et al., 2007; Simons & Conger, 2007). Obgleich Belsky, Putnam und Crnic schon 1996 die Unterschiede im Erziehungsverhalten auf kulturelle und (evolutions-)biologische Ursachen zurückführten, ist bis heute die Zahl der Studien überschaubar, die sich mit der Übereinstimmung bzw. den Differenzen oder Inkonsistenzen der Eltern in der Erziehung beschäftigen. Vonseiten der Eltern scheinen hingegen die Unterscheide im Erziehungsverhalten bewusst zu sein (Russell et al., 1998; Winsler et al., 2005). Russel und Kollegen (1998) konnten einen Unterschied im Umfang der Permissivität in der Erziehung anhand von Selbstaussagen beider Elternteile sowie von Selbst- und Fremdaussagen der Mutter nachweisen. Aus Sicht der Väter bestand hierbei kein Unterschied. Hingegen schätzen in der Studie von Winsler und Kollegen (2005) vor allem die Väter ihre Ehefrauen autoritativer, permissiver und weniger autoritär ein als sich selbst. Mütter hingegen bestätigen den Unterschied lediglich hinsichtlich der Intensität der autoritativen Erziehung. In diesem Gesichtspunkt der Erziehung finden sich auch die stärksten Übereinstimmungen von selbst- und fremdberichtetem Erziehungsverhalten (Bericht der Väter über Mütter: $r = .84$, Bericht der Mütter über Väter: $r = .75$). Insgesamt sind diese Befunde zur Übereinstimmung des (selbstberichteten) Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater eher mäßig bis gering; allein im permissiven Erziehungsstil bestand ein mittlerer Zusammenhang (Winsler et al., 2005).

Die Befunde zu relativ geringen Übereinstimmungen in der Erziehung innerhalb von Familien und generellen unterschiedlichen Tendenzen von Müttern und Vätern in der Erziehungshaltung (vgl. Kapitel 4.1.4) legen die Frage nach Auswirkungen von Differenzen bzw. Übereinstimmungen der Erziehung auf das Kind nahe.

Jaursch, Lösel, Beelmann und Stemmler (2009) führen hier den Vergleich zur Inkonsistenz im elterlichen Erziehungsverhalten auf, für welches eine größere Anzahl an negativen Belegen für das kindliche Sozialverhalten vorliegen (z. B. Beelmann et al., 2007; Franiek & Reichle, 2007; Koglin & Petermann, 2008;

Reichle & Franiek, 2009). So wurde beispielsweise festgestellt, dass sowohl für Jungen als auch für Mädchen im Kindergarten- und Grundschulalter die Wahrscheinlichkeit des Auftretens aggressiven Verhaltens erhöht ist; wenn sich Mütter in ihrer Erziehung nicht konsequent verhalten (Koglin & Petermann, 2008). Franiek und Reichle (2007) konnten Auswirkungen die Hyperaktivität von Schulkindern durch mütterliches als auch durch väterliches inkonsistentes Erziehungsverhalten aufzeigen. Diese Inkonsistenz im elterlichen Erziehungsverhalten wird von Jaursch und Kollegen (2009) intraparentale Inkonsistenz benannt und steht im Gegensatz zur interparentalen Inkonsistenz, die sich auf den Unterschied im Erziehungsverhalten zwischen den beiden Elternteilen bezieht und somit die elterliche Übereinstimmung in der Erziehung meint.

Trotz der wenigen Studien speziell zur Thematik der Übereinstimmung in der Erziehung weisen vorliegende Studien Unstimmigkeiten in ihren Ergebnissen auf. In folgender Darstellung der Untersuchungen bezüglich der Übereinstimmung bzw. Differenzen der Eltern in der Erziehung werden die Studien daher in zwei den Ergebnissen zuzuschreibende Hypothesen eingeordnet: Einerseits legen manche Befunde die *Diskrepanzhypothese* nahe, da sie nachweisen, dass nur die Übereinstimmung beider Elternteile positiv für das Verhalten des Kindes zu bewerten ist. Andere Befunde sprechen eher für die *Kompensationshypothese*, indem sie sich dafür aussprechen, dass schon ein positives Erziehungsverhalten eines Elternteils ausreichend ist, Verhaltensprobleme des Kindes zu verhindern und positives Verhalten zu verstärken, da durch die positive Erziehung des einen Elternteils die negativen Effekte des negativen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils kompensiert werden können.

4.2.1 Befunde zur Diskrepanzhypothese

Unter den Studien, welche sich eher der Diskrepanzhypothese zuordnen lassen, kann zwischen zwei Kerngedanken unterschieden werden: Einerseits gibt es hierunter Darstellungen, die keine klare Differenzierung in der Ausrichtung der Übereinstimmung in der Erziehung vornehmen (z. B. Block, Block & Morrison, 1981; Deal, Halverson & Wampler, 1989; Fletcher et al., 1999, internalisierendes Problemverhalten; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale & Rasmussen, 1998). Andere Befunde machen deutlich, dass lediglich eine Übereinstimmung im positiven Erziehungsbereich das Verhalten des Kindes positiv beeinflusst (Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; McKinney & Renk, 2008; Verhoeven et al., 2010).

Studien, die keine Aussagen über die Ausrichtung der Erziehungsstile der Eltern treffen, befragen Eltern bzw. nur einen Elternteil entweder direkt nach den Diffe-

renzen in der Erziehung (z. B. Jouriles et al., 1991; Klepp, Buchebner-Ferstl & Kaindl, 2009) oder sie berechnen mittels verschiedener Distanzmaße, wie beispielsweise Korrelationen (z.B. Block et al., 1981), Intraclass Korrelationen (ICC; z. B. Lindsey & Mize, 2001) oder Differenzwerte (z. B. McHale & Rasmussen, 1998) die Übereinstimmung in der Erziehung. Eine der ersten und oftmals an dieser Stelle zitierten Studien ist die von Block, Block und Morrison (1981). Sie untersucht die elterliche Übereinstimmung anhand eines Index, welcher über Selbstreporte zum Erziehungsverhalten (Child-rearing Practices Report Q-Sort, CRPR; Block & Block, 1980) von 83 Müttern und Vätern dreijähriger Kinder ermittelt wurde. Dieser Index besteht aus der Korrelation der Werte der 91 Items der Mütter mit den 91 Werten des Vaters. Insgesamt ergaben sich Korrelationen im Range von $r = -.06$ bis $r = .86$. Die Mittlere Korrelation lag im Bereich der mittleren Übereinstimmung und betrug $r = .60$. Die Autoren validierten ihr Konstrukt (Index) mit dem Weiterbestehen der Partnerschaft des Elternpaares zehn Jahre später sowie mittels eines Ratings der Familienumwelt (Environmental Q-Sort, Block, 1971) unabhängiger Beobachter zweieinhalb Jahre später. Sie konnten Effekte der elterlichen Übereinstimmung auf das Verhalten der dreijährigen Kinder über einen Zeitraum von vier Jahren nachweisen. Hierbei ergaben sich Geschlechtsunterschiede: Generell spielt die elterliche Übereinstimmung eine stärkere Rolle bei der Anpassung der Jungen. Sie wirkte sich bei ihnen positiv auf die Entwicklung (Selbstwertgefühl; Einfallsreichtum, verbale Kompetenz, Verantwortungsübernahme, Arbeitsweise, intellektuelle Fähigkeiten) und auf die der Selbstkontrolle aus. Bei den Mädchen gibt es keine Effekte auf die Entwicklung und bezüglich der Selbstkontrolle einen gegenläufigen Effekt, da die Übereistimmung negativ mit der Selbstkontrolle assoziiert ist (Block et al., 1981). Diese Geschlechtsunterschiede werden als nicht überraschend beschrieben und mit Ergebnissen der Scheidungsforschung verglichen, bei welchen sich oftmals eine Scheidung als stärkerer Belastungsfaktor für Jungen als für Mädchen ergeben hat (z. B. Hetherington, Cox & Cox, 1976, 1979; Wallerstein & Kelly, 1980a). Als Gründe für Geschlechtsunterschiede bei der Auswirkung elterlicher Übereinstimmung werden vier Erklärungen angeführt: Unterschiedliche (Gleich-)Bedeutung der beiden Elternteile, unterschiedliche Wichtigkeit der Kontrolle externe Ereignisse, generelle stärkere Verletzbarkeit von Männern bei physischen und psychosozialem Stress und unterschiedliche Bedeutung der Sozialisation für Mädchen und Jungen.

Eine weitere, ebenfalls oft zitierte Studie, in welcher mittels Korrelationen die Übereinstimmung der Eltern (drei bis sechsjähriger Kinder) in der Erziehung operationalisiert ist, wurde von Deal, Halverson und Wampler (1989) durchge-

führt. Hierbei werden die Ergebnisse von Block und Kollegen (1981) teilweise bestätigt, indem nachgewiesen werden kann, dass (a) elterliche Übereinstimmung, ebenfalls gemessen mittels Korrelation der CRPR-Werte (Block & Block, 1980) von 136 Müttern und Vätern mit guter Partnerschaftsqualität und gut funktionierendem Familiensystem einhergeht, und (b) Mütter, die mit dem anderen Elternteil in der Erziehung übereinstimmen, von weniger Problemverhalten der Kinder berichten. Allerdings ist dieses Ergebnis nur moderat und nur für Aussagen von Müttern gültig. Bei Vätern, Lehrern oder externen Beobachtern bestätigt sich dieser Befund nicht. Zusätzlich zeigt sich bei Deal und Kollegen (1989), dass die Eltern, die sich in ihrer Erziehung sehr ähnlich sind, sich im Bereich der effektiven Erziehung einig sind. Ähnlich wie bei Block und Kollegen (1981) liegen die Übereinstimmungswerte zwischen $r = .07$ und $r = .79$ mit einem Mittelwert von $r = .55$. Dieser Befund zeigt sich ebenso in den Studien von Russel und Russel (1994) und Lindsey und Mize (2001). Letztere untersuchten anhand von 33 Elternpaaren die Kontrolle in der Erziehung und das Sozialverhalten drei- bis fünfjähriger Kinder. Auch hier stimmen Eltern in ihrer Erziehungseinstellung und in ihrem Erziehungsverhalten bezüglich Kontrolle im Mittel moderat überein, wobei der Range der ICCs von $r = -.87$ bis $r = 1.00$ jedoch wesentlich breiter ist, als in den oben genannten Studien. Kinder, deren Eltern mehr übereinstimmen, sind unter den Peers beliebter und werden von Lehrern als sozial kompetenter eingeschätzt. Dieser Zusammenhang wird dabei teilweise durch den Grad der Feinfühligkeit der Eltern gegenüber dem Kind mediiert, was die Autoren im familiensystemischen Ansatz verorten (Lindsey & Mize, 2001).

Mittels der im Rahmen ihrer Studien entwickelten Child-Rearing Disagreement (SRD) Skala bestätigen Jouriles und Kollegen (1991) anhand zweier Studien bisherige Befunde: Mütter von drei- bzw. vier- bis sechsjährigen Jungen berichten vor allem von mehr internalisierendem Problemverhalten ihrer Kinder, je mehr Unstimmigkeiten in der Erziehung mit dem anderen Elternteil sie innerhalb der letzten sechs Monate wahrgenommen haben.

Auch McHale und Rassmussen (1998) finden in ihrer Studie an 37 Elternpaaren mit acht- bis elfmonatigen Kindern längsschnittlich Effekte der Übereinstimmung. Die Diskrepanz, welche mittels Differenzwerte des beobachteten Engagements und Wärme in einer triadischen Situation ermittelt wurde, hängt zusammen mit der drei Jahre später von Vorschullehrern berichteten Ängstlichkeit (Preschool Behavior Quesionnaire, PBQ; Behar, 1977). Demgegenüber jedoch nicht – wie in oben genannten Studien – mit dem von den Eltern berichteten externalisierenden und internalisierenden Problemverhalten im Alter von vier Jahren (Child Behavior Checklist, CBCL; Achenbach & Edelbrock, 1983).

Die Studie des österreichischen Instituts für Familienforschung (ÖIF; Klepp et al., 2009) – einer der wenigen deutschsprachigen Untersuchungen – findet anhand von 1.875 Müttern mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren Auswirkungen der wahrgenommenen Übereinstimmung auf die Überforderung der Mütter in der Erziehung. Dieser Effekt verringert sich allerdings, wenn der Partner als unterstützend eingeschätzt wird. Weitere Zusammenhänge mit der Entwicklung der Kinder werden hier leider nicht untersucht.

Im Gegensatz zu den Befunden, die vor allem aus der frühen Forschung zu diesem Themengebiet stammen und Übereinstimmung in der Erziehung als generell positiv für die kindliche Entwicklung klassifizieren, stehen die Ergebnisse zweier deutscher Studien von Jaursch und Kollegen (2009) und Huber (2008) sowie einer niederländischen Studie zum externalisierenden Problemverhalten dreijähriger Jungen (Verhoeven et al., 2010). Erstere können zwar keine Effekte der Übereinstimmung mittels Differenzwerte der 504 Mütter und Väter der Erlangen-Nürnberger Entwicklungs- und Präventionsstudie (Lösel, Beelmann, Jaursch, Koglin & Stemmler, 2005) auf das Problemverhalten der im Mittel sechseinhalbjährigen Kinder feststellen. Sie finden hingegen, wie Verhoeven und Kollegen (2010), Effekte der Übereinstimmung mittels hierarchischer Regressionsanalysen mit Interaktionsterm der Werte von Mutter und Vater (Moderatoranalysen) und zusätzlich Effekte mit einer typologischen Auswertung, für welche die Eltern anhand eines Mediansplits in vier Gruppen eingeteilt wurden. Unterscheiden sich Mutter und Vater im ablehnenden und strafenden Erziehungsverhalten, so wirkt sich dies auf das kindliche Sozialverhalten und den kindlichen Gesamt-Problemwert aus, gemessen mit dem Social Behavior Questionnaire (Tremblay, Vitaro, Gagnon, Piché & Royer, 1992). Hierbei ergibt sich jedoch, dass die „*Konsistenz in Abhängigkeit von der jeweiligen Ausprägung von Erziehungsmerkmalen beurteilt werden muss*“ (Jaursch et al., 2009, S. 181). So ist vor allem ein ablehnendes und strafendes Verhalten eines Elternteils umso gravierender, wenn der andere Elternteil sich weniger ablehnend und strafend verhält (Jaursch et al., 2009). Mütterliche Unterstützung hängt stärker negativ mit externalisierendem Problemverhalten (Achenbach & Rescorla, 2000) von Jungen zusammen, wenn auch der Vater viel unterstützendes Erziehungsverhalten zeigt (Verhoeven et al., 2010). Zugleich unterscheiden sich Kindern von Eltern, die sich beide ablehnend und strafend verhalten, nicht (bzw. haben teils sogar höhere Werte) im Problemverhalten von denjenigen Kindern, deren Eltern sich unterschiedlich verhalten. Kinder, deren Eltern beide wenig ablehnen und strafen, haben demgegenüber die niedrigsten Problemwerte, vor allem im internalisierenden Bereich (Jaursch et al., 2009). Jaursch und Kollegen (2009) schließen kompensatorische Effekte aus,

da weder ein positives Erziehungsverhalten der Mutter noch des Vaters als protektiver Faktor betrachtet werden kann. Auch wenn die Befunde zu Internalisierungsproblemen nur tendenziell signifikant sind, schließt auch Huber (2008) Kompensationseffekte der Mutter für internalisierendes und externalisierendes Problemverhalten acht- bis dreizehnjähriger Kinder aus. Er analysierte mittels Differenzwerte die Daten der dritten Welle des Kinderpanels des Deutschen Jugendinstituts (Alt, 2008). Hierbei ergibt sich ein signifikanter Zusammenhang von Übereinstimmung in Disziplinierung und Kontrolle und Externalisierungserscheinungen der Kinder, vor allem, wenn der Vater übermäßig streng ist.

Wenngleich sich die beiden letztgenannten Studien explizit gegen Kompensationseffekte aussprechen, finden sich, wie bereits oben erwähnt, auch Studien, die genau diese Hypothese belegen. Diese sollen im Folgenden näher beleuchtet werden.

4.2.2 Befunde zur Kompensationshypothese

Auch unter den Studien, welche sich der Kompensationshypothese zuordnen lassen, kann weiter differenziert werden: Einige Studien (z. B. Fletcher et al., 1999, akademische Kompetenz; Martin et al., 2007, 2010; McKinney & Renk, 2008; Meteyer & Perry-Jenkins, 2009; Ryan, Martin & Brooks-Gunn, 2006; Verhoeven et al., 2010) sprechen sich dafür aus, dass es unabhängig davon ist, ob die Mutter oder der Vater des Kindes das positive Erziehungsverhalten zeigen. Andere Studien (z. B. Laible & Carlo, 2004; Langmeyer, Schaer, Vavrova, Güldner-Zierer & Walper, 2010; Simons & Conger, 2007) ergeben, dass lediglich ein positives Erziehungsverhalten der Mutter eine negative Erziehung des Vaters kompensieren kann. So finden Meteyer und Perry-Jenkins (2009) anhand von 85 Dual-Earner-Elternpaaren zwar keine Effekte der Übereinstimmung in der Erziehung gemessen mit ICCs auf das Verhalten von Grundschulkindern. Sie können jedoch mittels explorativen clusteranalytischen[12] und anschließenden varianzanalytischen Verfahren nachweisen, dass Kinder von zwei unterstützenden Eltern laut Lehrerurteil die wenigsten und Kinder von zwei nicht unterstützenden Eltern die meisten externalisierenden Verhaltensprobleme aufzeigen. Im Bereich der Aggression unterscheiden sich Kinder von Eltern, die unterschiedliche Erziehungsverhalten zeigen, nicht signifikant von Kindern nichtunterstützender Eltern. Geschlechtseffekte ergeben sich in Bezug auf Hyperaktivität: Mädchen nichtunterstützender Eltern sind deutlich weniger hyperaktiv als Jungen. Der Hyperaktivitätsgrad dieser Mädchen ist sogar geringer als bei Mädchen mit unterschiedlichen Erzie-

[12] Die Clusteranalyse ergab drei Cluster: beide Eltern unterstützend, unterschiedliches Erziehungsverhalten von Mutter und Vater und beide Eltern nicht unterstützend.

hungsmustern der Eltern. Die Autoren schließen aus diesen Ergebnissen *„…having two supportive parents is associated with the fewest behavior problems, followed by having one good-enough parent, and finally, that having two unsupportive parents is associated with the highest degree of behavior problems in children.“* (Meteyer & Perry-Jenkins, 2009, S. 299); sie merken jedoch auch an, dass anhand ihrer Ergebnisse keine Aussagen darüber getroffen werden können, ob es eine Bedeutung hat, welcher Elternteil die positive Erziehung zeigt. Dies untersuchten Simons und Conger (2007), indem sie jeweils beide Elternteile von 541 Familien mit Jugendlichen anhand der Erziehungsstiltypologie von Maccoby und Martin (1983; vgl. auch Kapitel 4.1.2) klassifizierten, die Häufigkeiten der 16 verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten untersuchten und deren Effekte auf das jugendliche Sozialverhalten überprüften. Am häufigsten traten zwei autoritative, zwei vernachlässigende oder zwei permissive Eltern auf (Berichte der Jugendlichen; Beobachtungsdaten: zwei autoritative bzw. zwei vernachlässigende Eltern). Es zeigte sich, dass Jugendliche mit zwei autoritativen Eltern weniger belastet sind als Jugendliche mit nur einem autoritativen Elternteil, da sie weniger Depressivität und das beste schulische Engagement haben. Hinsichtlich der Delinquenz scheint es eher besser zu sein, Eltern unterschiedlicher Erziehungstypen zu haben: Aus Angaben der Jugendlichen ist die Kombination Mutter autoritativ und Vater nachgiebig die beste; aus Beobachtungsdaten ist die Kombination Mutter nachgiebig, Vater autoritativ besser. Generell kann hier ein autoritativer Erziehungsstil einen schlechteren kompensieren, außer wenn die Mutter dem vernachlässigenden Erziehungsstil zugeordnet wurde. Dies widerspricht dem Befund von Martin und Kollegen (2010). Sie weisen in ihrer Studie zur Schulreife mit 723 Kindern nach, dass ein unterstützendes Erziehungsverhalten von Vätern, gemessen anhand von dyadischen Videoanalysen, vor allem dann – für sowohl schulische als auch soziale Kompetenzen des Kindes – ins Gewicht fällt, wenn die Mütter einem eher schlechten Erziehungsverhalten zuzuordnen sind. Gerade in dieser Konstellation wirkt das Verhalten der Väter somit als „Puffer“.

4.3 Zusammenfassung, Fragestellung und Hypothesen Studie II

Vor dem Hintergrund der in den Kapiteln 4.1 und 4.2 dargestellten empirischen Befunde, liegt in der *Studie II* der Schwerpunkt auf der Erziehung und einem Teilaspekt des elterlichen Coparenting. Dieser Teilaspekt bildet die elterliche Übereinstimmung in der Erziehung und soll indirekt über einen Abgleich der Angaben zum Erziehungsverhalten der beiden Elternteile operationalisiert werden. Bevor mit der Forschungsfrage II.2 Auswirkungen der elterlichen Übereinstimmung auf die kindliche Verhaltens- und Sozialanpassung geprüft werden soll, sind zunächst

mit der Forschungsfrage II.1 grundsätzliche Unterschiede zwischen Müttern und Vätern sowie Unterschiede von Müttern und Vätern innerhalb einer Familie Gegenstand der Untersuchung.

Forschungsfrage II.1: **Wie unterscheiden sich Mütter und Väter in ihrem Erziehungsverhalten aus Selbst- und Fremdsicht insgesamt sowie innerhalb von Familien?**

Mit der ersten Forschungsfrage in der Studie II wird der Frage nachgegangen, welche Unterschiede zwischen Müttern und Vätern im berichteten Erziehungsverhalten nachzuweisen sind. Hierbei werden neben grundlegenden Unterschieden zwischen Männern und Frauen sowohl aus der Selbstperspektive als auch aus der Fremdperspektive auch Unterschiede innerhalb von Familien überprüft. Forschungsfrage II.1 gliedert sich daher in vier folgende Unterfragestellungen.

Frage II.1.1: Wie unterscheiden sich Mütter und Väter grundsätzlich in ihrem Erziehungsverhalten? Welche Rolle spielt hierbei das Geschlecht des Kindes und die Geschlechtsrollenorientierung?

Auch wenn vor allem aktuelle Studien im Kontext der Thematik „neue Väter" über die Zeit Veränderungen im väterlichen Erziehungsverhalten (vgl. Matzner, 2004) hin zu einem positiven, dem der Mutter gleichwertigen Erziehungsverhalten berichten (Beelmann et al., 2007; Fthenakis, 1985; Lamb, 1997b; Tamis LeMonda et al., 2004), werden dennoch Unterschiede im selbstberichteten Erziehungsverhalten von Müttern und Väter erwartet. Es besteht dabei die Hypothese, dass sich Mütter in ihrer Erziehung autoritativer verhalten als Väter, wie bereits einige vorausgehende Studien aufzeigen konnten (Conrade & Ho, 2001; Jaursch et al., 2009; Russell et al., 1998; Smetana, 1995). Entsprechend sollten Väter eher als autoritär und/oder vernachlässigend klassifiziert werden (vgl. Bornstein et al., 2011; Conrade & Ho, 2001; McKinney & Renk, 2008; Russell et al., 1998). Analog dazu sollten sie von weniger elterlichem Engagement, weniger positivem Erziehungsverhalten und mehr Strenge in ihrem Erziehungsverhalten berichten als Mütter. Zudem sollten sich Väter im Vergleich zu Müttern in ihrem Verhalten gegenüber einer Tochter und einem Sohn stärker unterscheiden (vgl. Lamb, 2004; McKinney & Renk, 2008; Siegal, 1987; Starrels, 1994). Gemäß einiger vormaliger Befunde sollten sich Väter in der Erziehung von Söhnen prinzipiell mehr engagieren (vgl. Aldous et al., 1998; Pleck, 1997) und sich Söhnen gegenüber strenger verhalten (vgl. Brachfeld-Child, 1986; Morgan et al., 1988; Tamis LeMonda et al., 2004). Hingegen wird erwartet, dass Väter sich im Erziehungs-

verhalten gegenüber von Töchtern einfühlsamer und liebevoller darstellen, wie es beispielsweise Seiffge-Krenke (2009) und Ecarius und Kollegen (2011) beschreiben.

Da sich laut Bulanda (2004) und Sabattini (2004) vor allem Väter, die ein traditionelleres Rollenverständnis innehaben, weniger in der Erziehung beteiligen, wird erwartet, dass Väter mit einem traditionellen Geschlechtsrollenverständnis, welches sich durch ein traditionelles Rollenverständnis und einer negativeren Einstellung zur Beteiligung von Vätern an der Erziehung auszeichnet, ein schlechteres Erziehungsverhalten zeigen. Somit sollte es auch einen Effekt der Geschlechtsrollenorientierung auf den Unterschied zwischen Müttern und Vätern im Erziehungsverhalten geben. Hier besteht die Hypothese, dass unter Berücksichtigung der Geschlechtsrollenorientierung die Geschlechtseffekte im Erziehungsverhalten fernbleiben bzw. sich zumindest reduzieren. Außerdem wird ein Interaktionseffekt von Geschlecht und Geschlechtsrollenorientierung auf das Erziehungsverhalten erwartet, da der Zusammenhang zwischen Geschlechtsrollen und Erziehungsverhalten bei Frauen voraussichtlich weniger bedeutsam ist als bei Männern.

Frage II.1.2: Wie unterscheidet sich Selbst- und Fremdsicht des Erziehungsverhaltens bei Müttern und Vätern?

Nachdem mit der *Frage II.1.1* generelle Geschlechtsunterschiede im berichteten Erziehungsverhalten aufgedeckt werden sollen, widmet sich die nächste *Frage II.1.2* zusätzlich zum eigenen wahrgenommenen Erziehungsverhalten auch dem wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils. Zunächst soll an dieser Stelle die eigene Selbstwahrnehmung mit der Fremdwahrnehmung des anderen Elternteils verglichen werden. Auch hier sollten die bereits mit *Frage II.1.1* beleuchteten Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten wieder auftauchen (Lamb, 2004; McKinney & Renk, 2008; Siegal, 1987; Starrels, 1994). Demnach sollten Männer dem anderen Elternteil ein besseres Erziehungsverhalten zuschreiben als sich selbst, bei Frauen sollte es umgekehrt sein. Bei dem Abgleich von Selbst- und Fremdaussagen innerhalb von Familien besteht die Hypothese, dass Unterschiede in den Einschätzungen der Elternteile bestehen – wie es bereits in den Studien von Russel und Kollegen (1998) und Winsler und Kollegen (2005) aufgezeigt wurde. Vor allem Väter sollten demnach die Mütter autoritativer, permissiver und weniger autoritär einschätzen als sich selbst. Aber auch bei Müttern sollten sich Unterschiede in der Wahrnehmung des eigenen und des Erziehungsverhaltens des anderen Elternteils aufzeigen lassen – dies vor allem im Bereich der autoritativen Erziehung, wie bereits Winsler und Kollegen (2005)

aufzeigen konnten. Ferner wird mit der *Frage II.1.2* untersucht, wie sehr sich selbst berichtetes Erziehungsverhalten des einen Elternteils vom fremd berichteten Erziehungsverhalten des anderen Elternteils unterscheidet. Es wird davon ausgegangen, dass hierbei nur mittlere Zusammenhänge dargelegt werden können und die stärkste Übereinstimmung in der positiven Erziehung und dem Engagement in der Erziehung aufgezeigt werden können (vgl. Winsler et al., 2005).

Frage II.1.3: Welche Unterschiede im Erziehungsverhalten lassen sich innerhalb von Familien nachweisen?

Zwar wird mit den ersten beiden Fragen zu Forschungsfrage II.1 aufgedeckt, wie sich Frauen und Männer generell in ihrem Erziehungsverhalten unterscheiden und ob sie sich gegenseitig einheitlich einschätzen, unklar bleibt aber immer noch, inwieweit das Erziehungsverhalten innerhalb von Familien zwischen Müttern und Vätern divergiert. Dies soll mit der *Frage II.1.3* beantwortet werden. Da unabhängig von der Operationalisierung der Unterschiede bzw. Übereinstimmung im Erziehungsverhalten zwischen Müttern und Vätern innerhalb von Familien im Mittel nur mittlere Übereinstimmungen gefunden werden konnten (z. B. Block et al., 1981; Jouriles et al., 1991; Klepp et al., 2009; Lindsey & Mize, 2001; Russell & Russell, 1994), wird auch in der vorliegenden Studie davon ausgegangen, dass die Übereinstimmung von Müttern und Vätern in den Familien im mittleren Bereich liegt. Bei Messung der Übereinstimmung mittels Korrelationen sollte die mittlere Übereinstimmung bei $r \approx .50$ liegen (vgl. Block et al., 1981; Lindsey & Mize, 2001; Russell & Russell, 1994). Hierbei sollte es unabhängig sein, ob die Selbstaussage zum Erziehungsverhalten des einen Elternteils mit der Fremdaussage des deselben Elternteils verglichen wird oder ob die beiden Selbstaussagen von Mutter und Vater miteinander in Beziehung gebracht werden.

Forschungsfrage II.2: **Wie wirken sich das Erziehungsverhalten von Mutter und Vater sowie die Unterschiede im Erziehungsverhalten von Mutter und Vater auf das Verhalten des Kindes aus? Welche Bedeutung hat das Geschlecht des Kindes?**

Auch die Forschungsfrage 2 der Studie II, die den Fokus der Erziehung und der Unterschieden auf das Verhalten des Kindes legt, gliedert sich in zwei weitere Unterfragestellungen.

Frage II.2.1: Welche Auswirkung hat das Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern auf das Verhalten von Mädchen und Jungen?

Das Erziehungsverhalten, das aus theoretischer Perspektive vor allem als zielgerichtetes elterliches Handeln betrachtet wird und das dazu dient, erwünschte Verhaltensweisen und Dispositionen des Kindes zu fördern bzw. unerwünschte Dispositionen und Verhaltensweisen zu begrenzen oder abzubauen (Brezinka, 1999; Fuhrer, 2009), gilt als ein wesentlicher Einflussfaktor auf die kindliche Verhaltensanpassung (z. B. Schneewind, 2010; Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011). Die *Frage II.2.1* beschäftigt sich daher mit den Effekten des Erziehungsverhaltens der Eltern auf das Problem- und Sozialverhalten der Kinder. Es wird davon ausgegangen, dass eine autoritative Erziehung als am geeignetsten für eine positive Entwicklung des Kindes ist (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; Baumrind, 1991; Fuhrer, 2007, 2009; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg et al., 1999). Ein durch positives Erziehungsverhalten und Engagement sowie durch ein gemäßigtes Maß an Strenge und Kontrolle geprägtes elterliches Verhalten ist demnach förderlich für die Entwicklung sozial-emotionaler Kompetenzen (vgl. z. B. Hastings et al., 2007; Reichle & Franiek, 2009; Zimmer-Gembeck & Thomas, 2010) und gilt als Schutzfaktor für die Entwicklung von internalisierenden (vgl. z. B. Caron et al., 2006; Javo et al., 2004), wie Aufmerksamkeitsschwächen und emotionale Auffälligkeiten sowie externalisierenden Verhaltensproblemen (vgl. z. B. Beelmann et al., 2007; Kötter et al., 2010; Pereira et al., 2009), wie oppositionell-aggressives Verhalten oder/und Hyperaktivität. Es wird trotz Befunden (Aunola & Nurmi, 2005; Fletcher et al., 1999; Martin et al., 2010; Verhoeven et al., 2010), die dem väterlichen Erziehungsverhalten wenig Tragweite zuschreiben, davon ausgegangen, dass die Effekte des Erziehungsverhaltens auf die kindliche Anpassung für das Erziehungsverhalten von Müttern und Väter gilt, unabhängig, ob Selbst- oder Fremdaussagen des Erziehungsverhaltens betrachtet werden. Da das Erziehungsverhalten von geschlechtsstereotypen Einstellungen der Eltern geprägt ist (Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011), wird erwartet, dass sich die Effekte des Erziehungsverhaltens für Mädchen und Jungen unterschiedlich ausgestalten (vgl. Baumrind, 1991). So sollte sich ein negatives Erziehungsverhalten bei Mädchen vor allem auf internalisierende Verhaltensprobleme (vgl. Webster-Stratton, 1996) und bei Jungen auf externalisierende Verhaltensprobleme auswirken (Kim et al., 2005).

Frage II.2.2: Wie wirken sich Unterschiede im Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern auf das Verhalten von Mädchen und Jungen aus?

Da gerade aus systemischer Perspektive (vgl. Kapitel 2.4) der Passung elterlicher Erziehungsstrategien eine besondere Rolle zukommt (vgl. Belsky et al., 1995;

Gabriel & Bodenmann, 2006), werden mit der *Frage II.2.2* die Effekte von Unterschieden und die Bedeutung der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater in einer Familie illustriert. Zentrale Hypothesen bei der Überprüfung der Auswirkung der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater bilden die beiden aus der Theorie (vgl. Kapitel 4.2) ableitbaren konkurrierenden Hypothesen *Diskrepanzhypothese* (z. B. Block et al., 1981; Deal et al., 1989; Fletcher et al., 1999; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale & Rasmussen, 1998; McKinney & Renk, 2008; Verhoeven et al., 2010) und *Kompensationshypothese* (z. B. Fletcher et al., 1999; Laible & Carlo, 2004; Langmeyer et al., 2010; Martin et al., 2007, 2010; McKinney & Renk, 2008; Meteyer & Perry-Jenkins, 2009; Ryan et al., 2006; Simons & Conger, 2007; Verhoeven et al., 2010). Hiermit werden die Effekte des Aufeinandertreffens verschiedener Erziehungsverhaltensweisen und Erziehungsstile für das Kind beschrieben und der Frage nachgegangen, ob es sich negativ auf das Verhalten des Kindes auswirkt, wenn die Eltern in ihrem Erziehungsverhalten nicht kongruent sind bzw. ob es ausreicht, wenn ein Elternteil ein positives autoritatives Erziehungsverhalten aufzeigt. Es besteht die Hypothese, wie einige Studien zeigen konnten (Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; McKinney & Renk, 2008; Verhoeven et al., 2010), dass eine Übereinstimmung im Erziehungsverhalten nur dann positive Auswirkungen auf das Problemverhalten des Kindes sowie dessen Sozialkompetenz hat (vgl. Lindsey & Mize, 2001), wenn es sich ebenso um positives Erziehungsverhalten handelt. Zusätzlich wird, anders als beispielsweise von Jaursch und Kollegen (2009) sowie Huber (2008) ausgeschlossen, mit möglichen Kompensationseffekten gerechnet. Dies sollte sowohl für Mütter, als auch für Väter gelten (vgl. z. B. Fletcher et al., 1999; Martin et al., 2007, 2010; McKinney & Renk, 2008; Meteyer & Perry-Jenkins, 2009; Ryan et al., 2006; Verhoeven et al., 2010), wobei, wie vorangehende Studien (z. B. Simons & Conger, 2007) zeigen, eine Kompensation nur insofern möglich sein wird, wenn das zu kompensierende Erziehungsverhalten kein stark negatives (wie der vernachlässigende Erziehungsstil), sondern eher ein ausbleibendes Erziehungsverhalten (wie der permissive Erziehungsstil) ist. Es wird nicht erwartet, wie es beispielsweise Martin und Kollegen (2010) nachweisen konnten, dass gerade bei besonders schlechtem Erziehungsverhalten des einen Elternteils eine Kompensation möglich ist. Bislang untersuchten nur sehr wenige Studien Geschlechtsunterschiede des Kindes bei den Effekten von Unterschieden zwischen Müttern und Vätern in der Erziehung. Dieses Defizit soll mit der vorliegenden *Frage II.2.2* ebenfalls beantwortet werden. In einem eher explorativen Charakter werden Geschlechtseffekte kontrolliert. Hierbei besteht einerseits die Hypothese, wie Block

und Kollegen (1981) herausfanden und mit den Ergebnissen der Scheidungsforschung in Bezug bringen, dass für Jungen die Übereinstimmung in der Erziehung wichtiger ist, andererseits besteht die Hypothese, dass eher für Mädchen ein einheitliches Erziehungsklima bedeutsamer ist (vgl. Meteyer & Perry-Jenkins, 2009). Die beschriebenen Effekte sollten unabhängig von den Selbst- und Fremdaussagen eines Elternteils betrachtet werden oder die beiden Selbstaussagen zum eigenen Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern einer Familie analysiert werden und sich nachweisen lassen.

Diese Fragestellungen in der Studie II werden anhand von Daten der Intensivbefragung der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ beantwortet. Im Folgenden werden die Methode (Kapitel 4.4) und Ergebnisse der Studie (Kapitel 4.5) vorgestellt. Abschließend werden die Ergebnisse diskutiert und mit bisherigen Studien verglichen (Kapitel 4.6).

4.4 Methode Studie II „Gemeinsames Sorgerecht“

Im Folgenden werden die Stichprobenziehung sowie die Stichprobenzusammensetzung dargestellt. Anschließend werden die für die Analysen herangezogenen Konstrukte und Prüfverfahren vorgestellt.

4.4.1 Stichprobenziehung und Stichprobe Intensivbefragung „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (gemeinsames Sorgerecht)

Wie bereits im Kapitel 3.4.1 erläutert, baut die Intensivbefragung auf der Kurzbefragung auf, sodass die Teilnehmenden der standardisierten Kurzbefragung die Basis der Stichprobe für die Intensivbefragung bilden. Es wurden vor allem diejenigen Elternpaare ausgewählt, die bei der Geburt des Kindes nicht miteinander verheiratet waren und gleichzeitig eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil hatten. Es wurde auch hier jedem Elternteil jeweils ein eigener Fragebogen mit dem Titel „Fragebogen zur Familiensituation“ mit einem Anschreiben und einem Rückkuvert zugesandt. Um erstens die Rücklaufquote zu erhöhen und zweitens den Rücklauf zu beschleunigen, erhielten die Teilnehmenden entweder 10 € in bar oder einen Universal-Einkaufsgutschein im Wert von 10 €, wenn sie den Fragebogen bis zu einem bestimmten Datum zurückgesandt hatten. Um die Angaben der Kurzbefragung mit denen der Intensivbefragung verknüpfen zu können, wurden beide Fragebögen mit einer Codenummer versehen, aus der auch hervorgeht, welche Elternteile zusammengehören.

Insgesamt sind an 898 Elternteile Anschreiben und Fragebögen verschickt wor-

den. Davon haben 463 Eltern an der Intensivbefragung der Studie teilgenommen. Elf Briefe kamen aufgrund falscher Adressdaten zurück. Die bereinigte Rücklaufquote beträgt somit 52,2 % und ist damit sehr zufriedenstellend.

Für die kombinierten Analysen von Kurz- und Intensivfragebogen mussten fünf Datensätze ausgeschlossen werden, da vier Intensivfragebögen von Frauen derjenigen Männer, die den entsprechenden Kurzfragebogen ausgefüllt haben, beantwortet wurden. In einem Fall war es umgekehrt. Hier hatte die Frau den Kurzfragebogen ausgefüllt, der Mann den Intensivfragebogen. Ein weiterer Intensivfragebogen musste von den Analysen ausgeschlossen werden, da die Mutter beide Fragebögen ausgefüllt hat.

Wie sich die Stichprobe der Teilnehmenden der Intensivbefragung demograf der isch zusammensetzt, soll im Folgenden betrachtet werden.

Individueller Datensatz

Für die Analysen der Studie II wurden nur diejenigen 349 Personen ausgewählt, die aktuell eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil führen, unabhängig davon, wie die Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes war. Für die folgenden Analysen stehen Angaben von 228 (65.3 %) befragten Frauen und 121 (34.7 %) befragten Männern der Intensivbefragung zur Verfügung. Darunter sind 87 Paare enthalten. Um nicht fälschlicherweise diesen abhängigen Daten Gewicht zuzuschreiben, werden im Folgenden alle Analysen getrennt für Frauen und Männer durchgeführt. Abschließend werden in den Ergebnissen mit den 87 Paaren dyadische Analysen durchgeführt. Die Geschlechtsverteilung entspricht derjenigen der Kurzbefragung (vgl. Kapitel 3.4.2).

Alter und Region: Das durchschnittliche Alter der Frauen beträgt *M(SD)* = 34.48 (5.75) Jahre, das der Männer liegt mit *M(SD)* = 37.08 (7.76) Jahren etwas darüber. Die jüngste Teilnehmerin ist 19 Jahre alt und der älteste Teilnehmer 61 Jahre. 39.4 % der Frauen und 35.8 % der Männer stammen aus Ostdeutschland. 65.5 % der Frauen sowie 61.7 % der Männer leben in Großstädten, die restlichen 34.5 % bzw. 38.3 % in ländlichen Regionen.

Erwerbstätigkeit und Einkommen: Die Mehrheit der Frauen ist mit 35.0 % Teilzeit erwerbstätig, 25.2 % der Frauen sind Vollzeit erwerbstätig, weiter 9.6 % Frauen arbeiten stundenweise. Lediglich 3.1 % der Frauen sind arbeitslos, 8.8 % sind Hausfrau und 12.8 % sind in Elternzeit. Weitere 1.8 % sind in Umschulung und weitere 3.7 % sind anderweitig erwerbstätig. Bei den Männern ist hingegen die Mehrheit mit 78.5 % Vollzeit erwerbstätig und nur 5.8 % arbeiten Teilzeit. Weitere 6.6 % der Männer sind arbeitslos und 3.3 % in Umschulung. Lediglich 1.7 % der Männer sind Hausmann und 4.4 % sind anderweitig erwerbstätig. Der

Arbeitsverdienst beträgt bei Frauen am häufigsten 1.000 bis unter 1.500 € und bei den Männern 1.000 bis 2.500 € pro Monat.

Partnerschaftssituation der Befragten: Der größte Anteil der Frauen(94.3 %) und Männer (95.9 %) lebt derzeit mit einem Partner oder einer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt. Die übrigen 5.7 % der Frauen und 4.1 % der Männer haben einen Partner, leben mit diesem aber nicht in einem Haushalt. Zur Geburt des Kindes hatten 90.4 % der Frauen und 90.9 % der Männer eine nichteheliche Lebensgemeinschaft mit dem anderen Elternteil, mit welchem sie auch in einem gemeinsamen Haushalt gelebt haben (NEL), 7.9 % der Frauen und 8.3 % der Männer eine nichteheliche Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt (LAT) und 1.8 % der Frauen sowie 0.8 % der Männer keine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil.

Geschlecht, Alter und Wohnort des Zielkindes: Circa die Hälfte (Frauen: 51.8 %, Männer: 46.3 %) der Zielkinder ist weiblichen Geschlechts. Im Mittel sind die Kinder, die in den Jahren 2005, 2006 oder 2007 geboren wurden, rund vier Jahre alt (Frauen: *M(SD)* = 4.08(0.91); Männer: *M(SD)* = 4.21(0.98)). Das jüngste Kind ist 2,4 Jahre und das Älteste 5,5 Jahre alt. Diese Kinder leben bei 94.2 % der Frauen und 95.9 % der Männer gemeinsam mit der befragten Person und dem anderen Elternteil in einem Haushalt und zu 5.3 % bzw. 4.1 % überwiegend bei der befragten Person. Weitere 0.4% der Frauen geben „sonstiges" auf die Frage, wo das Kind lebt, an.

Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen: Die überwiegende Mehrheit der befragten Frauen (68.8 %) und Männer (76.7 %) der Intensivbefragung haben übereinstimmende Sorgeerklärungen abgegeben. Folglich haben dies nur 31.3 % der Frauen und 23.3 % der Männer nicht getan.

Dyadischer Datensatz

Die 87 Frauen und Männer, welche in einer gemeinsamen Partnerschaft leben und ein gemeinsames nichteheliches Kind haben und somit für dyadische Analysen herangezogen werden können, unterscheiden sich in ihrer Demografie nicht wesentlich von der oben dargestellten Stichprobe des für individuelle Analysen zur Verfügung stehenden Datensatzes. Im Mittel sind die Frauen *M(SD)* = 33.44 (6.13) Jahre alt, die Männer mit *M(SD)* = 36.51 (7.70) etwas älter. Etwas mehr als im obigen Datensatz mit 41.9 % der Familien stammen aus Ostdeutschland und etwas weniger mit 57.0 % leben in Großstädten, die restlichen 43.0 % leben in ländlichen Regionen. Die Mehrheit der Frauen ist mit 32.2 % Teilzeit erwerbstätig, 27.6 % der Frauen sind Vollzeit erwerbstätig. Bei den Männern ist hingegen auch, wie im obigen Datensatz, die Mehrheit mit 80.5 % Vollzeit erwerbstätig und

nur 4.6 % arbeiten Teilzeit. Die Frauen verdienen an häufigsten ebenfalls 1.000 bis unter 1.500 €, die Männern am häufigsten 2000 bis unter 2.500 € pro Monat. Bis auf eine Familie leben alle Familien (98.9 % in einem gemeinsamen Haushalt). In der anderen Familie führen die Eltern eine LAT-Beziehung. Auch bei der Geburt des Kindes lebten bereits die meisten Paare (94.3 %) in einer Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt. Nur 5.7 % führten bei Geburt des Kindes eine LAT-Beziehung. 36.8 % der Eltern haben nach der Geburt des Kindes geheiratet. Auch in diesem Datensatz ist circa die Hälfte der Zielkinder weiblichen Geschlechts (51.7 %) und die Kinder sind im Mittel *M(SD)* = 4.15(0.99) Jahre alt. 70 % der Eltern haben die gemeinsame Sorge für das Zielkind aufgrund der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erhalten.

Im Folgenden werden zunächst die in Studie II verwendeten Indikatoren und Analyseverfahren beschrieben und vorgestellt.

4.4.2 Operationalisierung Studie II „Gemeinsames Sorgerecht"

Der Intensivfragebogen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" mit dem Titel „Fragebogen zur Familiensituation", welcher wie der Kurzfragebogen gleichermaßen von Müttern und Vätern ausgefüllt werden kann, beginnt nach einer Deckblattseite und einer kurzen Einführung mit Hinweisen zu den Inhalten und zum Ausfüllen und gliedert sich danach in folgende neun Elemente:

(1) Demografische Angaben zur eigenen Person und zum Zielkind, Angaben zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen und zur derzeitigen Sorgerechtsregelung,

(2) Angaben zur Einstellung bezüglich der Rolle von Müttern und Vätern,

(3) Fragen zum Verständnis des gemeinsamen Sorgerechts,

(4) Angaben zur Persönlichkeit des Kindes und zum Kontakt sowie zum zeitlichen Engagement der Eltern,

(5) Angaben zum Erziehungsverhalten, zur Elternrolle und zur Aufgabenverteilung der Eltern in der Erziehung,

(6) Angaben zur Persönlichkeit und zum Problemverhalten der Eltern,

(7) Angaben zur derzeitigen Familiensituation, zum aktuellem Partner/zur aktuellen Partnerin und ggf. zum anderen Elternteil,

(8) Angaben zur Beziehung zum anderen Elternteil und zur elterlichen Kooperation,

(9) Angaben zur aktuellen Partnerschaft.

Ausführlichere Angaben zur Ausgestaltung dieser Bereiche, vor allem derer, die

in vorliegender Studie nicht zum Einsatz kommen, finden sich in Langmeyer und Walper (2013c). Der Fragebogen selbst ist, wie der Kurzfragebogen, dem Anhang des vorgezogenen Endberichts für das Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" (Jurczyk & Walper, 2010) zu entnehmen. Die zur Auswertung der Forschungsfragen II.1 und II.2 ausgewählten Variablen werden im Folgenden detaillierter beschrieben.

Eigenes und vom anderen Elternteil wahrgenommenes Erziehungsverhalten und Geschlechtsrollenorientierung

Im Intensivfragebogen „Eltern Werden ohne Trauschein. Fragebogen zur Familiensituation" des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern", der von einer Teilstichprobe der Kurzbefragung ausgefüllt wurde (Langmeyer & Walper, 2013c), werden Angaben zum eigenen Erziehungsverhalten sowie zum wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils erhoben. Dies geschieht anhand von 26 Items, die aus dem Instrument „Deutsche Version des Alabama Parenting Questionnaire" (APQ Lösel et al., 2003) und dem Itempool zur Erfassung des Erziehungsverhaltens aus der pairfam-Studie (Huinink et al., 2010, 2011; Wendt et al., 2011) ausgewählt und so modifiziert wurden, dass sie sowohl für Selbst- als auch Fremdberichte einsetzbar sind.

Für die folgenden Analysen werden diejenigen 17 Items ausgewählt, welche die beiden Dimensionen „Wärme und Zuneigung" und „Strenge und Kontrolle" nach Baumrind (1991) abbilden und somit auch die vier renommierten Erziehungsstile (autoritativ, permissiv, autoritär, vernachlässigend, Baumrind, 1991; Maccoby & Martin, 1983) skizzieren. Dies sind einerseits Items der beiden Skalen elterliches Engagement und positive Erziehung aus dem APQ (Lösel et al., 2003), welcher ursprünglich von Frick (1991; Shelton, Frick & Wootton, 1996) entwickelt wurde. Der APQ wurde mehrfach ins Deutsche übersetzt (z. B. auch Reichle & Franiek, 2009) und ist ein renommiertes Instrument zur Erfassung spezifischer Erziehungspraktiken (Petermann & Petermann, 2006). Positive Erziehung wird einerseits mit drei der sechs von Lösel und Kollegen (2003) vorgeschlagenen Items erhoben. Zusätzlich werden die Items zur positiven Erziehung durch die drei Items der Skale emotionale Wärme aus pairfam (Wendt et al., 2011) ergänzt, die ursprünglich dem Fragebogen zum erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten entnommen wurden (Jaursch, 2003; vgl. auch Perris, Jacobsson, Linndström, Knorring & Perris, 1980; FEE Schumacher, Eisemann & Brähler, 1999). Da der Wortlaut der aus dem APQ ausgeschlossenen Items dem der Items der emotionalen Wärme sehr ähnlich ist, lassen sich diese Items gut zu einer Skala zusammenfassen. Das elterliche Engagement wird mit einer auf sechs Items gekürzten Ver-

sion der 10-Item Skala von Lösel und Kollegen (2003) erfasst. Hierfür wurde die für die Alterskategorie der Kinder am geeignetsten erscheinenden Items ausgewählt. Die Strenge in der Erziehung wird mit der Skala strenge Kontrolle operationalisiert, die in pairfam in einer vier-Item-Variante eingesetzt wird (Wendt et al., 2011). Sie wird um ein weiteres Item „nicht zulassen, dass das Kind einem widerspricht“ aus der Orginal-Version der Skala (Schwarz, B., Walper, Gödde & Jurasic, 1997) ergänzt. Für die Angaben zum eigenen Erziehungsverhalten wurde die Aussage mit „Ich tue das…“ und für die Angaben zum vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten mit „Der andere Elternteil tut das…“ eingeleitet. Das Antwortformat reichte von *1* = nie über *2* = selten, *3* = manchmal, *4* = oft hin zu 5 = sehr oft. Aufgrund von Reliabilitätsverschlechterungen und uneindeutigen Faktorladungen in Hauptachsenanalysen muss für jede der drei Skalen zum Erziehungsverhalten ein Item ausgeschlossen werden. Dies betrifft folgende Items: Elterliches Engagement: das Kind persönlich zu seinen Freizeitaktivitäten bringen; positive Erziehung: das Kind belohnen, wenn es brav war oder sich gut verhalten hat; strenge Kontrolle: sich nicht von Regeln und Verboten abbringen lassen. Möglicherweise sind diese Items für Eltern mit Kindern der vorliegenden Altersgruppe von drei bis fünf Jahren (noch) nicht geeignet. Der genaue Wortlaut der für die Analysen herangezogenen Items ist in den Ergebnissen in Tabelle 24 auf S. 205 zu entnehmen. Die Items sind dort entsprechend der Skalenzugehörigkeit mit (E) = elterliches Engagement, (P) = positive Erziehung und (S) = strenge Kontrolle gekennzeichnet.

Da die beiden Skalen elterliches Engagement und positive Erziehung hoch miteinander korrelieren wird für ausgewählte Analysen aus diesen beiden Skalen der Sekundärfaktor Liebe gebildet.

In beiden Datensätzen sind sowohl für Frauen als auch für Männer die Reliabilitäten der Skalen zum elterlichen Engagement und zur positiven Erziehung mit $\alpha \geq .68$ zufriedenstellend (vgl. Tabelle 17). Die internen Konsistenzen der Skalen zur strengen Kontrolle sind etwas niedriger. Aufgrund der geringen Itemanzahl allerdings auch noch annehmbar.

Tabelle 17: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung des eigenen und vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhaltens

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α			
			individuelle Daten		dyadische Daten	
			♀	♂	♀	♂
Elterliches Engagement selbst	mit dem Kind spielen oder etwas unternehmen	5	.70	.78	.76	.78
Elterliches Engagement aE	mit dem Kind spielen oder etwas unternehmen	5	.81	.76	.84	.77
Positive Erziehung selbst	das Kind loben	5	.70	.78	.68	.77
Positive Erziehung aE	das Kind loben	5	.81	.74	.81	.75
Liebe selbst	Sekundärfaktor elterliches Engagement und positive Erziehung selbst	10	.79	.85	.81	.86
Liebe aE	Sekundärfaktor elterliches Engagement und positive Erziehung aE	10	.88	.83	.89	.83
Strenge Kontrolle selbst	das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut	4	.61	.63	.64	.56
Strenge Kontrolle aE	das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen den Willen des aE tut	4	.59	.66	.72	.60

Anmerkung: aE = anderer Elternteil.

Im Intensivfragebogen wird neben dem Erziehungsverhalten ebenfalls die Geschlechtsrollenorientierung der Eltern erhoben. Sie wird mit den beiden von Wolfgang und Künzler (2001) entwickelten Skalen traditionelle Geschlechtsrollen und aktivere Vaterrolle gemessen. Die Aussagen der sieben Items werden den Eltern gemischt mit anderen Aussagen beispielsweise zur Einstellung zur Ehe zu Beginn des Fragebogens vorgelegt. Die Einleitungsfrage lautete: „Wie sehen Sie die Rolle von Müttern und Vätern? Wie sehr stimmen Sie den folgenden Aussagen zu?" Das Antwortformat reichte entsprechend von *1* = stimme überhaupt nicht zu bis *5* = stimme voll und ganz zu. Der genaue Wortlaut der Items ist in der Tabelle 71 im Anhang wiedergegeben. Die Tabelle 18 macht deutlich, dass auch für diese beiden Skalen die Reliabilitäten für die Aussagen der Frauen und Männer in beiden Datensätzen gebührend sind.

Tabelle 18: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung der Geschlechtsrollenorientierung

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α			
			individuelle Daten		dyadische Daten	
			♀	♂	♀	♂
Traditionelle Geschlechtsrollen	Das Familienleben leidet darunter, wenn die Frau voll berufstätig ist.	5	.75	.80	.72	.81
Aktivere Vaterrolle	Männer sollten sich täglich an allen Aspekten der Kindererziehung beteiligen.	2	.56	.58	.63	.57

Verhalten des Kindes

Das Verhalten des Kindes wird in vorliegender Studie mit emotionalen und Verhaltensproblemen des Kindes als Indikator für Belastungen des kindlichen Wohlbefindens erfasst. Als Instrument zur Operationalisierung dieser Verhaltensprobleme und emotionaler Probleme wird eine aus 35 Items bestehende für Forschungszwecke entwickelte Kurzform der Elternversion des Verhaltensbeurteilungsbogen für Vorschulkinder[13] (VBV 3-6 Berner, Fleischmann & Döpfner, 1992) eingesetzt. Die Skalenunabhägigkeit und die Faktorstabilität der Originalversion des VBV 3-6 (Döpfner, Berner, Fleischmann & Schmidt, 1993) sind bestätigt (Renner, Zenglein & Krampen, 2004). Ebenfalls liegen Befunde zur Validität vor. So konnten Zusammenhänge zu Entwicklungsauffälligkeiten (Tröster & Reineke, 2007) sowie zu klinischen Diagnosen nach ICD-10 aufgezeigt werden (Döpfner et al., 1993; Renner et al., 2004). Der VBV 3-6 erfasst Verhaltensauffälligkeiten von Kindern im Vorschulalter anhand der vier Subskalen oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten. Die Eltern beurteilen mit einem Antwortformat von *0* = nie, *1* = selten, *2* = manchmal, *3* = oft, *4* =sehr oft, wie häufig die vorgelegten Verhaltensweisen bei ihrem Kind im Zeitraum von vier Wochen aufgetreten sind. Die genauen Itemformulierungen finden sich in der Tabelle 98 (Anhang). Die von Berner und Kollegen (1992) vorgeschlagene Itemreihenfolge wird beibehalten. Die Items werden mit der Frage „Wie ist Ihr Kind? Wie häufig traten folgende Verhaltensweisen bei Ihrem Kind in den letzten vier Wochen auf?“ eingeleitet. Die Reliabilitäten (vgl. Tabelle 19) der Skalen oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer, sozial-emotionale Kompetenzen sind für Frauen und Männer beider Datensätze sehr zufriedenstellend und mit den von Berner und

[13] Ich danke Herrn Prof. Dr. Manfred Döpfner für die zur Verfügungstellung der Itemwortlaute.

Kollegen (1992) vorgestellten Kennwerten vergleichbar. Für die Skala emotionale Auffälligkeiten sind die Reliabilitäten etwas schlechter. Auch durch Auslassung einzelner Items hätte Cronbach`s α nicht verbessert werden können.

Tabelle 19: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung des Verhalten des Kindes

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α			
			individuelle Daten		dyadische Daten	
			♀	♂	♀	♂
Oppositionell-aggressives Verhalten	Ist anderen gegenüber körperlich aggressiv (schlagen oder kratzen oder beißen oder spucken oder mit Gegenständen werfen oder an den Haaren ziehen usw.).	10	.83	.83	.83	.84
Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer	Ist ständig auf Achse und bleibt nur kurze Zeit an einem Platz.	8	.74	.70	.74	.70
Sozial-emotionale Kompetenzen	Erzählt den Eltern von sich aus, was es erlebt hat.	8	.72	.73	.78	.71
Emotionale Auffälligkeiten	Fängt schnell an zu weinen, ist sehr empfindsam.	9	.64	.65	.59	.59

Der Indikator Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer wird im folgenden Aufmerksamkeitsschwächen benannt.

4.4.3 Prüfverfahren Studie II

Datenimputation

Da es bei Ausschluss von Daten mit fehlenden Werten (Listwise Deletion) neben einer starken Reduktion des Stichprobenumfangs auch zu stark verzerrten Parameterschätzungen kommen kann (Lüdtke, Robitzsch, Trautwein & Köller, 2007; Schafer & Graham, 2002), wird in den folgenden Studien von solchen klassischen Verfahren[14] des Umgangs mit fehlenden Werten abgesehen. Statt dessen wird die Methode der Datenimputation angewandt (z. B. Enders, 2010). Vorteil hierbei ist einerseits die Effizienz, da keine Personen von den Analysen ausgeschlossen werden, andererseits werden dadurch, dass die beobachteten Informationen zur Imputation der fehlenden Werte verwendet werden, die Schätzungen präziser. Zugleich erhält man einen vollständigen Datensatz, womit die Analyse mit Stan-

[14] Nach Lüdtke und Kollegen (2007) zählen hierzu neben der Liswise Deletion auch die Pairwise Delition und die Gewichtung.

dardverfahren durchgeführt werden kann (Lüdtke et al., 2007). Gegenüber der einfachen (single) Imputation hat die Multiple Imputation gewisse Vorteile: Beispielsweise zählt hierzu die Nicht-Reduktion der Varianz der Daten, was bei einer Mittelwertsimputation (Mean Substitution) auftreten würde. Ein weiterer Vorteil ist, dass, auch wenn bei der Multiplen Imputation ein zufälliges Fehlen der Daten (Missing At Random; zur Klassifikation fehlender Werte siehe Rubin, 1976) eine Voraussetzung ist, es scheint, wie Simulationsstudien (Collins, Schafer & Kam, 2001; Newman, 2003; Sinharay, Stern & Russell, 2001) zeigen, dass auch bei nicht zufällig fehlenden Daten (Missing Not At Random) der Bias der Parameterschätzungen in einem vertretbaren Rahmen bleibt (Lüdtke et al., 2007). Trotz dieser Vorteile wird von einer Multiplen Imputation abgesehen, da einerseits die Anzahl der fehlenden Werte, unter den Personen, die überhaupt fehlende Werte aufweisen, im Mittel bei lediglich 2.5 % liegt und außerdem die vorliegenden Berechnungen je nach Anzahl der Imputationen mehrfach durchgeführt und abschließend zusammengeführt werden müssten. Deshalb erfolgt die einfache Datenimputation mit dem zu den Maximum-Likelihood-Verfahren gehörenden Expectation-Maximization (EM)-Algorithmus (Dempster, Laird & Rubin, 1977) mittels des SPSS-Moduls „Analyse fehlender Werte“, welcher neben der Multiplen Imputation als bewährtes Verfahren beschrieben wird (Schafer & Graham, 2002) und auch bereits in vielen Studien eingesetzt wurde (z. B. Schaer, 2012; Schmahl, 2012).

Der signifikante MCAR-Test ($\chi^2 = 34516.73$, $df = 31957$, $p < .05$) weist darauf hin, dass die fehlenden Daten nicht völlig zufällig ist. Die Daten fehlen möglicherweise zufällig (missing at random – MAR) oder fehlen nicht zufällig (missing at random – NMAR).

Prüfverfahren für die Forschungsfrage II.1

Um bei der Überprüfung von Geschlechtseffekten in den einzelnen Erziehungsskalen elterliches Engagement, positive Erziehung und strenge Kontrolle im individuellen Datensatz zur Beantwortung von *Frage II.1.1* eine α-Fehler-Inflationierung zu vermeiden und die Zusammenhänge der Erziehungsskalen zu berücksichtigen, werden keine einzelnen univariaten Tests, wie z. B. einzelne T-Tests für jede Erziehungsskala berechnet, sondern mittels des multivariaten Verfahrens des Allgemeinen Linearen Modells gleichzeitig für alle Erziehungsskalen Geschlechtsunterschiede als Haupteffekt überprüft (Modell I). In einem zweiten Modell (Modell II) wird als ein zweiter Haupteffekt das Geschlecht des Kindes sowie ein Interaktionsterm von Geschlecht der befragten Person mal Geschlecht des Kindes im Modell aufgenommen, damit die Hypothese überprüft werden

kann, ob sich Männer gegenüber Söhnen engagierter und strenger verhalten als gegenüber Töchtern. Anschließend werden einerseits mittels getrennter bivariater Regressionen jeweils für Frauen und Männer die beiden Geschlechtsrollenskalen traditionelle Geschlechtsrolle und aktive Vaterrolle mit den Erziehungsskalen in Beziehung gebracht sowie andererseits in einem dritten allgemeinen linearen Modell (Modell III) nochmals das Geschlecht der befragten Person als Haupteffekt und zusätzlich die beiden Geschlechtsrollenskalen als Kovariaten sowie die beiden Interaktionsterme der Geschlechtsrollenskalen mit dem Geschlecht der befragten Person aufgenommen. Zusätzlich werden zur Kontrolle von Geschlechtseffekten in den Geschlechtsrollenskalen zwei T-Tests für unabhängige Stichproben entsprechend der Homogenität der Varianzen, welche mittels des Levene-Test ermittelt wird, entweder als T-Test für homogene Varianzen oder als T-Test für heterogene Varianzen berechnet.

Für die *Frage II.1.2*, die Unterschiede zwischen selbst- und fremdberichtetem Erziehungsverhalten untersucht, werden mit dem individuellen Datensatz getrennt für Frauen und Männer jeweils drei gepaarte T-Tests für die drei oben genannten Erziehungsskalen berechnet. Mit dem dyadischen Datensatz werden anfänglich ebenfalls getrennt für Frauen und Männer bivariate Produkt-Moment-Korrelationen nach Pearson für die entsprechenden Selbst- und Fremdeinschätzungen im Erziehungsverhalten berechnet. Dies erfolgt aus Vergleichsgründen zur Studie von Winsler und Kollegen (2005). Zur Gegenüberstellung der für jede der drei Erziehungsskalen vier Einschätzungen (Selbst- und Fremdeinschätzung Frauen, Selbst- und Fremdeinschätzung Männer) wird je eine Varianzanalyse mit Messwiederholung berechnet. Beim Vorliegen von Varianz- bzw. Kovarianzungleichheit (Sphärizität), bestimmt mittels des Mauchly-W-Tests, wird eine Korrektur der Überschreitungswahrscheinlichkeit p nach Greenhouse-Geisser vorgenommen. Gemäß der Fragestellung werden hier nicht die multivariaten Effekte berichtet, die systemische Unterschiede zwischen sowie innerhalb der Personen kontrollieren, sondern die Innersubjekteffekte (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 431ff.). Leider können für die Messwiederholungsfaktoren (Innersubjekteffekte) keine Post-Hoc-Tests berechnet werden (Bühl, 2011), deshalb werden hier gleichermaßen wie mit dem individuellen Datensatz darüber hinaus 18 gepaarte T-Tests für alle möglichen sechs Kombinationen (Mutter selbst – Mutter anderer Elternteil, Vater selbst – Vater anderer Elternteil, Mutter selbst – Vater selbst, Mutter anderer Elternteil – Vater anderer Elternteil, Mutter selbst – Vater anderer Elternteil, Vater selbst – Mutter anderer Elternteil) berechnet.

Zur Überprüfung der für die vorliegende Studie II zentralen *Frage II.1.3* zur Bestimmung von Unterschieden im Erziehungsverhalten innerhalb von Familien,

deren Auswirkung auf das Verhalten der Kinder anschließend in *Frage II.2.2* beleuchtet wird, werden mehrere Analysen herangezogen.

Einerseits werden in beiden Datensätzen die 14 Items zum eigenen Erziehungsverhalten mit den 14 Items zum Erziehungsverhalten des anderen Elternteils pro Familie korreliert. Da SPSS keine Routine für zeilenweise Korrelationen vorsieht, wird Formel (2) zur Berechnung von Produkt-Moment-Korrelation per Syntaxbefehlen umgesetzt.

$$r = \frac{s_{xy}}{s_x * s_y} = \frac{\frac{1}{n}\sum_{i=1}^{n}(x_i - \overline{x}) * (y - \overline{y})}{\sqrt{\frac{1}{n}\sum_{i=1}^{n}(x_i - \overline{x})^2} * \sqrt{\frac{1}{n}\sum_{i=1}^{n}(y_i - \overline{y})^2}} \quad (2)$$

Neben dem Vergleich des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils wird im dyadischen Datensatz zusätzlich die Korrelation des Erziehungsverhaltens der Mutter mit dem Erziehungsverhalten des Vaters berechnet. Zur Beschreibung dieser daraus resultierenden Unterschiede bzw. Übereinstimmungen werden verschiedene deskriptive statistische Lage- und Streuungsmaße für Männer und Frauen angegeben. Darüber hinausgehende T-Tests erklären Unterschiede zwischen Männer und Frauen.

Da mittels der Methode der Korrelationen zwar eine Übereinstimmung von Eltern im Erziehungsverhalten erfolgen kann, dies aber nur auf Itemebene unabhängig von den Skalen durchgeführt werden kann, wird zusätzlich eine weitere Methode eingesetzt, die im Sinne von Baumrind (1991) gleichzeitig die beiden Dimensionen Liebe und Zuneigung, sowie Strenge berücksichtigt. Diese Methode der *Messung der Übereinstimmung mittels des Geometrischen Maßes* (Langmeyer, 2011) wurde abgeleitet aus der Messung der Übereinstimmung beruflicher Interessen in der Familie (Langmeyer, Tarnai & Bergmann, 2009), wobei mittels Vektoren bzw. Punkten im Koordinatensystem der beiden Dimensionen Liebe bzw. Strenge die genaue Lage jeder Person bestimmt wird.

Einerseits könnte mit dem Winkel, den die Vektoren beider Elternteile einschließen, die Übereinstimmung in der Erziehung bestimmt werden. Dieses Verfahren würde dem Ansatz der Korrelation entsprechen, da sich aus dem Winkel, den die beiden Regressionsgeraden *X auf Y* und *Y auf X* einschließen die Korrelation über den Cosinus des Winkels bestimmen lässt. Liegen die beiden Geraden aufeinander und ist deren Winkel somit 0, ergibt sich eine perfekte Korrelation von 1 (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 598f.).

Da – wie oben bereits erläutert – die Korrelation zur Bestimmung von Übereinstimmungen nicht die optimalste Methode ist, wird hier die direkte Distanz zwi-

schen den Punkten beider Elternteile als Maß der Übereinstimmung betrachtet (vgl. Abbildung 13). Demgemäß erhalten nur Eltern, deren Punkte nahe beisammen liegen und folglich einen ähnlichen Erziehungsstil anwenden, einen niedrigen Distanzwert (Mutter und Vater A in Abbildung 13).

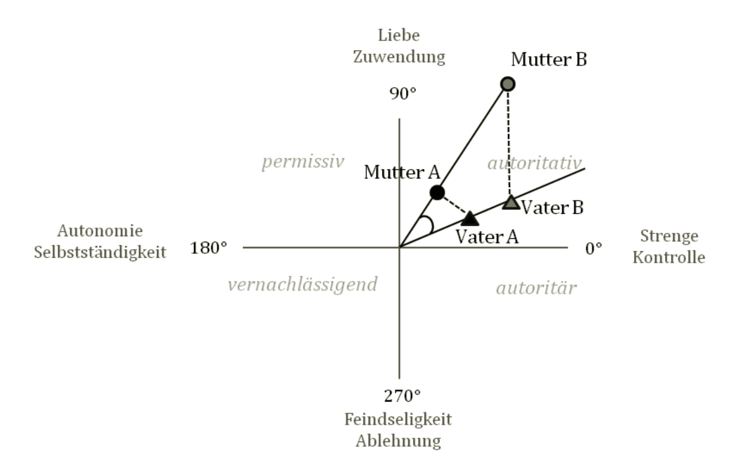


Abbildung 13: Übereinstimmungsmessung Winkel vs. Distanz

Bei der Bestimmung mittels des Winkels würden auch Eltern, deren Punkte weiter voneinander entfernt liegen ein hohes Maß der Übereinstimmung zugesprochen, solange sie im selben Quadranten liegen (Mutter und Vater B in Abbildung 13). Um die Punkte bestimmen zu können, werden zunächst Faktorwerte für jede Person bestimmt. Faktorwerte bilden den jeweiligen Ausprägungsgrad einer Person auf einem Faktor ab (Bühner, 2006). Die Bestimmung der Faktorwerte kann über verschiedene Wege erfolgen. Zum einen besteht die Möglichkeit, dies mittels einer explorative Faktorenanalyse (EFA) durchzuführen. Andererseits kann auch eine konfirmatorische Faktorenanalyse (CFA) zur Bestimmung der Faktorwerte herangezogen werden. Grundsätzlich wäre die CFA zu bevorzugen, da im vorliegenden Fall bereits klare Annahmen der Faktorstruktur über das theoretische Model vorliegen (Henson & Roberts, 2006). Mit Hilfe des statistischen Modellierungsprogramms Mplus (Muthén & Muthén, 1998-2010) ist es möglich Faktorwerte fürs CFA-Modelle zu bestimmen. Dies erfolgt bei kontinuierlichen Variablen mit dem „maximum a posteriori“-Verfahren (Muthén, 1998-2004), welches bei kontinuierlichen Variablen auch Regressions-Methode genannt wird (Lawley & Maxwell, 1971). Für die vorliegende Fragestellung problematisch ist jedoch bei dieser Methode, dass die resultierenden Faktorwerte nicht zwingend unkorreliert

sind (Muthén, 2010; June 23). Da das theoretische Modell nach Baumrind (1991) indessen von zwei orthogonalen Dimensionen, d. h. einen Winkel von 90° einschließend und somit unkorrelierten Dimensionen, ausgeht, ist deshalb die Regressions-Methode zur Beantwortung dieser Fragestellung ungeeignet. Folglich muss auf die Verfahren der explorativen Faktorenanalysen mittels des Statistikprogramms SPSS (Version 19.0) zurückgegriffen werden. Die Hauptachsenanalyse oder auch Principal Axis Factoring (PAF) muss dabei der Hauptkomponentenanalyse oder auch Principal Component Analysis (PCA) vorgezogen werden, da hierbei die gemeinsame Varianz der Variablen durch Faktoren erklärt wird und nicht die gesamte Varianz der manifesten Variablen auf Faktoren zurückgeführt wird. Dies ist insofern sinnvoll, da die vorliegenden Faktoren als latente Variablen im Sinne psychologischer Konstrukte aufgefasst werden und deshalb auch das Gemeinsame der beobachtbaren Variablen darstellen sollten. Spezifische Varianz einzelner manifester Variablen sollte hierbei nicht auf Faktoren bezogen werden (Schermelleh-Engel & Werner, 2007). Um – wie gewünscht – zwei orthogonale Faktoren zu erhalten, wird zusätzlich die Methode der Varimax-Rotation durchgeführt (Bühner, 2006) sowie die Anzahl der zu extrahierenden Faktoren auf zwei festgesetzt. Bei der PAF können anders als bei der PCA die Faktorwerte nicht exakt berechnet werden, sie müssen vielmehr geschätzt werden (Brosius, 2011).

Zur Schätzung der Faktorwerte stehen verschiedene Methoden zur Verfügung (DiStefano, Zhu & Mîndrila, 2009). Einerseits können auch hier die Faktorwerte mittels der Regressions-Methode bestimmt werden. Wie oben bereits erläutert, besteht bei dieser Methode die Gefahr, dass die resultierenden Faktorwerte der beiden Faktoren miteinander korrelieren. Zusätzlich sind diese Regressionsschätzungen keine vom wahren Faktorwert unverzerrten Schätzungen. Dies ist zwar bei der Bartlett-Methode nicht der Fall; hier würden sich erwartungstreue Schätzungen ergeben. Da aber die Faktorwerte unterschiedlicher Faktoren trotz orthogonaler Rotation ebenfalls miteinander korrelieren können, ist auch diese Methode für die vorliegenden Analysen nicht geeignet. Demgegenüber ergeben sich mit der Anderson-Rubin-Methode Faktorwerte der verschiedenen Faktoren, die untereinander unkorreliert sind. Diese Methode ist eine Erweiterung der Bartlett-Methode durch Anderson und Rubin (1956). Ein Nachteil dieser Methode sind die ebenfalls verzerrten Schätzungen (DiStefano et al., 2009). Dieser Nachteil ist aber gegenüber dem erwähnten Vorteil für die vorliegende Fragestellung weniger bedeutsam, weshalb die Anderson-Rubin-Methode zur Bestimmung der Faktorwerte eingesetzt wird.

Um für beide Elternteile bzw. die eigene Aussage zum Erziehungsverhalten und

das wahrgenommene Erziehungsverhalten des anderen Elternteils ein einheitliches Koordinatensystem zu haben, werden die Faktorwerte für jede Analyse mit je einer Hauptachsenanalyse berechnet. Hierfür werden im individuellen Datensatz die Angaben zum anderen Elternteil unter die eigenen Angaben kopiert und für Männer und Frauen je eine Hauptachsenanalyse durchgeführt.

Da die Faktorwerte einen Mittelwert von „0“ (und eine Standardabweichung von „1“) haben, kann über die Berechnung der Beträge der beiden Differenzen Liebe Mutter – Liebe Vater und Strenge Kontrolle Vater – Strenge Kontrolle Mutter (vgl. Abbildung 14) mit Formel (3) über den Satz des Pythagoras die Distanz beider Elternteile (D_{MV}) berechnet werden.

$$D_{MV} = \sqrt{|L_M - L_V|^2 + |S_V - S_M|^2} \quad (3)$$

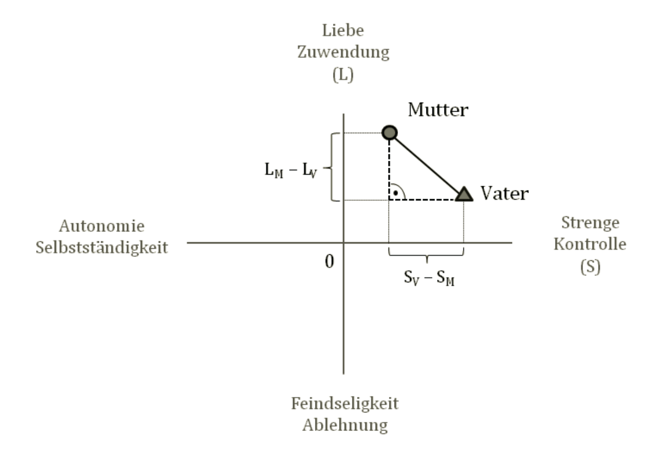


Abbildung 14: Schaubild zur Berechnung der Distanz Erziehungsstil Mutter-Vater

Prüfverfahren für die Forschungsfrage II.2

Für *Frage II.2.1*, die Effekte des Erziehungsverhaltens von Müttern und Vätern auf das Verhalten des Kindes prüft, werden mit dem individuellen Datensatz getrennt für Mütter und Väter multiple Regressionsanalysen nach der Einschlussmethode des eigenen Erziehungsverhaltens sowie des wahrgenommenen Erziehungsverhaltens des anderen Elternteils auf die vier Skalen des Verhaltens des Kindes berechnet. Als unabhängige Variablen gehen hierbei jeweils die beiden Skalen Liebe und strenge Kontrolle in die Analysen ein. Aufgrund von möglichen Kollinearitätseffekten, welche zu Verzerrungen in den berichteten Regressionskoeffizienten führen können, wird hier der Sekundärfaktor Liebe anstatt der beiden einzel-

nen Skalen elterliches Engagement und positive Erziehung ausgewählt (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 679; Fox, 1991). Damit die Ergebnisse dieser multiplen Regressionsanalysen mit den nächsten Analyseschritten verglichen werden können, werden die vier unabhängigen Variablen zuvor z-standardisiert, auch wenn dies für diese Analyse nicht zwingend nötig wäre. In der darauf folgenden Analyse ist dies aber unabdingbar, da hier in hierarchischen multiplen Regressionen zuerst das eigene Erziehungsverhalten und danach zugleich die selbstberichtete als auch die wahrgenommene Erziehung des anderen Elternteils aufgenommen wird. Aufgrund der Tatsache, dass eigenes und fremdberichtetes Erziehungsverhalten hoch miteinander korrelieren werden, werden mittels der z-Standardisierung Kollinearitätseffekte ausgeschlossen.

Welche Bedeutung das Geschlecht des Kindes für den Effekt des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes hat, wird durch die Berechnung von Moderatoreffekten (Baron & Kenny, 1986) mittels Überprüfung von Interaktionseffekten in Regressionsmodellen (Jaccard & Turrisi, 2003) in einem dritten Analyseschritt dieser Fragestellung untersucht. Interaktionseffekte werden angenommen, wenn zu den separaten Effekten der einzelnen Prädiktoren auch gemeinsame Effekte vorliegen (Cohen et al., 2003). Allerdings ist für das Vorliegen von Moderatoreffekten eine Signifikanz der konditionalen Effekte (Prädiktor und Moderator Aiken & West, 1991; Cohen et al., 2003) nicht zwingend nötig (Baron & Kenny, 1986; Ledermann & Bodenmann, 2006). In Moderatoranalysen werden üblicherweise, wenn auch für den Nullhypothesentest der Interaktion sowie die Effektstärke der Interaktion nicht notwendig (Hayes, 2005, S. 465-467; Hayes, Glynn & Huge, 2012; Shieh, 2011), die Prädiktoren am Mittelwert zentriert und ein je ein Interaktionsterm als Produkt der Skala mit dem Moderator, welcher 0-1-kodiert sein muss, gebildet (Bühner & Ziegler, 2009, S. 697; Jaccard & Turrisi, 2003). Diese werden anschließend zusammen mit der zugehörigen mittelwertszentrierten Skala als unabhängige Variable in die Regressionsmodelle aufgenommen (Aiken & West, 1991). Aus Vergleichsgründen zu den vorangehenden Analysen werden in der vorliegenden Analyse die Skalen nicht mittelwertszentriert, sondern es wird mit dem bereits vor die vorangehenden Analysen berechneten z-standardisierten Skalen Liebe und strenge Kontrolle (je Fremd- und Selbstsicht) jeweils ein Interaktionsterm mit dem Geschlecht des Kindes (0 = männlich; 1 = weiblich) gebildet. Die z-Standardisierung entspricht der Mittelwertszentrierung, da auch sie eine Zentrierung beinhaltet (Hayes et al., 2012). Hier wird zusätzlich zur Subtraktion des Mittelwerts vom Erwartungswert (Mittelwertszentrierung) durch die Standardabweichung geteilt und somit zusätzlich zur Mittelwertszentrierung die Metrik der Variable auf eine Standard-

normalverteilung gebracht. Dieses Verfahren wird auch von einigen Autoren zur Berechnung von Interaktionseffekten empfohlen (Aiken & West, 1991; Cohen et al., 2003). In die Regressionsmodelle werden jeweils die z-standardisierten Skalen sowie der Interaktionsterm als Prädiktoren und je eine der vier Skalen des Verhaltens des Kindes als abhängige Variable einbezogen. Die Analysen zu Interaktionseffekten des Geschlechts des Kindes erfolgen, wie bereits die multiplen Regressionen, getrennt für Männer und Frauen. Signifikante Interaktionseffekte werden zur einfacheren Interpretation zusätzlich grafisch illustriert, indem Regressionsgeraden der Erziehung auf das Verhalten des Kindes getrennt für jede Gruppe des Moderators dargestellt werden (Jaccard & Turrisi, 2003).

Für alle Regressionsanalysen werden jeweils die standardisierten Regressionsgewichte β berichtet, diese geben an, um wie viele Standardabweichungseinheiten sich die vorhergesagten Y-Werte verändern, wenn die unabhängige Variable um eine Standardabweichungseinheit verändert wird (Eid, Gollwitzer & Schmitt, 2010, S.613). Um die Bedeutsamkeit der Effekte beurteilen zu können, werden neben der Signifikanz der Effekte auch die Effektstärken η^2 interpretiert (Bühner & Ziegler, 2009).

Um über den mit dem individuellen Datensatz überprüften Effekte des selbst berichteten eigenen sowie des wahrgenommenen Erziehungsverhaltens des anderen Elternteils auf das wahrgenommene Problemverhalten des Kindes darüber hinaus auch Effekte des Partners zu berücksichtigen, werden mit dem dyadischen Datensatz Akteur-Partner-Interdependence-Modelle (APIM Kashy & Kenny, 2000; Kenny, 1996; Kenny & Cook, 1999; Kenny, Kashy & Cook, 2006) berechnet. Mit solchen APIM wird die Abhängigkeit zwischenmenschlicher Beziehungen bedacht, indem die Vernetzung und Zusammenhänge der Messungen verschiedener Personen mit einbezogen werden (Cook & Kenny, 2005). Die Verwendung solcher speziellen Modelle unter Berücksichtigung der *nonindependence* der Messungen ist nötig, da übliche statistische Verfahren Unabhängigkeit der Daten voraussetzen. In den vorliegenden Analysen sind die Daten der entsprechenden Dyaden (Mutter und Vater) nicht unabhängig voneinander, da sie einerseits nicht zufällig gepaart sind (compositional effect) und sich andererseits gegenseitig beeinflussen (mutual influence), aber auch gemeinsam von einer externen Quelle, wie beispielsweise dem Kind, beeinflusst werden (common fate; Kenny, 1996). So wird beispielsweise ein Vater, der über dasselbe Kind spricht, wie die zugehörige Mutter ähnliche Angaben zum Problemverhalten des Kindes machen, wie eben diese Mutter.

Das APIM (Kenny, 1996), welches der Analyse von Akteur (A) und Partnereffekten (P) dient, besteht in seiner einfachsten Form für jeden Partner (Mann und

Frau) aus je einer unabhängigen (Erziehung) und einer abhängigen Variablen (Problemverhalten). Im Falle von unterscheidbaren Dyaden, welche bei heterosexuellen Paaren vorliegen, da jeder Partner eindeutig zugeordnet werden kann (Gonzalez & Griffin, 1997), werden alle 14 Parameter im Modell frei geschätzt (Kenny, 1996). Somit handelt es sich um ein saturiertes, gerade identifiziertes Modell. Die beiden Kovarianzen (Erziehung ♀ – Erziehung ♂; endogenes Residuum ♀ – endogenes Residuum ♂), sind hierbei der Abbildung der Abhängigkeit der dyadischen Daten dienlich. Von zentralem inhaltlichem Interesse sind im Modell insbesondere die Akteur (A) und Partnereffekte (P).

Um solche APIM entweder mittels Strukturgleichungsmodellen (SEM) oder klassischen Regressionsanalysen berechnen zu können, müssen die Daten zuvor anhand einer dyadischen Datenstruktur angeordnet werden.

Da Strukturgleichungsmodelle (SEM) eine Reihe an Vorteilen gegenüber klassischen Regressionsanalysen haben (vgl. Cook & Kenny, 2005), werden für die vorliegenden Fragestellungen zwei Strukturgleichungsmodelle (vgl. z. B. Alexandrowicz, 2010; Jöreskog & Sörbom, 1981; Reinecke, 2005; Reinecke & Pöge, 2010) nach der Maximum-Likelihood (ML) Schätzmethode mit dem Statistikprogramm AMOS (Version 19.0) geschätzt. Die ML-Schätzmethode ist gerade auch bei geringeren Stichprobengrößen, wie es in vorliegenden Analysen der Fall ist, anderen Schätzmethoden vorzuziehen, weil sie u. a. relativ robust gegenüber Verletzungen der multivariaten Normalverteilung ist (Bühner, 2006). Um nicht fälschlicherweise aufgrund von einem überhöhten χ^2-Wert durch Verletzung der multivariaten Normalverteilung ein passendes Modell zu verwerfen, wird die multivariate Normalverteilung mit dem Mardia-Test (Mardia, 1985) geprüft und gegebenenfalls eine entsprechende korrigierte χ^2-Statistik berechnet, indem eine Bollen-Stine-Bootstrap-Korrektur durchgeführt wird (Bühner, 2006; Reinecke & Pöge, 2010).

Zur Überprüfung von Akteur- und Partnereffekten im Zusammenhang vom Erziehungsverhalten der Eltern und Problemverhalten des Kindes werden keine reinen Pfadmodelle (vgl. z. B. Bühner, 2006, S. 237) berechnet, sondern es wird im endogenen Messmodell für jeden Elternteil das Problemverhalten des Kindes als latente Variable bestehend aus den vier Skalen des Problemverhaltens (oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität, sozial-emotionale Kompetenzen, emotionale Auffälligkeiten) als Sekundärfaktor abgebildet. Das exogene Modell besteht im ersten Modell für jeden Elternteil aus den beiden manifesten Skalen eigene Liebe und eigene strenge Kontrolle, wie sie bereits für die multiplen Regressionsanalysen verwendet wurden. Um das Modell möglichst sparsam zu gestalten, werden zwar auf der exogenen Modellseite alle

Kovarianzen (Φ-Matrix) geschätzt, die Kovarianzen zwischen Liebe und strenge Kontrolle für beide Elternteile jedoch gleichgesetzt. Bei den Kovarianzen der endogenen Residuen (Θε-Matrix) werden die vier entsprechenden Kovarianzen zwischen dem endogenen Residuum der Mutter und dem endogenen Residuum des Vaters frei geschätzt. Dasgleiche gilt für die Kovarianz der beiden latenten Residuen (Ψ-Matrix).

Das zweite SEM zur Überprüfung von Akteur- und Partnereffekten entspricht dem gerade geschilderten Modell, lediglich die vier endogenen Erziehungsvariablen beziehen sich nicht auf das eigene Erziehungsverhalten, sondern auf das des anderen Elternteils.

Zur Prüfung der Modellanpassungen (goodness of model-fit) wird zum einen, wie bereits erwähnt, die χ^2-Statistik herangezogen, andererseits aber auch die globalen Fit-Indices (für einen Überblick siehe z. B. Hu & Bentler, 1998, 1999) betrachtet. Letztere sind von besonderer Bedeutung, zumal gerade bei kleinen Stichproben ($N < 100$) die χ^2-Statistik beschränkt verwendbar ist, da die Nullhypothese überproportional häufig zurückgewiesen wird (Reinecke, 2005). Neben der Überprüfung der Signifikanz des χ^2-Werts bzw. der Inspektion der korrigierten Überschreitungswahrscheinlichkeit wird in der χ^2-Statistik zusätzlich der normierte χ^2-Wert (normed chi-square measure; Jöreskog, 1969) herangezogen. Empfehlungen, bis zu welchem Wert von einem hinreichend gutem Modell gesprochen werden kann, variieren zwischen zwei und fünf (Bollen & Long, 1993). Von den globalen Fit-Indices werden folgende drei zur Interpretation der Modellanpassung berücksichtigt (vgl. Bühner, 2006): Einerseits der Comparative-Fit-Index (Bentler, 1990, Cut-off-Wert $CFI \approx .95$), zweitens der Root-Mean-Square-Error of Approximation (Steiger, 1989; Steiger & Lind, 1980, Cut-off-Wert $N > 250$: $RMSEA \leq .06$, $N < 250$: $RMSEA \leq .08$) und schließlich noch der Standardized-Root-Mean-Square-Residual (Bentler, 1995, Cut-off-Wert $SRMR \leq .11$; Jöreskog & Sörbom, 1981).

Um auch bei der Überprüfung von Akteur- und Partnereffekten des Erziehungsverhaltens das Geschlecht des Kindes zu berücksichtigen, werden auch hier Moderationsanalysen durchgeführt. Aufgrund der geringen Stichprobengröße des dyadischen Datensatz wird davon abgesehen, hierfür das sehr komplexe Akteur-Partner-Moderator-Modell (APMoM Ledermann & Bodenmann, 2006) zu verwenden. Stattdessen werden Multigruppenvergleiche (Multi-Group-Analysis, MGA) mit AMOS (Version 19.0) durchgeführt. Mit diesen kann nachgewiesen werden, ob ein bedeutsamer Interaktionseffekt existiert, jedoch kann keine Aussage über die Einflussstärke des Interaktionseffekts getroffen werden (Reinecke,

1999). Um nachzuweisen, ob ein Gruppenunterschied zwischen Familien mit Mädchen und Jungen besteht, werden im ersten Schritt die Messmodelle (measurement weights) für beide Gruppen gleichgesetzt. In einem weiteren Schritt werden zusätzlich die Strukturpfade (structural weights) gleichgesetzt. Da inhaltlich von besonderem Interesse Unterschiede im Strukturmodell sind, wird vor allem das structural weights Modell mit dem unrestringierten Modell (uncontraint), in welchem alle Parameter jeweils für Familien mit Mädchen und Jungen frei geschätzt werden, verglichen. Jedoch sollte keine zu starke Modellverschlechterung durch die Gleichsetzung der Messmodelle eintreten, da dies für nicht valide Messmodelle sprechen würde und somit die Strukturmodelle mitnichten verglichen werden dürfen (Reinecke, 1999).

Als Vergleichsgrößen wird zum einen der χ^2-Differenz-Test herangezogen; zum anderen werden aber auch Differenzen der übrigen Fit-Indices beurteilt, da der χ^2-Differenz-Test sehr sensitiv ist (Little, 1997; Weiber & Mühlhaus, 2010). Als Cut-Off-Wert zur Anzeige für Gruppenunterschiede wird eine Differenz der deskriptiven und inkrementellen Fit-Indices von 0.01 verwendet (Cheung & Rensvold, 2002).

Zur Überprüfung der für die vorliegende Studie II zentralen *Frage II.2.2*, die sich auf die Auswirkung von Unterschieden im Erziehungsverhalten zwischen Müttern und Vätern auf das Verhalten von Mädchen und Jungen bezieht, werden entsprechend der vorgestellten verschiedenen Methoden zur Erfassung der Übereinstimmung im Erziehungsverhalten mehrere Analysen herangezogen:

Im ersten Schritt werden die berechneten Korrelationen des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem Erziehungsverhalten des anderen Elternteils mit dem Verhalten des Kindes getrennt für Männer und Frauen im individuellen Datensatz korreliert. Zur Überprüfung von Unterschieden hinsichtlich des Geschlechts des Kindes werden danach geschlechtsgetrennte Korrelationsanalysen durchgeführt. Ob sich die Korrelationen signifikant in ihrer Höhe unterscheiden, wird mittels der „Calculation for the test of the difference between two independent correlation coefficients“ (Preacher, 2002) überprüft.

Für den dyadischen Datensatz werden analoge Korrelationsberechungen durchgeführt. Hierbei werden neben den Korrelationen des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils auch die Korrelationen des selbstberichteten Erziehungsverhaltens der Mutter mit dem selbstberichteten Erziehungsverhalten des Vaters berücksichtigt.

Dasselbe Verfahren wie mit der Operationalisierung der Übereinstimmung der Korrelationen wird mit der Operationalisierung der Übereinstimmung mittels des

geometrischen Maß (Distanz) durchgeführt.

In einem weiteren Schritt, der Aussagen über die Richtung beider Erziehungsverhaltensweisen zulässt, werden Moderationsanalysen durchgeführt. Im individuellen Datensatz wird zunächst eine Moderation des Effekts des eigenen Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes durch das vom anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten geprüft. Zur Überprüfung der Moderatoreffekte (Baron & Kenny, 1986) wird das von Cohen und Kollegen (2003, S. 261) vorgeschlagene und von Jaursch und Kollegen (2009) angewandte Verfahren eingesetzt. Bevor der Interaktionsterm als Produkt der beiden Prädiktoren gebildet wird, werden die Prädiktoren zuvor am Mittelwert (für Frauen und Männer getrennt) zentriert. Dies erfolgt um unnötige Multikollinearitätseffekte zwischen Prädiktor und Interaktionsterm zu verhindern (Jaccard & Turrisi, 2003). Danach werden schrittweise univariate Regressionsanalysen durchgeführt. Der erste Schritt beinhaltet jeweils als unabhängige Variable das zentrierte eigene sowie das vom anderen Elternteil wahrgenommene zentrierte Erziehungsverhalten. Im zweiten Schritt wird dann zusätzlich der Interaktionsterm der beiden Erziehungsskalen integriert. Abhängige Variablen sind jeweils eine der vier Skalen des Verhaltens des Kindes. Insgesamt werden somit für Frauen und Männer zwölf (drei mal vier) solche Regressionsanalysen ausgeführt. Ergibt sich ein signifikanter Effekt des Interaktionsterms und eine Verbesserung der Varianzaufklärung von Schritt eins zu Schritt zwei, wird eine Moderation angenommen. Für diese Fälle wird die Interaktion zusätzlich grafisch dargestellt, indem eine Regressionsgerade bei niedriger Ausprägung des Moderators und eine Regressionsgerade bei hoher Ausprägung des Moderators aufgezeichnet wird (Jaccard & Turrisi, 2003).

Zur Überprüfung möglicher Moderationseffekte des Effekts des eigenen Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils in den dyadischen Daten werden Akteur-Partner-Moderator-Modelle (APMoM; Ledermann & Bodenmann, 2006) modelliert, die das APIM (Kashy & Kenny, 2000; Kenny, 1996; Kenny & Cook, 1999; Kenny et al., 2006) mit dem Moderatormodell (Baron & Kenny, 1986) erweitern. Das einfachste dieser Modelle besteht aus zwei endogenen und folgenden sechs exogenen Variablen: zwei Prädiktor-, zwei Moderator- und zwei Interaktionsvariablen, welche durch Multiplikation von Moderator- und Prädiktorvariable jeder Person gebildet werden. Zusätzlich beinhaltet das Modell zwei latente Fehlervarianzen, deren Kovarianzbeziehung wie auch die der exogenen Variablen frei geschätzt wird. Da das Modell auch mit latenten Variablen geschätzt werden kann (Kenny & Judd, 1984; Ledermann & Bodenmann, 2006), wird in der vorliegenden Analyse das Verhalten des Kindes als latente (Sekundär)Variable – wie bereits bei der Überprüfung

der Effekte des Erziehungsverhaltens – gemessen mit den vier manifesten Skalenwerten zum Verhalten des Kindes (oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität, sozial-emotionale Kompetenzen, emotionale Auffälligkeiten) modelliert. Um das Modell möglichst sparsam zu halten, wird auch hier entsprechend den Analysen zu den Effekten des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes die Kovarianz der latenten exogenen Variablen (Ψ-Matrix) geschätzt und bei den Kovarianzen der endogenen Residuen (Θε-Matrix) lediglich die vier entsprechenden Kovarianzen zwischen dem endogenen Residuum der Mutter und dem endogenen Residuum des Vaters frei geschätzt. Auf der exogenen Modellseite werden alle Kovarianzen (Φ-Matrix) frei geschätzt, bis auf die beiden Kovarianzen zwischen Interaktionsterm und Prädiktor, da diese bei Zentrierung der Prädiktoren nahe Null sind (Aiken & West, 1991). Eine solche Zentrierung der konditionalen Variablen am dyadischen Mittelwert wird vor der Multiplikation der Prädiktoren mit den Moderatoren zur Vermeidung möglicher Kollinearitätseffekte durchgeführt.

Insgesamt werden zwei APMoM mit zur Prüfung von Moderationseffekten der eigenen Erziehung auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils berechnet: eines mit der Skala Liebe in der Erziehung und eines mit der Skala Strenge in der Erziehung. Eine Zusammenführung beider Erziehungspraktiken in einem Modell wäre ein zu komplexes Modell für die vorliegende Stichprobengröße geworden. Die beiden Strukturgleichungsmodelle (SEM) werden nach der Maximum-Likelihood (ML) Schätzmethode mit dem Statistikprogramm AMOS (Version 19.0) geschätzt. Die ML-Schätzmethode ist an dieser Stelle empfehlenswert, da sie, wie bereits erwähnt, robust gegenüber Verletzungen der multivariaten Normalverteilung ist (Bühner, 2006), was durch die Zentrierung der Prädiktoren geschehen ist. Um auch hier nicht fälschlicherweise aufgrund von einem überhöhten χ^2-Wert durch Verletzung der multivariaten Normalverteilung ein passendes Modell zu verwerfen, wird die multivariate Normalverteilung mit dem Mardia-Test (Mardia, 1985) geprüft und gegebenenfalls eine entsprechende korrigierte χ^2-Statistik berechnet, indem eine Bollen-Stine-Bootstrap-Korrektur durchgeführt wird (Bühner, 2006; Reinecke & Pöge, 2010). Zur Prüfung der Modellanpassungen (goodness of model-fit) werden hier wie in den zuvorgehenden SEMs neben der χ^2-Statistik inkl. des normierten χ^2-Wert (normed chi-square measure) auch die globalen Fit-Indices (CFI, RMSEA, SRMR) herangezogen. Liegt ein signifikanter Effekt eines Interaktionsterms vor, werden die vier möglichen Interaktionen grafisch dargestellt.

Zur Überprüfung von Moderationseffekten zwischen dem Erziehungsverhalten von Mutter und Vater in den dyadischen Daten wird das Modell verkleinert. Die

exogene Modellseite bleibt gleich bestehen. Auf der endogenen Modellseite werden nur noch drei Variablen eingesetzt: das zentrierte selbstberichtete Erziehungsverhalten von Mutter und Vater sowie deren Interaktion. Auch dieses Moderatormodell wird analog der obigen Analysen zweimal (einmal Liebe, einmal Strenge) geschätzt.

Für alle Analysen der Studie II wird, wie bereits im Kapitel 3.4.4 begründet, die Wahrscheinlichkeit α des Fehlers 1. Art auf 0.05 festgelegt.

4.5 Ergebnisse Studie II „Gemeinsames Sorgerecht“

Die Forschungsfragen II.1 und II.2 werden jeweils mit den Daten des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ untersucht. Dabei werden zunächst Unterschiede in den Angaben zum Erziehungsverhalten zwischen Männern und Frauen (*Frage II.1.1*) geprüft und das Erziehungsverhalten aus Selbst- und Fremdsicht betrachtet (*Frage II.1.2*). Anschließend wird auf Unterschiede im Erziehungsverhalten von Mutter und Vater innerhalb von Familien eingegangen (*Frage II.1.3*). Im nächsten Schritt werden Effekte des Erziehungsverhaltens aus der Selbst- und Fremdsicht (*Frage II.2.1*) sowie Effekte unterschiedlichen Erziehungsverhaltens innerhalb von Familien (*Frage II.2.2*) auf das Verhalten des Kindes geprüft.

4.5.1 Ergebnisse zu Geschlechtsunterschieden im Erziehungsverhalten

Das Allgemeine Lineare Modell I mit dem individuellen Datensatz für die *Frage II.1.1*, die Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten hinterfragt, ergibt einen signifikanten multivariaten Haupteffekt für das Geschlecht der befragten Person (Pillai-Spur: $F(3) = 17.16$, $p < .01$, $\eta^2 = .13$). Wie anhand der Tabelle 20 ersichtlich wird, unterscheiden sich Männer und Frauen vor allem im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung. Mit $\eta^2 = .11$ lässt sich bei Letzterem die größte Effektstärke nachweisen. Männer ($M = 3.86$, $SE = .05$) haben im elterlichen Engagement einen deutlich niedrigeren adjustierten Mittelwert als Frauen ($M = 4.22$, $SE = .03$). Auch in der positiven Erziehung ergibt sich ein entsprechender Geschlechtsunterschied (Frauen: $M = 4.60$, $SE = .03$, Männer: $M = 4.30$, $SE = .04$). Kein Unterschied besteht in der Skala strenge Kontrolle (Frauen: $M = 3.09$, $SE = .04$, Männer: $M = 2.96$, $SE = .05$).

Auch im Modell II, welches zusätzlich noch das Geschlecht des Kindes sowie die Geschlechtskonstellation berücksichtigt, ergibt sich ebenfalls ein signifikanter multivariater Haupteffekt vom Geschlecht der befragten Person (Pillai-Spur: $F(3) = 17.14$, $p < .01$, $\eta^2 = .13$), jedoch kein Haupteffekt des Geschlechts des Kin-

des (Pillai-Spur: $F = 0.94$, $p = .43$, $\eta^2 = .01$) sowie des Interaktionsterms Geschlecht befragte Person mal Geschlecht des Kindes (Pillai-Spur: $F = 0.12$, $p = .95$, $\eta^2 = .00$). Auch die entsprechenden Zwischensubjekteffekte (vgl. Tabelle 20) ergeben keinerlei signifikanten Ergebnisse für das Geschlecht des Kindes sowie den Interaktionseffekt. Die Zwischensubjekteffekte des Geschlechts der befragten Person bleiben nahezu unverändert zu Modell I.

Im Modell III mit den zum Geschlecht der befragten Person zusätzlichen Kovariaten der Geschlechtsrollenskalen sowie deren Interaktionen mit dem Geschlecht ergibt sich kein multivariater Haupteffekt mehr für das Geschlecht der befragten Person (Pillai-Spur: $F = 2.03$, $p = .11$, $\eta^2 = .02$). Allerdings sind ebenfalls die beiden Effekte der Geschlechtsrollenskalen traditionelle Geschlechtsrollen (Pillai-Spur: $F = 0.19$, $p = .91$, $\eta^2 < .00$) sowie aktive Vaterrolle (Pillai-Spur: $F = 3.31$, $p = .20$, $\eta^2 = .03$) und die beiden Interaktionsterme traditionelle Geschlechtsrollen mal Geschlecht (Pillai-Spur: $F = 1.17$, $p = .32$, $\eta^2 < .01$) sowie aktive Vaterrolle mal Geschlecht (Pillai-Spur: $F = 1.61$, $p = .18$, $\eta^2 < .01$) multivariat nicht signifikant. Betrachtet man hingegen die Zwischensubjekteffekte (vgl. Tabelle 20), so ist der Effekt für die positive Erziehung – wenn auch deutlich reduziert gegenüber den Modellen I und II – weiterhin signifikant. Zusätzlich ergibt sich auch je ein signifikanter Zwischensubjekteffekt für die aktive Vaterrolle im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung.

Der etwas stärkere Effekt ($\eta^2 = .02$) im elterlichen Engagement scheint stark genug zu sein, um den Effekt von Geschlecht hier völlig zu unterdrücken. Die Interaktionsterme ergeben auch bei den Zwischensubjekteffekten kein signifikantes Ergebnis.

Tabelle 20: Zwischensubjekteffekte Allgemeines lineares Modell I-III zu Frage II.1.1

		Geschlecht (G)		**Geschlecht Kind**				**Geschlechtsrolle**							
				Geschlecht Kind (GK)		GK*G		trad. Geschlechtsrolle		aktive Vaterrolle		trad Gr *G		akt. Vr *G	
		F(df)	η^2	*F(df)*	η^2	*F(df)*	η^2	*F(df)*	η^2	*F(df)*	η^2	*F(df)*	η^2	*F(df)*	η^2
M I	elterliches Eng.	39.15*(1)	.10												
	positive Erziehung	40.20*(1)	.11												
	strenge Kontrolle	3.65 (1)	.01												
M II	elterliches Eng.	39.80*(1)	.11	1.63 (1)	.01	0.15 (1)	.00								
	positive Erziehung	39.64*(1)	.10	0.01 (1)	.00	0.26 (1)	.00								
	strenge Kontrolle	3.57 (1)	.01	0.01 (1)	.00	0.12 (1)	.00								
M III	elterliches Eng.	2.25 (1)	.01					0.23 (1)	.00	6.59* (1)	.02	2.99 (1)	.01	2.51 (1)	.01
	positive Erziehung	5.99* (1)	.02					0.52 (1)	.00	5.99* (1)	.02	0.17 (1)	.00	4.10 (1)	.01
	strenge Kontrolle	0.04 (1)	.00					0.05 (1)	.00	0.04 (1)	.00	0.04 (1)	.00	0.32 (1)	.00

Anmerkung: M I bis M III= Modell I bis Modell III; $n = 349$; * = $p < .05$.

Betrachtet man nun die Ergebnisse der bivariaten Regressionsanalysen der Geschlechtsrollenskalen auf die Skalen des Erziehungsverhaltens (vgl. Tabelle 21), so ist anzumerken, dass durchweg keine sehr starken Effekte nachweisbar sind. Dennoch wird auch hier deutlich, dass vor allem die aktive Vaterrolle eine bedeutende Einstellung für ein positives Erziehungsverhalten von Vätern ist, während für Frauen keinerlei Effekte der Geschlechtsrollen auf das Erziehungsverhalten nachweisbar sind. Bei den traditionellen Geschlechtsrollen ergibt sich für keinen der beiden Elternteile ein signifikanter Effekt. Dennoch wird auch hier deutlich, dass die Rolleneinstellung für Väter bedeutsamer ist als für Mütter: So ist der Zusammenhang für Mütter eindeutig nicht signifikant, bei Vätern ist er jedoch zumindest in Bezug auf das elterliche Engagement gerade nicht mehr signifikant. Der Regressionskoeffizient β deutet in die Richtung, dass Väter mit einem traditionellen Rollenverständnis sich weniger in der Erziehung engagieren. Weder für Männer noch für Frauen finden sich Zusammenhänge hinsichtlich der strengen Kontrolle. Neben dem oben dargestellten Befund, dass sich hier die Geschlechter nicht voneinander unterscheiden, scheinen auch die Geschlechtsrollen für diesen Aspekt der Erziehung keine Bedeutung einzunehmen.

Tabelle 21: Regressionen Geschlechtsrollen auf Erziehung für Frauen (♀) und Männer (♂)

	elterliches Engagement			positive Erziehung			strenge Kontrolle		
	β	p	R^2	β	p	R^2	B	p	R^2
trad. Geschlechtsrollen ♀	.06	.36	.00	.04	.58	.00	-.03	.63	.00
trad. Geschlechtsrollen ♂	-.16	.08	.03	-.06	.50	.00	-.00	.96	.00
aktive Vaterrolle ♀	.04	.53	.00	.01	.92	.00	-.03	.68	.00
aktive Vaterrolle ♂	**.22**	**.02**	**.05**	**.20**	**.03**	**.04**	-.02	.79	.00

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; **Fett** = signifikantes Ergebnis

Die dargestellten Befunde sind umso bedeutsamer, wenn man berücksichtigt, dass sich Männer (M = 3.96, SD = .91) und Frauen (M = 3.92, SD = .90) im Mittel nicht signifikant in ihrer Einstellung zur aktiven Vaterrolle unterscheiden ($T_{(347)}$ = -0.39, p = .70). In den traditionellen Geschlechtsrollen haben Frauen (M = 2.34, SD = .88) hingegen einen niedrigeren Wert als Männer (M = 2.55, SD = .97) und sind somit im Mittel weniger traditionell eingestellt ($T(347)$ = -2.03, p = .04).

4.5.2 Ergebnisse zum Erziehungsverhalten aus Selbst- und Fremdperspektive

Vergleicht man im individuellen Datensatz für die *Frage II.1.2*, welche sich auf wahrgenommene Unterschiede zwischen selbst und fremd berichtetem Erziehungsverhalten bezieht, diejenigen Angaben zum eigenen Engagement in der Erziehung, der eigenen positiven Erziehung und die eigene strenge Kontrolle mit den entsprechenden Angaben zum jeweilig wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils, so ergibt sich für Frauen in allen drei Skalen ein signifikanter Unterschied (elterliches Engagement: $T(227) = 13.59$, $p < .00$; positive Erziehung: $T(227) = 12.48$, $p < .00$; strenge Kontrolle: $T(227) = 3.12$, $p < .00$). Die Angaben der Männer unterscheiden sich in den Skalen elterliches Engagement ($T(120) = -8.65$, $p < .00$) und positive Erziehung ($T(120) = -3.02$, $p < .00$) ebenfalls signifikant. Jedoch nicht in der strengen Kontrolle ($T(120) = 0.00$, $p = 1.00$). Frauen schätzen sich hierbei in allen drei Skalen höher ein als den anderen Elternteil (vgl. Tabelle 22). Der Befund der Männer entspricht dem der Frauen: Im Mittel schätzen Männer sich statistisch bedeutsam schlechter im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung ein, als ihre Partnerinnen. Keinen Unterschied nehmen Männer im Mittel der strengen Kontrolle wahr (vgl. Tabelle 22).

Tabelle 22: Mittelwert (M) und Standardabweichung (SD) Selbst- und Fremdwahrnehmung Erziehungsverhalten

	Frauen				Männer			
	selbst		anderer ET		Selbst		anderer ET	
	M	*(SD)*	*M*	*(SD)*	*M*	*(SD)*	*M*	*(SD)*
Elterliches Engagement	4.21	(.46)	3.69	(.70)	3.86	(.58)	4.17	(.52)
Positive Erziehung	4.60	(.39)	4.13	(.66)	4.30	(.48)	4.40	(.47)
Strenge Kontrolle	3.09	(.58)	2.98	(.61)	2.96	(.59)	2.96	(.57)

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; ET = Elternteil

Die Korrelationen der Erziehungsskalen des einen Elternteils aus der Selbstperspektive mit den Erziehungsskalen des anderen Elternteils aus der Fremdperspektive im dyadischen Datensatz kennzeichnen sich durch mittlere Zusammenhänge (vgl. Tabelle 23). Vor allem bei der Einschätzung des Erziehungsverhaltens der Frauen sind eher schwächere Zusammenhänge zu verzeichnen; die niedrigste Korrelation besteht zwischen den eigenen Angaben zur positiven Erziehung der Frau und der entsprechenden Fremdangabe des Mannes. Der höchste Zusammenhang findet sich zwischen der Angabe des eigenen elterlichen Engagements des Mannes mit der Angabe der Frau zu

ebendiesem Engagement des Mannes.

Tabelle 23: Korrelation nach Pearson Selbst- und Fremdeinschätzung

	Frauen selbst – Männer fremd		Männer selbst – Frauen fremd	
	r	*p*	*r*	*p*
Elterliches Engagement	**.41**	.00	**.61**	.00
Positive Erziehung	**.23**	.03	**.45**	.00
Strenge Kontrolle	**.59**	.00	**.54**	.00

Anmerkung: $n_{Frauen} = 87$, $n_{Männer} = 87$; **Fett** = signifikantes Ergebnis

Die Varianzanalyse mit Messwiederholung über die vier Einschätzungen zum Erziehungsverhalten (Frau selbst, Frau fremd, Mann selbst, Mann fremd) ergibt einen signifikanten Unterschied im elterlichen Engagement (Greenhouse-Geisser: $F(2.12) = 27.61$, $p < .00$, $\eta^2 = .24$) und in der positiven Erziehung (Greenhouse-Geisser: $F(2.38) = 24.91$, $p < .00$, $\eta^2 = .23$), jedoch nicht in der strengen Kontrolle (Greenhouse-Geisser: $F(2.48) = 2.08$, $p = .10$, $\eta^2 = .03$). Es können somit im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung 24 % bzw. 23 % der Unterschiede durch die verschiedenen Perspektiven erklärt werden.

Auch im dyadischen Datensatz (vgl. Abbildung 15) schätzen Mütter sich in allen drei Erziehungsskalen im Mittel höher ein, als sie ihre zugehörigen Väter einschätzen (Mütter selbst – Mütter fremd: elterliches Engagement: $T(86) = 7.91$, $p < .00$; positive Erziehung: $T(86) = 8.99$, $p < .00$; strenge Kontrolle: $T(86) = 1.95$, $p = .04$), was von den Vätern zumindest für die Skalen elterliches Engagement (Väter selbst – Väter fremd: $T(86) = -7.62$, $p < .00$) und positive Erziehung ($T(86) = -2.71$, $p = .01$) bestätigt wird – nicht jedoch für die strenge Kontrolle ($T(86) = 0.00$, $p = 1.00$). Hier schätzen sich Väter im Mittel selbst gleich ein, wie sie auch die Mütter einschätzen. Vergleicht man die beiden Selbsteinschätzungen (Mutter selbst – Vater selbst) sowie die beiden Fremdeinschätzungen (Mutter fremd – Vater fremd) miteinander, so bestätigt sich auch hier der dargestellte Befund für das elterliche Engagement (selbst: $T(86) = 6.78$, $p < .00$, fremd: $T(86) = -4.76$, $p < .00$) und die positive Erziehung (selbst: $T(86) = 6.32$, $p < .00$, fremd: $T(86) = 3.31$, $p < .00$). In der strengen Kontrolle schätzen sich im Mittel Mütter und Väter selbst als auch gegenseitig fremd gleichermaßen ein ($T(86) = 10.18$, $p = .86$) bzw. der etwas höhere Wert der Mütter in der Selbsteinschätzung ist nicht mehr statistisch bedeutsam ($T(86) = 1.92$, $p = .06$).

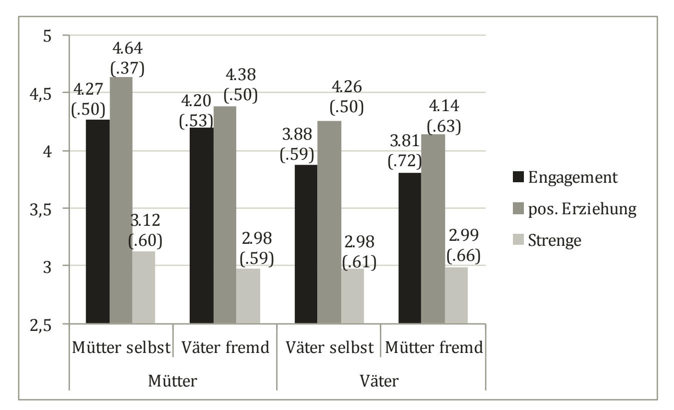


Abbildung 15: Mittelwerte (Standardabweichung) der Erziehungsskalen aus der Selbst- und Fremdperspektive im dyadischen Datensatz

Vergleicht man die Mittelwerte der beiden entsprechenden Erziehungsskalen für je eine Person (Mütter selbst – Väter fremd; Väter selbst – Mütter fremd) miteinander, so wird deutlich (vgl. Abbildung 15), dass Mütter sich selbst sowohl positiver ($T(86) = 4.30$, $p < .00$) als auch strenger ($T(86) = 2.45$, $p = .02$) in ihrer Erziehung beschreiben, als sie von ihren Partnern eingeschätzt werden. Kein Unterschied besteht allerdings in der Einschätzung des elterlichen Engagements der Mütter ($T(86) = 1.19$, $p = .24$). Bei der Charakterisierung des väterlichen Erziehungsverhaltens sind sich Mütter und Väter hingegen mehr einig: Wie bereits die etwas höheren bivariaten Korrelationen (vgl. Tabelle 23) andeuten, unterscheiden sich hierbei die Mittelwerte der Selbst- und Fremdeinschätzungen in keiner der Erziehungsskalen signifikant (elterliches Engagement: $T(86) = 0.98$, $p = .33$; positive Erziehung: $T(86) = 1.84$, $p = .07$; strenge Kontrolle: $T(86) = -0.22$, $p = .83$).

4.5.3 Ergebnisse zu Unterschieden im Erziehungsverhalten innerhalb einer Familie

Die Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens in den Familien zur Beantwortung der *Frage II.1.3* wird mit folgenden beiden Methoden der Operationalisierung überprüft: (1) Korrelation der Angaben zum Erziehungsverhalten von Mutter und Vater und (2) Distanz der Koordinaten beider Elternteile im Koordinatensystem von Liebe und Strenge (geometrisches Maß).

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch „Korrelation Erziehungsverhalten“

Die Korrelationen der Items zum eigenen Erziehungsverhalten mit den Items zum Erziehungsverhalten des anderen Elternteils pro Familie mit dem individuellen Datensatz weisen deutliche Varianz zwischen den Familien auf. Im Mittel (*M(SD)* = .70(.30)) deuten die Korrelationen zwar auf deutliche Profilähnlichkeit zwischen eigenem und wahrgenommenem Erziehungsverhalten des anderen Elternteils hin, jedoch gibt es auch Familien mit wenig Übereinstimmung bzw. gegenläufigen Profilen (Range: $r = -.66$ – $r = 1.00$). Wie die Abbildung 16 zeigt, sind dies allerdings sehr wenige Familien und vor allem sind es Frauen, die solche starken Differenzen in den Profilen angeben. Sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen gibt es aber auch Personen, welche eine völlige Profilübereinstimmung ($r = 1.00$) angeben. Insgesamt geben Frauen eine niedrigere (*M(SD)* = .67(.32), Range: $r = -.66$ – $r = 1.00$)) Profilübereinstimmung mit dem anderen Elternteil an als Männer (*M(SD)* = .76(.23), Range: $r = -.16$– $r = 1.00$)) ($T(347) = -3.14$, $p = .01$).

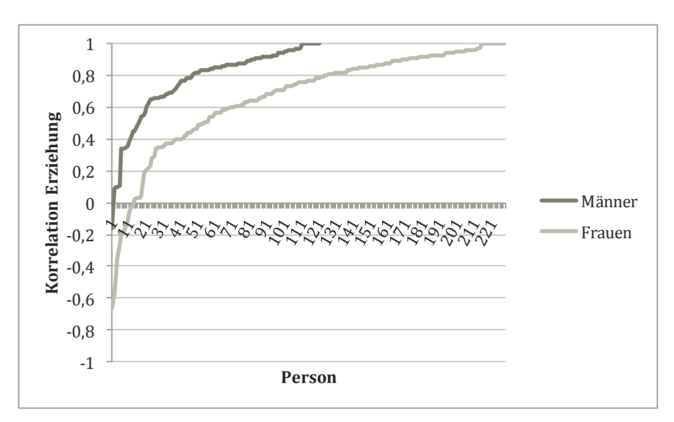


Abbildung 16: Verlauf der Korrelationen Erziehungsverhalten selbst mit Erziehungsverhalten anderer Elternteil je Familie für Männer und Frauen

Auch mit den Daten derjenigen Eltern, von denen beide Elternteile an der Studie teilgenommen haben (dyadische Daten), ergeben sich sowohl mit den Korrelationen des eigenen Erziehungsverhaltens zum Erziehungsverhalten des anderen Elternteils (*M(SD)* = .71(.29), Range: $r = -.66$ – $r = 1.00$) als auch mit den Korrelationen des selbstberichteten Erziehungsverhaltens der Mütter mit dem selbstberichteten Erziehungsverhalten der Väter (*M(SD)* = .55(.30), Range: $r = -.37$ – $r = 1.00$) ein mit oben dargestellten Ergebnissen vergleichbares Bild, auch wenn der Mittelwert der Korrelationen bei Letzteren eher im mittle-

ren Bereich liegt und somit auch auf eine mittlere Übereinstimmung hinweist. Auch hier sind es die Frauen ($M(SD)$ = .67(.34), Range: r = -.66 – r = 1.00), die im Mittel eine etwas niedrigere Übereinstimmung zum wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils berichten als die Männer ($M(SD)$ = .75(.23), Range: r = -.16 – r = 1.00). Dieser Geschlechtsunterschied ist allerdings nicht signifikant ($T(172) = -1.88$, $p = .06$).

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch „Geometrisches Maß“

Die beiden Faktoren der Hauptachsenanalyse mit Varimax-Rotation über die 14 Items der drei Skalen elterliches Engagement, positive Erziehung und strenge Kontrolle zum eigenen und vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten (Daten zum anderen Elternteil unter die eigenen Angaben gespielt) klären gemeinsam bei den Frauen 49.26 % und bei den Männern 44.46 % Varianz auf. Sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern sind anhand der rotierten Faktorladungsmatrix alle 14 Items jeweils eindeutig einem Faktor zuzuordnen (vgl. Tabelle 24).

Lediglich das Item „dem Kind sagen, dass man es schön findet, wenn es im Haushalt mit geholfen“ hat bei den Männern eine Nebenladung auf dem Faktor Strenge. Diese ist aber im Vergleich zur Ladung auf dem Faktor Liebe deutlich geringer. Bei Frauen und Männern hat jeweils das Item „mit dem Kind über seine Freunde sprechen“ die stärkste Ladung auf dem Faktor Liebe. Beim Faktor Strenge gibt es hingegen unterschiedliche Markieritems bei Frauen und Männern, wobei die Ladungen allerdings vergleichbar hoch sind. Bei den Frauen ist dies das Item „das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut“ und bei den Männern „dem Kind zu verstehen geben, dass es sich den Anordnungen und Entscheidungen nicht widersetzen soll“.

Bis auf die Faktorladung des Items „eher streng sein“ bei den Männern sind alle anderen Faktorladungen mit Ladungen $\geq .50$ zufriedenstellend. Da das Item jedoch keine Nebenladung auf dem anderen Faktor hat, wird es auch für die Männer beibehalten. Inhaltlich lassen sich die beiden Faktoren wie erwartet mit den beiden Dimensionen Liebe und Strenge beschreiben.

Tabelle 24: Rotierte Faktorladungen Hauptachsenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten für Frauen und Männer

	Faktor Liebe		Faktor Strenge	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
mit dem Kind über seine Freunde sprechen (E)	.71	.69		
das Kind trösten, wenn es traurig ist (P)	.70	.62		
das Kind loben (P)	.69	.68		
dem Kind sagen, wenn es etwas besonders gut macht (P)	.69	.53		.23
dem Kind sagen, dass man es schön findet, wenn es im Haushalt mitgeholfen hat (P)	.68	.55		
mit dem Kind spielen oder etwas unternehmen (E)	.66	.55		
dem Kind mit Worten und Gesten zeigen, dass man es gerne hat (P)	.65	.57		
mit dem Kind plaudern (E)	.64	.63		
mit dem Kind darüber reden, was es am nächsten Tag machen möchte (E)	.62	.59		
das Kind bei der Planung von Familienaktivitäten beteiligen (E)	.60	.62		
das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut (S)			.64	.59
dem Kind zu verstehen geben, dass es sich den Anordnungen und Entscheidungen nicht widersetzen soll (S)			.58	.64
nicht zulassen, dass das Kind einem widerspricht (S)			.50	.56
eher streng sein (S)			.46	.26

Anmerkung: n_{Frauen} = 456 (228 Selbst + 228 anderer Elternteil), $n_{Männer}$ = 242 (121 Selbst + 121 anderer Elternteil); Faktorladungen <.20 werden nicht angezeigt, Skalenzugehörigkeit: (E) = elterliches Engagement, (P) = positive Erziehung, (S) = strenge Kontrolle.

Trennt man die Daten wieder nach eigenem Erziehungsverhalten und vom anderen Elternteil wahrgenommenem Erziehungsverhalten, so lassen sich die vier Faktorwerte (Liebe selbst, Liebe anderer Elternteil, Strenge selbst, Strenge anderer Elternteil) für Frauen und Männer folgendermaßen beschreiben:

Tabelle 25: Faktorwerte nach Anderson-Rubin-Methode Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten für Frauen und Männer: Deskriptives

	Frauen			Männer		
	Min	*Max*	*M(SD)*	*Min*	*Max*	*M(SD)*
Liebe selbst	-1.57	1.47	0.43(0.65)	-2.94	1.89	-0.21(1.01)
Liebe aE	-3.65	1.39	-0.43(1.10)	-2.78	1.83	0.21(0.95)
Strenge selbst	-2.36	3.17	0.10(0.97)	-2.97	2.61	0.05(1.01)
Strenge aE	-2.45	2.49	-0.10(1.02)	-2.75	2.75	-0.05(0.99)

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; aE = anderer Elternteil

Die Mittelwerte der Faktoren befinden sich im Bereich zwischen 0 und 0.5. Vor allem bei den Frauen ist die Standardabweichung für den anderen Elternteil größer als für das eigene Erziehungsverhalten. Dies ist beispielsweise auch am deutlich niedrigeren Minimalwert für den anderen Elternteil in der Liebe zu erkennen.

Die Distanzen der beiden Punkte selbst und anderer Elternteil im Koordinatensystem von Liebe und Strenge betragen bei den Frauen im Mittel D_{saE} = 1.19 bei einer Standardabweichung von .98. Auch mit dieser Methode lassen sich Familien mit gleichem Erziehungsverhalten der Mutter und des Vaters aus Sicht der Mutter identifizieren (D_{saE} = 0.00). Die größte Distanz beträgt D_{saE} = 5.17 (vgl. Abbildung 17).

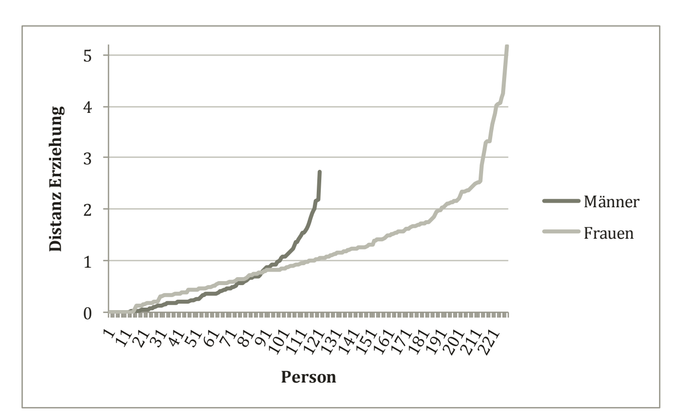


Abbildung 17: Verlauf der Distanzen zwischen Erziehungsverhalten selbst und Erziehungsverhalten anderer Elternteil je Familie für Männer und Frauen

Wie bereits bei den Korrelationen erkennbar wurde, gibt es aus der Perspektive der Frauen größere Distanzen als bei den Männern, die auch im Mittel eine

niedrigere Distanz zum anderen Elternteil angeben (*M(SD)* = .81(.67), Range: D_{saE} = 0.00. – D_{saE} = 3.00).

Die entsprechenden Analysen zum eigenen und wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils mit denjenigen Personen, bei welchen beide Elternteile an der Studie teilgenommen haben (dyadische Daten), ergeben für die Hautachsenanalysen ein entsprechendes Bild wie mit allen Studienteilnehmern: Die beiden Faktoren klären gemeinsam bei Frauen 50.52 % und bei den Männern 45.99 % der Varianz auf und alle Items werden analog eindeutig den beiden Faktoren Liebe und Strenge zugeordnet (vgl. Tabelle 26).

Tabelle 26: Rotierte Faktorladungen Hauptachsenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten selbst und fremd für Frauen und Männer dyadischer Datensatz (HA 1)

	Faktor Liebe		Faktor Strenge	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
mit dem Kind über seine Freunde sprechen	.77	.69		
das Kind trösten, wenn es traurig ist	.66	.65		
das Kind loben	.76	.64		.26
dem Kind sagen, wenn es etwas besonders gut macht	.65	.52		.28
dem Kind sagen, dass man es schön findet, wenn es im Haushalt mitgeholfen hat	.66	.56		
mit dem Kind spielen oder etwas unternehmen	.61	.55		
dem Kind mit Worten und Gesten zeigen, dass man es gerne hat	.62	.59		
mit dem Kind plaudern	.71	.65		
mit dem Kind darüber reden, was es am nächsten Tag machen möchte	.68	.60		
das Kind bei der Planung von Familienaktivitäten beteiligen	.59	.66		
das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut			.75	.75
dem Kind zu verstehen geben, dass es sich den Anordnungen und Entscheidungen nicht widersetzen soll			.54	.53
nicht zulassen, dass das Kind einem widerspricht			.52	.56
eher streng sein			.48	.32

Anmerkung: n_{Frauen} = 174 (87 Selbst + 87 anderer Elternteil), $n_{Männer}$ = 174 (87 Selbst + 87 anderer Elternteil); Faktorladungen <.20 werden nicht angezeigt

Das Item „dem Kind sagen, wenn es etwas besonders gut macht" hat wiederum bei den Männern eine leichte Nebenladung. Dies betrifft auch das Item „das

Kind loben“. Bei beiden Items ist jedoch auch hier eine exakte Faktorzuordnung möglich. Auch in den dyadischen Daten hat das Item „mit dem Kind über seine Freunde sprechen“ die höchsten Faktorladungen des Faktors Liebe bei Frauen und Männern. Für den Faktor Strenge ist dies das Item „das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut“. Auch die Verteilung der Faktorscores über die vier Faktoren (Liebe selbst, Liebe anderer Elternteil, Strenge selbst, Strenge anderer Elternteil) entspricht den oben dargestellten Ergebnissen (vgl. Tabelle 27):

Tabelle 27: Faktorscores nach Anderson-Rubin-Methode Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten für Frauen und Männer; Deskriptives

	Frauen			Männer		
	Min	Max	M(SD)	Min	Max	M(SD)
Liebe selbst	-1.69	1.35	0.42(0.69)	-2.86	1.89	-0.23(1.02)
Liebe aE	-2.86	1.32	-0.42(1.09)	-2.65	1.83	0.23(0.93)
Strenge selbst	-2.06	2.89	0.11(0.96)	-2.76	2.39	0.04(1.01)
Strenge aE	-2.29	2.19	-0.11(1.03)	-2.54	2.38	-0.04(1.00)

Anmerkung: $n_{Frauen} = 87$, $n_{Männer} = 87$; aE = anderer Elternteil

Gleichermaßen stimmen ebenfalls die Werte der Distanzen der beiden Punkte selbst und anderer Elternteil im Koordinatensystem von Liebe und Strenge mit obigen überein. Frauen (*M(SD)* = 1.16 (.91), Range: d = 0.00. – d = 4.01) geben auch hier im Mittel weniger Übereinstimmung im Erziehungsverhalten an als Männern (*M(SD)* = 0.86 (.69), Range: d = 0.00. – d = 2.00).

Vergleicht man diese Ergebnisse des eigenen Erziehungsverhaltens und des beim anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhaltens mit den beiden Selbstaussagen von Müttern und Vätern, so klären die beiden Faktoren der Hauptachsenanalyse hier gemeinsam mit 46.96 % nahezu gleich viel der Varianz auf. Wie die Tabelle 28 zeigt, ordnen sich auch hier die Items den beiden Faktoren Liebe und Strenge wie in den Analysen zum eigenen und wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils eindeutig zu.

Tabelle 28: Rotierte Faktorladungen Hauptachsenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten selbst für Frauen und Männer im dyadischen Datensatz (HA2)

	Faktor Liebe	Faktor Strenge
mit dem Kind über seine Freunde sprechen	.75	
das Kind trösten, wenn es traurig ist	.62	
das Kind loben	.69	
dem Kind sagen, wenn es etwas besonders gut macht		
dem Kind sagen, dass man es schön findet, wenn es im Haushalt mitgeholfen hat	.58	
mit dem Kind spielen oder etwas unternehmen	.56	
dem Kind mit Worten und Gesten zeigen, dass man es gerne hat	.63	
mit dem Kind plaudern	.66	
mit dem Kind darüber reden, was es am nächsten Tag machen möchte	.64	
das Kind bei der Planung von Familienaktivitäten beteiligen	.56	
das Kind bestrafen, wenn es etwas gegen Ihren Willen tut		.63
dem Kind zu verstehen geben, dass es sich den Anordnungen und Entscheidungen nicht widersetzen soll		.58
nicht zulassen, dass das Kind einem widerspricht		.56
eher streng sein		.41

Anmerkung: n = 174 (nur Selbstaussagen); Faktorladungen <.20 werden nicht angezeigt

Die Faktorwerte (vgl. Tabelle 29) entsprechen anhand der Mittelwerte eher den Ergebnissen der Frauen; allerdings ist die Standardabweichung höher, was eher denen der Männer entspricht.

Tabelle 29: Faktorscores nach Anderson-Rubin-Methode Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation Erziehungsverhalten: Deskriptives

	Min	Max	M(SD)
Liebe Frauen	-2.12	1.61	0.40(0.80)
Liebe Männer	-2.96	1.59	-0.40(1.02)
Strenge Frauen	-1.84	2.99	0.07(0.95)
Strenge Männer	-3.17	2.43	-.0.07(1.05)

Anmerkung: n_{Frauen} = 87, $n_{Männer}$ = 87.

Betrachtet man die Korrelationen der Faktorwerte aus der vorangehenden Analyse mit dem eigenen und beim anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten mit den Faktorwerten der Analyse der beiden Selbstaussagen zum Erziehungsverhalten (vgl. Tabelle 23), so wird deutlich, dass die entsprechenden Faktorscores hoch miteinander zusammenhängen ($r > .90$). Liebe und Strenge korreliert bei Frauen und Männern nicht miteinander.

Tabelle 30: Korrelation nach Pearson Faktorwerte selbst aus Hauptachsenanalyse selbst-anderer Elternteil mit Faktorwerte aus Hauptachsenanalyse selbst-selbst

		selbst-anderer Elternteil							
		Liebe Frauen		Liebe Männer		Strenge Frauen		Strenge Männer	
		r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
selbst-selbst	Liebe Frauen	**.99**	.00	**.42**	.00	-.09	.39	-.07	.53
	Liebe Männer	**.41**	.00	**.99**	.00	-.04	.72	.03	.80
	Strenge Frauen	-.01	.89	.01	.91	**.92**	.00	**.41**	.00
	Strenge Männer	-.03	.75	-.06	.61	**.38**	.00	**.98**	.00

Anmerkung: $n_{Frauen} = 87$, $n_{Männer} = 87$; **Fett** = signifikantes Ergebnis

Die Distanzen der beiden Punkte Mutter selbst und Vater selbst im Koordinatensystem von Liebe und Strenge betragen im Mittel 1.47 bei einer Standardabweichung von .87 und einem Range von $d = 0.00.$ – $d = 3.56$. Im Mittel liegt dieser Wert demnach höher als bei der Distanz selbst–anderer Elternteil.

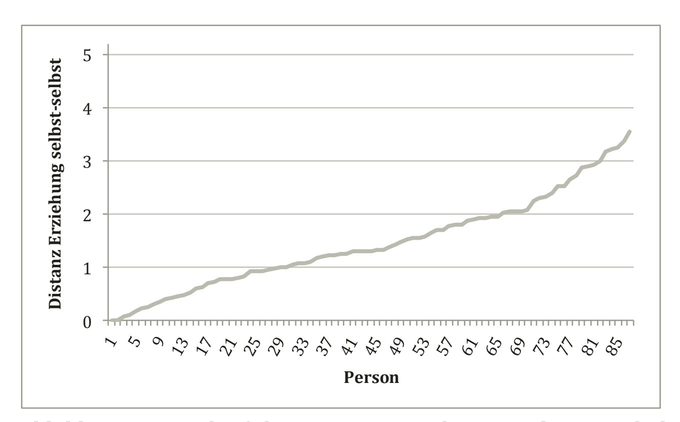


Abbildung 18: Verlauf der Distanz zwischen Erziehungsverhalten selbst Mütter und Erziehungsverhalten selbst Väter je Familie

Dies insbesondere bei den Männern. Allerdings ist der Range geringer als bei den Distanzen selbst-anderer Elternteil.

Inspiziert man die Abbildung 18, die den Verlauf der Distanzen darstellt, so zeigt die flachere Kurve als bei den Distanzen selbst-anderer Elternteil, dass keine so starken Extreme mehr auftreten.

4.5.4 Ergebnisse zu Effekten des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes

Zur Beantwortung der *Frage II.2.1* wird zum einen der Effekt des eigenen Erziehungsverhalten sowie das beim anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten auf das Verhalten des Kindes überprüft.

Eigenes Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Betrachtet man die Ergebnisse der multiplen Regressionsanalysen nach der Einschlussmethode zur Überprüfung von Effekten des Erziehungsverhaltens (z-standardisiert) auf das Verhalten des Kindes (vgl. Tabelle 31), so fällt auf, dass die Effekte der Frauen deutlich geringer als die Effekte der Männer sind, und die Effekte bei den Frauen insgesamt nicht sehr stark sind. Den größten Effekt hat das Erziehungsverhalten auf die sozial-emotionalen Kompetenzen, wobei hier sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern die wahrgenommene Strenge in der Erziehung keine Auswirkung hat. Diese spielt hingegen bei den beiden negativen Indikatoren oppositionell-aggressives Verhalten und Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität eine Rolle. Je strenger sich die Eltern beschreiben, desto mehr Verhaltensprobleme ihrer Kinder auf diesen beiden Skalen berichten sie. Während sich bei allen anderen Skalen ein vergleichbares Muster für Frauen und Männer zeigt, welches indiziert, dass Liebe und Zuneigung vor Verhaltensproblemen schützt und positives Verhalten verstärkt, ist es bei den emotionalen Auffälligkeiten konträr: Bei Frauen hat die Liebe mehr Relevanz für das Ausmaß emotionaler Auffälligkeiten des Kindes als die Strenge; bei Vätern ist die eigene Strenge gewichtiger als die Liebe.

Tabelle 31: Regressionen Erziehungsverhalten (z-standardisiert) selbst auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksamkeitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		β	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2
♀	Liebe selbst	-.14*	.04	-.18*	.05	.29*	.09	-.15*	.03
	Strenge selbst	.13*		.15*		-.06		.08	
♂	Liebe selbst	-.35*	.14	-.32*	.14	.49*	.24	-.07	.05
	Strenge selbst	.17*		.23*		-.06		.22*	

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .05$.

Wahrgenommenes Erziehungsverhalten des anderen Elternteils und Verhalten des Kindes

Das wahrgenommene Erziehungsverhalten des anderen Elternteils (vgl. Tabelle 32) hat vergleichbare und ähnlich starke Zusammenhänge mit dem Verhalten des Kindes wie das eigene berichtete Erziehungsverhalten, wobei die Effekte der Männer hier zumindest in der Stärke denen der Frauen entsprechender sind. Auch beim wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils finden sich die stärksten Effekte auf das positive Verhalten des Kindes (R^2 = .13 und R^2 = .15), wobei auch hier die wahrgenommene Strenge keine Bedeutung hat. Bei den Männern weist die wahrgenommene Strenge ihrer Partnerinnen bei keiner der Skalen zum Verhalten des Kindes signifikante Zusammenhänge auf. Dies entspricht dem Befund des selbstberichteten Erziehungsverhaltens: Vor allem im Vergleich zu den Effekten der Strenge der Männer ist die Strenge der Frauen weniger ausschlaggebend. Ein hohes Ausmaß wahrgenommener Liebe in der Erziehung des anderen Elternteils führt aus Sicht von Frauen und Männern neben den berichteten sozial-emotionalen Kompetenzen zu weniger aggressivem Verhalten und weniger Aufmerksamkeitsschwierigkeiten des Kindes. Die von den Frauen wahrgenommene Liebe des Vaters zeigt sich in der Erziehung als förderlich für die Vermeidung emotionaler Auffälligkeiten. Hingegen hat die von den Männern wahrgenommene Liebe der Mütter hierfür keinen signifikanten Einfluss.

Tabelle 32: Regressionen Erziehungsverhalten (z-standardisiert) anderer Elternteil (aE) auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksamkeitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		β	R^2	β	R^2	β	R^2	β	R^2
♀	Liebe aE	-.24*	.08	-.12	.04	.34*	.13	-.19*	.04
	Strenge aE	.14*		.15*		-.10		.04	
♂	Liebe aE	-.27*	.07	-.24*	.06	.39*	.15	-.05	.01
	Strenge aE	.08		.09		.01		.07	

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .05$.

Eigenes Erziehungsverhalten, wahrgenommenes Erziehungsverhalten des anderen Elternteils und Verhalten des Kindes

Kontrolliert man in hierarchischen multiplen Regressionsanalysen, ob die gerade berichteten Effekte des wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils über das eigene Erziehungsverhalten hinaus noch aufklärende Relevanz haben (vgl. Tabelle 33), ist ein deutlicher Geschlechtsunterschied zu konstatieren: Bei Männern birgt die zusätzliche Aufnahme des von ihnen

wahrgenommenen Erziehungsverhalten der Mütter zum berichteten eigenen Erziehungsverhalten durchgängig keine weitere (wesentliche) Varianzaufklärung des Verhalten des Kindes (oppositionell-aggressives Verhalten: $\Delta R^2 = .00$; Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität: $\Delta R^2 = .00$; sozial-emotionale Kompetenzen: $\Delta R^2 = .00$; emotionale Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .01$). Entsprechend verschwinden hier auch die oben berichteten Effekte des von den Vätern wahrgenommenen Erziehungsverhaltens, wenn man dieses für das selbstberichtete Erziehungsverhalten der Männer kontrolliert. Die Effekte des eigenen Erziehungsverhaltens der Väter bleiben nahezu unverändert. Bei den Frauen ist dies different: Beim oppositionell-aggressiven Verhalten ($\Delta R^2 = .05$) und den sozial-emotionalen Kompetenzen ($\Delta R^2 = .05$) klärt die Hinzunahme des von den Frauen wahrgenommenen Erziehungsverhaltens der Väter – wenn auch nicht sehr viel – mehr Varianz auf als das selbst berichtete Erziehungsverhalten der Frauen. Bei der Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität ($\Delta R^2 = .01$) sowie den emotionalen Auffälligkeiten ($\Delta R^2 = .02$) ist die wahrgenommene Erziehung der Väter durch die Mütter weniger entscheidend. Vor allem die von den Müttern wahrgenommene Liebe der Väter hat für die Effekte des selbstberichteten Erziehungsverhaltens der Mütter eine Bedeutung – und dies sogar so sehr, dass sich unter Kontrolle der wahrgenommenen Liebe der Väter die Schutzfunktion der eigenen Erziehung für oppositionell-aggressives Verhalten und emotionale Auffälligkeiten des Kindes aufhebt. Hingegen fallen unter Kontrolle der eigenen Erziehung der Mütter die Effekte der wahrgenommenen Strenge der Väter weg bzw. reduzieren sich so stark, dass sie nicht mehr signifikant sind.

Tabelle 33: Regressionen Erziehungsverhalten selbst (z-standardisiert) und anderer Elternteil (aE) (z-standardisiert) auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksamkeitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		B	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2
♀	Liebe selbst	-.01	.09	-.16*	.06	.15*	.14	-.06	.05
	Strenge selbst	.11		.10		-.02		.11	
	Liebe aE	-.25*		-.05		.25*		-.17*	
	Strenge aE	.07		.10		-.10		-.03	
♂	Liebe selbst	-.35*	.14	-.33*	.14	.45*	.24	-.09	.06
	Strenge selbst	.18		.27*		-.07		.30*	
	Liebe aE	.01		.03		.05		-.12	
	Strenge aE	-.02		-.07		.02		-.09	

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes nach dem Geschlecht des Kindes

Bei den Effekten der Interaktionsterme des Erziehungsverhaltens mal das Geschlecht des Kindes zusammen mit dem Haupteffekten des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes, ergeben sich für Frauen und Männer sowohl im selbstberichteten Erziehungsverhalten (vgl. Tabelle 34) als auch im berichteten Erziehungsverhalten des anderen Elternteils (vgl. Tabelle 35) kaum signifikante Effekte des Interaktionsterms.

*Tabelle 34: Haupteffekte Erziehungsverhalten selbst und Interaktionseffekte Erziehungsverhalten selbst * Geschlecht Kind auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)*

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	β	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2
♀ Liebe	-.17	.02	-.17	.03	.15	.10	-.13	.02
Liebe*Geschlecht Kind	.06		-.01		**.18***		.03	
♂ Liebe	-.15	.14	-.10	.12	.37*	.25	.06	.02
Liebe*Geschlecht Kind	**-.26***		**-.27***		.17		-.16	
♀ Strenge	.13	.02	.09	.02	-.04	.01	.07	.01
Strenge*Geschlecht Kind	-.00		.08		-.01		.01	
♂ Strenge	.20	.02	.24*	.04	-.12	.02	.33*	.07
Strenge*Geschlecht Kind	-.10		-.07		.19		-.19	

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .05$; **Fett** = signifikanter Interaktionsterm.

*Tabelle 35: Haupteffekte Erziehungsverhalten anderer Elternteil und Interaktionseffekte Erziehungsverhalten anderer Elternteil * Geschlecht Kind auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)*

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	β	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2
♀ Liebe	-.18*	.06	-.09	.02	.25*	.13	-.16	.04
Liebe*Geschlecht Kind	-.09		-.05		.13		-.04	
♂ Liebe	-.16	.08	-.20	.06	.29*	.17.	-.03	.01
Liebe*Geschlecht Kind	-.15		-.05		.16		-.02	
♀ Strenge	.17	.02	.14	.02	-.19*	.02	.10	.01
Strenge*Geschlecht Kind	-.03		.02		.10		-.07	
♂ Strenge	.21	.04	.10	.01	-.04	.02	.15	.01
Strenge*Geschlecht Kind	**-.27***		-.08		-.15		-.13	

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .0.5$; **Fett** = signifikanter Interaktionsterm.

Ausnahmen bilden einerseits die signifikante Interaktion des Effekts der Liebe und des Geschlechts des Kindes auf die sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes bei den Müttern. So findet sich ein stärkerer Zusammenhang der berichteten mütterlichen Liebe mit den sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes, wenn das Kind ein Junge ist (vgl. Abbildung 19 oben links).

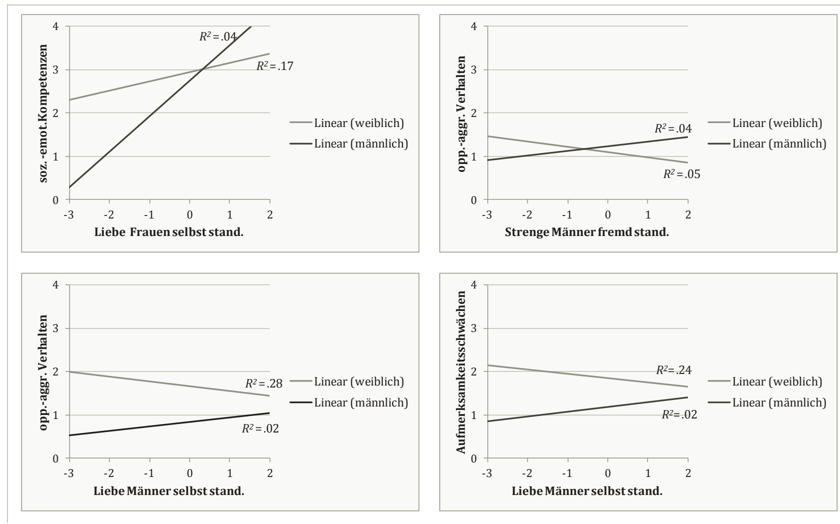


Abbildung 19: Signifikante Interaktionen: Regressionsgeraden Erziehung auf Verhalten des Kindes in Abhängigkeit des Geschlecht des Kindes

Da der Trend, auch wenn das Kind ein Mädchen ist, in dieselbe Richtung geht (nämlich je mehr Liebe die Mutter in ihrer Erziehung berichtet, von desto mehr sozial-emotionalen Kompetenzen ihres Kindes berichtet sie), ist diese signifikante Interaktion inhaltlich nicht bedeutsam. Anders ist dies bei den weiteren signifikanten Interaktionstermen der selbstberichteten Liebe im Erziehungsverhalten der Väter (vgl. Tabelle 34) mit dem Geschlecht des Kindes: Während für Töchter Liebe in der Erziehung ein Schutzfaktor sowohl für oppositionell-aggressives Verhalten als auch für Aufmerksamkeitsschwächen ist, ist dies bei Söhnen genau gegenläufig. Wenn Väter von mehr eigener Liebe in der Erziehung berichten, so berichten sie auch von mehr Verhaltensproblemen ihrer Söhne in den Bereichen oppositionell-aggressives Verhalten und Aufmerksamkeitsschwächen (vgl. Abbildung 19 untere Hälfte). Allerdings ist zu beachten, dass die Varianzaufklärung bei den Söhnen deutlich geringer ist als bei den Mädchen, weshalb dieser Befund nicht überbewertet werden sollte. Entsprechend den gegenläufigen Befunden lassen sich in den Effekten der durch die

Väter berichteten mütterlichen Strenge in der Erziehung auf oppositionell-aggressives Verhalten der Kinder nachweisen (vgl. Tabelle 35): So berichten Väter von mehr oppositionell-aggressivem Verhalten unter einem strengen Erziehungsverhalten der Mutter, wenn das Kind ein Junge ist. Ist das Kind indessen ein Mädchen, berichten Väter von weniger Problemverhalten, wenn sie die Mutter als streng in ihrer Erziehung wahrnehmen (vgl. Abbildung 19 oben rechts).

Eigenes Erziehungsverhalten von Mutter und Vater und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Betrachtet man nun im dyadischen Datensatz, der Angaben von Müttern und Vätern aus 87 Familien enthält (vgl. Kapitel 4.4.1), den Zusammenhang des Erziehungsverhaltens beider Elternteile mit dem Verhalten des Kindes, so ist für das Akteur-Partner-Interdependenz-Modell (APIM) mit dem eigenen Erziehungsverhalten eine zufriedenstellende Modellanpassung zu verzeichnen: Zwar ist das Modell, für welches eine multivariate Normalverteilung vorliegt (Mardia: $z = 1{,}19$; $p < .05$) mit einem χ^2-Wert von 75.11 mit 41 Freiheitsgeraden signifikant, der normierte χ^2-Wert liegt mit 1.83 jedoch im akzeptablen Bereich. Auch die globalen Fit-Indices liegen mit CFI = .93, RMSEA = .09, SRMR = .09 im annehmbaren Bereich.

Liebe und Zuneigung korreliert weder innerhalb der Personen, noch über die Dyaden mit der Strenge in der Erziehung (vgl. Abbildung 20). Die entsprechenden Angaben von Müttern und Vätern zum Erziehungsverhalten haben hingegen einen mittleren Zusammenhang. Wesentlich stärker korrelieren die Angaben von Müttern und Vätern zum Verhalten des Kindes (Korrelationen Residuen: $\theta = .42$ – $\theta = .83$; Korrelation latente Variablen Verhaltensprobleme: $\psi = .72$). Weiterhin ist sowohl für die Mütter als auch für die Väter das Problemverhalten des Kindes mit den zugehörigen Variablen gut abgebildet (niedrigste Pfadladung: $\lambda = .59$). Obwohl die Varianzaufklärung des Problemverhaltens des Kindes (Mütter: $R^2 = 14$; Väter: $R^2 = .22$) durch das Erziehungsverhaltens beider Elternteile nicht unbedeutend ist, zeigen sich auch im APIM, wie bereits in den Regressionsanalysen für den individuellen Datensatz, nur schwache bis mittelstarke Effekte.

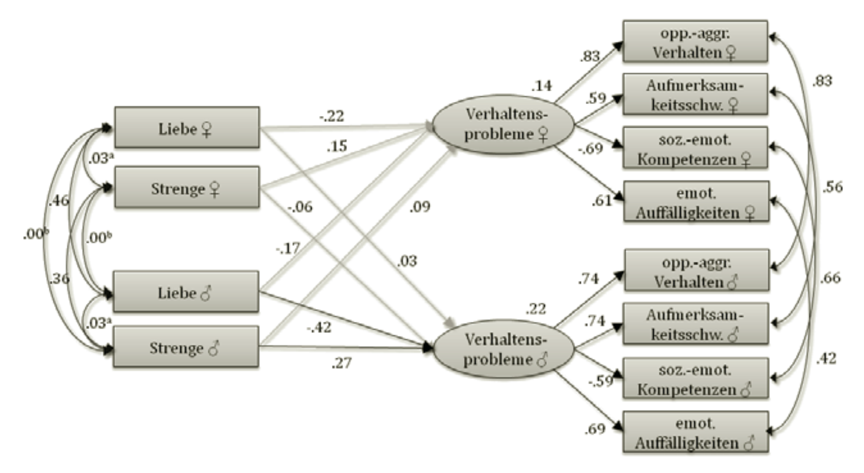


Abbildung 20: Standardisierte Pfadladungen des APIM Erziehung Selbst – Problemverhalten Kind; a, b = je gleichgesetzt; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Insgesamt ergeben sich keine signifikanten Effekte für das Erziehungsverhalten der Mütter sowie keine signifikanten Partnereffekte. Ausschließlich die Akteur-Effekte des Vaters sind signifikant. So hängt ein vom Vater berichtetes, sich durch viel Liebe und Zuneigung sowie wenig Strenge auszeichnendes Erziehungsverhalten mit weniger Problemverhalten des Kindes zusammen. Dieses Erziehungsverhalten hat jedoch keinen signifikanten Effekt auf das durch die Mutter berichtete Problemverhalten. Mit $\gamma = -.17$ ist der Pfad der von den Müttern berichteten Liebe des Vaters auf die Verhaltensprobleme zwar nicht signifikant, jedoch zumindest in erwartbarer Richtung. Inspiziert man die nicht signifikanten Effekte der Mutter auf das Problemverhalten des Kindes, so wird deutlich, dass hier – wie auf väterlicher Seite – die Akteur-Effekte stärker als die Partner-Effekte sind. Letztere sind bei der Mutter sogar noch geringer, als beim Vater.

Wahrgenommenes Erziehungsverhalten des anderen Elternteils von Mutter und Vater und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Das APIM mit den Skalen zum wahrgenommen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils ergibt eine ähnlich adäquate Modellanpassung wie das Modell mit dem eigenen berichteten Erziehungsverhalten: Auch dieses Modell, für welches ebenfalls die multivariate Normalverteilung vorliegt (Mardia: $z = 1,89$; $p < .05$), ist mit einem χ^2-Wert von 72.64 mit 41 Freiheitsgeraden signifikant,

der normierte χ^2-Wert liegt mit 1.77 hingegen im akzeptablen Bereich. Ferner sind die globalen Fit-Indices mit CFI = .94, RMSEA = .09, SRMR = .08 zufriedenstellend.

Liebe und Zuneigung des anderen Elternteils korreliert auch hier weder innerhalb der Person noch über die Dyade stark mit der Strenge in der Erziehung des anderen Elternteils (vgl. Abbildung 21). Die jeweils entsprechenden Angaben von Müttern und Vätern zum Erziehungsverhalten des anderen Elternteils haben im Bereich der Liebe und Zuneigung einen starken Zusammenhang. Hinsichtlich der Strenge stimmen Mütter und Vätern nicht sehr stark überein. Die Korrelationen der Angaben von Müttern und Vätern zum Verhalten des Kindes entsprechen den oben dargestellten weitgehend, da es sich hier um dieselben Skalen handelt (Korrelationen Residuen: $\theta = .42$ – $\theta = .82$; Korrelation latente Variablen Verhaltensprobleme: $\psi = .73$). Betrachtet man die Pfade im Modell (Abbildung 21), ergibt sich ein zum eigenen Erziehungsverhalten konvergentes Bild: Ausschließlich die Akteur-Effekte der Mutter sind signifikant. Wenn die Mutter den Vater als liebevoll und wenig streng wahrnimmt, berichtet sie von weniger Verhaltensproblemen ihrer Kinder. Wie die Mutter den Vater in der Erziehung wahrnimmt, hat keinen signifikanten Effekt auf das durch den Vater berichtete Problemverhalten des Kindes (Partner-Effekte). Die Akteur-Effekte des Vaters sind ebenfalls nicht signifikant, auch wenn die Pfadladung der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater auf die vom Vater wahrgenommen Verhaltensprobleme des Kindes mit $\gamma = -.30$ nicht unbedeutend hoch ist. Der stärkste Partner-Effekt ist für diese wahrgenommene Liebe auf die Verhaltensprobleme (berichtet durch die Mutter) zu verzeichnen ($\gamma = .18$). Bei diesem nicht signifikanten Effekt handelt es sich um einen Suppressionseffekt (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 687 ff.), da dieser erst durch Hinzunahme der durch die Mutter berichteten Liebe des Vaters in der Erziehung in die vorliegende, nicht erwartbare Richtung zeigt. Betrachtet man diesen Pfad isoliert von allen anderen Variablen, so entspricht die Richtung mit $\gamma = -.22$ der angenommenen Hypothese.

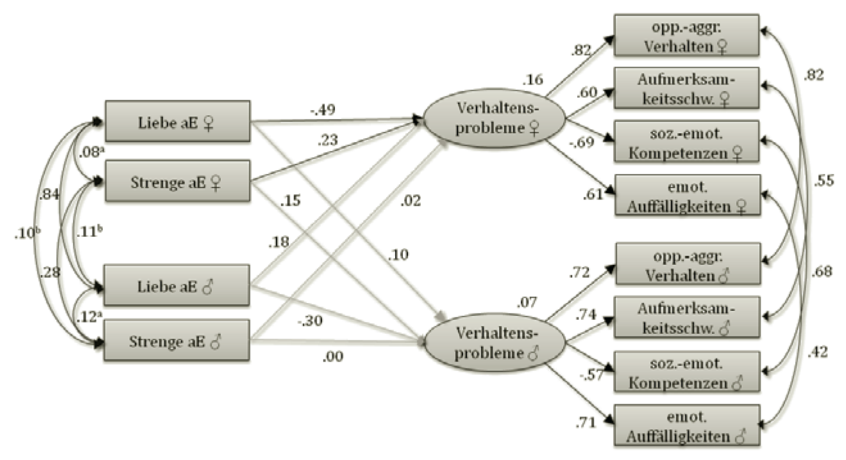


Abbildung 21: Standardisierte Pfadladungen des APIM Erziehung anderer Elternteil (aE) – Problemverhalten Kind; [a, b] = je gleichgesetzt; $\psi = .73$; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Eigenes Erziehungsverhalten von Mutter und Vater und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater nach Geschlecht des Kindes (dyadische Analysen)

Im Multigruppenvergleich (MGA) des APIM des eigenen Erziehungsverhaltens zwischen Eltern mit Jungen und Mädchen ergibt sich für das unrestringierte Modell insgesamt eine etwas bessere Modellanpassung als im oben dargestellten „einfachen“ APIM: $\chi^2_{84} = 103.17$, $p = .08$, $\chi^2_{normed} = 1.23$; CFI = .96, RMSEA = .05, SRMR = .10. Dies deutet bereits auf einen Geschlechtsunterschied hin. Der Vergleich des unrestringierten Modells (unconstrained) mit dem Modell, in welchem die Strukturpfade gleichgesetzt sind (structural weights: $\chi^2_{106} = 147.67$, $p = .01$, $\chi^2_{normed} = 1.39$; CFI = .91, RMSEA = .07, SRMR = .12), verdeutlicht dies: Es ergibt sich eine signifikante Modellverschlechterung bei Gleichsetzung der Pfadladungen ($\Delta\chi^2_{22} = 44.50$, $p < .05$; ΔCFI = .05, ΔRMSEA = .02, ΔSRMR = .02). Wie auch aus der Abbildung 22 erkennbar, in der die unrestringierten Pfadladungen für Mädchen und Jungen dargestellt sind, beruht diese Modellverschlechterung bereits auf der Gleichsetzung der Messmodelle (Measurement weights: $\chi^2_{90} = 123.48$, $p = .01$, $\chi^2_{normed} = 1.37$; CFI = .92, RMSEA = .07, SRMR = .09).

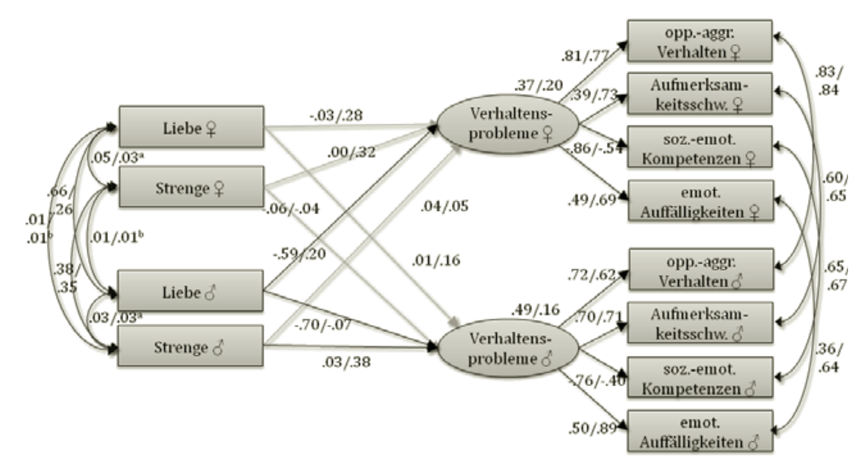


Abbildung 22: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert APIM Erziehung selbst – Problemverhalten Kind Mädchen/Jungen; [a, b] *= je gleichgesetzt;* $\psi = .70/.62$*; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie:* $p < .05$, $n_{Mädchen} = 45$, $n_{Jungen} = 42$.

Durch die Gleichsetzung des Strukturmodells tritt jedoch eine zusätzliche Verschlechterung ein. So sind für Mädchen die beiden Effekte der Liebe und Zuneigung des Vaters signifikant. Über je mehr Liebe und Zuneigung in der Erziehung der Vater berichtet, desto weniger berichten sowohl der Vater (Akteur-Effekt) als auch die Mutter (Partner-Effekt) von Verhaltensproblemen der Mädchen. Generell und vor allem im Vergleich zum Vater sind die Effekte der Mutter bei den Mädchen sehr gering. Bei den Jungen ist nur der Akteur-Effekt der Strenge des Vaters signifikant, wobei die Akteur-Effekte der Mutter sowie der Partner-Effekt der Liebe des Vaters ähnlich hoch sind.

Wahrgenommenes Erziehungsverhalten des anderen Elternteils von Mutter und Vater und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater nach Geschlecht des Kindes (dyadische Analysen)

Auch der MGA des APIM mit den Skalen zum wahrgenommen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils ergibt eine etwas bessere Modellanpassung als das „einfache" Modell ($\chi^2_{84} = 113.77$, $p = .02$, $\chi^2_{normed} = 1.35$; CFI = .94, RMSEA = .07, SRMR = .10) und bei Gleichsetzung der Strukturpfade verschlechtert (structural weights: $\chi^2_{106} = 158.33$, $p = .00$, $\chi^2_{normed} = 1.49$; CFI = .90, RMSEA = .08, SRMR = .14) sich das Modell deutlich ($\Delta\chi^2_{22} = 44.56$, $p < .05$; ΔCFI = .06, ΔRMSEA = .01, ΔSRMR = .04). Auch hier beruht die Modellverschlechterung zum Teil bereits auf der Gleichsetzung der Messmodelle (mea-

surement weights: χ^2_{90} = 136.38, p = .01, χ^2_{normed} = 1.52; CFI = .91, RMSEA = .08, SRMR = .11).

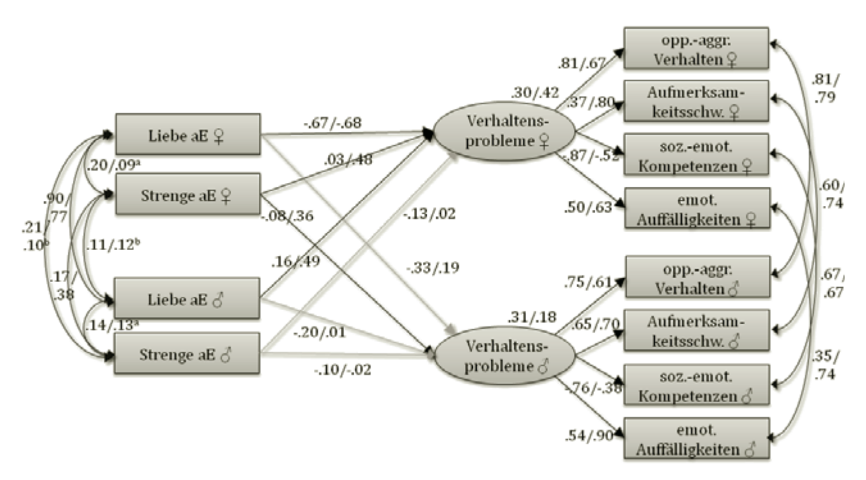


Abbildung 23: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert APIM Erziehung anderer Elternteil (aE) – Problemverhalten Kind Mädchen/Jungen; ψ = .77/.53, ^{a,b} = je gleichgesetzt; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$, $n_{Mädchen}$ = 45, n_{Jungen} = 42.

Bei den Effekten der Erziehung des anderen Elternteils auf das Problemverhalten unterscheiden sich Familien mit Mädchen vor allem in der wahrgenommenen Strenge des Vaters durch die Mutter und in der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater: Während die wahrgenommene Strenge des Vaters keinen Effekt auf Verhaltensprobleme von Mädchen hat, zeigen sich bei Jungen sowohl negative Akteur- als auch Partnereffekte. Erstaunlicherweise ergibt sich auch ein negativer Partner-Effekt der durch den Vater wahrgenommenen Liebe und Zuneigung der Mutter auf das berichtete Problemverhalten der Jungen durch die Mutter, nicht aber auf das Problemverhalten der Jungen berichtet durch den Vater. Nehmen Väter also Mütter als sehr liebevoll wahr, berichtet die Mutter von mehr Verhaltensproblemen der Jungen. In Familien mit Mädchen ist dieser Effekt nicht so stark. Hierbei handelt es sich um den bereits in den Analysen ohne Geschlecht des Kindes identifizierten Suppressionseffekt (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 687 ff.), da erst durch Hinzunahme des Effekts der wahrgenommenen Liebe des Vaters durch die Mutter im Modell bei den Jungen dieser negative Effekt der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater entsteht (Pfad alleine: γ = .03) und sich bei den Mädchen der Effekt sogar umdreht (Net-Supression, Pfad alleine: γ = -.45). Kein Unterschied lässt

sich für den Akteur-Effekt der wahrgenommenen Liebe des Vaters durch die Mutter nachweisen: Sowohl für Mädchen als auch für Jungen geht aus der Perspektive der Mutter wenig Liebe und Zuneigung des Vaters mit Verhaltensproblemen einher.

4.5.5 Ergebnisse zu Effekten von Unterschieden im Erziehungsverhalten auf das Verhalten des Kindes

Effekte von Unterschieden im Erziehungsverhalten werden für die *Frage II.2.2* anhand mehrerer Verfahren analysiert. Zunächst werden die Effekte der Korrelation der Angaben zum Erziehungsverhalten von Mutter und Vater sowie der Distanz der Koordinaten beider Elternteile im Koordinatensystem von Liebe und Strenge (geometrisches Maß) auf das Kind überprüft. Anschließend wird mit Moderationsanalysen getestet, wie das Erziehungsverhalten von Mutter und Vater in Kombination auf das Kind wirkt.

„Übereinstimmung Erziehung" operationalisiert durch „Korrelation Erziehungsverhalten" und Verhalten des Kindes

Die Korrelationen des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem des anderen Elternteils (vgl. Kapitel 4.5.3) haben einen schwachen bis mittleren Zusammenhang mit dem Verhalten des Kindes. Wie die Tabelle 36 darlegt, sind aus der Perspektive beider Elternteile Unterschiede im Erziehungsverhalten (niedrige Korrelation) verknüpft mit oppositionell-aggressivem Verhalten sowie wenig emotionaler Kompetenz des Kindes. Aus Sicht der Frauen sind Unterschiede im Erziehungsverhalten zusätzlich bedeutsam für emotionale Auffälligkeiten des Kindes, aus Sicht der Männer hingegen zusätzlich für Aufmerksamkeitsschwierigkeiten. Generell sind die Zusammenhänge aus Männersicht etwas stärker als die aus Frauensicht. Auch wenn nicht alle Zusammenhänge signifikant sind, so besteht doch ein deutliches Muster, welches für gewisse Zusammenhänge von Unterschieden im Erziehungsverhalten mit Verhaltensproblemen der Kinder spricht.

Tabelle 36: Korrelation „Korrelation Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil" mit Verhalten des Kindes für Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksamkeitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
♀ Korrelation Erziehung	**-.21**	.00	-.12	.07	**.29**	.00	**-.15**	.03
♂ Korrelation Erziehung	**-.28**	.01	**-.34**	.00	**.36**	.00.	-.16	.09

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; **Fett** = $p < .05$.

Differenziert man die Zusammenhänge zwischen Übereinstimmung in der Erziehung und Verhaltensproblemen des Kindes nach dem Geschlecht des Kindes, ergeben sich keine eindeutigen Unterschiede (vgl. Tabelle 37). Zwar sind die Zusammenhänge aus Männersicht *für Mädchen* hinsichtlich der sozial-emotionalen Kompetenzen etwas höher als *für Jungen* ($r = .41$ vs. $r = .31$). Dieser sowie auch die anderen Unterschiede sind jedoch statistisch nicht bedeutsam ($z = 0.86$, $p = 0.39$).

Tabelle 37: Korrelation „Korrelation Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil“ mit Verhalten von Mädchen und Jungen für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
♀	Korr. Erziehung Mädchen	**-.24**	.01	-.17	.07	**.25**	.01	-.14	.14
	Korr. Erziehung Jungen	**-.17**	.07	-.06	.55	**.30**	.00	-.15	.11
♂	Korr. Erziehung Mädchen	**-.34**	.01	**-.31**	.02	**.41**	.00	-.09	.53
	Korr. Erziehung Jungen	**-.23**	.07	**-.35**	.01	**.31**	.01	-.21	.10

Anmerkung: $n_{Frauen\text{-}Mädchen} = 118$, $n_{Frauen\text{-}Jungen} = 110$, $n_{Männer\text{-}Mädchen} = 56$, $n_{Männer\text{-}Mädchen} = 65$;
Fett = $p < .05$.

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch „Korrelation Erziehungsverhalten“ und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Verwendet man nur den Teildatensatz derjenigen Eltern, welche beide an der Untersuchung teilgenommen haben, so ergibt sich hier für den Zusammenhang der Korrelation des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem beim anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten ein sehr vergleichbares Bild, wie mit dem individuellen Datensatz (Korrelation auf Akteur-Ebene; vgl. Tabelle 38; Zeile 1 und 3): Sowohl aus Sicht der Mütter als auch aus Sicht der Väter sind Unterschiede im Erziehungsverhalten ungünstig für die sozial-emotionale Entwicklung des Kindes und förderlich für Verhaltensprobleme.

Tabelle 38: Korrelation „Korrelation Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil“ mit Verhalten des Kindes aus Sicht Frauen (♀) und Männer (♂) für Frauen (♀) und Männer (♂) dyadische Daten

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	r	*P*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
♀ Korr. Erz. Verh. Kind ♀	**-.28**	.01	-.15	.17	**.31**	.00	**-.25**	.02
Korr. Erz. Verh. Kind ♂	-.09	.39	-.02	.85	.17	.11	-.06	.59
♂ Korr. Erz. Verh. Kind ♂	**-.24**	.03	**-.24**	.03	**.42**	.00	-.19	.07
Korr. Erz. Verh. Kind ♀	-.11	.30	-.03	.80	**.24**	.02	-.08	.45

Anmerkung: $n_{Frauen} = 87$, $n_{Männer} = 87$; **Fett** = $p < .05$.

Betrachtet man hingegen die Zusammenhänge der Korrelation des eigenen Erziehungsverhaltens mit dem wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils zum *durch den anderen Elternteil wahrgenommenem Problemverhalten des Kindes* (Korrelation auf Partnerebene; Intra-Paar-Korrelation; vgl. Tabelle 38, Zeile 2 und 4), so sind hier die Zusammenhänge deutlich geringer und bis auf die sozial-emotionalen Kompetenzen bei den Vätern nicht signifikant.

Bemerkenswerterweise lassen sich diese Zusammenhänge zum Verhalten des Kindes nicht mit der Korrelation der beiden selbstberichteten Versionen des Erziehungsverhaltens nachweisen (vgl. Tabelle 39).

Tabelle 39: Korrelation „Korrelation Erziehungsverhalten selbst Mütter – Erziehungsverhalten selbst Väter“ mit Verhalten des Kindes aus Sicht Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	r	*P*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
Korr. Erz. Verhalten Kind ♀	-.13	.21	-.09	.40	.16	.13	-.10	.35
Korr. Erz. Verhalten Kind ♂	-.18	.09	-.19	.08	**.23**	.03	-.12	.28

Anmerkung: $n_{Familien} = 87$; **Fett** = $p < .05$.

Es besteht lediglich ein signifikanter Zusammenhang von Unterschieden im Erziehungsverhalten mit sozial-emotionalen Kompetenzen aus Sicht der Väter. Je mehr die Eltern übereinstimmen, desto mehr emotionale Kompetenzen der Kinder berichten die Väter.

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch „Geometrisches Maß“ und Verhalten des Kindes

Die Korrelationen der Distanzen im Erziehungsverhalten, gewonnen durch

Faktorwerte (vgl. Kapitel 4.5.3) mit dem Verhalten des Kindes, ergeben im individuellen Datensatz sowohl für Männer als auch für Frauen ein vergleichbares Bild wie die oben dargestellten Ergebnisse der Korrelationen des Erziehungsverhaltens.

Tabelle 40: Korrelation „Distanz Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil“ mit Verhalten des Kindes für Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksamkeitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	r	*p*	*r*	*p*	*R*	*p*	*r*	*p*
♀ Distanz Erziehung	**.19**	.00	.05	.56	**-.27**	.00	**.16**	.02
♂ Distanz Erziehung	**.22**	.01	**.31**	.00	**-.28**	.00.	**.19**	.04

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; **Fett** = $p < .05$.

Es ergeben sich auch hier schwache bis mittlere Zusammenhänge zwischen der Größe der Distanz zwischen eigenem Erziehungsverhalten und dem Erziehungsverhalten des anderen Elternteils mit Verhaltensproblemen der Kinder. Bis auf den Zusammenhang zu den Aufmerksamkeitsschwierigkeiten aus Sicht der Mütter sind alle anderen Zusammenhänge signifikant und weisen in die Richtung, dass sich starke Unterschiede im Erziehungsverhalten, welche sich durch große Distanzen auszeichnen, negativ auf das Verhalten der Kinder auswirken und mit mehr Verhaltensproblemen und weniger sozial-emotionalen Kompetenzen verbunden sind.

Differenziert man auch hier die Zusammenhänge zwischen Übereinstimmung in der Erziehung und den Verhaltensproblemen des Kindes nach dem Geschlecht des Kindes, ergeben sich leichte Unterschiede (vgl. Tabelle 41). So ergeben sich für Mädchen nahezu in allen Verhaltensbereichen signifikante Zusammenhänge mit der Distanz in der Erziehung aus der Perspektive von Frauen und Männer; bei den Jungen ergeben sich deutlich weniger starke Zusammenhänge. Bei Jungen korreliert die Einigkeit der Eltern in der Erziehung lediglich mit den sozial-emotionalen Kompetenzen. Zwar sind die Zusammenhänge aus Sicht der Männer für Mädchen hinsichtlich der sozial-emotionalen Kompetenzen etwas höher als für Jungen. Diese Unterschiede sind jedoch statistisch nicht bedeutsam (z = 0.86, p = 0.39).

Tabelle 41: Korrelation „Distanz Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil“ mit Verhalten von Mädchen und Jungen für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
♀	Distanz Erziehung Mädchen	**.28**	.00	.09	.32	**-.26**	.01	**.19**	.04
	Distanz Erziehung Jungen	.10	.29	-.01	.89	**-.27**	.00	.12	.19
♂	Distanz Erziehung Mädchen	**.34**	.01	**.45**	.00	**-.33**	.01	.24	.08
	Distanz Erziehung Jungen	.13	.31	.18	.14	**-.24**	.05	.14	.26

Anmerkung: $n_{Frauen\text{-}Mädchen} = 118$, $n_{Frauen\text{-}Jungen} = 110$, $n_{Männer\text{-}Mädchen} = 56$, $n_{Männer\text{-}Mädchen} = 65$;
Fett = $p < .05$.

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch „Geometrisches Maß“ und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Im dyadischen Datensatz ergeben die Korrelationen der Distanzen des eigenen Erziehungsverhaltens und des beim anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhaltens mit dem Verhalten des Kindes ein ähnliches Bild wie im individuellen Datensatz (vgl. Tabelle 42). Vor allem die Korrelationen auf der Akteur-Ebene (gleiche Person Distanz und Verhalten Kind; erste und dritte Zeile Tabelle 42) sind nahezu identisch mit den Korrelationen aus Tabelle 40: Aus der Perspektive der Frauen sind große Distanzen im Erziehungsverhalten günstig für oppositionell-aggressives Verhalten und ungünstig für die Entwicklung sozial-emotionaler Kompetenzen des Kindes. Aus der Perspektive der Männer sind große Distanzen zusätzlich günstig für Aufmerksamkeitsschwierigkeiten und emotionale Auffälligkeiten des Kindes. Die Korrelationen auf der Partnerebene (eine Person Distanz und andere Person Verhalten Kind; zweite und vierte Zeile Tabelle 42) sind jeweils geringer, deuten aber in die gleiche Richtung wie die Akteur-Korrelationen.

Tabelle 42: Korrelation „Distanz Erziehungsverhalten selbst – anderer Elternteil“ mit Verhalten des Kindes aus Sicht Frauen (♀) und Männer (♂) für Frauen (♀) und Männer (♂); dyadische Daten

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
♀	Dist. Erz. Verh. Kind ♀	**.23**	.04	-.05	.66	**-.36**	.00	.14	.19
	Dist. Erz. Verh. Kind ♂	.16	.15	-.01	.95	**-.23**	.03	.01	.90
♂	Dist. Erz. Verh. Kind ♂	**.23**	.03	**.29**	.01	**-.24**	.03	**.23**	.03
	Dist. Erz. Verh. Kind ♀	.15	.17	.12	.29	-.18	.10	**.22**	.04

Anmerkung: $n_{Frauen} = 87$, $n_{Männer} = 87$; **Fett** = $p < .05$.

Zu diesen mit den individuellen Ergebnissen vergleichbaren Analysen ist es im dyadischen Datensatz möglich, die Distanz des jeweils selbstberichteten Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater mit dem Verhalten des Kindes in Verbindung zu bringen. Wie die Tabelle 43 zeigt, finden sich – ähnlich wie bei den Korrelationen – keine signifikanten Zusammenhänge dieser Distanz zum Verhalten des Kindes aus der Perspektive der Mütter.

Tabelle 43: Korrelation „Distanz Erziehungsverhalten selbst Mütter – Erziehungsverhalten selbst Väter“ mit Verhalten des Kindes aus Sicht Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam -keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
	r	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*	*r*	*p*
Distanz Verh. Kind ♀	.11	.30	.01	.02	-.15	.16	.02	.88
Distanz Verh. Kind ♂	**.21**	.05	**.28**	.01	**-.26**	.02	.19	.08

Anmerkung: $n_{Familien} = 87$; **Fett** = $p < .05$.

Anders als bei den Korrelationen sind hier deutlichere Zusammenhänge der Distanz zum Verhalten des Kindes aus der Perspektive der Väter zu finden. Für die Verhaltensaspekte oppositionell-aggressives Verhalten und Aufmerksamkeitsschwierigkeiten sind große Distanzen günstig und für sozial-emotionale Kompetenzen ungünstig. Der Zusammenhang mit den emotionalen Auffälligkeiten ist gerade nicht mehr signifikant, deutet aber in die erwartbare Richtung.

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch Moderation des Erziehungsverhaltens und Verhalten des Kindes

Die schrittweisen Regressionsanalysen mit dem eigenen Erziehungsverhalten und dem beim anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten und

deren Interaktionsterme haben, wie bereits die oben dargestellten Analysen zu den Effekten des Erziehungsverhaltens, auf das Verhalten des Kindes nur moderate Effekte (vgl. Tabelle 44 undTabelle 45). Dies betrifft auch hier insbesondere die Effekte der Frauen, bei denen vor allem das beim anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten noch am ehesten einen Effekt auf das Verhalten des Kindes (v. a. oppositionell-aggressives Verhalten und sozial-emotionale Kompetenzen) hat (vgl. Tabelle 44). Im Bereich der Liebe in der Erziehung (elterliches Engagement und positive Erziehung) ist bei den Frauen bei keiner der Variablen des Verhaltens des Kindes der Interaktionsterm aus eigenem und wahrgenommenem Erziehungsverhalten des anderen Elternteils signifikant und dessen Aufnahme im Modell führt entsprechend zu keiner bedeutsameren Varianzaufklärung des Verhaltens des Kindes.

Tabelle 44: Moderation eigenes Erziehungsverhalten durch Erziehungsverhalten anderer Elternteil auf Verhalten Kind Frauen

	Modell I			Modell II				
	β_s	β_{aE}	R^2	β_s	β_{aE}	β_{ISaE}	R^2	ΔR^2
elt. Eng. → opp.-aggr. Verh.	.01	-.24*	.05	-.00	-.23*	-.06	.06	.01
elt. Eng.→ Aufmerksamkeits.	-.13	-.01	.02	-.15	.01	-.06	.02	.00
elt. Eng.→ soz.-emot. Komp.	.16*	.20*	.17	.17*	.19*	.05	.11	.01
elt. Eng.→ emot. Auffälligk.	-.08	-.10	.03	-.11	-.07	-.10	.03	.00
pos. Erz. → opp.-aggr. Verh.	-.02	-.20*	.05	-.01	-.21*	.02	.05	.00
pos. Erz.→ Aufmerksamkeits.	-.14	-.09	.04	-.17*	-.06	-.07	.04	.00
pos. Erz.→ soz.-emot. Komp.	.09	.29*	.11	.12	.27*	.06	.11	.00
pos. Erz.→ emot. Auffälligk	-.02	-.20*	.05	-.02	-.20*	.01	.05	.00
Strenge → opp.-aggr. Verh.	.06	.11	.02	.05	.10	-.13*	.03	.01
Strenge → Aufmerksamkeits.	.08	.11	.03	.07	.10	-.09	.04	.01
Strenge → soz.-emot. Komp.	.04	-.14	.01	.05	-.12	.22*	.06	.05
Strenge → emot. Auffälligk	.07	.00	.01	.07	.01	-.13	.02	.01

Anmerkung: n_{Frauen} = 228; β_s = β selbst, β_{aE} = β anderer Elternteil, β_{ISaE} = , β Interaktion selbst * anderer Elternteil; * = $p < .05$.

Im Gegensatz dazu ist bei der Strenge in der Erziehung die Bedeutung des Verhaltens des anderen Elternteils als Effekt im Modell I weniger wichtig, vielmehr kommt es auf die Interaktion der eigenen Strenge der Mutter mit der wahrgenommenen Strenge des Vaters an: Der Interaktionsterm ist für alle Verhaltensbereiche des Kindes stärker als bei der Liebe in der Erziehung. Für das oppositionell-aggressive Verhalten und die sozial-emotionalen Kompetenzen ist er signifikant. Die stärkste Änderung in der Varianzaufklärung ergibt sich bei den sozial-emotionalen Kompetenzen. Wie die Abbildung 24 zeigt, berichten Müt-

ter von mehr oppositionell-aggressivem Verhalten und weniger sozial-emotionalen Kompetenzen ihrer Kinder, wenn sie sich selbst als streng und den anderen Elternteil als wenig streng in der Erziehung wahrnehmen, als wenn sie sich und den anderen Elternteil als streng beschreiben.

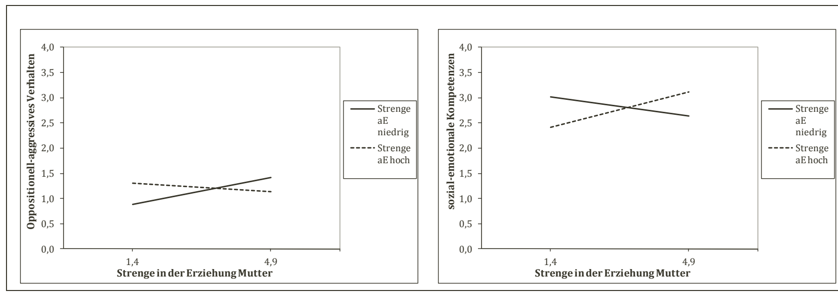


Abbildung 24: Signifikante Interaktionen Erziehungsverhalten Mutter mit Erziehungsverhalten anderer Elternteil auf Verhalten Kind.

Die wenigsten Verhaltensprobleme im oppositionell-aggressiven Verhalten und bei den sozial-emotionalen Kompetenzen berichten allerdings Mütter, die sich und den anderen Elternteil als wenig streng wahrnehmen. Bei den Vätern ist prinzipiell die Varianzaufklärung des Verhaltens des Kindes durch das eigene und das vom anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten größer als bei den Müttern (vgl. Tabelle 45).

Tabelle 45: Moderation eigenes Erziehungsverhalten durch Erziehungsverhalten anderer Elternteil auf Verhalten Kind; Männer

	Modell I			Modell II				
	β_S	β_{aE}	R^2	β_S	β_{aE}	β_{ISaE}	R^2	ΔR^2
elt. Eng. → opp.-aggr. Verh.	-.33*	-.04	.13	-.30*	-.03	-.14	.15	.02
elt. Eng.→ Aufmerksamkeits.	-.26	-.02	.07	-.22	-.03	-.15	.09	.02
elt. Eng.→ soz.-emot. Komp.	.47*	.04	.24	.45*	.04	.05	.25	.01
elt. Eng.→ emot. Auffälligk.	-.02	-.10	-.02	.01	-.11	-.12	.03	.01
pos. Erz. → opp.-aggr. Verh.	-.21	-.03	.05	-.23	-.02	-.15	.07	.02
pos. Erz.→ Aufmerksamkeits.	-.23	-.04	.07	-.27*	-.03	-.22*	.11	.04
pos. Erz.→ soz.-emot. Komp.	.30*	.09	.12	.31*	.09	.08	.12	.00
pos. Erz.→ emot. Auffälligk.	-.03	.07	.00	-.04	.07	-.08	.01	.01
Strenge → opp.-aggr. Verh.	.18	-.08	.01	.14	-.09	-.20*	.04	.03
Strenge → Aufmerksamkeits.	.27*	-.12	.05	.22	-.13	-.23*	.10	.05
Strenge → soz.-emot. Komp.	-.07	.10	.01	-.02	.12	.27*	.07	.06
Strenge → emot. Auffälligk.	.29*	-.12	.06	.28*	-.13	-.05	.06	.00

Anmerkung: $n_{Männer}$ = 121; * = p < .05.

Dagegen ist die Bedeutung der Interaktion der beiden Erziehungsverhaltensweise ähnlich: nur für die Aufmerksamkeitsschwierigkeiten hat die Interaktion der positiven Erziehung einen signifikanten Effekt. Väter, die den anderen Elternteil als wenig positiv in der Erziehung wahrnehmen, haben kaum einen Effekt der eigenen positiven Erziehung auf Aufmerksamkeitsschwierigkeiten des Kindes (vgl. Abbildung 25). Egal, ob sie sich selbst als wenig positiv oder sehr positiv in der Erziehung beschreiben, berichten sie von mehr Aufmerksamkeitsschwierigkeiten, wenn sie die Mutter als weniger positiv wahrnehmen, als wenn sie die Mutter als sehr positiv in der Erziehung beschreiben. Die meisten Aufmerksamkeitsschwierigkeiten berichten jedoch Väter, die sich selbst als wenig positiv und den anderen Elternteil ebenfalls als wenig positiv wahrnehmen.

Auch bei den Männern hat die Interaktion der Strenge in der Erziehung mehr Tragweite: Für alle Verhaltensweisen des Kindes bis auf die emotionalen Auffälligkeiten ist die Interaktion der Strenge bedeutsam (vgl. Tabelle 45).

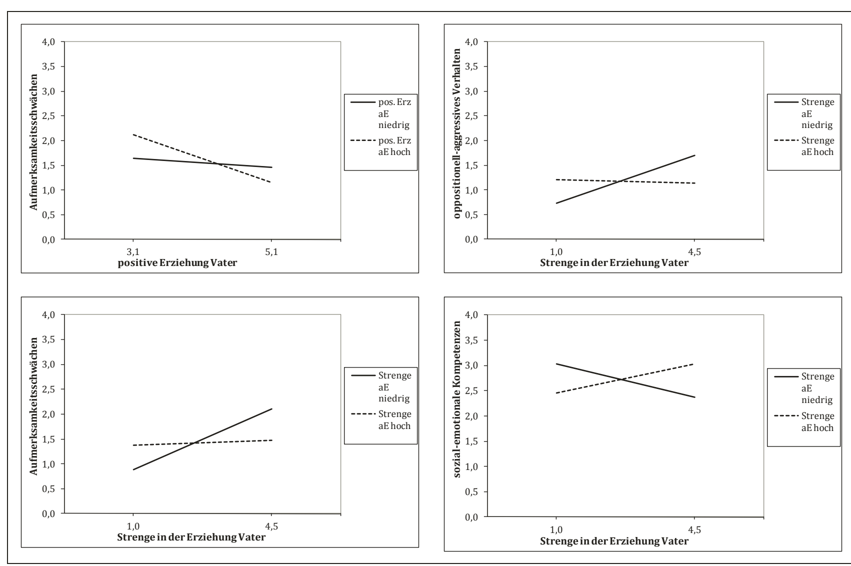


Abbildung 25: Signifikante Interaktionen Erziehungsverhalten Vater mit Erziehungsverhalten anderer Elternteil auf Verhalten Kind.

Wie die Abbildung 25 darlegt, ist wie bereits im dargestellten Zusammenspiel von positiver Erziehung beider Elternteile und den Aufmerksamkeitsschwächen des Kindes, die Strenge des Vaters in der Erziehung wenig ausschlaggebend für das durch den Vater berichtete oppositionell-aggressive Verhalten

und Aufmerksamkeitsschwierigkeiten des Kindes, wenn der Vater den anderen Elternteil als sehr streng bezeichnet. Nimmt der Vater die Mutter hingegen als wenig streng wahr und sich selbst als sehr streng, so berichtet er von den meisten Verhaltensproblemen in den Bereichen oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwierigkeiten und sozial-emotionalen Kompetenzen. Die wenigsten Verhaltensprobleme berichten Väter, die sich selbst und den anderen Elternteil als wenig streng beschreiben. Bei den sozial-emotionalen Kompetenzen ist die eigene Strenge des Vaters nicht unbedeutend bei starker Strenge der Mutter: Sind beide Eltern in einer Familie entweder streng oder nicht streng, so berichten die Väter von mehr sozial-emotional kompetenteren Kindern, als wenn in der Familie beide Eltern sich unterschiedlich streng in der Erziehung verhalten. Hierbei ist es unerheblich, ob der Vater oder die Mutter der strengere Elternteil ist.

Es scheinen folglich gerade starke Unterschiede in der Strenge innerhalb von Familien schwierig für eine positive Entwicklung des Kindes zu sein.

„Übereinstimmung Erziehung“ operationalisiert durch Moderation des Erziehungsverhaltens und Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Für das Akteur-Partner-Moderator-Modell (APMoM; Ledermann & Bodenmann, 2006) aus eigener Liebe vom anderen Elternteil wahrgenommener Liebe und deren Interaktionen und dem Verhalten des Kindes (vgl. Abbildung 26) liegt eine multivariate Normalverteilung vor (Mardia: $z = 5.40$; $p < .05$). Es ist mit einem χ^2-Wert von 102.33 mit 53 Freiheitsgeraden signifikant ($p < .01$), der normierte χ^2-Wert liegt mit 1.93 jedoch im akzeptablen Bereich und auch die globalen Fit-Indices mit CFI = .93, RMSEA = .10, SRMR = .11 sind zufriedenstellend. Somit liegt eine adäquate Modellgüte vor.

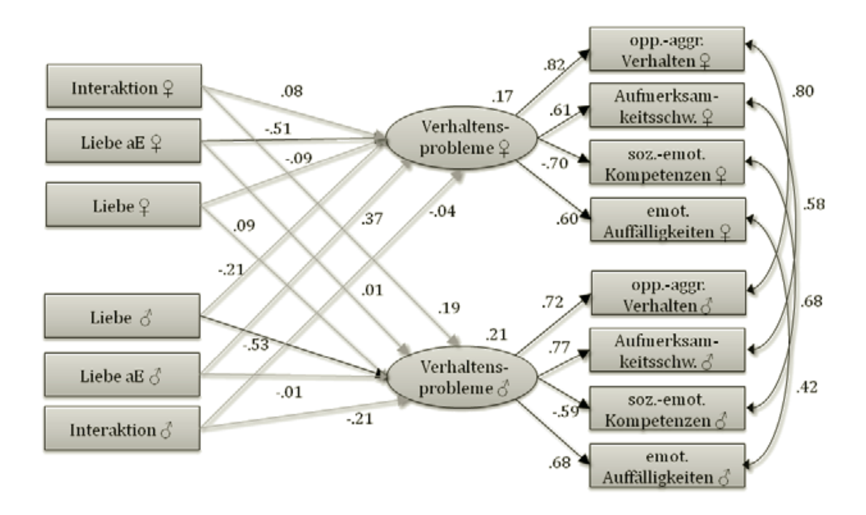


Abbildung 26: APMoM Liebe im Erziehungsverhalten und Verhaltensprobleme moderiert durch wahrgenommene Liebe im Erziehungsverhalten des anderen Elternteils; ψ = .77; θ-Korrelationen vgl. Tabelle 46.

Die Prädiktoren im Modell korrelieren ziemlich stark miteinander (vgl. Tabelle 46). Die stärksten Korrelationen finden sich mit $\theta \geq .70$ zwischen der eigenen berichteten Liebe und der beim anderen Elternteil berichteten Liebe (Akteur-Ebene). Die analogen Beziehungen auf der Partner-Ebene sind mit $\theta \geq .59$ etwas geringer.

Tabelle 46: θ-Korrelationen APMoM Abbildung 26

	Liebe ♀	Liebe aE ♀	Interaktion ♀	Liebe ♂	Liebe aE ♂
Liebe aE ♀	.78*				
Interaktion ♀	*x*	.40*			
Liebe ♂	.49*	.59*	.40*		
Liebe aE ♂	.64*	.85*	.39*	.70*	
Interaktion ♂	.05	.02	.44*	*x*	.00

Anmerkung: *x = wurde im Modell nicht geschätzt,* *=*p* < .05.

Im Strukturmodell sind nur zwei Pfade auf der Akteur-Ebene signifikant, was vor allem auf der geringen Stichprobengröße beruht. Im Mutter-Modell-Fragment, hat nur die vom Vater wahrgenommene Liebe einen Effekt auf das Verhalten des Kindes. Beschreibt die Mutter den Vater als sehr liebevoll in der Erziehung, so beichtet die Mutter von weniger Verhaltensproblemen und mehr positivem Verhalten des Kindes. Im Vater-Modell-Fragment ist hingegen die

eigene Liebe in der Erziehung signifikant, was dem Mutter-Modell inhaltlich entspricht. Weder bei den Müttern noch bei den Vätern ist der Interaktionsterm von eigener Liebe mal wahrgenommener Liebe des anderen Elternteils signifikant. Ebenfalls sind auch keine Partnereffekte signifikant. Der Effekt von der eigenen Liebe des Vaters auf das durch die Mutter berichtete Verhalten des Kindes ist mit $\gamma = -.21$ jedoch inhaltlich nicht unbedeutend. Gleiches betrifft auch den Partnerpfad zwischen Liebe des anderen Elternteils aus Sicht des Vaters (d.h. Liebe der Mutter aus Vatersicht) und den Verhaltensproblemen des Kindes berichtet durch die Mutter: Auch wenn der Pfad nicht signifikant ist, ist hier wieder der bereits angesprochene Suppressionseffekt der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater bemerkbar: Dieser Pfad der wahrgenommenen Liebe des Vaters durch die Mutter auf die berichteten Verhaltensprobleme der Mutter wird erst durch Hinzunahme der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater so stark (alleine: $\gamma = -.33$) und anders herum dreht sich der Effekt der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater sogar um. (alleine: $\gamma = -.22$).

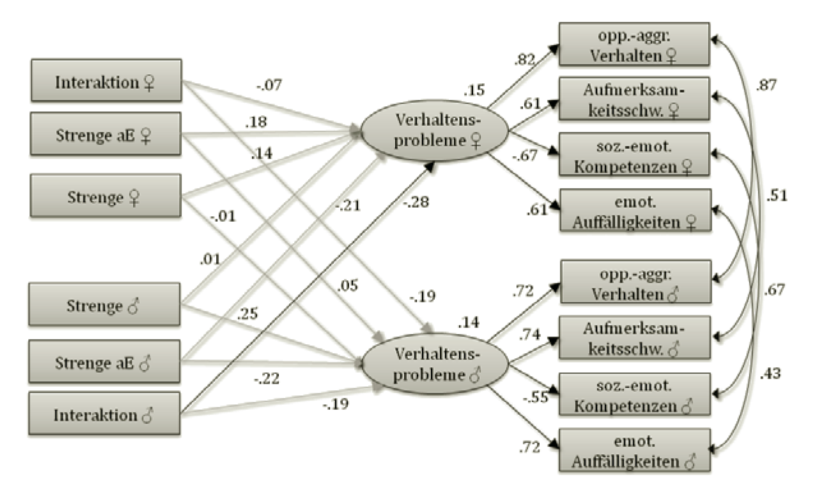


Abbildung 27: APMoM Strenge im Erziehungsverhalten und Verhaltensprobleme moderiert durch wahrgenommene Strenge im Erziehungsverhalten des anderen Elternteils; ψ = .77; θ-Korrelationen vgl. Tabelle 47.

Das entsprechende APMoM zur Strenge in der Erziehung (statt Liebe; vgl. Abbildung 27), für welches ebenfalls die multivariate Normalverteilung vorliegt (Mardia: $z = 7.81$; $p < .05$) ist mit einem χ^2-Wert von 66.04 mit 53 Freiheitsgeraden nicht signifikant ($p = .11$), der normierte χ^2-Wert liegt mit 1.25 ebenfalls im akzeptablen Bereich und auch die globalen Fit-Indices mit CFI = .98,

RMSEA = .05, SRMR = .08 sind zufriedenstellend. Deshalb kann auch hier von einer adäquaten Modellgüte gesprochen werden.

Auch in diesem Modell korrelieren die Prädiktoren stark miteinander (vgl. Tabelle 47). In der Strenge der Erziehung sind die entsprechenden Zusammenhänge auf Partnerebene zwischen eigener und vom anderen Elternteil wahrgenommener Strenge sogar etwas höher als die Zusammenhänge auf Akteur-Ebene.

Tabelle 47: θ-Korrelationen APMoM Abbildung 27

	Strenge ♀	Strenge aE ♀	Interaktion ♀	Strenge ♂	Strenge aE ♂
Strenge aE ♀	.53*				
Interaktion ♀	x	.14			
Strenge ♂	.34*	.56*	.16		
Strenge aE ♂	.58*	.27*	-.04	.55*	
Interaktion ♂	-.08*	.54*	.54*	x	-.14

Anmerkung: *x = wurde im Modell nicht geschätzt,* *=p < .05.

Im Strukturmodell sind demgegenüber kaum signifikante Effekte zu dokumentieren. Keiner der Akteureffekte ist signifikant. Immerhin ist der Akteureffekt des Vaters mit $\gamma = .25$ nicht irrelevant. Während die Partnereffekte für die eigene Strenge nahezu verschwindend klein sind, sind diese für die vom anderen Elternteil wahrgenommene Strenge etwas höher. Die beiden Interaktionsterme wirken vor allem als Partnereffekt. Bei den Männern ist der Akteureffekt der Interaktion größer als bei den Frauen. Der einzige dabei signifikante Pfad ist der der Interaktion der eigenen Strenge des Vaters mit der vom Vater wahrgenommenen Strenge der Mutter auf die durch die Mutter berichteten Verhaltensprobleme.

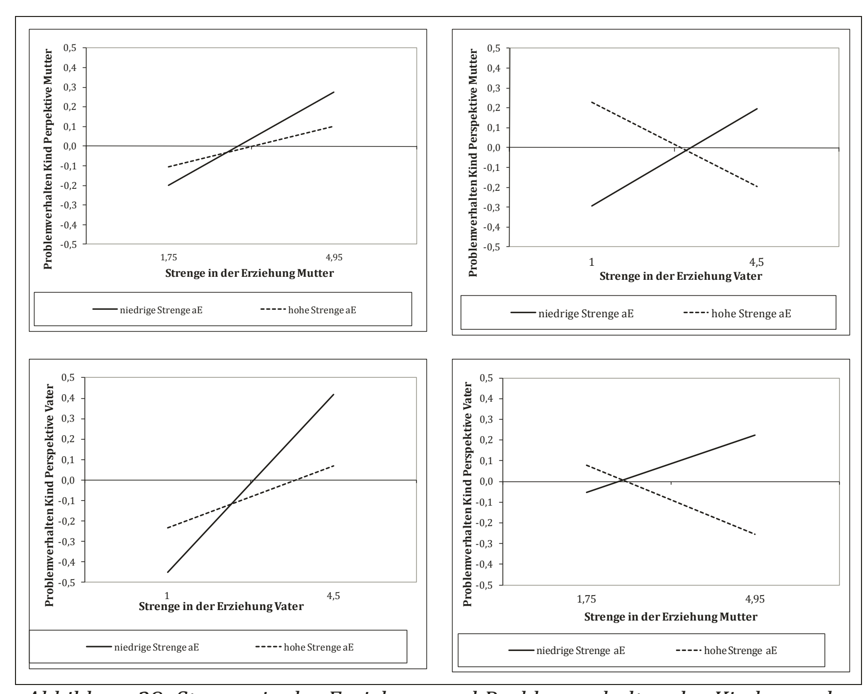


Abbildung 28: Strenge in der Erziehung und Problemverhalten des Kindes moderiert durch wahrgenommene Strenge in der Erziehung des anderen Elternteils

Die signifikante Interaktion wird auch in der Abbildung 28 deutlich. Im Bild oben rechts sind die größten Abweichungen der beiden Geraden zu erkennen: Beschreibt der Vater sein Erziehungsverhalten selbst als streng und nimmt er zugleich die Mutter als wenig streng wahr, so berichtet die Mutter viel Problemverhalten des Kindes. Von etwas mehr Problemverhalten berichtet die Mutter, wenn der Vater die Mutter als sehr streng beschreibt, sich selbst aber als wenig streng. Die wenigsten Verhaltensprobleme haben aus Perspektive der Mütter Kinder, deren Familien durch den Vater als entweder einheitlich streng oder noch weniger als einheitlich nicht streng klassifiziert werden. Dieser Befund ist auch in der Abbildung 28 unten rechts zu erkennen, auch wenn die Interaktion ($\gamma = -.19$) nicht signifikant ist. Die niedrigste Moderation der Strenge des anderen Elternteils liegt zwischen der Strenge der Mutter in der Erziehung und dem Problemverhalten des Kindes aus der Perspektive der Mutter (Abbildung oben links; $\gamma = .07$). Der Zusammenhang zwischen der Strenge der Mutter in der Erziehung und dem Problemverhalten des Kindes aus der Perspektive des Vaters wird durch die von der Mutter wahrgenommene Stren-

ge des anderen Elternteils divergent moderiert: Die wenigsten Verhaltensprobleme berichten Väter, wenn die Mutter sich selbst und den anderen Elternteil als streng in der Erziehung charakterisiert. Die meisten Verhaltensprobleme werden berichtet, wenn die Mutter sich selbst als streng, den anderen Elternteil jedoch als nicht streng wahrnimmt. Bezeichnet sich die Mutter selbst als nicht streng, so ist es relativ unerheblich für die Verhaltensprobleme des Kindes aus der Perspektive des Vaters, welche im Mittelbereich liegen, wie sie den anderen Elternteil in seiner Strenge einschätzt. Dass dieser Befund jedoch nicht signifikant ist, sollte bei der Interpretation berücksichtigt werden.

Für das Modell mit den beiden Selbstaussagen zum Erziehungsverhalten sowie deren Interaktion und dem Verhalten des Kindes (vgl. Abbildung 29), liegt bei multivariater Normalverteilung (Mardia: $z = 2.88$; $p < .05$) trotz signifikantem ($p < .01$) χ^2-Wert von 68.01 bei 33 Freiheitsgeraden eine angemessene Modellgüte vor, da der normierte χ^2-Wert mit 2.06 sowie die globalen Fit-Indices mit CFI = .92, RMSEA = .11, SRMR = .08 im akzeptablen Bereich liegen.

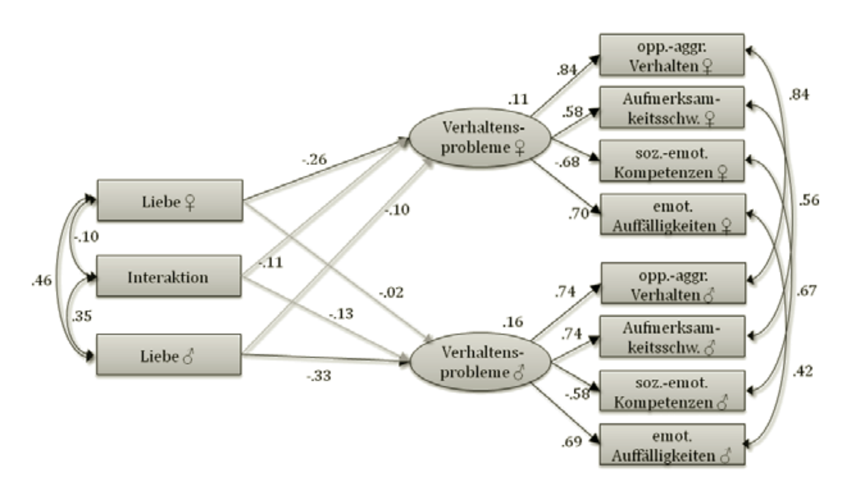


Abbildung 29: APIM Liebe Mutter im Erziehungsverhalten und Verhaltensprobleme moderiert durch Liebe Vater im Erziehungsverhalten; ψ = .70.

Die beiden Selbstaussagen korrelieren mittelstark miteinander. Im Strukturmodell sind jeweils die beiden Akteureffekte signifikant. Charakterisiert die Mutter ihr Erziehungsverhalten als liebevoll, berichten sie von weniger Verhaltensproblemen des Kindes. Dasselbe gilt für die Väter. Der Partnereffekt der Liebe der Mutter auf die Verhaltensprobleme des Kindes berichtet durch den Vater beträgt nahezu Null. Der andere Partnereffekt von der Liebe des Vaters

auf die Verhaltensprobleme berichtet durch die Mutter ist jedoch etwas stärker. Mit $\gamma = -.10$ ist er allerdings für diese Stichprobengröße zu gering um signifikant zu sein. Dies betrifft ferner auch die Effekte des Interaktionsterms, die mit einer ähnlichen Effektgröße ebenfalls nicht signifikant sind.

Das entsprechende Modell für die Strenge in der Erziehung ist bei Vorliegen der multivariaten Normalverteilung (Mardia: $z = 4.91$; $p < .05$) nicht signifikant ($\chi^2(33) = 42.28$, $p = .13$) und hat ebenfalls eine adäquate Modellanpassung ($\chi^2_{nomiert} = 1.28$, CFI = .98, RMSEA = .06, SRMR = .06). In diesem Modell (vgl. Abbildung 30) sind die beiden Akteur-Effekte mit $\gamma = .15$ und $\gamma = .18$ zu schwach, um signifikant zu werden; die Partnereffekte sind verschwindend klein. Die beiden Pfade des Interaktionsterms auf das Verhalten des Kindes sind allerdings signifikant. Dies deutet auf zwei Moderationen hin: Zum einen eine Moderation des Effekts der Strenge der Mutter auf das Verhalten des Kindes durch die Strenge des Vaters, zum anderen eine Moderation des Effekts der Strenge des Vaters auf das Verhalten des Kindes durch die Strenge der Mutter.

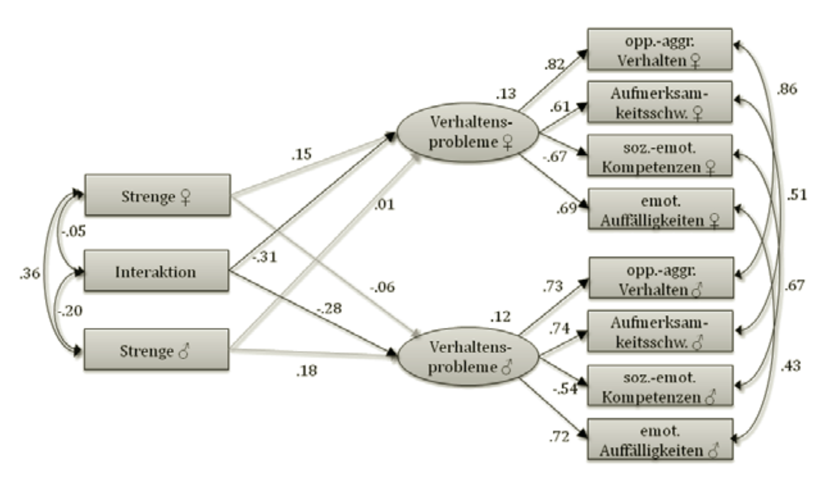
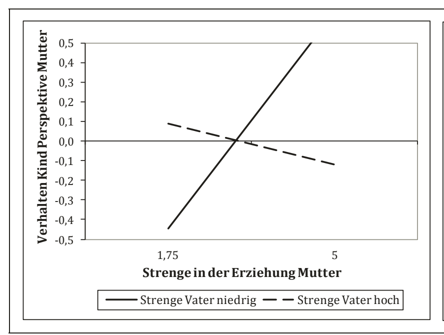


Abbildung 30: APIM Strenge Mutter im Erziehungsverhalten und Verhaltensprobleme moderiert durch Strenge Vater im Erziehungsverhalten; ψ = .69.

Wie die Abbildung 31 veranschaulicht, ist sowohl beim Effekt der Mutter als auch beim Effekt des Vaters die Moderation entsprechend: Die stärksten Verhaltensprobleme treten auf, wenn ein Elternteil sehr streng ist, der andere Elternteil jedoch nicht.



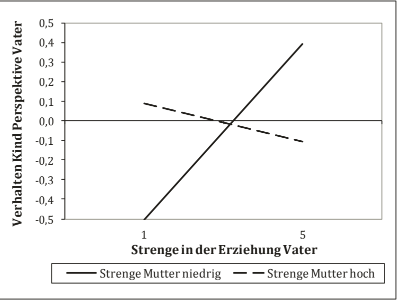


Abbildung 31: Strenge in der Erziehung Mutter und Problemverhalten des Kindes moderiert durch Strenge in der Erziehung Vater und Strenge in der Erziehung Vater und Problemverhalten des Kindes moderiert durch Strenge in der Erziehung Mutter

Die wenigsten Verhaltensprobleme haben aus Sicht von Müttern und Vätern Kinder, deren beide Elternteile nicht streng sind.

4.6 Diskussion Studie II: Erziehung und Coparenting als elterliche Übereinstimmung in der Erziehung

Die Studie II widmete sich dem Erziehungsverhalten von Frauen und Männern und der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Müttern und Vätern innerhalb von Familien. Zusätzlich wurden Auswirkungen des Erziehungsverhaltens, sowie der Übereinstimmung der Eltern in der Erziehung auf das Verhalten des Kindes beleuchtet. Neben dem selbstberichteten Erziehungsverhalten wurde auch das durch den anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten in die Fragestellung und Analysen integriert. Die Fragestellungen wurden einerseits mit individuellen Daten von 228 Frauen und 121 Männern, andererseits mit dyadischen Daten von Müttern und Vätern aus 87 Familien beantwortet.

4.6.1 Wie unterscheiden sich Frauen und Männer im Erziehungsverhalten, ergeben sich Unterschiede der Erziehung aus Selbst- und Fremdsicht und wie unterscheiden sich Mütter und Väter in ihrer Erziehung innerhalb von Familien? (Forschungsfrage II.1)

Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten

Die *erste Frage (II.1.1)* in der Studie II bezog sich zunächst auf grundsätzliche Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten. Wie in der Hypothese ange-

nommen, unterscheiden sich Mütter und Väter in ihrem Erziehungsverhalten. Der multivariate Haupteffekt des Geschlechts der befragten Person auf das Erziehungsverhalten beruht vor allem auf Unterschieden zwischen Frauen und Männern im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung. Wie bereits vorangehende Studien (Baumrind, 1989; Belsky et al., 1984; Bornstein, Putnick, et al., 2011; Conrade & Ho, 2001; McKinney & Renk, 2008; Power & Parke, 1983; Russell et al., 1998) aufzeigen konnten, beschreiben Männer ihr Erziehungsverhalten mit weniger Engagement und weniger positivem Erziehungsverhalten. Während in vorliegender Studie folglich Männer nach eigenen Aussagen aktiv weniger mit dem Kind unternehmen oder mit ihm sprechen bzw. emotional weniger auf das Kind eingehen oder das Kind loben als Frauen (vgl. entsprechende Befunde von Conrade & Ho, 2001; Jaursch et al., 2009; Russell et al., 1998; Smetana, 1995), unterscheiden sich Frauen und Männer nicht in ihrer Strenge in der Erziehung. Im Mittel sind sie eher gleich (wenig) streng in ihrer Erziehung und setzen dem Kind gleichermaßen deutliche Grenzen. Anders als in der Hypothese angenommen und in früheren Studien (Lamb, 2004; McKinney & Renk, 2008; Schreyer-Mehlhop & Petermann, 2011; Siegal, 1987; Starrels, 1994) aufgezeigt, unterscheidet sich das Erziehungsverhalten nicht hinsichtlich des Geschlechts des Kindes. Gemäß der Hypothese sollten vor allem Männer hinsichtlich des Geschlechts des Kindes differenzieren. Jedoch verhalten sich weder Frauen noch Männer gegenüber Söhnen anders in ihrer Liebe und Strenge in der Erziehung als gegenüber Töchtern. Eine Ursache für dieses, von den anderen Studien abweichende Ergebnis, die besagen, dass sich vor allem Väter in der Erziehung von Söhnen mehr engagieren (Aldous et al., 1998; Pleck, 1997) und sich Söhnen gegenüber eher strenger verhalten (z. B. Brachfeld-Child, 1986; Morgan et al., 1988; Tamis LeMonda et al., 2004) als gegenüber Mädchen, mit welchen sie einfühlsamer und vorsichtiger umgehen (Ecarius et al., 2011; Seiffge-Krenke, 2009) könnte sein, dass Studien, die Unterschiede zwischen Frauen und Männer im Erziehungsverhalten gegenüber Söhnen und Töchtern aufdecken, vorwiegend älterer Natur sind. Möglicherweise differenzieren in heutiger egalitärer Zeit Väter nicht mehr in ihrem Erziehungsverhalten zwischen Söhnen und Töchtern, was das Hauptergebnis der meisten Studien ist, die unterschiedliches Erziehungsverhalten nach dem Geschlecht des Kindes nachweisen. Zusätzlich besteht die Möglichkeit, dass Väter der vorliegenden Stichprobe insbesondere eine egalitäre Erziehungshaltung einnehmen, da sie zumindest bei der Geburt de Kindes mit der Mutter des Kindes in einer nichtehelichen Partnerschaft gelebt haben. Für Personen in nichtehelichen Partnerschaften ist bekannt, weniger traditionelle Rollenvorstellun-

gen und eine egalitärere Einstellung und Arbeitsteilung zu haben (Kalmijn, Loeve & Manting, 2007; Lois, 2008).

Berücksichtigt man die eigene Geschlechtsrollenorientierung im Modell, so verschwindet bzw. minimiert sich der Effekt des Geschlechts der befragten Person auf das Erziehungsverhalten. Dies betrifft insbesondere das Engagement in der Erziehung. Vorwiegend für diesen Effekt ist die Einstellung zur aktiven Vaterrolle ausschlaggebend. Die beiden Variablen Geschlecht und aktive Vaterrolle sind demnach stark konfundiert, was auf Mediationsprozesse hinweist. Dieser Befund lässt vermuten, dass nicht zwingend das Geschlecht der befragten Person relevant dafür ist, wie sie sich in ihrem Erziehungsverhalten beschreibt, sondern welche Vorstellung die Person von der eigenen Geschlechtsrolle hat. Dies betrifft insbesondere die Geschlechtsrollenvorstellung und Einstellung zur Vaterrolle der Männer. Wie die bivariaten Regressionsanalysen der Geschlechtsrollenskalen (traditionelle Geschlechtsrollen und aktivere Vaterrolle) auf das Erziehungsverhalten zeigen, wirkt sich eine positive Einstellung des Vaters in Bezug auf die Beteiligung in der Kindererziehung sowie der im Haushalt anfallenden Aufgaben positiv auf dessen Engagement in der Erziehung aus. Eine eher traditionelle Geschlechtsrollenvorstellung des Vaters, die die Rolle der Mutter für eine positive Entwicklung des Kindes gegenüber der des Vaters hervorhebt, ist eher hinderlich für das Engagement des Vaters in der Erziehung. Hat demzufolge ein Mann eine gleichartige Einstellung zur Rollenaufteilung zwischen Müttern und Vätern wie eine Frau, so scheint sich der Mann nicht im Erziehungsverhalten von der Frau zu unterscheiden. Dies konnte mit vorliegenden Daten zumindest für die Liebe (Engagement und positive Erziehung) in der Erziehung nachgewiesen werden und bestätigt damit beispielsweise die Befunde von Bulanda (2004) und Sabattini und Leaper (2004), die ergaben, dass sich Väter mit einem traditionelleren Rollenverständnis weniger in der Erziehung beteiligen. Die Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Erziehungsverhalten sind also gut mit der Geschlechtsrollentheorie (Bern, 1974) zu begründen.

Selbst- und Fremdeinschätzung des Erziehungsverhaltens

Vergleicht man in den Analysen zur *zweiten Frage (II.1.2)* in der Studie II die Einschätzung des eigenen Erziehungsverhaltens mit der des wahrgenommenen Erziehungsverhalten des anderen Elternteils, so konnten deutliche Unterschiede nachgewiesen werden: Mütter schätzen sich selbst in ihrer Erziehung, vor allem im positiven Bereich, besser als den anderen Elternteil ein. Demgegenüber bzw. dementsprechend schätzen sich Väter schlechter als den anderen

Elternteil ein, zugleich schätzen sich Väter selbst aber auch gleich streng wie ihre Partnerinnen ein. Dies ist weitgehend übereinstimmend mit der hypothetischen Annahme und entspricht den vorausgehenden Befunden (Lamb, 2004; McKinney & Renk, 2008; Russell et al., 1998; Siegal, 1987; Starrels, 1994), dass Väter grundsätzlich eher dem vernachlässigenden bzw. verwöhnenden Erziehungsstil zugeordnet werden können. Dieser Befund bestätigt auch nochmals die in *Frage II.1.1* gefundenen Geschlechtsunterschiede im Erziehungsverhalten, welcher somit zumindest nicht ausschließlich auf Ratereffekte (Schaer, 2012) zurückgeführt werden kann. Betrachtet man weiterhin die Unterschiede zwischen Selbst- und Fremdperspektive im Erziehungsverhalten innerhalb von Familien (dyadischer Datensatz), so finden sich, wie erwartet, nur mittlere Übereinstimmungen von Selbst- und Fremdeinschätzung, wobei die Zusammenhänge zwischen Selbstaussagen der Väter und den Fremdaussagen der Mütter etwas höher sind als die zwischen den Selbstaussagen der Mütter und den Fremdaussagen der Väter. Dies bestätigt die Ergebnisse der Studie von Winsler und Kollegen (2005). Auch Schaer (2012) findet in Analysen zu familiären Verhaltensweisen Entsprechendes: Auch hier wurden Mütter von Außenstehenden deutlich stärker anders eingeschätzt als die Mütter selbst ihr Verhalten einschätzen. Für Väter und Kinder bestand hingegen eine höhere Einigkeit in Selbst- und Fremdsicht. Zudem schätzten sich Mütter auch in dieser Studie selbst jeweils mit einer gewissen Positivtendenz ein, vor allem in ihrem Verhalten gegenüber den Kindern (Schaer, 2012).

Die vier Einschätzungen zum Erziehungsverhalten (Frau selbst, Frau fremd, Mann selbst, Mann fremd) unterscheiden sich deutlich im elterlichen Engagement und in der positiven Erziehung. Mütter überschätzen generell Väter in ihren eigenen Aussagen zur Liebe in der Erziehung und Väter unterschätzen Mütter in ihren eigenen Aussagen zu diesem Erziehungsaspekt. Allerdings ist der Unterschied nur für den Indikator positive Erziehung bei den Müttern signifikant. Dass Väter sich selbst, aber auch den anderen Elternteil schlechter in der Erziehung beschreiben, könnte auf einen grundsätzlichen Trend von Männern hinweisen, niedrigere Werte in der Erziehung anzugeben bzw. von Frauen positivere und somit sozial erwünschtere Werte in der eigenen Erziehung sowie für die Erziehung des anderen Elternteils anzugeben. Dennoch sind sich beide Elternteile – in Analogie zu früheren Studien (Russell et al., 1998; Winsler et al., 2005) – einig, dass Mütter ein liebevolleres und mit mehr Zuneigung versehenes Erziehungsverhalten zeigen als Väter – Mütter aber zugleich auch strenger in der Erziehung sind.

Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater innerhalb von Familien

Wie sich Eltern innerhalb einer Familie in ihrem Erziehungsverhalten unterschieden untersuchte die *Frage II.1.3* in der Studie II. Mittels der beiden Operationalisierungen der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens einerseits durch Korrelation der beiden Angaben zum Erziehungsverhalten, wie sie bereits in einigen Studien (z. B. Block et al., 1981; Lindsey & Mize, 2001; Russell & Russell, 1994) durchgeführt wurde, und durch das geometrisches Maß (Langmeyer, 2011) andererseits, für welches mittels der durch Faktorenanalysen gewonnenen Koordinaten aus den Dimensionen Liebe und Strenge zunächst die Lage jedes Elternteils festgelegt wurden und daraufhin die Distanz beider Elternteile bestimmt wurden, konnte aufgezeigt werden, dass im Mittel Mütter und Väter in Familien relativ starke Übereinstimmungen im Erziehungsverhalten aufweisen. Dies ist etwas mehr als erwartet und durch frühere Studien belegt (z. B. Block et al., 1981; Jouriles et al., 1991; Klepp et al., 2009; Lindsey & Mize, 2001; Russell & Russell, 1994). Dennoch lassen sich ebenfalls mit beiden Methoden starke Varianzen von nahezu keiner Übereinstimmung bis völliger Übereinstimmung aufdecken, wobei Frauen prinzipiell etwas weniger Übereinstimmung im Erziehungsverhalten angeben als Männer und die Übereinstimmungen von Selbst- und Fremdaussagen des Erziehungsverhaltens durchweg stärker sind als die Übereinstimmung der beiden Selbstaussagen von Mutter und Vater. Die Geschlechtsunterschiede bei der Übereinstimmung des eigenen mit dem Erziehungsverhalten des anderen Elternteils könnten zumindest für den individuellen Datensatz damit interpretiert werden, dass die Männer, von denen die Frauen angeben, dass sie ein völlig anderes Erziehungsverhalten aufweisen, erst gar nicht an einer Studie teilnehmen, die sich unter anderem auch auf das Erziehungsverhalten bezieht, wie es in der vorliegenden Studie der Fall ist. Dieser Begründung steht allerdings der Befund gegenüber, dass auch in den dyadischen Daten Frauen stärkere Unterschiede im Erziehungsverhalten zwischen ihnen selbst und dem anderen Elternteil angeben als Männer. Da es sich hier um Familien handelt und Frauen und Männer dieselben Personen miteinander vergleichen, muss entweder von unterschiedlichen Wahrnehmungen des Erziehungsverhaltens oder zumindest von unterschiedlichem Antwortverhalten von Frauen und Männern ausgegangen werden.

Die *Forschungsfrage II.1, wie* sich Mütter und Väter in ihrem Erziehungsverhalten aus Selbst- und Fremdsicht insgesamt sowie innerhalb von Familien unterscheiden, kann damit beantwortet werden, dass es neben den grundsätzlichen

Geschlechtsunterschieden zwischen Frauen und Männern in den Angaben zum Erziehungsverhalten auch Unterschiede hinsichtlich der Selbst- und Fremdeinschätzungen gibt. Zwar geben Männer grundsätzlich niedrigere Werte in allen Aspekten des Erziehungsverhaltens an, dennoch sind sich Frauen und Männer einig, dass Frauen mehr Engagement in der Erziehung und mehr positives Erziehungsverhalten zeigen als Männer, und dass es ein breites Spektrum an Übereinstimmungen innerhalb von Familien gibt.

4.6.2 Wie wirkt das Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater sowie Unterschiede im Erziehungsverhalten von Mutter und Vater auf das Verhalten des Kindes? (Forschungsfrage II.2)

Effekte des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes

Wie sich das Erziehungsverhalten sowie die dargestellten Unterschiede im Erziehungsverhalten von Mutter und Vater auf das Verhalten des Kindes auswirken, wurde mit der Forschungsfrage II.2 untersucht. Hierfür klärte die *Frage II.2.1* anfänglich die Effekte des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes auf. Wie zu erwarten war, geht sowohl viel eigene Liebe in der Erziehung als auch viel vom anderen Elternteil wahrgenommene Liebe in der Erziehung mit weniger externalisierenden Verhaltensproblemen, wie oppositionell-aggressives Verhalten bzw. internalisierenden Verhaltensproblemen, wie Aufmerksamkeitsschwächen oder emotionalen Problemen einher. Etwas stärker scheint sich die Liebe in der Erziehung auf positives Verhalten, wie sozial-emotionale Kompetenzen des Kindes, auszuwirken. Diese Befunde zu positiven Effekten einer durch Liebe und Zuneigung sowie kindzentrierten Erziehung auf die psychosoziale Verhaltensanpassung der Kinder stehen im Einklang mit zahlreichen früheren Befunden (vgl. z. B. Beelmann et al., 2007; Hastings et al., 2007; Javo et al., 2004; Kötter et al., 2010; Pereira et al., 2009; Reichle & Franiek, 2009; Zimmer-Gembeck & Thomas, 2010). Strenge in der Erziehung scheint hingegen einzeln aber auch in Kombination mit Liebe, wenn auch mit niedrigeren Effekten als die Liebe allein, förderlich für Probleme und hinderlich für eine positive Entwicklung der Kinder zu sein, was ebenfalls vorausgehende Befunde bestätigt (Aunola & Nurmi, 2005; Cowan et al., 2005; Reichle & Franiek, 2009; Schneewind et al., 2000). Die einzelnen Effekte des Erziehungsverhalten sind aus der Perspektive von Frauen und Männer nahezu identisch. Interessanterweise ist die grundsätzlich schon höhere Varianzaufklärung des Verhaltens des Kindes durch das eigene Erziehungsverhalten bei den Männern nicht durch die Aufnahme des wahrgenommenen Erziehungsverhaltens des anderen Elternteils zu verbessern. Hingegen birgt dies bei den Frauen eine

deutlich verbesserte Varianzaufklärung. Es scheint also für die Verhaltensberichte der Kinder den Frauen wichtiger zu sein, wie sie den Vater des Kindes in der Erziehung einschätzen als für die Männer die Wahrnehmung der zugehörigen Frauen. Somit spricht dieses Ergebnis gegen die Feststellungen einiger Studien (z. B. Aunola & Nurmi, 2005; Fletcher et al., 1999; Martin et al., 2010; Verhoeven et al., 2010), die der väterlichen Erziehung unter Berücksichtigung der mütterlichen Erziehung weniger Bedeutung zuschreiben, und bestätigt hingegen Studien (Beelmann et al., 2007; Fthenakis, 1985; Lamb, 1997b; Milevsky et al., 2011), die die Effekte des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater als ähnlich beschreiben.

Das Geschlecht des Kindes spielt im Zusammenhang mit dem Erziehungsverhalten der Eltern und dem Verhalten des Kindes, wie bereits generell im Erziehungsverhalten, eine geringere Rolle und bestätigt somit nicht die Hypothese und beispielsweise die Befunde von Webster-Stratton (1996) und Kim und Kollegen (Kim et al., 2005). Lediglich aus Sicht der Väter scheint eigene (zu) viel Liebe in der Erziehung gegenüber Söhnen eher mit Verhaltensproblemen einherzugehen, während für Mädchen die Liebe des Vaters ein Schutzfaktor vor Verhaltensproblemen ist. Da die vorliegenden Befunde allerdings alle Ergebnisse querschnittlicher Analysen sind, kann nicht nachvollzogen werden, ob nicht möglicherweise diese starke hinderliche Zuwendung der Väter gegenüber den Söhnen eine Reaktion auf Verhaltensprobleme des Kindes ist. Dies müsste in längsschnittlichen Analysen hinterfragt werden.

Bei den dyadischen Analysen zu den Effekten des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes finden sich weitgehend identische Ergebnisse mit den dargestellten Befunden: Vor allem die Akteureffekte (Bericht Erziehung und Verhalten Kind von einer Person) sind die bedeutsameren Effekte der eigenen als auch der vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehung. Dass die Partnereffekte verschwindend gering sind, deutet auf stärkere Ratereffekte anstatt Targeteffekte (Schaer, 2012) hin; es kommt mehr darauf an, wer die Personen beurteilt und nicht, welche Person beurteilt wird.

Dennoch scheint vor allem das Erziehungsverhalten des Vaters eine bedeutsame Rolle einzunehmen. Im Vergleich zu den Effekten des Erziehungsverhaltens der Mutter ist ein liebevolles und durch Zuneigung ausgeprägtes Erziehungsverhalten des Vaters ein stärkerer Schutzfaktor vor Verhaltensproblemen. Dies gilt insbesondere für Mädchen. Jedoch sollten die dyadischen Ergebnisse zu den Unterschieden zwischen Familien mit Mädchen und Jungen nicht überinterpretiert werden, da hier die Stichprobenzahlen mit 45 Familien mit Mädchen und 42 Familien mit Jungen sehr gering sind. Es muss folglich anhand

einer größeren Stichprobe nochmals geprüft werden, wie das Zusammenspiel des Erziehungsverhaltens beider Elternteile innerhalb von Familien auf das Problemverhalten von Mädchen und Jungen wirkt. Erstaunlicherweise zeichnet sich zudem ein Suppresionseffekt der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater auf berichtete Verhaltensprobleme des Kindes durch die Mutter ab: Wenn in Familien die Mutter den Vater als sehr liebevoll wahrnimmt und dazu der Vater die Mutter auch als sehr liebevoll bezeichnet, so berichtet die Mutter von mehr Verhaltensproblemen des Kindes. Dies ist vor allem in Familien mit Jungen der Fall. Ob auch dieser Effekt der wahrgenommenen Liebe der Mutter durch den Vater eine Reaktion auf bestimmte Verhaltensweisen des Kindes ist, kann, wie bereits erwähnt, mit den vorliegenden querschnittlichen Daten nicht hinterfragt werden und sollte daher mit längsschnittlichen Daten überprüft werden.

Generell muss festgehalten werden, dass die Effekte des Erziehungsverhaltens eher gering sind, bei Frauen noch geringer als bei Männern. Dies lässt sich allerdings gut in die bestehende Forschungslandschaft zum Erziehungsverhalten integrieren: Bis auf wenige Ausnahmen (Maccoby, 2000) sind die Effektstärken sowohl in deutschen Studien (z. B. Jaursch et al., 2009) als auch in internationalen Studien (vgl. z. B. Metaanalysen von McLeod, Wood & Weisz, 2007; Rothbaum & Weisz, 1994) mit rund 6 % eigenständiger Varianzaufklärung im externalisierenden Problemverhalten durch die Erziehung (Deater-Deckard, Dodge, Bates & Pettit, 1998) eher gering. Maccoby (2000) mahnt allerdings an, auch niedrige Zusammenhänge vor allem negativer Effekte des Erziehungsverhaltens im Bereich von $r = .20$ bis $r = .30$ nicht zu vernachlässigen. In Anbetracht der großen Anzahl an Kindern, die durch dysfunktionales Erziehungsverhalten einem Risiko für Entwicklungsschwierigkeiten ausgesetzt sind, seien bereits solche Effekte nicht zu vernachlässigen. Zudem zeigte sich, dass durch Hinzunahme mehrerer Informationsquellen, wie Eltern, Kinder und Lehrer, die Varianzaufklärung des elterlichen Erziehungsverhaltens im Verhalten der Kinder ansteigt (Conger & Elder, 1994; Reiss et al., 1995). Da in der vorliegenden Studie eine bzw. maximal zwei Informationsquellen für das Verhalten des Kindes zur Verfügung stehen, sind die eher schwachen Effekte nicht verwunderlich. Zusätzlich kann im Grunde mit den vorliegenden Daten keine Aussage über die Kausalität des Zusammenhangs des Erziehungsverhaltens der Eltern und dem Verhalten des Kindes getroffen werden. Um solche Schlüsse ziehen zu können, wären längsschnittliche Daten von Nöten.

Effekte der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater in der Familie

Nachdem die Frage nach Effekten des Erziehungsverhaltens zumindest unter vorbehaltlicher Annahme des kausalen Zusammenhangs bei eher schwachen Effekten bejaht werden konnte, wurde mit *Frage II.2.2* auf Effekte der Unterschiede in der Erziehung eingegangen. Für die Analysen zu Effekten der Übereinstimmung auf das Verhalten des Kindes wurden drei Methoden zur Bestimmung der Übereinstimmung angewandt: (1) Korrelation der Angaben zum Erziehungsverhalten von Mutter und Vater, (2) Distanz der Koordinaten beider Elternteile im Koordinatensystem von Liebe und Strenge (geometrisches Maß) sowie (3) Moderation des Effekts des Erziehungsverhaltens des einen Elternteils durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils.

Mit den beiden erstgenannten Methoden konnten weitgehend identische Effekte der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes nachgewiesen werden: Während im Einklang mit der Diskrepanzhypothese (z. B. Block et al., 1981; Deal et al., 1989; Fletcher et al., 1999; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale & Rasmussen, 1998; McKinney & Renk, 2008; Verhoeven et al., 2010) sowohl mit den individuellen Daten als auch mit den dyadischen Daten für Frauen und Männern mittlere Zusammenhänge der Übereinstimmung des eigenen berichteten Erziehungsverhaltens mit dem vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten mit dem Verhalten des Kindes aufzufinden sind, lassen sich kaum signifikante Effekte der Übereinstimmung der beiden selbstberichteten Erziehungsverhaltensweisen von Mutter und Vater (dyadischer Datensatz) nachweisen. Frauen und Männer berichten von weniger Problemen und mehr positivem Verhalten ihres Kindes, wenn sie den anderen Elternteil im Erziehungsverhalten ähnlich wie sich selbst einschätzen. Für diesen Befund liegen folgende verschiedene Erklärungsmuster nahe: (1) Die wahrgenommene Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens des anderen Elternteils ist bedeutsamer für das wahrgenommene Verhalten des Kindes als die wirkliche Übereinstimmung im Erziehungsverhalten. (2) Der Unterschied ist wie bereits bei den fehlenden Partnereffekten im Zusammenspiel von Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes möglicherweise auf Ratereffekte (Kenny, 1994; Schaer, 2012, S. 100ff.) zurückzuführen. Die gefundenen Zusammenhänge bei der Selbst- und Fremdeinschätzung einer Person (Single-Informant) sind unter Umständen auf eine einheitliche „Wahrnehmungsbrille" der Teilnehmer zurückzuführen, die entweder alles gut oder alles schlecht beurteilen. (3) Möglicherweise ist aber auch die Selbstwahrnehmung nicht so valide und aufgrund

der höheren Messfehlervarianzen können keine Zusammenhänge mit dem Verhalten des Kindes nachgewiesen werden oder (4) die Unterschiede sind auf unterschiedliches Antwortverhalten von Frauen und Männern zurückzuführen.

Nur auf die sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes ergibt sich ein bedeutsamer Effekt der Übereinstimmung der beiden Selbstberichte des Erziehungsverhaltens in den Familien. Dieser Befund lässt sich in den dyadischen Daten sowohl auf der Akteur- als auch der Partnerebene nachweisen, wobei die Effekte auf der Partnerebene etwas geringer sind. Lediglich über das geometrische Maß sind die Effekte der Übereinstimmung der beiden Selbstberichte auf das durch den Vater berichtete Verhalten des Kindes etwas stärker und somit auch für die Verhaltensbereiche oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwächen und sozial-emotionale Kompetenzen signifikant. Wie bereits bei den Effekten des Erziehungsverhalten auf das Verhalten des Kindes spielt das Geschlecht des Kindes kaum eine bedeutsame Rolle und die stärksten Effekte finden sich im Bereich des positiven Verhaltens (sozial-emotionale Kompetenzen). Folglich widerlegt dies sowohl Studien (z. B. Block et al., 1981), die Jungen mehr schädigende Wirkung durch Differenzen in der Erziehung zuschreiben als auch Befunde (z. B. Meteyer & Perry-Jenkins, 2009) die belegen, dass Mädchen stärker unter unterschiedlicher Erziehung leiden.

In den Analysen zur Moderation des Effekts des Erziehungsverhaltens des einen Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils in Analogie zu vorangehenden Studien (Jaursch et al., 2009; Verhoeven et al., 2010) ergeben sich für die Liebe in der Erziehung kaum bedeutsame Interaktionseffekte – und dies weder mit dem eigenen Erziehungsverhalten und dem vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhalten noch mit den beiden selbstberichteten Erziehungsverhaltensweisen. Lediglich beim Effekt der positiven Erziehung der Männer auf Aufmerksamkeitsschwierigkeiten scheint die positive Erziehung der Mutter eine bedeutende Rolle zu spielen: beschreibt der Mann die Mutter als nicht positiv in ihrer Erziehung, so hat die positive Erziehung des Mannes wenig Effekt auf die Aufmerksamkeitsschwierigkeiten des Kindes. Für diesen Verhaltensaspekt kann eine positive Erziehung des Mannes eine negative Erziehung der Mutter dem Anschein nach nicht kompensieren. Hingegen finden sich deutlichere Interaktionseffekte der Erziehung beider Eltern in der Strenge. Sowohl nach Angaben der Frauen als auch der Männer haben Kinder die wenigsten Verhaltensprobleme, wenn beide Elternteile als wenig streng wahrgenommen werden. Verhalten sich Eltern hingegen unterschiedlich in ihrer Strenge, so berichten Frauen und Männer von mehr Problemen und weniger von sozial-

emotionalen Kompetenzen ihrer Kinder, als wenn beide als einheitlich streng beschrieben werden. Auch bei der Strenge zeigen sich mögliche Grenzen der väterlichen Erziehung: Wenn der Vater die Mutter als sehr streng beschreibt, so scheint die eigenen Strenge weniger relevant zu sein. Die dyadischen Daten bestätigen die individuellen Befunde und erweitern sie, da die Interaktionen der Strenge für die wahrgenommenen Verhaltensprobleme aus der Perspektive von Mutter und Vater entscheidend sind. Auch für die Analysen der Interaktion der beiden Selbstaussagen zum Erziehungsverhalten sind die Befunde entsprechend. Somit widerlegen die Befunde Kompensationseffekte, die zwar in einigen Studien (z. B. Fletcher et al., 1999; Laible & Carlo, 2004; Langmeyer et al., 2010; Martin et al., 2007, 2010; McKinney & Renk, 2008; Meteyer & Perry-Jenkins, 2009; Ryan et al., 2006; Simons & Conger, 2007; Verhoeven et al., 2010) nachgewiesen werden konnten, aber auch beispielsweise von Jaursch und Kollegen (2009) sowie Huber (2008) bereits ausgeschlossen wurden. Folglich kommt es bei der positiven Entwicklung von Mädchen und Jungen nicht so sehr auf die Art und Weise der Erziehung von Müttern und Vätern an, sondern vielmehr darauf, dass beide Eltern, vor allem in der Strenge, ein einheitliches Erziehungsverhalten zeigen und somit „an einem Strang ziehen“. Ob diese Befunde auch für ältere Kinder gelten, muss in weiteren Studien untersucht werden.

5 Studie III: Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehung und Kind

Studie III beschäftigt sich mit der direkten Erfassung des Konstrukts Coparenting. Was generell unter diesem Begriff zu verstehen ist, wird im Folgenden beschrieben. Anschließend werden nach einem kurzen Ausblick auf das Coparenting in nichtehelichen Lebensgemeinschaften Prädiktoren und Auswirkungen des Coparenting diskutiert, bevor ein theoretisches Modell vorgestellt wird, welches das Coparenting in ein Netz aus individuellen, familiären und außerfamiliären Faktoren integriert. Anschließend werden Befunde der vorliegenden Studien einerseits zu Unterschieden zwischen verschiedenen Familienformen mit verschiedenen Sorgerechtskonstellationen nichtehelicher Kinder im Coparenting vorgestellt. Andererseits wird das Zusammenspiel von Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes analysiert.

5.1 Definition von Coparenting: Elterliches Zusammenspiel in der Erziehung der Kinder bei verheirateten, nichtehelichen und getrennten Elternpaaren

Coparenting ist nicht nur als Übereinstimmung in der Erziehung zu verstehen (Feinberg, 2002), wie es in der Studie II, vergleichbar mit den Studien aus den Anfängen der Coparentingforschung (z. B. Block et al., 1981; Deal et al., 1989; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale & Rasmussen, 1998; Russell & Russell, 1994) operationalisiert wurde. Unter Coparenting oder auch Elternallianz wird das generelle Zusammenspiel in der Erziehung bzw. die Zusammenarbeit beider Elternteile, die die gemeinsame Verantwortung für ein Kind haben, verstanden (Feinberg, 2003; Gabriel & Bodenmann, 2006; Teubert & Pinquart, 2009) und umfasst somit deutlich mehr als die reine Arbeitsaufteilung in der Erziehung zwischen den beiden Elternteilen (Deutsch, 2001). Cohen und Weissman beschreiben Coparenting als die Fähigkeit, im Sinne eines wechselseitigen Unterstützungssystems, die Elternrolle und Elternaufgabe des anderen zu kennen, zu respektieren und wertzuschätzen (1984). Ein gelingendes Coparenting zeichnet sich somit durch ein hohes Ausmaß an Kooperation und durch wenig Auftreten von Erziehung betreffenden Konflikten aus. Coparenting geht über die elterliche Partnerschaft hinweg und ist nicht an dessen Bestehen gekoppelt: So ist Coparenting nicht nur zwischen

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_5, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

verheirateten Eltern möglich, sondern auch bei nicht miteinander verheirateten Eltern (Hohmann-Marriott, 2011) – auch wenn „*there has been limited attention to coparenting among unmaried, cohabiting parents with children*“ (Carlson & Högnäs, 2009, S. 5). Ebenso betreiben Elternteile, deren Paarbeziehung keinen Bestand mehr hat bzw. zwischen denen niemals eine Paarbeziehung existiert hat, Coparenting (Ahrons & Miller, 1993). Eine Coparentingbeziehung existiert folglich immer dann, „*when at least two individuals are expected by mutual agreement or societal norms to have conjoint responsibility for a particular child's well-being*'' (Van Egeren & Hawkins, 2004, S. 166; vgl. auch Feinberg, 2003). Dies umfasst auch Stiefelternteile (Braithwaite, McBride & Schrodt, 2003; Schrodt, 2011) oder andere Personen (z. B. Großelternteile, Tante oder Onkel), die sich die Erziehungsaufgaben teilen bzw. mit denen sich ein Elternteil des Kindes die Erziehung teilt (Shook, Jones, Forehand, Dorsey & Brody, 2010). Manche Autoren (Van Egeren & Hawkins, 2004) setzen den Zeitpunkt des Beginns des elterlichen Coparenting bereits während der Schwangerschaft fest, da nach ihrer Ansicht bereits dann die gemeinsame Verantwortungsübernahme für das Kind beginnt. Das elterliche Coparenting bildet somit auch die Basis für eine angemessene Bewältigung des Übergangs zur Elternschaft (Gabriel & Bodenmann, 2006). Andere Autoren (z. B. McHale & Rotman, 2007) verknüpfen den Beginn der Coparentingbeziehung erst an die tatsächlich gemeinsame Kindererziehung nach der Geburt des Kindes (vgl. auch Teubert, 2011). In den ersten Lebensjahren des Kindes bleibt das elterliche Coparenting weitgehend stabil (Favez et al., 2006; Gable et al., 1992; Schoppe-Sullivan, Mangelsdorf, Frosch & McHale, 2004; Van Egeren, 2004), außer das Kind hat ein schwieriges Temperament (Davis, Schoppe-Sullivan, Mangelsdorf & Brown, 2009). Es wird spekuliert, ob das elterliche Coparenting an Bedeutung verliert, je älter die Kinder werden (Margolin et al., 2001). Hierfür liegen jedoch noch keine eindeutigen Befunde vor (Teubert, 2011): Zwar ist im Vergleich mit Eltern von Vorschulkindern die Kooperation von Eltern mit präadoleszenten Kindern geringer (Margolin et al., 2001), Konflikte und Triangulation bleiben hingegen gleich bzw. steigen sogar an (Baril et al., 2007).

Auf der elterlichen Zusammenarbeit nach einer elterlichen Trennung und Scheidung lag der wesentliche Fokus zu Beginn der Coparentingforschung (z. B. Maccoby, Depner & Mnookin, 1990; Wallerstein & Kelly, 1980). Auch in den letzten Jahren bezieht sich ein Großteil der Studien zum Coparenting auf die nacheheliche Zusammenarbeit der inzwischen getrennten Eltern (z. B. Emery, Laumann-Billings, Waldron, Sbarra, & Dillon, 2001; Sbarra & Emery,

2005). Konflikt und Kooperation zwischen den getrennten Eltern stellten sind hierbei als die grundlegenden Dimensionen des Coparenting heraus (Carlson & Högnäs, 2009). Im Zusammenhang mit der elterlichen Sorge folgert Ahrons (1980), dass die gemeinsame elterliche Sorge eine brauchbare Alternative zur alleinigen Sorge ist, da geschiedene Eltern mit gemeinsamer Sorge in qualitativen Interviews angeben, trotz Beendigung der Ehe eine gute Coparentingbeziehung etabliert zu haben. Verhaltensschwierigkeiten der Kinder sind nicht auf die Regelung der elterlichen Sorge zurückzuführen, sondern auf Erziehungskonflikte zwischen den beiden Elternteilen (Kline, Tschann, Johnston & Wallerstein, 1989) oder generell auf ein schlechteres elterliches Erziehungsverhalten und eine schlechtere Zusammenarbeit der Eltern in der Erziehung (Crosbie-Burnett, 1991). Väter mit gemeinsamer Sorge, die eher eine höhere Bildung haben, engagieren sich mehr in der Erziehung und arbeiten mit der getrennten Mutter des Kindes besser in der Erziehung zusammen als Väter ohne elterliche Sorge (Arditti, 1992; Bowman & Ahrons, 1985; Degarmo, 2010). Überschätzen die Eltern die Zufriedenheit des anderen Elternteils mit der nachehelichen Sorgerechtsregelung, kommt es leichter zu Konflikten in der Coparentingbeziehung (Madden-Derdich & Leonard, 2002). Vor allem kommt dem Coparenting kurz nach der Scheidung eine besondere Bedeutung zu (Emery, Laumann-Billings, Waldron, Sbarra & Dillon, 2001), insbesondere für das väterliche Engagement (Ahrons & Miller, 1993). Für eine positive Vater-Kind-Beziehung (Amato, Kane & James, 2011; Carlson, McLanahan & Brooks-Gunn, 2008; Sobolewski & King, 2005) ist ein kooperatives, positives Coparenting dienlich. Zusätzlich schützt ein positives Coparenting Kinder vor negativen Konsequenzen einer Scheidung (Amato et al., 2011; für einen Überblick zu nachehelichem Coparenting siehe z. B. Literaturüberblick von McBroom, 2011).

Neuere Forschung zur Thematik des elterlichen Coparenting beziehen sich, wie bereits erwähnt, meist auf verheiratete Eltern (Carlson et al., 2008), wobei der Zusammenhang von Partnerschaft und Partnerschaftsqualität der Eltern (z. B. Belsky & Hsieh, 1998; Schoppe-Sullivan et al., 2004), dem Erziehungsverhalten (z. B. Margolin et al., 2001) und dem Wohl des Kindes (z. B. Katz & Low, 2004; Schoppe, Mangelsdorf & Frosch, 2001) hierbei im Vordergrund stehen (vgl. auch Kapitel 5.2 und Kapitel 5.3).

Zwar ist sich Theorie und Empirie in der konkreten Definition von Coparenting (noch) nicht einig (Belsky et al., 1996; Feinberg, 2003), unbestritten ist allerdings dessen Facettenreichtum und somit die mehrdimensionale Ausprägung dieses Konstrukts (Van Egeren & Hawkins, 2004). Jedoch unterscheiden sich

die verschiedenen Ansätze in der Ausprägung und Anzahl der dem Coparenting untergeordneten Dimensionen (Teubert & Pinquart, 2011). So beschreibt Feinberg (2003) in seinem theoretischen Modell Coparenting bestehend aus folgenden vier korrelierenden, jedoch nicht identischen Dimensionen: Coparenting Agreement, Co–parental Support/Undermining, Division of Childrearing und Management of Family Dynamics. Childrearing Agreement bezieht sich hierbei nicht auf die Dynamik zwischen den Eltern, sondern eher auf den Unterschied der beiden individuellen Perspektiven von Mutter und Vater auf die Erziehung und die Unterschiede im Erziehungsverhalten. Co–parental Support/Undermining meint hingegen die Wahrnehmung und Kompetenzeinschätzung des anderen Elternteils in dessen Erziehungsfähigkeit. Gleichzeitig gehören hierzu aber auch Anerkennung und Respekt vor dem Mitwirken des anderen Elternteils in der Erziehung sowie Einhaltung von Entscheidungen des anderen Elternteils und somit Gewährung dessen Autorität gegenüber dem Kind. Division of Childrearing umfasst sowohl die Arbeitsteilung hinsichtlich der Erziehungsaufgaben, im weiteren Sinn umschließt sie jedoch auch die Aufgabenteilung im Haushalt. Die Organisation der Familie sowie das Setzen von Standards, wie die Familienmitglieder miteinander umgehen und inwiefern es erlaubt ist, Koalitionen der familiären Subsysteme einzugehen, ist mit der Dimension Management of Family Dynamics gemeint. In einer neuen Studie operationalisieren Feinberg, Brown und Kan (2012) Coparenting anhand sieben durch Theorie, qualitative und quantitative Studienergebnisse abgeleitete Subskalen, die die vier oben genannten Dimensionen abbilden: Die Dimension Coparenting Agreement wird mit einer gleichnamigen Subskala dargestellt. Die drei Subskalen Coparenting support, endorsment of partners`s parenting und Coparenting undermining bilden die Dimension Support/Undermining ab. Während Coparenting support die wahrgenommene Unterstützung durch den anderen Elternteil meint, bezieht sich endorsment of partners`s parenting auf die eigene Einstellung zum Erziehungsverhalten des anderen Elternteils und Coparenting undermining auf das Unterminierungsverhalten des anderen Elternteils. Die Dimension Management of Family Dynamics wird damit abgebildet, ob die Eltern Konflikte auf das Kind zurückführen (exposure to conflict), Division of Childrearing wird mit der Arbeitsteilung in der Erziehung bzw. dem Engagement des anderen Elternteils erfasst (Division of labor). Eine weitere, von den vier oben genannten Dimensionen unabhängige Subskala Coparenting closeness erfasst, inwiefern das Coparenting die Paarbeziehung der Eltern stärkt, insbesondere im Hinblick auf die Intimität.

Andere Autoren konzentrieren sich bei der Definition von Coparenting eher

nur auf den Aspekt der Konflikte in der Erziehung (z. B. Dadds & Powell, 1991; Kröger et al., 2009).

Auch wenn sich die Aufgliederungen des Coparenting verschiedener Autoren durchaus unterscheiden, lassen sich dennoch Gemeinsamkeiten erkennen, auch wenn die Dimensionen teils unterschiedlich belabelt sind. So identifizieren Teubert und Pinquart (2009) anhand eines Literaturüberblicks vier zentrale Dimensionen von Coparenting: Kooperation, Untergrabung, Triangulation und Konflikt. In späterer Arbeit (Teubert, 2011) konzentriert sich die Autorin ebenfalls anhand einer Literaturrecherche auf die Aspekte *Kooperation*, *Triangulation* und *Konflikt*; führt aber als weitere Dimension die *Übereinstimmung* mit auf. *Kooperation*, welche beispielsweise auch mit den Begriffen Communication and Teamwork (Abidin & Brunner, 1995), Supportive Coparenting (Belsky et al., 1995) oder Familiy Harmony (McHale & Rasmussen, 1998) bezeichnet wird, beschreibt dabei, inwieweit die Eltern einerseits als Team in der Erziehung agieren und auftreten, Informationen über das Kind austauschen, sich wechselseitig unterstützen sowie bedeutsame Entscheidungen, das Kind sowie dessen Erziehung betreffend, gemeinsam fällen (Margolin et al., 2001). *Triangulation* beschreibt Grenzverletzungen eines oder beider Elternteile zwischen dem Subsystem des Kindes und dem der Eltern. Dies kann sich beispielsweise durch ein Einbeziehen des Kindes in elterliche Konflikte und Streitigkeiten oder durch Bildung von Koalitionen mit dem Kind bei Dissensen äußern (Buehler & Welsh, 2009). Streitigkeiten sowie Diskussionen der beiden Elternteile aufgrund von Uneinigkeiten in der Kindererziehung fallen unter die Kategorie „Konflikt", die bei anderen Autoren beispielsweise auch mit den Termini Disparagement (McHale, 1997) oder Hostility-Competitiveness (McHale & Rasmussen, 1998) betitelt wird. *Übereinstimmung* meint, wie bereits oben bei den Dimensionen von Feinberg (2003) unter dem Begriff Childrearing Agreement erläutert und in der vorangehenden Studie II ausgearbeitet, den direkten Unterschied bzw. die Gleichheit des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater in einer Familie.

In eigener empirischer Forschung orientieren sich Teubert und Pinquart (2011) an einer von Margolin, Gordis und John (2001) vorgeschlagenen und in aktueller internationaler Forschung (Baril et al., 2007; Groenendyk & Volling, 2007) aufgegriffenen dreidimensionalen Untergliederung von Coparenting in die oben dargestellten direkt erfassbaren Konstrukte Kooperation, Konflikt und Triangulation. Langmeyer und Walper (Langmeyer & Walper, in prep) konnten bei der Entwicklung der Coparenting Scale for Parents with Preschool Children (CSPPC), die sich insbesondere auf Vorschulkinder bezieht, diese drei

Dimensionen ebenfalls nachweisen, erweitern allerdings zum einen die Dimension Konflikt auf die Dimension *Differenzen & Konflikte* sowie die Dimension Triangulation zur Dimension *Triangulation & Untergrabung*. Die Dimension *Differenzen & Konflikte* beinhaltet somit über die Konflikte hinweg auch den subjektiven Aspekt der Übereinstimmung in der Erziehung, die Teubert (2011) lediglich als indirekt erfassbare Dimension in ihrer Klassifikation des Coparenting aufgenommen hat. Langmeyer und Walper argumentieren, dass es überwiegend dann zu Erziehungskonflikten kommt, sofern auch Differenzen vorliegen.

Die Dimension *Triangulation & Untergrabung* greift neben der Triangulation den von Teubert und Pinquart (2009) aufgeworfenen und beispielsweise auch in der Parent Problem Checklist (PPC; Dadds & Powell, 1991) sowie dessen deutscher Übersetzung, der Erziehungskonfliktskala (EKS; Kröger et al., 2009) auffindbaren Aspekt der Untergrabung auf. Untergrabung meint einen Mangel an Respekt und Wertschätzung der beiden Elternteile, welcher sich durch ein wechselseitiges Hintergehen, Übergehen, Kritisieren und Blamieren in der Erziehung äußert. Da das Untergrabungsverhalten allerdings eng mit Triangulationen verknüpft ist, fallen diese beiden Aspekte unter eine Dimension. Somit wird ein positives Coparenting in der vorliegenden Studie bestehend aus einer guten Kooperation, wenig Differenzen im Erziehungsverhalten und in der Erziehungseinstellung und daher wenig Konflikte die Erziehung betreffend sowie wenig bzw. keine Triangulation und gegenseitige Untergrabung zwischen den Erziehungspartnern verstanden.

5.2 Coparenting bei nichtehelicher Elternschaft

Aufschluss über Unterschiede zwischen nicht miteinander verheirateten Eltern und verheirateten Eltern im Coparenting gibt die bereits in Kapitel 2.3 erwähnte repräsentative Fragile Families and Child Wellbeing Study (Reichman, Teitler, Garfinkel & McLanahan, 2001). In dieser Geburtskohortenstudie wurden Eltern von 5000 Kindern, die Ende des 20. Jahrhunderts in 20 großen Städten der USA geboren wurden, über fünf Jahre begleitet. Da in der Studie nichteheliche Geburten überrepräsentiert erhoben wurden, ist ein Vergleich zu ehelichen Familien gut möglich.

Über die Jahre berichten Frauen über eine leichte Verschlechterung des elterlichen Coparenting, welches anhand von sechs Items erhoben wurde und im Mittel eher moderat ist (Carlson et al., 2008). Berücksichtigt man die Angaben der teilnehmenden Männer, so berichten diese im Mittel von einem besseren Coparenting als die teilnehmenden Frauen, es ergeben sich keine bedeutsamen

Veränderungen im Coparenting über die fünf Jahre. Die Autoren begründen die unterschiedlichen Ergebnisse der Frauen und Männer darin, dass wahrscheinlich eher Männer, die sich in der Erziehung engagieren und ein besseres Coparenting mit der Mutter zeigen, an der Studie teilgenommen haben. Hingegen nehmen Frauen auch an der Studie teil, wenn die Männer kein positives Coparentingverhalten zeigen (Bronte-Tinkew & Horowitz, 2010). Da es bei einem Großteil der nichtehelichen Partnerschaften im Zeitraum nach der Geburt des Kindes zu einer Trennung der Eltern kommt, bezieht sich das in dieser Studie erfasste Coparenting oftmals auf das Coparenting getrennter Eltern. So sind Väter, die eine bessere Coparentingbeziehung mit der Mutter des Kindes haben, später engagierter in der Erziehung der Kinder (Carlson et al., 2008). Vergleicht man nichteheliche Paare, die zusammen in einem Haushalt leben mit Elternpaaren, die entweder in einer LAT-Beziehung leben oder keine Beziehung miteinander führen, so ist festzustellen, dass zusammenlebende nichteheliche Paare eine bessere Coparentingbeziehung haben. Im Vergleich zu den anderen Eltern, bleibt deren Coparenting über die ersten fünf Lebensjahre des Kindes auf einem stabilen hohen Niveau, während die der Eltern, die nicht zusammen wohnen, bis zum dritten Geburtstag des Kindes zunächst abfällt, dann aber bis zum fünften Geburtstag wieder leicht ansteigt (Carlson & Högnäs, 2009).

Hohmann-Marriott (2011) verglich 5.407 Teilnehmer der Early Childhood Longitudinal-Study – Birth Cohort (ECLS-B) mit einem zweijährigen Kind, die bereits vor der Schwangerschaft verheiratet waren, die während der Schwangerschaft bzw. nach der Geburt des Kindes geheiratet haben und solche, die in einer nichtehelichen Partnerschaft verblieben sind hinsichtlich ihres Coparenting. Es ergaben sich jeweils Unterschiede zwischen Eltern, deren Heirat im Zusammenhang mit der Geburt des Kindes steht und den nichtehelichen Eltern zu den anderen verheirateten Elternpaaren. Beide Gruppen wiesen ein besseres kooperatives Coparenting auf als bereits vor der Geburt des Kindes verheiratete Eltern. Die Autorin führt dies auf eine stärkere Kindzentrierung in diesen Familien zurück.

5.3 Prädiktoren und Auswirkungen von Coparenting

Coparenting und Auswirkungen auf das Kind

In einer stetig ansteigenden Anzahl an Studien in den letzten 20 Jahren hat sich gezeigt, dass unabhängig von der Paarbeziehung der Eltern (z. B. Kolak & Vernon Feagans, 2008) und dem individuellen Erziehungsstil der Eltern (z. B.

Belsky et al., 1996; Caldera & Lindsey, 2006) das elterliche Coparenting als Determinante des kindlichen Problem- und Sozialverhaltens zu verstehen ist. Das elterliche Coparenting bzw. seine Subskalen erklären 1 % (Teubert & Pinquart, 2010) bis 9 % (Karreman, van Tuijl, van Aken & Deković, 2008) der Varianz der kindlichen Verhaltensanpassung. Die meisten der Studien zu Effekten des Coparenting auf die psychosoziale Entwicklung von Kindern beziehen sich auf das Verhalten von Vorschulkindern, welches durch das Coparenting der leiblichen, zusammenlebenden, meist verheirateten Eltern beeinflusst wird.

In ihrer Metaanalyse, in welche 59 bis zum März 2010 publizierte Studien eingeflossen sind (40 Quer- und 19 Längsschnittstudien), konnten Teubert und Pinquart (2010) sowohl quer- als auch längsschnittlich signifikante Beziehungen zwischen dem elterlichen Coparenting und der psychosozialen Anpassung von Kindern und Jugendlichen nachweisen. Alle Dimensionen des Coparenting (Kooperation, Übereinstimmung, Konflikt und Triangulation) wirken auf internalisierendes und externalisierendes Problemverhalten der Kinder sowie auf deren Sozialverhalten und deren Bindung an die Eltern. Lediglich zwischen Triangulation und dem kindlichen Sozialverhalten lassen sich kaum Zusammenhänge nachweisen. Es ist jedoch anzumerken, dass die Effektstärken der Zusammenhänge, reichend von $r = .09$ bei Übereinstimmung und Sozialverhalten bis $r = .23$ bei Konflikt und externalisierendes Problemverhalten, insgesamt durchweg eher gering sind. Die Effekte sind etwas stärker bei jüngeren Kindern und einem größeren Anteil an Jungen in den Stichproben sowie bei Niedrigeinkommensstudien. Vor allem bei Mädchen ist der Effekt zwischen Übereinstimmung und Sozialverhalten geringer als bei den Jungen. Auch unter Kontrolle der Paarbeziehung der Eltern sowie des Erziehungsverhaltens der einzelnen Erziehungspersonen bleiben die Effekte des Coparenting auf das Problemverhalten der Kinder bestehen. Aufgrund der geringen Anzahl an Studien konnten Effekte auf die Bindung nicht unter Kontrolle von Paarbeziehung und Erziehung überprüft werden. Es besteht jedoch kein Zusammenhang mehr zwischen Coparenting und Sozialverhalten der Kinder, wenn man die Paarbeziehung und Erziehung der Eltern berücksichtigt.

Wie bereits in der Studie II aufgezeigt werden konnte, sind Differenzen in der Erziehung, als ein Teilbereich des Coparenting, hinderlich für eine positive Entwicklung der Kinder. Hingegen ist eine elterliche Übereinstimmung im Erziehungsverhalten von Mutter und Vater positiv für die Entwicklung der Kinder (vgl. auch Block et al., 1981; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; Verhoeven et al., 2010). Ebenso sind Konflikte in der Elternbeziehung ein Risikofaktor für die Entwicklung kindlicher Verhal-

tensauffälligkeiten und emotionaler Störungen (z. B. Grych et al., 2000). Insbesondere intensive Konflikte mit feindseligem und gewalttätigem Charakter führen zu Problemen vonseiten der Kinder, wohingegen weniger gravierende Konflikte Kindern eher dazu verhelfen, konstruktive Problemlösungsmechanismen zu lernen sowie zu erfahren, dass Unstimmigkeiten nicht zum Ende von Beziehungen führen müssen. Besonders belastbar für Kinder sind Konflikte der Eltern, die sie selbst oder Erziehungsfragen betreffen (Gable et al., 1992; Kröger et al., 2009). Solche in den Rahmen des Konstrukts Coparenting fallende Konflikte während des Kleinkinderalters führen beispielsweise bei Vorschulkindern später zu mehr aggressivem Verhalten, wie es Lehrkräfte berichten (McHale & Rasmussen, 1998). Längsschnittlich zeigten sich wenig Konflikte in der Erziehung als hilfreich für die Verträglichkeit von Kleinkindern (Lindsey & Caldera, 2005) und schützen vor allem Mädchen vor negativen Effekten der Umgebung hinsichtlich Depressivität und aggressivem Verhalten (Forehand & Jones, 2003) bzw. schützen bereits im Kleinkindalter vor Verhaltensproblemen (Pauli-Pott & Beckmann, 2007). Ebenso scheinen sich Erziehungskonflikte ungünstig auf die Eltern-Kind-Bindung auszuwirken (Caldera & Lindsey, 2006). In mehreren Studien wurden konsistente Zusammenhänge zwischen wenig unterstützendem, konflikthaftem Coparentingverhalten und Entwicklungsproblemen sowie Selbstregulierungsproblemen der Kinder gefunden (z. B. Feinberg, Kan & Hetherington, 2007; Jones et al., 2003; Schoppe et al., 2001).

Wie bei verheirateten Paaren beeinflussen auch in nichtehelichen Familien Erziehungskonflikte zwischen den Eltern die Entwicklung der Kinder (Emery, Fincham & Cummings, 1992).

Neben den Differenzen und Konflikten wurden in vielen Studien positive Effekte einer guten Kooperation der beiden Elternteile zugeschrieben. So ist beispielsweise ein Zusammenhang zwischen einem sich gegenseitig unterstützenden und kooperativen Erziehungsverhalten der beiden Elternteile mit einem positiven Verhalten der Kinder in Peerbeziehungen, besseren Selbstregulierungsfähigkeiten und harmonischeren Geschwisterbeziehungen verknüpft (Brody et al., 1999; McHale et al., 1999) und geht mit einer besseren kognitiven und sozialen Entwicklung von Kleinkindern einher (Barnett et al., 2012; Cheng et al., 2009). Dies bestätigen auch die Ergebnisse von Schoppe und Kollegen (2001), die über einen Zeitraum von einem Jahr mehr externalisierendes Problemverhalten bei dreijährigen Kindern nachweisen konnten, wenn die Eltern in ihrem Coparenting wenig kooperatives Verhalten sowie weniger Untergrabungsprozesse berichten. Belsky und Kollegen (1996) berichten von einem höheren Maß an impulsivem sowie enthemmtem Verhalten dreijähriger Kin-

der, wenn ihre Eltern eine mangelhafte Kooperation in der Elternbeziehung aufweisen.

Triangulation und Untergrabung, welches vor allem im Vergleich zu Konflikten eher als verdecktes Coparentingverhalten bezeichnet wird, scheint insbesondere internalisierendes Problemverhalten zu begünstigen (Buehler et al., 1998; Buehler & Welsh, 2009). Wird bei Eltern Triangulation in der Erziehung nachgewiesen, besteht für die Kinder langfristig (über fünf Jahre) ein erhöhtes Risiko für Depressionen sowie das Auftreten psychosomatischer Symptome (Jacobvitz, Hazen, Curran & Hitchens, 2004).

Auch im Schulalter (Stright & Neitzel, 2003) und bis ins Jugendalter (Larson & Richards, 1991) zeigen sich Effekte des elterlichen Coparenting auf die Verhaltensanpassung der Kinder, und dies, obwohl manche Autoren davon ausgehen, dass mit steigendem Alter das elterliche Coparenting an Bedeutung verliert, da sich das Netz an Bezugspersonen der Kinder nicht mehr nur auf die Familie konzentriert (Margolin et al., 2001).

Teilweise werden Konflikte in der Erziehung als die bedeutendsten Aspekte des Coparenting für das Verhalten des Kindes beschrieben, die Metaanalyse von Teubert und Pinquart (2010) konnte hingegen kaum unterschiedliche Effektstärken der Subskalen Kooperation, Übereinstimmung, Konflikt und Triangulation nachweisen.

Coparenting und Erziehungsverhalten

Die kindliche Entwicklung ist nicht nur durch die Erziehungsqualität, sondern auch davon beeinflusst, wie gut das elterliche Coparenting funktioniert. Die Dimensionen des Coparenting (Kooperation, Konflikt und Triangulation) sind verbunden mit dem Erziehungsverhalten und dem aufkommenden Stress in der Erziehung (Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001; Solmeyer & Feinberg, 2011). Unterstützen sich Mutter und Vater gegenseitig in ihrer Erziehung und unterminieren sie sich nicht, so erklärt dies neben dem Erziehungsverhalten der Eltern Varianz im Verhalten der Kinder auf (Belsky et al., 1996; Caldera & Lindsey, 2006). Dasselbe gilt für die Übereinstimmung in der Erziehung sowie in Erziehungsfragen (Chen & Johnston, 2012). Eine gute Kooperation im elterlichen Coparenting wirkt sich ferner positiv auf das mütterliche Erziehungsverhalten aus (Barnett et al., 2012). Vor allem Konflikte in der Elternbeziehung wirken auf das Erziehungsverhalten und verstärken hier schlechte Erziehungspraktiken (Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001). Diese wirken wiederum negativ auf das Kind.

Einflussfaktoren auf das elterliche Coparenting

Unter den Einflussfaktoren auf das elterliche Coparenting werden individuelle Eigenschaften der Eltern auf affektiver (Befinden, Depression), kognitiver (Überzeugung und Einstellung) sowie behavioraler Ebene (Erziehung, Coping) diskutiert (Gabriel & Bodenmann, 2006). Aber auch soziodemografische individuelle Faktoren wirken auf das Coparenting. So konnten Stright und Bales (2003) nachweisen, dass Eltern mit einer höheren Bildung ein besseres Coparentingverhalten zeigen als Eltern mit niedrigerer Bildung. Carlson und Högnäs (2009) decken hingegen anhand Analysen der Fragile Family Study keine Effekte der Bildung der Mütter sowie kaum Effekte der finanziellen Situation auf das berichtete Coparenting für nichteheliche Eltern, die in einer Partnerschaft leben. Dasselbe gilt für weitere demografische Faktoren, wie Rasse, ethnischer Hintergrund, Alter, Bildung, Zusammenleben mit beiden Elternteilen im Alter von 15 Jahren. Betrachtet man Elternpaare, die entweder als LAT-Paare nicht zusammen wohnen oder die nicht in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, dann ergeben sich signifikante Effekte der Rasse sowie der Bildung: Afroamerikanisch-stämmige Mütter berichten von besserem Coparenting als andere Mütter. Als Erklärung hierfür führen die Autoren an, dass es für afrikanisch-amerikanische Paare untypischer ist, zusammenzuwohnen und daher üblicher ist, das Kind gemeinsam zu erziehen, obwohl man getrennt wohnt. Mütter mit Collegeausbildung berichten über schlechteres Coparenting, verglichen mit Müttern, die eine niedrigere Schulbildung als einen High School Abschluss haben. Möglicherweise haben Mütter mit höherer Bildung eine höhere Erwartung an den im anderen Haushalt lebenden Vater und sind deshalb kritischer in der Beurteilung der Coparentingbeziehung. Ein Depressionsrisiko, vor allem der Mütter, ist für alle nichtehelichen Paare mit einem schlechteren Coparenting verbunden (Carlson & Högnäs, 2009). Dies bestätigt auch die Studie von Sterrett, Jones, Forehand und Garai (2010), die einen längsschnittlichen Zusammenhang mütterlicher depressiver Symptome mit Konflikten und wenig Kooperation in Familien mit Jugendlichen aufzeigt. Auch das väterliche Engagement in der Erziehung wirkt sich auf das Coparenting aus (Fagan & Lee, 2011). Interessanterweise führt ein stärkeres Engagement des Vaters im Spiel mit dem Kind zu mehr unterstützendem Coparenting und weniger Untergrabung in der Erziehung; ist der Vater jedoch sehr engagiert in der Pflege des Kindes, so kommt es zu weniger Unterstützung und mehr Untergrabung (Jia & Schoppe-Sullivan, 2011). Hohmann-Marriott (2011) jedoch findet querschnittige Effekte der Subskala Entscheidungsbeteiligung des Coparenting auf das väterliche Engagement. Somit scheint das väterliche Engagement einer-

seits ein Prädiktor des Coparenting zu sein, aber auch vom Zusammenspiel zwischen den Eltern in der Erziehung beeinflusst zu werden (Carlson et al., 2008). Auch hat für das väterliche Engagement der Beziehungskontext eine starke Bedeutung (Doherty, Kouneski & Erickson, 1998).

Der Unteraspekt des Coparenting Erziehungskonflikte ist durch die Erziehungskompetenz der beiden Elternteile und durch das individuelle aber vor allem durch das dyadische Coping, also die partnerschaftliche Belastungsbewältigung und Negativdynamiken beeinflusst (Gabriel & Bodenmann, 2006). Kontrolliert man die individuellen Faktoren der beiden Elternteile, ergeben sich noch Effekte des Coparenting auf das Erziehungsverhalten sowie auf die psychosoziale Entwicklung von Kindern (Feinberg et al., 2007; Schoppe-Sullivan et al., 2004).

Weiterhin haben das Temperament und die psychosoziale Anpassung des Kindes sowie Aspekte der Partnerschaft der Eltern Einfluss auf das Coparenting (Burney & Leerkes, 2010; Cook, Schoppe-Sullivan, Buckley & Davis, 2009; Feinberg, 2002). Vonseiten des Kindes führt beispielsweise ein besonders aggressives Verhalten von Kindern zu mehr Erziehungskonflikten (Jenkins, Simpson, Dunn, Rasbash & O'Connor, 2005) und internalisierendes Problemverhalten begünstigt dysfunktionales Coparentingverhalten der Eltern (Hughes & Gullone, 2008). Andere Studien belegen im Gegensatz dazu keine Effekte des Temperaments des Kindes sowie des Geschlechts des Kindes (Carlson & Högnäs, 2009; Stright & Bales, 2003).

Als bedeutendster Einflussfaktor auf das Coparenting wird sowohl bei ehelicher (z. B. Belsky & Hsieh, 1998; Schoppe-Sullivan et al., 2004) als auch bei nichtehelicher Elternschaft (z. B. Carlson & Högnäs, 2009) die Partnerschaft der Eltern beschrieben (Feinberg, 2003).

Partnerschaft und Coparenting

Die Partnerschaft der Eltern ist, wie bereits erwähnt, von der Coparentingbeziehung der Eltern zu trennen, dennoch beeinflussen sich Partnerschaft und Coparenting wechselseitig (Margolin et al., 2001). So ist das elterliche Coparenting mit dem ehelichen Verhalten verbunden (Belsky & Hsieh, 1998; Schoppe-Sullivan et al., 2004). In einer romantischen, mit viel Liebe und Sexualität versehenen Partnerschaft treten weniger Erziehungskonflikte auf und die Kommunikation hinsichtlich der Erziehung ist effektiver (Feinberg et al., 2012). Eine positive Beziehung zwischen den Eltern mit gegenseitiger Unterstützung sowie positiver Kommunikation und gegenseitigem Verständnis deutet auch in nichtehelichen Paarbeziehungen auf ein besseres Coparenting hin.

Ist die (ehemalige) Partnerschaft hingegen durch Gewalterfahrungen geprägt, so ist dies keine gute Voraussetzung für eine positive Coparentingbeziehung (Kan, Feinberg & Solmeyer, 2012). Erfährt die Mutter viel Unterstützung in ihrer Partnerschaft durch den Vater des Kindes, wirkt sich dies gut auf das Coparenting zwischen den Eltern aus (Carlson & Högnäs, 2009). Somit ist eine positive Paar- und Ehezufriedenheit ein Prädiktor für positives Coparenting (Bonds & Gondoli, 2007). Bereits die Partnerschaftszufriedenheit vor der Geburt des Kindes ist bedeutsam für die Kooperation im elterlichen Coparenting (Burney & Leerkes, 2010; Talbot, Baker & McHale, 2009). Durch die Effekte der Paarbeziehung auf das Coparenting erweist sich das Coparenting als Mediator der Effekte der Partnerschaftsqualität auf den Erziehungsstil. So konnte in einer Reihe von Studien gezeigt werden, dass Coparenting den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten mediiert (Bonds & Gondoli, 2007; Floyd, Gilliom & Costigan, 1998; Margolin et al., 2001). Beispielsweise mediieren alle drei Coparentingskalen Kooperation, Triangulation und Konflikt den Zusammenhang der Partnerschaftsqualität mit eigenem positiven Erziehungsverhalten bei Eltern von Schulkindern (Margolin et al., 2001). Ippolito Morrill, Hines, Mahmood und Córdova (2010) stellen in ihrer Studie anhand dyadischer Daten diesem Mediationsmodell ein alternatives Modell gegenüber, in welchem Coparenting gleichzeitig Partnerschaft sowie Erziehungsverhalten bedingt. Es ergeben sich anhand der Angaben von Müttern und Vätern aus jeweils einer Familie für beide Modelle gute Modellanpassungen, was auf eine bedeutendere Rolle des Coparenting im Familiensystem schließen lässt. Allerdings ist zu beachten, dass die Autoren keine für dyadische Datenanalysen adäquaten Modelle (Kenny et al., 2006; Ledermann & Bodenmann, 2006) verwenden.

Vieles spricht dafür, dass die Qualität des Coparenting einerseits ein vermittelndes Bindeglied zwischen der elterlichen Partnerschaftsqualität und der Entwicklung der Kinder ist (Katz & Low, 2004), andererseits zwischen Partnerschaftsqualität und Erziehungsverhalten mediiert bzw. Partnerschaft sowie Erziehungsverhalten beeinflusst (Ippolito Morrill et al., 2010). Ein theoretisches Modell, welches die drei Konstrukte Partnerschaft, Erziehung und Coparenting miteinander in Beziehung setzt, und im Kontext weiterer Faktoren integriert, ist das Umwelt-Modell nach Feinberg (2003). Dieses wird im Folgenden genauer erläutert.

5.4 Das Umwelt-Modell des Coparenting nach Feinberg (2003)

Dieses makroskopische Modell (vgl. Abbildung 32) von Prädiktoren und Auswirkungen des Coparenting beinhaltet neben individuellen, familiären und außerfamiliären Faktoren, welche das Coparenting selbst beeinflussen, auch mögliche mediierende und moderierende Aspekte, die auf das Coparenting und dessen Effekte wirken. Feinberg (2003) entwickelte dieses Modell anhand bereits bestehender Familien-Modelle, wie dem Modell von Belsky (1984; vgl. Kapitel 4.1.5) und dem von Cowan (1988).

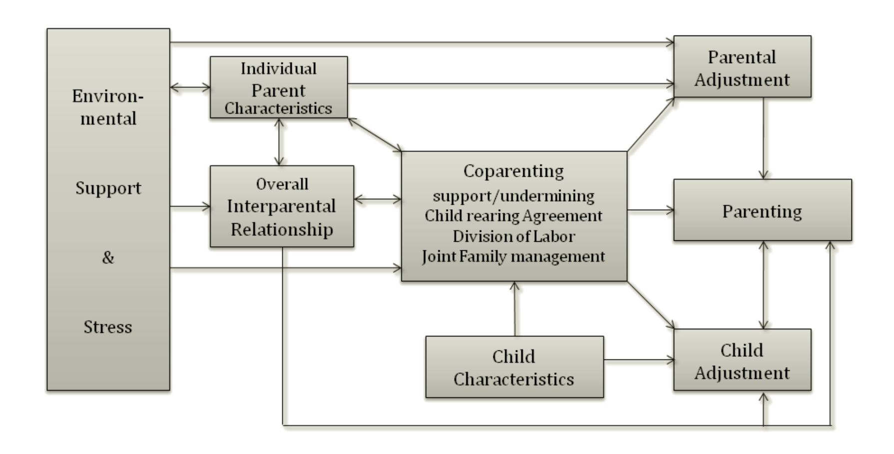


Abbildung 32: Ecological Model of Coparenting nach Feinberg (2003)

Das Coparenting selbst, welches im Zentrum des Modells steht, wird hier als ein einheitliches Konstrukt bestehend aus den Elementen *Unterstützung/Untergrabung*, *Übereinstimmung in Erziehungsfragen*, *Arbeitsteilung* und *Familienorganisation* verstanden (vgl. Kapitel 5.1). Es beeinflusst einerseits die Erziehung direkt, andererseits indirekt über die elterliche Anpassung (Parental Adjustment) und über das Kind (Child Adjustment). Effekte des Coparenting auf die Erziehung konnten, wie in Kapitel 5.3 erläutert, bereits in einer Vielzahl an Studien aufgezeigt werden (Barnett et al., 2012; z. B. Belsky et al., 1996; Bonds & Gondoli, 2007; Caldera & Lindsey, 2006; Chen & Johnston, 2012; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001). Wie sich das Kind in Bezug auf die Erziehung verhält (Child Adjustment), wird zusätzlich auch durch die Charakteristika, wie z. B. das Temperament des Kindes beeinflusst. Unter dem Begriff *Parental Adjustment* werden z. B. das elterliche Selbstvertrauen und Depres-

sion bzw. Niedergeschlagenheit bezüglich Spannungen im Elternsein verstanden. Das Coparenting selbst wird zusätzlich durch verschiedene Faktoren beeinflusst: Individuelle, familiäre und außerfamiliäre Faktoren. Diese werden im Folgenden detailliert dargestellt.

Individuelle Faktoren

Zu den individuellen Faktoren zählen Eigenschaften der beiden Elternteile und des Kindes. Die individuellen Merkmale der beiden Eltern, welche die Einstellungen, aber auch die emotionale und geistige Gesundheit mit einschließen, wirken sowohl auf das Coparenting (vgl. Kapitel 5.3), als auch auf die allgemeine Beziehung des Elternpaares (vgl. Kapitel 4.1.5). Aufseiten der Einflüsse der Merkmale des Kindes auf das Coparenting ist beispielsweise das schwierige Temperament eines Kindes zu verstehen, welches zu erhöhtem Stress und Konflikt in der Elternbeziehung führen kann oder schon alleine die Neigung beispielsweise eines sehr kleinen Kindes, die Aufmerksamkeit beider Elternteile gleichzeitig zu beanspruchen oder nur die eines Elternteils. Feinberg (2003) führt an dieser Stelle ebenso die aktive Beeinflussung des Kindes auf die Elternbeziehung an, beispielsweise die Bildung von Koalitionen.

Familiale Faktoren

Der wichtigste Einflusspfad vonseiten der familiären Faktoren ist die allgemeine Beziehung der Eltern. Diese wirken nach Feinberg (2003) allerdings nicht nur unidirektional, sondern in beide Richtungen, da auch das Coparenting die Beziehung der Eltern beeinflusst, indem es einen zentralen Stellenwert im Leben des Paares einnimmt. So führen beispielsweise Unstimmigkeiten im Coparenting über Spill-Over-Prozesse auch zu einem feindseligeren Paarklima (Belsky & Hsieh, 1998; Schoppe et al., 2001). In einer Vielzahl an Studien konnten bereits diese von Feinberg aufgegriffenen Effekte der familialen Faktoren nachgewiesen werden, wie in Kapitel 5.3 beschrieben (z. B. Belsky & Hsieh, 1998; Bonds & Gondoli, 2007; Burney & Leerkes, 2010; Carlson & Högnäs, 2009; Feinberg et al., 2012; Kan et al., 2012; Margolin et al., 2001; Schoppe-Sullivan et al., 2004; Talbot et al., 2009).

Außerfamiliäre Einflussfaktoren

Aus der Stress-Coping-Perspektive ist es laut Feinberg (2003) notwendig, auch außerfamiliäre Einflussfaktoren zu berücksichtigen. Zwar spielt sowohl der Stress jeden einzelnen Elternteils sowie der Stress auf der Eltern- und Familienebene eine Rolle für das Coparenting, allerdings wird dieser wiederum auch von externen Faktoren beeinflusst und gewinnt somit an Bedeutung. Das

positive Pendant zum Stress ist die Unterstützung (support), die ebenso von außen auf das familiäre System wirkt. Das Konstrukt aus externem Stress und Unterstützung wirkt einerseits direkt auf das elterliche Coparenting, andererseits indirekt über individuelle Eigenschaften der beiden Elternteile und über die Beziehung zwischen den Eltern. Zusätzlich schreibt Feinberg (2003) diesem Konstrukt auch direkte, vom Coparenting unabhängige Effekte auf die elterliche Anpassung (Parental Adjustment) zu.

Coparenting als Mediator und Moderator

Neben dieser Vielzahl an direkten Einflüssen auf und vom elterlichen Coparenting nimmt es im Umwelt-Modell noch weitere mediierende Eigenschaften an. So ist es der Mediator zwischen elterlicher Paarbeziehung und dem Erziehungsstil der Eltern. Dieser Effekt konnte bereits sowohl quer- als auch längsschnittlich nachgewiesen werden (Belsky & Hsieh, 1998; Bonds & Gondoli, 2007; Floyd et al., 1998; Ippolito Morrill et al., 2010; Margolin et al., 2001). Weiterhin ist das elterliche Coparenting Mediator zwischen individuellen Eigenschaften der Eltern und der Kinder auf die Erziehung und die Anpassung des Kindes (Child Adjustment). Als Beispiel hierfür führt Feinberg (2003) an, dass eine depressive Mutter dem Vater eher weniger Unterstützung im Coparenting bieten kann, was sich wiederum negativ auf das Erziehungsverhalten mitsamt dessen Wirksamkeit des Vaters auswirkt. Zusätzlich wirkt das elterliche Coparenting auch als Mediator zwischen außerfamiliären Faktoren und den Auswirkungen auf die Familie. In der Abbildung 33 verdeutlicht Feinberg (2003) die mediierenden Effekte des Coparenting.

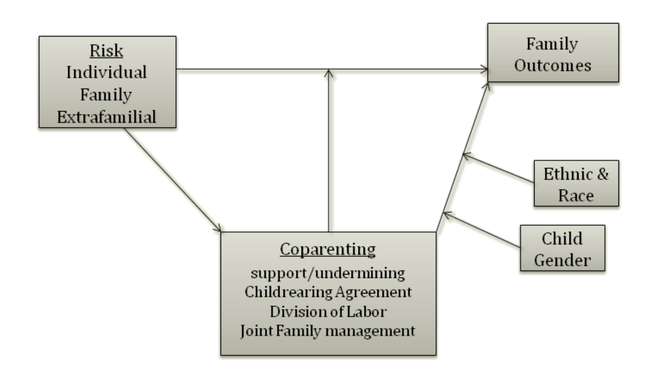


Abbildung 33: Coparenting als Mediator und Moderator nach Feinberg (2003)

Hierbei wurden die individuellen, familiären und außerfamiliären Faktoren

(siehe oben) unter dem Begriff *Risk* zusammengefasst. Auf der gegenüberliegenden Outcome-Seite wurden die Elemente Parental Adjustment, Child Adjustment und elterliche Erziehung unter dem Begriff *Familiy Outcomes* subsumiert. Zwar berücksichtigt Feinberg (2003) in seinem Modell nicht ausdrücklich die mediierende Rolle des Coparenting zwischen Paarbeziehung und Problemverhalten der Kinder (z. B. Baril et al., 2007; Katz & Low; vgl. auch Kapitel 5.3), indirekt lässt sie sich aber auch aus dem Modell in Abbildung 32 ablesen bzw. lässt sich die psychosoziale Entwicklung des Kindes im weitesten Sinn auch unter den Begriff Family Outcome (vgl. Abbildung 33) subsummieren.

Anhand der Abbildung 33 wird ersichtlich, dass das Coparenting laut Feinberg (2003) auch als Moderator zwischen *Risk* und *Family Outcomes* wirkt. So kann das Coparenting als protektiver oder risikobelasteter Faktor fungieren. Beispielsweise kann ein positives Coparenting die elterliche Erziehung und die kindliche Anpassung vor negativen Effekten eines depressiven Elternteils schützen. Feinberg (2003) führt allerdings auch an, dass es bislang wenig Evidenz für die moderierende Rolle des Coparenting gibt. Als zwei Moderatoren des Zusammenhangs zwischen Coparenting und dem Outcome betrachtet er das Geschlecht des Kindes und den ethnischen und kulturellen Hintergrund der Familie.

5.5 Zusammenfassung, Fragestellung und Hypothesen Studie III

Die Studie III befasst sich mit dem elterlichen Coparenting, welches als Fähigkeit, im Sinne eines wechselseitigen Unterstützungssystems, die Elternrolle und Elternaufgabe des anderen zu kennen, zu respektieren und wertzuschätzen (1984) oder kürzer als elterliches Zusammenspiel in der Erziehung der Kinder (Teubert & Pinquart, 2009) bezeichnet werden kann. Da genau dieses Zusammenspiel in der Erziehung unter dem rechtlichen Begriff der gemeinsamen elterlichen Sorge verstanden wird (vgl. Kapitel 3.1), soll mit der Studie III die rechtliche Situation mit der tatsächlichen Situation abgeglichen werden. Außerdem werden Kontextfaktoren des elterlichen Coparenting beleuchtet, um der Forderung von Feinberg nachzukommen: *„Indeed, there is a great deal of conceptual and empirical work to be done more fully understand the internal structure, influences on, and developmental course of coparenting"* (2003, S. 120).

Forschungsfrage III.1 Gibt es Unterschiede im elterlichen Coparenting hinsichtlich der Sorgerechtsregelung bzw. zwischen nichtehelichen und verheirateten Elternpaaren?

Bislang wurden keine Studien zu Unterschieden im elterlichen Coparenting zwischen Eltern, die die gemeinsame Sorge und solchen, die keine gemeinsame Sorge innehaben, und zugleich eine gemeinsame nichteheliche Partnerschaft führen, durchgeführt. Dies beruht sicherlich darauf, dass in einer Vielzahl an Ländern die Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt nicht so flexibel ist, wie es in Deutschland der Fall ist. In anderen Ländern besteht oftmals automatisch die gemeinsame Sorge bei Vaterschaftsanerkennung, in Deutschland können die Eltern wählen, ob sie die gemeinsame Sorge durch Abgabe von Sorgeerklärungen erhalten möchten (vgl. Kapitel 3.1.1). Dennoch ist es interessant zu untersuchen, ob Eltern, die die elterliche Sorge rechtlich gemeinsam ausüben, auch tatsächlich besser in der Erziehung zusammenarbeiten. Vergleicht man diese oben genannte Definition von Coparenting mit der im Gesetz verankerten Bedeutung der elterlichen Sorge (§ 1226 Abs. 2 BGB) bzw. der gemeinsamen elterlichen Sorge (§ 1626a BGB; vgl. auch Kapitel 3.1), so sind deutliche Parallelen zu erkennen: Mit der einvernehmlichen Zusammenarbeit der Eltern in wesentlichen Erziehungsentscheidungen deckt die gemeinsame elterliche Sorge zumindest einen Teilbereich des elterlichen Coparenting ab. Anhand dieser Ähnlichkeiten sowie Studien zur elterlichen Zusammenarbeit nach einer elterlichen Trennung und Scheidung, auf welchen ein wesentlicher Fokus zu Beginn der Coparentingforschung lag (Maccoby & Martin, 1983; Wallerstein & Kelly 1980), wird angenommen, dass Eltern mit gemeinsamer Sorge besser in der Erziehung zusammenarbeiten als Eltern ohne gemeinsame Sorge. Wie Studien zum nachehelichen Coparenting zeigen, sollten Eltern mit gemeinsamer Sorge von einer besseren Kooperation (vgl. Ahrons, 1980; Crosbie-Burnett, 1991) und weniger Differenzen und Konflikte in der Erziehung (vgl. Kline et al., 1989) sowie weniger Triangulation und Untergrabung berichten. Dies wird erwartet, da Väter mit gemeinsamer Sorge sich mehr in der Erziehung engagieren als Väter ohne elterliche Sorge (Arditti, 1992; Bowman & Ahrons, 1985; Degarmo, 2010). Da die gemeinsame elterliche Sorge auf verschiedenen Wegen erlangt werden kann, differenziert sich die Forschungsfrage III.1 in zwei Teilfragestellungen aus.

Frage III.1.1: Unterscheiden sich Eltern, die die gemeinsame Sorge durch die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erhalten haben, im aktuellen elterlichen Coparenting?

Einerseits können nicht miteinander verheiratete Eltern die gemeinsame elterliche Sorge durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen beim Jugendamt oder einem Notar erhalten (vgl. Kapitel 3.1.1). Wie im Kapitel 3.1 beschrieben, geht das Bundesverfassungsgericht (BVerfG 107, 150) in seiner Entscheidung vom 29.01.2003 davon aus, dass Eltern, die mit dem Kind in einer gemeinsamen Familie leben und auch die tatsächliche Sorge gemeinsam ausüben, diese gemeinhin auch durch Sorgeerklärungen rechtlich absichern. Daher sollten insbesondere Eltern mit einem guten elterlichen Zusammenspiel in der Erziehung, die somit die tatsächliche Sorge gemeinsam ausüben, auch die gemeinsame Sorge erklären. Da das elterliche Coparenting ein verhältnismäßig stabiles Konstrukt ist (vgl. Gable et al., 1992; Van Egeren, 2004), sollten sich die Unterschiede im Coparenting bei Abgabe der Sorgeerklärungen auch im Zeitraum nach der Abgabe der Sorgeerklärungen noch zeigen. Möglicherweise verstärkt eine gemeinsame elterliche Sorge diese Unterschiede sogar und diejenigen Eltern mit gemeinsamer Sorge führen eine bessere Coparentingbeziehung, auch aufgrund der gemeinsamen Sorge. Deshalb wird in der *Frage III.1.1* angenommen, dass Eltern, die die gemeinsame Sorge aufgrund von Sorgeerklärungen innehaben, ein besseres Kooperationsverhältnis in der Elternbeziehung leben, weniger Differenzen und Konflikten unterlegen sind und gegenseitig weniger Triangulations- und Untergrabungsverhalten zeigen.

Frage III.1.2: Unterscheiden sich Eltern im elterlichen Coparenting, die aktuell die gemeinsame Sorge durch die Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen innehaben von Eltern, die die gemeinsame Sorge durch eine Ehe nach Geburt des Kindes erhalten haben und Eltern, die vor der Geburt des Kindes geheiratet haben sowie von nichtehelichen Elternpaare, die keine gemeinsame Sorge ausüben?

Neben der Abgabe von Sorgeerklärungen haben nicht miteinander verheiratete Eltern auch die Möglichkeit, die gemeinsame Sorge aufgrund einer Heirat zu erlangen (vgl. Kapitel 3.1.1). Ob sich Eltern, die nach der Geburt des Kindes geheiratet haben, von Eltern unterscheiden, die die gemeinsame Sorge aufgrund der Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen ausüben, wird mit der *Frage III.1.2* untersucht. In diesen Vergleich sollen auch das Coparenting von Eltern, die bereits vor der Geburt des Kindes geheiratet haben und somit bereits ab der Geburt des Kindes die gemeinsame Sorge automatisch innehatten, sowie das Coparenting von nichtehelichen Eltern ohne gemeinsame Sorge einfließen. Auch wenn nichteheliche Lebensgemeinschaften inzwischen ein weitverbreitetes Familienmodell sind, lassen auch internationale Studien bislang weitge-

hend offen, ob und wie sich das Coparenting dieser Familienform von der traditionellen Familie unterscheidet. Da sich, wie Studien gezeigt haben (z. B. Berger et al., 2008; Hofferth & Anderson, 2003, vgl. auch Kapitel 4.1.6), das Erziehungsverhalten nicht wesentlich zwischen verheirateten und nicht miteinander verheirateten Eltern unterscheidet, werden auch keine sehr starken Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen verheirateten und nichtehelichen Elternpaaren erwartet. Möglicherweise schneiden nichteheliche Partnerschaften etwas besser im Coparenting ab, da diese Eltern eine egalitäre Haltung und weniger traditionelle Rollenarrangements bevorzugen, sodass eher hier dem Vater eine stärker involvierte Rolle zukommt (Howard & Brooks-Gunn, 2009), was zu einem besseren Coparenting führen sollte. Diese Hypothese wird gestützt von Hohmann-Marriott (Hohmann-Marriott, 2011), in deren Studie nichteheliche Väter eine bessere Coparentingbeziehung mit der Mutter des Kindes haben als verheiratete Väter. Denkbar ist allerdings auch, dass es gerade in Familien, in denen der Vater besonders engagiert in der Erziehung ist, zu mehr Konflikten in der Erziehung kommt, da die Mutter nicht alleinig die Erziehungsaufgabe innehat und es somit zu mehr potenziellen Reibungsflächen zwischen den Eltern kommt. Dennoch wird erwartet, dass sich die drei Gruppen: gemeinsames Sorgerecht aufgrund von Sorgeerklärung, Sorgerecht aufgrund von nachgeburtlicher Heirat und Sorgerecht aufgrund von vorgeburtlicher Heirat nicht in den Dimensionen Kooperation, Differenzen und Konflikte sowie Triangulation und Untergrabung des Coparenting unterscheiden. Die drei Gruppen sollten jeweils besser im elterlichen Coparenting abschneiden, als nichteheliche Eltern ohne gemeinsame Sorge.

Forschungsfrage III.2 **Wie gestaltet sich das Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und psychosozialer Entwicklung des Kindes?**

Feinberg (2003) berücksichtigt in seinem Umwelt-Modell des Coparenting neben dem Coparenting selbst auch die drei Aspekte Partnerschaft der Eltern, Erziehungsverhalten sowie das Verhalten des Kindes. Bislang wurden zwar in Studien Zusammenhänge dieser Konstrukte untersucht, jedoch in keiner Studie alle diese vier Bereiche gleichzeitig analysiert. Deshalb wird mit Forschungsfrage III.2 vor dem Hintergrund der durch Feinberg (2003) theoretisch aufgestellten Zusammenhänge, das Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes untersucht.

Frage III.2.1: Wie wirkt das elterliche Coparenting auf das psychosoziale Verhalten des Kindes? Welche Bedeutung haben die Dimensionen Kooperation, Differenzen und Konflikte sowie Triangulation und Untergrabung?

Zunächst liegt mit der *Frage III.2.1* der Fokus auf dem Zusammenhang des elterlichen Coparenting mit dem Verhalten des Kindes. In einer Vielzahl an Studien konnten bereits Effekte des Coparenting auf die psychosoziale Entwicklung von Kindern in ehelichen und nichtehelichen Familien nachgewiesen werden (Emery et al., 1992; Teubert & Pinquart, 2010). So zeigten sich alle Dimensionen des Coparenting (Kooperation, Übereinstimmung, Konflikt und Triangulation) als bedeutsam für internalisierendes und externalisierendes Problemverhalten der Kinder sowie für deren Sozialverhalten (Teubert & Pinquart, 2010). Deshalb wird auch in der vorliegenden Studie erwartet, dass sich die Dimensionen Kooperation, Differenzen und Konflikte sowie Triangulation und Untergrabung auf das Verhalten der Kinder auswirken. Eine gute Kooperation der Eltern in der Erziehung (vgl. Barnett et al., 2012; Belsky et al., 1996; Brody et al., 1999; Cheng et al., 2009; McHale et al., 1999; Schoppe et al., 2001) sollte Kinder vor Verhaltensprobleme schützen und positives Verhalten begünstigen. Hingegen wird erwartet, dass sich Differenzen (vgl. auch Block et al., 1981; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; Verhoeven et al., 2010) und Konflikte (Gable et al., 1992; Grych et al., 2000; Kröger et al., 2009; Lindsey & Caldera, 2005; McHale & Rasmussen, 1998; Pauli-Pott & Beckmann, 2007) negativ auf eine positive Entwicklung der Kinder auswirken. Die Ergebnisse einiger Studien (Buehler et al., 1998; Buehler & Welsh, 2009; Jacobvitz et al., 2004) deuten zwar darauf hin, dass sich Triangulation und Untergrabung in der Elternbeziehung insbesondere auf internalisierendes Problemverhalten auswirken, dennoch werden auch für diese Dimensionen des Coparenting, wie es eine Metaanalyse zeigen konnte (Teubert & Pinquart, 2010), negative Effekte auf alle Verhaltensbereiche des Kindes erwartet. Da allerdings auch in bisherigen Studien die Effektstärken insgesamt eher moderat waren, werden auch hier maximal mittelstarke Effekte erwartet. Viele der genannten Studien untersuchen nur einen Teilaspekt des elterlichen Coparenting oder differenzieren nicht zwischen den einzelnen Dimensionen des Coparenting. Daher ist wenig über die wechselseitige Beziehung der Dimensionen des Coparenting im Zusammenhang mit dem Verhalten des Kindes bekannt. Dieses Defizit soll neben der Aufklärung der Effekte des Coparenting auch in der vorliegenden Studie berücksichtigt werden.

Bislang haben nur sehr wenige Studien Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes getrennt für Mädchen und Jungen analysiert (Teubert &

Pinquart, 2010). Möglicherweise besteht für Jungen ein etwas größeres Risiko, bei dysfunktionalem Coparentingverhalten Verhaltensprobleme zu entwickeln, da sie grundsätzlich anfälliger sind für familiäre Belastungsfaktoren (Rutter, 1970). Anderseits zeigt beispielsweise die Studie von Forehand und Jones (2003), dass gerade für Mädchen Konflikte in der Elternbeziehung negative Effekte auf deren Depressivität und aggressives Verhalten haben. Metaanalytisch konnte kein moderierender Effekt des Geschlechts des Kindes nachgewiesen werden (Teubert & Pinquart, 2010). Deshalb werden auch in der vorliegenden Studie einheitliche Effekte des Coparenting auf die Verhaltensanpassung von Mädchen und Jungen erwartet.

Frage III.2.2: Klärt das elterliche Coparenting neben dem Erziehungsverhalten Varianz im Verhalten des Kindes auf? Mediiert das Erziehungsverhalten den Effekt des Coparenting auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes?

Ob das elterliche Coparenting auch noch unter Berücksichtigung des Erziehungsverhaltens der Eltern einen Einfluss auf die Entwicklung des Kindes hat, wird mit der *Frage II.2.2* ergründet. Wie Studien (z. B .Belsky et al., 1996; Caldera & Lindsey, 2006; Chen & Johnston, 2012; Teubert & Pinquart, 2010) zeigen konnten, liegt es nahe, dass es solche unabhängigen Effekte vom individuellen Erziehungsstil des Coparenting auf das Verhalten des Kindes gibt. Da allerdings auch deutliche Effekte des Coparenting auf das individuelle Erziehungsverhalten aufgezeigt werden konnten (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001) und das Erziehungsverhalten selbst wiederum auf das Kind wirkt (Amato & Fowler, 2002 ; Baumrind, 1973, 1991; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg, Mounts, Lamborn & Dornbusch, 1999; vgl. auch Kapitel 4.1.3), sind auch Mediationsprozesse des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten zu erwarten. Dementsprechend werden in der vorliegenden Studie Mediationsprozesse erwartet; diese sollten jedoch nicht so stark sein, dass das elterliche Coparenting noch einen unabhängigen Effekt vom Erziehungsverhalten auf das Verhalten des Kindes hat.

Frage III.2.3: Wie wirkt die Partnerschaftsqualität auf das elterliche Coparenting? Wird der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das elterliche Coparenting mediiert?

Unter den Einflussfaktoren auf das elterliche Coparenting wird vonseiten der familiären Faktoren die Partnerschaftsqualität der Eltern als wichtigster Fak-

tor diskutiert (Belsky & Hsieh, 1998; Burney & Leerkes, 2010; Carlson & Högnäs, 2009; Feinberg et al., 2012; Kan et al., 2012; Schoppe-Sullivan et al., 2004; Talbot et al., 2009). Mit der *Frage III.2.3* wird daher zum einen der Effekt der Partnerschaftsqualität auf die Dimensionen des Coparenting untersucht. Zum anderen wird der in einer Reihe an Studien (Bonds & Gondoli, 2007; Floyd et al., 1998; Katz & Low, 2004; Margolin et al., 2001) aufgezeigte Mediationsprozess des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes, welcher bereits vielfach nachgewiesen ist (Benson et al., 2008; Bradford et al., 2008; Buehler & Gerard, 2002; Cui & Conger, 2008; Cummings & Davies, 2002; Cummings et al., 2004; Fosco & Grych, 2010; Kolbo et al., 1996; Krishnakumar & Buehler, 2000; Sturge-Apple et al., 2006; Stutzman et al., 2011; Walper & Beckh, 2006) durch das Coparenting ergründet. Es wird erwartet, dass durch die Berücksichtigung des Effekts des Coparenting der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes vollständig reduziert wird.

Frage III.2.4: Wie wirkt die Partnerschaftsqualität der Eltern auf das Erziehungsverhalten? Wird der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten der Eltern durch das elterliche Coparenting mediiert?

Dass die Partnerschaftsqualität nicht nur, wie mit der *Frage III.2.3* beleuchtet, auf das elterliche Coparenting wirkt, sondern auch ein Einflussfaktor auf das Erziehungsverhalten ist, wird beispielsweise im Prozessmodell der Determinanten elterlichen Erziehungsverhaltens (Belsky, 1984, vgl. Kapitel) berücksichtigt. Da dieser Effekt vielfach nachgewiesen wurde (z. B. Grych et al., 2000; Krishnakumar & Buehler, 2000; Verhoeven et al., 2007; Wieland & Baker, 2010) und zugleich nachweislich das Coparenting auf das individuelle Erziehungsverhalten wirkt (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001; Solmeyer & Feinberg, 2011), wird mit der *Frage III.2.4* die denkbare Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting analysiert. Dieser Mediationsprozess ist auch im Umwelt-Modell des Coparenting (Feinberg, 2003) wiedergegeben. Da Ippolito Morrill, Hines, Mahmood und Córdova (2010) in ihrer Studie dem Mediationsmodell ein alternatives Modell, in welchem Coparenting gleichzeitig Partnerschaft sowie Erziehungsverhalten bedingt, gegenüberstellen und sich für beide Modelle gute Modellanpassungen ergeben, werden in der vorliegenden Studie ebenfalls zwei Alternativhypothesen aufgestellt: Einerseits wird erwartet, dass alle drei Dimensionen des elterlichen Coparenting den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten mediieren (Hypothese 1), andererseits werden alternativ Effekte des Coparenting auf die

Partnerschaftsqualität und das Erziehungsverhalten erwartet (Hypothese 2).

Frage III.2.5: Wie gestaltet sich das Zusammenspiel von elterlicher Paarbeziehung, Coparenting, Erziehungsverhalten auf das Verhalten des Kindes?

Wie oben bereits erwähnt, liegen bisher keine Studien vor, die dem Zusammenspiel von elterlicher Paarbeziehung, Coparenting, Erziehungsverhalten und der Entwicklung von Kindern gesamtheitlich nachgehen. Dieses wird in der Studie III abschließend mit der *Frage III.2.5* beleuchtet. Anhand der oben geschilderten Effekte wäre einerseits eine Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting und das Erziehungsverhalten zu vermuten (Hypothese 1). So sollte zunächst die Partnerschaftsqualität auf das Coparenting wirken (Belsky & Hsieh, 1998; Burney & Leerkes, 2010; Carlson & Högnäs, 2009; Feinberg et al., 2012; Kan et al., 2012; Katz & Low, 2004; Schoppe-Sullivan et al., 2004; Talbot et al., 2009), das Coparenting auf das Erziehungsverhalten (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001) und dieses wiederum auf das Verhalten des Kindes (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; Baumrind, 1991; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg et al., 1999).

Greift man aus dem Umwelt-Modell des Coparenting von Feinberg die vier Konstrukte Partnerschaft, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes heraus, ergibt sich folgender Zusammenhang (vgl. Abbildung 34).

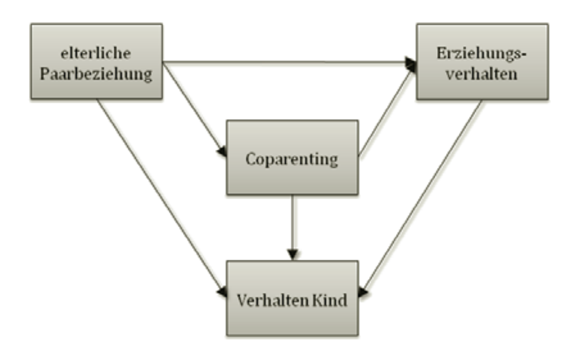


Abbildung 34: Hypothetischer Zusammenhang von elterlicher Paarbeziehung, Coparenting, Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes anhand des Umwelt-Modells des Coparenting nach Feinberg (2003)

Hierbei ist einerseits die beschriebene Mediation wiederzuerkennen, anderer-

seits werden auch zusätzliche Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes und der Paarbeziehung auf das Erziehungsverhalten angenommen. Zumindest für den erstgenannten zusätzlichen Effekt sprechen sich empirische Befunde aus, da auch unter Kontrolle der Paarbeziehung der Eltern sowie des Erziehungsverhaltens der einzelnen Erziehungspersonen Effekte des Coparenting auf das Problemverhalten der Kinder bestehen bleiben (Teubert & Pinquart, 2010). Auch der zweite zusätzliche Effekt der Paarbeziehung auf das Erziehungsverhalten unter Kontrolle des Coparenting erscheint vor dem Hintergrund des generell starken Effekts der Paarbeziehung auf das Erziehungsverhalten (z. B. Grych et al., 2000; Krishnakumar & Buehler, 2000; Verhoeven et al., 2007; Wieland & Baker, 2010) logisch. Deshalb soll mit der *Frage III.2.5* auch dieses Modell überprüft werden (Hypothese 2) und somit die Gültigkeit des von Feinberg (2003) theoretisch aufgestellten Umwelt-Modells des Coparenting, zumindest für einen Teilbereich, überprüft werden.

Diese Fragestellungen in der Studie III werden anhand von zwei Teilstudien beantwortet. Zum einem mit der Intensivbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Studie IIIa: Kapitel 5.6 bis Kapitel 5.8), zum anderen mit Daten der zweiten Erhebungswelle des Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam; Studie IIIb: Kapitel 5.9 bis Kapitel 5.11). Im Folgenden werden jeweils die Methoden und Ergebnisse beider Studien vorgestellt. Am Ende beider Studien werden jeweils die Ergebnisse der Studie in einer kurzen Diskussion vorgestellt, welche dann in einer abschließenden Diskussion (Kapitel 5.11) miteinander verglichen werden und in Relation zu den bisherigen empirischen Befunden gesetzt werden.

5.6 Methode Studie IIIa: Intensivbefragung „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Gemeinsames Sorgerecht)

Den ersten Teil der Analysen in der Studie III bildet, wie bereits in der Studie II, die Intensivbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“. Im Folgenden wird nochmals kurz auf die Stichprobenzusammensetzung eingegangen, bevor danach die Operationalisierungen der verwendeten Konstrukte sowie die verwendeten Prüfverfahren vorgestellt werden. Anschließend werden die Ergebnisse vorgestellt und diskutiert.

5.6.1 Stichprobe Studie IIIa „Gemeinsames Sorgerecht“

Die Stichproben in der Studie IIIa sind identisch mit denen aus der Studie II. Einerseits wird der individuelle Datensatz der Intensivbefragung „gemeinsa-

mes Sorgerecht“ mit 228 (65.3 %) Frauen und 121 (34.7 %) Männern, die aktuell eine Partnerschaft mit dem anderen Elternteil haben, unabhängig davon, wie die Partnerschaftssituation bei der Geburt war, für die Analysen herangezogen. Wie bereits im Kapitel 4.4.1 beschrieben und in der Studie II durchgeführt, werden auch hier alle Analysen getrennt für Frauen und Männer berechnet, um nicht fälschlicherweise den 87 Paaren, welche sich in dieser Stichprobe befinden, Gewicht zuzuschreiben. Das durchschnittliche Alter der Frauen beträgt *M(SD)* = 34.48 (5.75) Jahre, das der Männer liegt mit *M(SD)* = 37.08 (7.76) Jahren etwas darüber. 39.4 % der Frauen und 35.8 % der Männer stammen aus Ostdeutschland. 65.5 % der Frauen sowie 61.7 % der Männer leben in Großstädten, die restlichen 34.5 % bzw. 38.3 % in ländlichen Regionen. Weitere Informationen zu Erwerbstätigkeit und Einkommen, Religionszugehörigkeit und Religiosität, Partnerschaftssituation der befragten Personen, Geschlecht, Alter und Wohnort des Zielkinde, sowie zur Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen wurden bereits in Kapitel 4.4.1 auf Seite 174 beschrieben.

Andererseits werden Analysen mit dem dyadischen Datensatz, der die 87 Frauen und Männer, welche in einer gemeinsamen Partnerschaft leben und ein gemeinsames nichteheliches Kind haben, durchgeführt. Dass sich diese Personen in ihrer Demografie nicht wesentlich von der Stichprobe des individuellen Datensatzes unterscheiden, wurde ebenfalls bereits im Kapitel 4.4.1 beschrieben.

Im Folgenden werden die in der Studie IIIa verwendeten Indikatoren und Analyseverfahren beschrieben und vorgestellt.

5.6.2 Operationalisierung Studie IIIa „gemeinsames Sorgerecht“

Die Indikatoren zur Analyse der Studie III wurden alle dem Intensivfragebogen „Eltern Werden ohne Trauschein. Fragebogen zur Familiensituation“ (Langmeyer & Walper, 2013c) entnommen. Wie bereits in der Studie II erwähnt, ist dieser selbst dem Anhang des vorgezogenen Endberichts für das Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Jurczyk & Walper, 2010) zu entnehmen.

Coparenting

Das elterliche Coparenting wird mit der Coparenting Scale for Parents with Preschool Children (CSPPC, Langmeyer & Walper, in prep) erfasst. Dieses Instrument, welches anhand bestehender Verfahren zur Messung des elterlichen Coparenting (Abidin & Brunner, 1995; Kröger et al., 2009; Margolin et al., 2001; McHale, 1997; Teubert & Pinquart, 2011) im Rahmen der vorliegenden

Studie speziell für Eltern (Mütter oder Väter) mit Kindern im Vorschulalter konstruiert wurde, beinhaltet die vier Subskalen Kooperation, Differenzen & Konflikt sowie Triangulation & Untergrabung. Die CSPPC hat gegenüber anderen Instrumenten zur Messung des Coparenting den Vorteil, dass sie mit 21 Items eine relativ kurze Skala ist. Dennoch sind die Reliabilitäten der Subdimensionen für Frauen und Männer sowohl in individuellen als auch im dyadischen Datensatz zufriedenstellend (vgl. Tabelle 48). Die ersten 13 Items, die vor allem die beiden Dimensionen Kooperation und Differenzen & Konflikte abdecken, konzentrieren sich auf Aussagen auf der Elternebene. Die Eltern wurden gebeten, anzugeben *„Wie ist das bei Ihnen beiden? Wie sehr treffen folgende Aussagen zu?“*.

Tabelle 48: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung des eigenen und vom anderen Elternteil wahrgenommenen Erziehungsverhaltens

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α			
			individuelle Daten		dyadische Daten	
			♀	♂	♀	♂
Kooperation	Wichtige Entscheidungen in der Kindererziehung treffen wir gemeinsam.	8	.87	.82	.83	.83
Differenzen & Konflikte	Wenn wir ein Problem mit unserem Kind haben, fällt es uns schwer, eine gemeinsame Lösung zu finden.	6	.78	.76	.78	.78
Triangulation & Untergrabung	Der andere Elternteil versucht, unser Kind auf seine Seite zu ziehen, wenn wir streiten.	7	.86	.89	.86	.89

Die weiteren acht Items, die insbesondere die Dimension Triangulation & Untergrabung darstellen, beziehen sich auf das Verhalten des anderen Elternteils gegenüber dem antwortenden Elternteil. Die Eltern sollten daher angeben: *„Wie verhält sich der andere Elternteil? Wie sehr treffen folgende Aussagen zu?“*. Für beide Bereiche des Coparenting standen den Eltern eine fünfstufige Likertskala mit den Ausprägungen *1* = trifft überhaupt nicht zu und *5* = trifft voll und ganz zu, als Antwortformat zur Verfügung. Die genauen Itemwortlaute pro Skala finden sich im Anhang in Tabelle 73. Teilweise wird in den Analysen der Sekundärfaktor aus den drei Skalen zum Coparenting verwendet.

Partnerschaftsqualität

Die Partnerschaftsqualität wird operationalisiert durch die Partnerschaftszu-

friedenheit, die mit dem Instrumentarium zur Erfassung der Zufriedenheit in Paarbeziehungen (ZIP; Hassebrauck, 1991) erfasst wird. Die ZIP ist die deutsche Übersetzung der Relation Assessment Scale (RAS; Hendrick, 1988; Hendrick, Dicke & Hendrick, 1998); ihre psychometrischen Eigenschaften werden als gut klassifiziert (Dinkel & Balck, 2005). Die sieben Items der ZIP, die grundsätzlich die Beziehungsqualität in Partnerschaften erfasst, wurden abgeändert und „mein Partner/meine Partnerin“ durch „der andere Elternteil“ ersetzt. Somit konnte die Qualität der Erziehungsbeziehung auch für bereits getrennte Paare erfasst werden. In vorliegender Studie wird allerdings nur die Beziehungsqualität für Elternpaare mit bestehender Beziehung ausgewertet. Die Eltern sollten angeben, wie Ihre Beziehung zum anderen Elternteil des Kindes ist. Ein Beispielitem ist *„Wie zufrieden sind sie im Großen und Ganzen mit Ihrer Beziehung?“*. Für jedes der Items (die übrigen Items sind in Tabelle 74 im Anhang aufgelistet) stand ein eigenes passendes fünfstufiges Antwortformat zur Verfügung. Die internen Konsistenzen der Skala sind sehr zufriedenstellend: individuelle Daten: Frauen: $\alpha = .93$, Männer: $\alpha =.90$; dyadische Daten: Frauen $\alpha = .93$, Männer: $\alpha =.86$.

Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Wie bereits in der Studie II erwähnt (vgl. Kapitel 4.4.2), wird das Erziehungsverhalten durch Items der „Deutschen Version des Alabama Parenting Questionnaire“ (APQ Frick, 1991; Lösel et al., 2003; Shelton et al., 1996) und durch den Itempool zur Erfassung des Erziehungsverhaltens aus der pairfam-Studie (Huinink et al., 2010, 2011; Wendt et al., 2011) operationalisiert. Für die Analysen in der Studie III werden allerdings nur die Selbstaussagen zu den beiden Skalen elterliches Engagement (Lösel et al., 2003) und positive Erziehung (Lösel et al., 2003; Perris et al., 1980; Schumacher et al., 1999; Wendt et al., 2011) verwendet. Ferner wird der Sekundärfaktor aus diesen beiden Skalen zum Erziehungsverhalten „Liebe in der Erziehung“ für die Analysen eingesetzt. Wie bereits in der Studie II erläutert, sind die Reliabilitäten der Skalen zufriedenstellend (vgl. Tabelle 17 auf S. 180).

Das Verhalten des Kindes wird auch in der Studie III, wie bereits in der Studie II mit emotionalen und Verhaltensproblemen des Kindes als Indikator für Belastungen des kindlichen Wohlbefindens erfasst. Wie in Kapitel 4.4.2 beschrieben wird als Instrument zur Operationalisierung dieser Verhaltens- und emotionaler Probleme eine Kurzform der Elternversion des Verhaltensbeurteilungsbogen für Vorschulkinder (VBV 3-6 Berner et al., 1992) eingesetzt. Der VBV 3-6 besteht aus den vier Subskalen oppositionell-aggressives Verhalten,

Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten. Die Reliabilitäten dieser Skalen sind weitgehend zufriedenstellend (vgl. Tabelle 19 auf S. 182).

Weitere Angaben zu Reliabilitäten, Itemwortlauten und Antwortformaten der beiden Operationalisierungen des Erziehungsverhaltens und des Verhalten des Kindes wurden bereits in Kapitel 4.4.2 beschrieben.

5.6.3 Prüfverfahren Studie IIIa „Gemeinsames Sorgerecht“

Datenimputation

Wie bereits in der Studie II erläutert (vgl. Kapitel 4.4.3), kann es bei Ausschluss von Daten mit fehlenden Werten (Listwise Deletion) neben einer starken Reduktion des Stichprobenumfangs auch zu stark verzerrten Parameterschätzungen kommen (Lüdtke, Robitzsch, Trautwein & Köller, 2007; Schafer & Graham, 2002). Deshalb wurden auch die Daten zur Analyse der Studie IIIa gleichzeitig mit den Daten zur Analyse der Studie II mit dem zu den Maximum-Likelihood-Verfahren gehörenden Expectation-Maximization (EM)-Algorithmus (Dempster, Laird & Rubin, 1977) mittels des SPSS-Moduls „Analyse fehlender Werte“ imputiert.

Prüfverfahren für die Forschungsfrage III.1

Zur Überprüfung von Unterschieden zwischen den verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen im elterlichen Coparenting für *Frage III.1.1* und *Frage III.1.2* wurden zur Vermeidung einer α-Fehler-Inflationierung und um den Zusammenhängen der einzelnen Coparentingskalen Rechnung zu tragen, auch hier, wie bereits in der Studie II, keine einzelnen univariaten Tests für jede Coparentingskala berechnet, sondern mittels des multivariaten Verfahrens des Allgemeinen Lineares Modells gleichzeitig für alle Coparentingskalen Kooperation, Differenzen & Konflikt und Triangulation & Untergrabung Gruppenunterschiede als Haupteffekte überprüft. Für die *Frage III.1.1* bildet die Differenzierung keine Sorgeerklärung abgegeben vs. Sorgeerklärung abgegeben den Faktor für die Gruppenunterschiede. Zur Überprüfung der *Frage III.1.2* ist es der dreifaktorielle Faktor nichtehelich ohne gemeinsame Sorge, nichtehelich mit gemeinsamer Sorge bzw. nach Geburt geheiratet. Beide Fragestellungen werden jeweils getrennt für Frauen (Modell I) und Männer beantwortet (Modell II). Zur Testung von Gruppenunterschieden der drei Gruppen in der *Frage III.1.2* wird bei Varianzhomogenität der Tukey-Test und bei Varianzungleichheit der Test nach Games-Howel als Post-Hoc-Test angewendet.

Prüfverfahren für die Forschungsfrage III.2

Für die *Frage III.2.1*, welche Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes prüft, werden mit dem individuellen Datensatz getrennt für Frauen und Männer multiple Regressionsanalysen nach der Einschlussmethode berechnet. Die abhängigen Variablen bilden jeweils einer der vier Indikatoren zum Verhalten des Kindes: oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten. Als unabhängige Variablen gehen hierbei jeweils die drei Skalen zum elterlichen Coparenting Kooperation, Differenzen & Konflikte sowie Triangulation & Untergrabung in die Analysen ein. Zum Ausschluss möglicher Kollinearitätseffekte werden die drei unabhängigen Variablen zuvor z-standardisiert. Um die Wechselwirkung der drei Coparentingskalen auf das Verhalten des Kindes zu prüfen, werden in einem weiteren Schritt hierarchische multiple Regressionsanalysen zur Prüfung von Mediationseffekten (Baron & Kenny, 1986; MacKinnon, Fairchild & Fritz, 2007) durchgeführt. Es werden die drei Mediationsmodelle *Mediation des Effekts der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation*, *Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation* und *Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen & Konflikte* getestet. Im ersten Schritt der Regression wird jeweils eine Variable aufgenommen und im zweiten die beiden unabhängigen Variablen betrachtet. Es werden Veränderungen in R^2 (ΔR^2) sowie Veränderungen in den β-Werten interpretiert. Um die Mediationsprozesse der drei Coparentingskalen weiter abzuklären wird zusätzlich auch ein Mediationsmodell geschätzt, welches mittels Strukturgleichungen getestet wird (SEM). Mit Hilfe des Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modells (Hayes, 2009), welches eine einfache Mediation[15] mit einem Single-Step-Multiple-Mediator-Modell[16] verknüpft, können gleichzeitig mehrere Mediationsprozesse in einem Modell aufgedeckt werden. Dieses Modell beinhaltet eine Zweifachmediation von Triangulation & Untergrabung auf Differenzen & Konflikte und dann auf die Kooperation, welche schließlich auf das Verhalten des Kindes wirkt. Zugleich sind aber auch zwei einfache Mediationen im Modell enthalten: einerseits des Effekts von Differenzen & Konflikte auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation, andererseits des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf die Kooperation durch Differenzen und Konflikte. Die Skalen zum Co-

[15] Bei einer einfachen Mediation sind die Prädiktoren in einer Kette geschaltet.
[16] In einem Single-Step Multiple Mediator Modell sind die Prädiktoren als parallele Mediatoren abgebildet.

parenting gehen als manifeste Variable und Verhaltensprobleme des Kindes als latente Variable, abgebildet durch die vier manifesten Skalen zum Verhalten des Kindes in das Modell ein.

Neben der Reduktion des Effekts des Prädiktors auf das Outcome wird die Mediation zusätzlich durch gebootstrappte Monte Carlo indirekte Effekte getestet (Hayes, 2009). Aufgrund des verhältnismäßig geringen Stichprobenumfangs wird hierbei die Methode des Bias-corrected bootstraps angewandt (Fritz & MacKinnon, 2007). Zur Prüfung von Unterschieden zwischen den Angaben von Frauen und Männern werden Multigruppenvergleiche (Multi-Group-Analysis, MGA) mit AMOS (Version 19.0) durchgeführt. Hierfür wird, wie bereits in der Studie II das unrestringierte Modell (uncontraint) mit dem Modell in welchem die Messmodelle sowie die Strukturpfade gleichgesetzt sind (structural weights), verglichen. Kommt es durch die Gleichsetzung der Pfade zu einer Modellverschlechterung, werden Geschlechtsunterschiede angenommen. Als Vergleichsgrößen wird zum einen der χ^2-Differenz-Test herangezogen, zum anderen werden aber auch Differenzen der übrigen Fit-Werte beurteilt, da der χ^2-Differenz-Test sehr sensitiv ist (Little, 1997; Weiber & Mühlhaus, 2010). Als Cut-Off-Wert zur Anzeige für Gruppenunterschiede wird eine Differenz der deskriptiven und inkrementellen Fit-Indices von 0.01 verwendet (Cheung & Rensvold, 2002).

Zur generellen Prüfung der Modellanpassungen (goodness of model-fit) wird für alle SEM-Analysen in der Studie IIIa, wie in der Studie II (vgl. Kapitel 4.4.3), zum einen die χ^2-Statistik mitsamt dem normierten χ^2-Wert (normed chi-square measure Jöreskog, 1969) herangezogen, andererseits aber auch die globalen Fit-Indices (für einen Überblick siehe z. B. Hu & Bentler, 1998; Hu & Bentler, 1999) Comparative-Fit-Index (Bentler, 1990, Cut-off-Wert CFI $\approx$ .95), Root-Mean-Square-Error of Approximation (Steiger, 1989; Steiger & Lind, 1980, Cut-off-Wert $N > 250$: RMSEA $\leq$ .06, $N < 250$: RMSEA $\leq$ .08) sowie der Standardized-Root-Mean-Square-Residual (Bentler, 1995, Cut-off-Wert SRMR $\leq$ .11; Jöreskog & Sörbom, 1981) betrachtet.

Welche Bedeutung das Geschlecht des Kindes für den Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes hat, wird, wie bereits bei der Überprüfung von Unterschieden des Effekts der Erziehung in der Studie II zwischen Mädchen und Jungen (vgl. Kapitel 4.4.3), durch die Berechnung von Moderatoreffekten (Baron & Kenny, 1986) mittels Überprüfung von Interaktionseffekten in Regressionsmodellen (Jaccard & Turrisi, 2003) in einem dritten Analyseschritt der *Frage III.2.1* untersucht. Interaktionseffekte werden angenommen, wenn

zu den separaten Effekten der einzelnen Prädiktoren auch gemeinsame Effekte vorliegen (Cohen et al., 2003). Auch hier werden Interaktionsterme der z-standardisierten Skalen des Coparenting mit dem 0-1-kodierten Geschlecht des Kindes (Bühner & Ziegler, 2009, S. 697; Jaccard & Turrisi, 2003) gebildet (Aiken & West, 1991; Cohen et al., 2003). In die Regressionsmodelle werden jeweils eine z-standardisierte Skala des Coparenting sowie der Interaktionsterm als Prädiktoren und je eine der vier Skalen des Verhaltens des Kindes als abhängige Variable einbezogen. Auch diese Analysen erfolgen getrennt für Frauen und Männer. Signifikante Interaktionseffekte werden zur einfacheren Interpretation zusätzlich grafisch illustriert, indem Regressionsgeraden des Coparenting auf das Verhalten des Kindes getrennt für jede Gruppe des Moderators dargestellt werden (Jaccard & Turrisi, 2003).

Für alle Regressionsanalysen werden jeweils die standardisierten Regressionsgewichte β berichtet (Eid et al., 2010, S. 613). Um die Bedeutsamkeit der Effekte beurteilen zu können, werden neben der Signifikanz der Effekte auch hier die Effektstärken η^2 interpretiert (Bühner & Ziegler, 2009).

Um über die mit dem individuellen Datensatz überprüften Effekten des Coparenting auf das wahrgenommene Problemverhalten des Kindes hinaus auch die durch den Partner berichteten Effekte des Coparenting zu berücksichtigen, werden mit dem dyadischen Datensatz Akteur-Partner-Interdependence-Modelle berechnet (APIM Kashy & Kenny, 2000; Kenny, 1996; Kenny & Cook, 1999; Kenny et al., 2006). Wie bereits in der Studie II (vgl. Kapitel 4.4.3) werden diese APIM mittels Strukturgleichungsmodellen (SEM) nach der Maximum-Likelihood (ML) Schätzmethode mit dem Statistikprogramm AMOS (Version 19.0) geschätzt. Wie bereits in Studie II und in Abbildung 37 auf S. 294 dargestellt, werden auch hier keine reinen Pfadmodelle (vgl. z. B. Bühner, 2006, S. 237) berechnet, sondern es wird im endogenen Messmodell für jeden Elternteil das Problemverhalten des Kindes als latente Variable bestehend aus den vier Skalen des Problemverhaltens (oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität, sozial-emotionale Kompetenzen, emotionale Auffälligkeiten) als Sekundärfaktor abgebildet. Das exogene Modell besteht für jeden Elternteil aus latenten Variablen bestehend aus den drei Skalen zu Coparenting (Kooperation, Differenzen & Konflikt, Triangulation & Untergrabung). Um das Modell möglichst sparsam zu gestalten, werden auf exogener (Φ-Matrix) und endogener (Θε-Matrix) Modellseite nur die Kovarianzen der von Mutter und Vater entsprechenden Variablen frei geschätzt. Auch die Kovarianz der beiden latenten Residuen (Ψ-Matrix) wird geschätzt. Die Modellanpassung wird mit den oben beschriebenen Fit-Werten überprüft.

Um auch hier bei der Überprüfung von Akteur- und Partnereffekten des Coparenting auf das Verhalten des Kindes zusätzlich das Geschlecht des Kindes zu berücksichtigen, werden wiederum Moderationsanalysen mittels Multigruppenvergleich (Multi-Group-Analysis, MGA) mit AMOS (Version 19.0) durchgeführt. Das genauere Vorgehen entspricht dem oben geschilderten MGA im Mediationsmodell zwischen Frauen und Männer.

Zur Testung von Effekten des Coparenting auf das Verhalten des Kindes über das Erziehungsverhalten hinweg zur Beantwortung der *Frage III.2.2* werden hierarchische multiple Regressionen auf die Skalen zum Verhalten des Kindes berechnet. Im ersten Schritt wird nur der Effekt des Sekundärfaktors Liebe analysiert, im zweiten wird dann der Sekundärfaktor positives Coparenting im Modell aufgenommen. Aufgrund von möglichen Kollinearitätseffekten und Wechselwirkungen (vgl. Bühner & Ziegler, 2009, S. 679; Fox, 1991) werden für diese Analysen die Sekundärfaktoren verwendet. Zusätzlich wird ein einfaches Mediationsmodell geschätzt, welches wie oben beschrieben mittels MGA mit Bias-corrected Monte Carlo gebootstrappten indirekten Effekten (Hayes, 2009) getestet wird.

Im dyadischen Datensatz wird das Mediationsmodell des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten mit einem Akteur-Partner-Mediator-Modell (APMeM; Ledermann & Bodenmann, 2006) untersucht. Dieses Modell beinhaltet die beiden Mediationsmodelle von Mutter und Vater, berücksichtigt aber auch Mediationsprozesse auf der Partnerebene. Somit kombiniert es das APIM (Kashy & Kenny, 2000; Kenny, 1996; Kenny & Cook, 1999; Kenny et al., 2006) mit dem Mediationsmodell (Baron & Kenny, 1986).

Die drei Konstrukte Coparenting, Liebe und Verhaltensprobleme werden jeweils als latente Variable modelliert.

Zur Beantwortung der *Frage III.2.3* werden zunächst die Effekte der Partnerschaftsqualität auf die drei Skalen des Coparenting sowie die Gesamtskala positives Coparenting mittels bivariater Regressionen für Frauen und Männer überprüft. Anschließend wird wie bei der Mediation des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch die Erziehung zuerst mit hierarchischen Regressionsmodellen Mediationsprozesse identifiziert, die dann in einem einfachen Mediationsmodell mittels MGA mit Bias-corrected Monte Carlo gebootstrappten indirekten Effekten (Hayes, 2009) überprüft werden. Auch in den dyadischen Daten erfolgt die Überprüfung des Mediationsmodells wiederum mittels des APMeM (Ledermann & Bodenmann, 2006). Zuvor werden aber in einem einfachen APIM die Effekte der Partnerschaftsqualität aus der

Perspektive von Mutter und Vater auf durch Mutter und Vater berichtete Verhaltensprobleme des Kindes untersucht.

Die Testung der Hypothese 1 in der *Frage III.2.4*, ob das Coparenting den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten mediiert, wird ebenfalls zuerst mit einer hierarchischen Regressionsanalyse und anschließender Mediationstestung mittels SEM in einer MGA für Frauen und Männer durchgeführt. Auch Hypothese 2 wird durch SEM überprüft. Es wird ebenfalls eine MGA durchgeführt. Auf der exogenen Modellseite ist das Coparenting als latente Variable modelliert, die endogene Modellseite bildet einerseits die latente Variable Liebe in der Erziehung und andererseits die manifeste Variable Partnerschaftsqualität.

Im dyadischen Datensatz wird nur das Mediationsmodell des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting mittels eines weiteren APMeM getestet.

Das Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes wird in Analysen zur *Frage III.2.4* einerseits mit einem einfachen Mediationsmodell, in welchem Coparenting und Liebe in der Erziehung als in Reihe geschaltete Mediatoren des Effekts von Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes agieren, welches der Hypothese 1 in der *Frage III.2.4* entspricht, untersucht. Auch dieses Mediationsmodell wird mittels eines MGA zwischen Frauen und Männern mit Bias-corrected Monte Carlo gebootstrappten indirekten Effekten mit den individuellen Daten überprüft. Andererseits wird die Hypothese 2 in der *Frage III.2.4* mit einem Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (Hayes, 2009) überprüft, welches neben dem indirekten Mediationseffekt auch zusätzliche Effekte zwischen Prädiktor (Partnerschaftsqualität) und Mediatoren (Coparenting und Erziehungsverhalten) sowie zwischen Mediatoren und Outcome (Verhalten des Kindes) zulässt. Auch dieses Modell wird mit einem MGA zwischen Frauen und Männern mit Bias-corrected Monte Carlo gebootstrappten indirekten Effekten getestet.

Dieses Modell mit den zusätzlichen Effekten zwischen den Variablen neben den Mediationseffekten wird auch für die dyadischen Daten geprüft. Um auch die Partnereffekte zu berücksichtigen, wird ein Modell angewandt, welches das Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (Hayes, 2009) mit dem Akteur-Partner-Mediator-Modell (Ledermann & Bodenmann, 2006) verbindet und somit als Akteur-Partner-Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (APMSMMeM) bezeichnet werden kann. Da dieses Modell sehr komplex ist und die Stichprobenzahl des dyadischen Datensatzes nicht sehr groß ist, können die Variablen nicht mehr als latente Variable abgebildet werden. Das APMSMMeM wird

folglich als Pfadmodell geschätzt.

Für alle Analysen der Studie IIIa wird, wie bereits in den Studien zuvor und im Kapitel 3.4.4 erläutert, die Wahrscheinlichkeit α des Fehlers 1. Art auf 0.05 festgelegt.

5.7 Ergebnisse Studie IIIa „Gemeinsames Sorgerecht“

Die erste Forschungsfrage von Studie III wird in Studie IIIa einerseits mit Analysen zu Unterschieden im elterlichen Coparenting zwischen Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern, die die gemeinsame Sorge durch Abgabe von übereinstimmenden Sorgeerklärungen erhalten haben, und solchen Eltern, die keine Sorgeerklärungen abgegeben haben, beantwortet (*Frage III.1.1*). Andererseits werden aus den beiden genannten Gruppen Eltern, die inzwischen geheiratet haben, herausgenommen und ebenfalls Unterschiede im Coparenting zwischen den drei Elterngruppen herausgearbeitet (*Frage III.1.2*). Zur Beantwortung der Forschungsfrage III.2 werden zunächst Effekte des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes untersucht (*Frage III.2.1*), danach in einzelnen Analysen Effekte sowie Mediationsprozesse verschiedener Kombination der vier Konstrukte Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes abgehandelt (*Frage III.2.2*, *Frage III.2.3*, *Frage III.2.4*), bevor dann abschließend das Coparenting in den ganzheitlichen Kontext von Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes gebracht wird (*Frage III.2.5*).

5.7.1 Ergebnisse zu Unterschieden im elterlichen Coparenting zwischen den verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen

Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen Eltern, welche die gemeinsame Sorge beantragt haben, und solchen, die dies nicht getan haben

Das Allgemeine Lineare Modell mit dem individuellen Datensatz zur Beantwortung der Frage III.1.1, das Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen Personen, die die gemeinsame Sorge beantragt haben, und solchen, die dies nicht getan haben, hinterfragt, ergibt für Frauen einen signifikanten multivariaten Haupteffekt für den Faktor gemeinsames Sorgerecht (Pillai-Spur: $F(3) = 4.56$, $p < .05$, $\eta^2 = .06$). Männer, die die gemeinsame Sorge durch Sorgeerklärungen erhalten haben, unterscheiden sich mulitvariat nicht signifikant in ihrem Angaben zum Coparenting mit dem anderen Elternteil als Männer, die die gemeinsame Sorge nicht durch Sorgeerklärungen erhalten haben (Pillai-Spur: $F(3) = 0.39$, $p = .76$, $\eta^2 = .01$). Wie anhand der Tabelle 49 ersichtlich,

unterscheiden sich die Frauen in allen drei Subskalen des elterlichen Coparenting. Die Gruppen der Männer unterscheiden sich auch gemäß den Zwischensubjekteffekten nicht signifikant. Mit $\eta^2 = .06$ ist der stärkste Unterscheide bei den Frauen beim Indikator Triangulation & Untergrabung zu verzeichnen.

Tabelle 49: Zwischensubjekteffekte Allgemeines lineares Modell zu Frage III.1.1

	Frauen		**Männer**	
	F	η^2	F	η^2
Kooperation	6.73*	.03	0.17	.00
Differenzen & Konflikte	3.91*	.02	0.58	.00
Triangulation & Untergrabung	13.01*	.06	0.96	.00

Anmerkung: $n_{Frauen} = 224$, $n_{Männer} = 120$; * = $p < .05$.

Dies zeigt auch die Tabelle 50: Frauen, die mit dem anderen Elternteil die gemeinsame Sorge aufgrund von abgegebenen übereinstimmenden Sorgeerklärungen ausüben, berichten von einer besseren Kooperation, weniger Differenzen und Konflikten sowie von weniger Triangulations- und Untergrabungsverhalten des anderen Elternteils als Frauen, die keine gemeinsame Sorge mit dem anderen Elternteil haben. Bei den Männern ist der stärkste Unterschied bei den Differenzen und Konflikten zu verzeichnen: Männer mit gemeinsamer Sorge berichten von etwas weniger Differenzen und Konflikten als Männer ohne gemeinsame Sorge. Wie bereits erwähnt, ist dieser Unterschied allerdings nicht signifikant.

Tabelle 50: Adjustierte Mittelwerte für Coparenting Allgemeines lineares Modell zur Frage III.1.1

		Frauen	**Männer**
		M(SE)	*M(SE)*
Kooperation	kein gemeinsames Sorgerecht	4.09(0.08)	4.40(0.10)
	gemeinsames Sorgerecht	4.32(0.05)	4.35(0.05)
Differenzen & Konflikte	kein gemeinsames Sorgerecht	2.06(0.08)	1.85(0.12)
	gemeinsames Sorgerecht	1.87(0.06)	1.77(0.07)
Triangulation & Untergrabung	kein gemeinsames Sorgerecht	1.54(0.63)	1.30(0.10)
	gemeinsames Sorgerecht	1.26(0.04)	1.29(0.05)

Anmerkung: $n_{Frauen} = 224$, $n_{Männer} = 120$.

Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen Eltern, welche die gemeinsame Sorge beantragt haben, und solchen, die dies nicht getan haben, und solchen, die die gemeinsame Sorge aufgrund einer Heirat innehaben

Betrachtet man die Unterschiede zwischen (ehemals) nichtehelichen Eltern, die die gemeinsame Sorge beantragt haben, und solchen, die dies nicht getan

haben, und Eltern, die aufgrund einer nachträglichen Heirat die gemeinsame Sorge innehaben, hinsichtlich ihres elterlichen Coparenting, so ergibt sich auch hier nur für Frauen ein multivariater Gruppenunterschied (Pillai-Spur: $F(6) = 4.23$, $p < .05$, $\eta^2 = .05$). Nach Angaben der Männer sind multivariat keine Gruppenunterschiede zu verzeichnen (Pillai-Spur: $F(3) = 0.92$, $p = 48$, $\eta^2 = .02$). Auch in den Zwischensubjekteffekten ergeben sich keine signifikanten Haupteffekte bei Männern (siehe auch Tabelle 51). Bei Frauen lassen sich hingegen in allen drei Subskalen des elterlichen Coparenting Unterschiede zwischen den drei Gruppen nachweisen. Die stärksten Gruppenunterschiede finden sich in der Triangulation & Untergrabung.

Tabelle 51: Zwischensubjekteffekte Allgemeines lineares Modell zu Frage III.1.1

	Frauen		**Männer**	
	F	η^2	F	η^2
Kooperation	1.98*	.04	0.19	.02
Differenzen & Konflikte	2.36*	.04	0.24	.01
Triangulation & Untergrabung	3.07*	.09	0.03	.00

Anmerkung: $n_{Frauen} = 226$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

Wie die Tabelle 52 zeigt, unterscheiden sich vor allem diejenigen Frauen, die in einer nichtehelichen Partnerschaft mit dem anderen Elternteil leben und keine gemeinsame Sorge mit dem anderen Elternteil innehaben, von den beiden anderen Gruppen der Frauen, die nichtehelich die gemeinsame Sorge inne haben, und denjenigen, die die gemeinsame Sorge aufgrund von Heirat ausüben.

Tabelle 52: Adjustierte Mittelwerte für Coparenting Allgemeines lineares Modell zu Frage III.1.1

		Frauen	**Männer**
		M(SE)	*M(SE)*
Kooperation	NEL, kein gemeinsames Sorgerecht	4.02(0.09)[a,b]	4.42(0.13)
	NEL, gemeinsames Sorgerecht	4.28(0.06)[a]	4.37(0.07)
	Verheiratet	4.38(0.07)[b]	4.27(0.09)
Differenzen & Konflikte	NEL, kein gemeinsames Sorgerecht	2.15(0.09)[a]	1.88(0.15)
	NEL, gemeinsames Sorgerecht	1.94(0.07)	1.81(0.08)
	Verheiratet	1.75(0.08)[a]	1.70(0.10)
Triangulation & Untergrabung	NEL, kein gemeinsames Sorgerecht	1.64(0.07)[a,b]	1.29(0.12)
	NEL, gemeinsames Sorgerecht	1.27(0.05)[a]	1.27(0.06)
	Verheiratet	1.23(0.06)[b]	1.32(0.08)

Anmerkung: [a,b] = signifikanter Gruppenunterschied im Post-Hoc-Test, $n_{Frauen} = 226$, $n_{Männer} = 121$.

Frauen ohne gemeinsames Sorgerecht berichten von der schlechtesten Kooperation mit dem anderen Elternteil, den meisten Differenzen und Konflikten sowie das meiste Triangulations- und Untergrabungsverhalten ihrer Partner in der Erziehung des gemeinsamen nichtehelichen Kindes. Nur in den Differenzen & Konflikten unterscheiden sich diese Frauen nicht signifikant von Frauen, die nichtehelich die gemeinsame Sorge innehaben. In den anderen beiden Skalen unterscheiden sich Frauen ohne gemeinsame Sorge jeweils signifikant von den beiden anderen Gruppen, wie die Post-Hoc-Tests zeigen. Da bei Männern keine signifikanten Gruppenunterschiede festzustellen sind, werden die Mittelwerte der drei Gruppen im elterlichen Coparenting nicht weiter interpretiert.

5.7.2 Ergebnisse zu Effekten des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes

Elterliches Coparenting und Verhalten des Kindes

Betrachtet man zur Beantwortung der *Frage III.2.1*, die Effekte des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes sowie die Ergebnisse der multiplen Regressionsanalysen nach der Einschlussmethode zu Effekten des elterlichen Coparenting (z-standardisiert) auf das Verhalten des Kindes (vgl. Tabelle 53), so fällt auf, dass vor allem die elterliche Kooperation für Verhaltensprobleme des Kindes bedeutsam ist. Sowohl Frauen als auch Männer berichten bei einer guten Kooperation in der Elternbeziehung von weniger Verhaltensproblemen des Kindes, wie oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwierigkeiten sowie emotionale Auffälligkeiten. Gleichzeitig berichten sie von mehr sozialen Kompetenzen ihrer Kinder. Während bei den Effekten der elterlichen Kooperation kaum wesentliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern zu verzeichnen sind, gibt es Geschlechtsunterschiede bei den Effekten der Subskalen des elterlichen Coparenting Differenzen & Konflikt und Triangulation & Untergrabung: Bei Frauen gibt es keine signifikanten Effekte der Differenzen & Konflikte und der Triangulation & Untergrabung in der Elternbeziehung. Ebenfalls ergeben die Differenzen & Konflikte keinen signifikanten Effekt bei den Männern. Hingegen gibt es nach Angaben der Männer einen Zusammenhang der Triangulation & Untergrabung mit dem oppositionell-aggressiven Verhalten des Kindes. Je mehr die Männer von Triangulations- und Untergrabungsverhalten über die Mütter berichten, desto mehr Verhaltensprobleme im oppositionell-aggressiven Bereich nehmen sie bei den Kindern wahr.

Tabelle 53: Regressionen Coparenting (z-standardisiert) auf das Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		β	R^2	*B*	R^2	*B*	R^2	*β*	R^2
♀	Kooperation	-.19*	.08	-.14	.03	.31*	.09	-.21*	.07
	Differenzen & Konflikte	.14		.03		-.07		.11	
	Triangulation & Untergrabung	-.04		.02		.12		-.07	
♂	Kooperation	-.15	.11	-.30*	.09	.28*	.09	-.13	.04
	Differenzen & Konflikte	-.09		.09		-.01		-.09	
	Triangulation & Untergrabung	.27*		-.13		-.04		.00	

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

Vergleicht man diese Effekte mit bivariaten Korrelationen (nicht dargestellt), so wird ersichtlich, dass vor allem die Indikatoren Differenzen & Konflikte und Triangulation & Untergrabung im Gesamtmodell deutlich an Bedeutung für Verhaltensprobleme und emotionale Probleme des Kindes verloren haben.

Mediationsprozesse der Subskalen des elterlichen Coparenting bei den Effekten auf das Verhalten des Kindes

Um zur Beantwortung der *Frage III.2.2* mögliche Mediationsprozesse zu kontrollieren und die spezifischen Wechselwirkungsprozesse zwischen den drei Subskalen des elterlichen Coparenting zu beleuchten, werden im folgenden die drei Mediationsmodelle *Mediation des Effekts der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation*, *Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation* und *Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen & Konflikte* berechnet.

Im ersten Mediationsmodell (vgl. Tabelle 54), das anhand von hierarchischen Regressionen berechnet wurde, führt die Hinzunahme der elterlichen Kooperation zum Effekt der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten des Kindes für alle Problembereiche, sowohl bei Frauen (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .02$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .01$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .04$, emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .02$) als auch bei Männern (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .04$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .05$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .06$ emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .01$) zu einer, wenn auch teils nur leichten, zusätzlichen Varianzaufklärung.

Tabelle 54: Mediation des Effekts der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten Kind durch die Kooperation für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten			Aufmerksam-keitsschw.			soz.-emot. Komp.			emot. Auffälligk.		
		β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀	Differenzen & Konflikte	.25*	.13	.08	.14*	.03	.03	-.22	-.03	.09	.22*	.09	.07
	Kooperation		-.18*			-.15			.27			-.19*	
♂	Differenzen & Konflikte	.12	-.02	.06	.18*	.05	.08	-.17*	-.01	.09	.16	.09	.04
	Kooperation		-.25			-.25*			.29*			-.13	

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

Analysiert man die schrittweise Regression der Differenzen & Konflikte und der Kooperation auf das Verhalten des Kindes, wird bei Frauen und Männern der Effekt der Differenzen & Konflikte geringer, wenn man zusätzlich die Kooperation berücksichtigt. War der Effekt der Differenzen & Konflikte im ersten bivariaten Modell signifikant, ist er dies im Gesamtmodell nicht mehr. War er zuvor nicht signifikant, ist gleichfalls eine Verminderung des Effekts zu erkennen.

Auch im zweiten Mediationsmodell (vgl. Tabelle 55) bedeutet die Aufnahme der Kooperation im Modell für Frauen (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .05$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .02$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .08$, emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .05$) und Männer (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .01$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .08$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .06$, emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .02$) einen zusätzlichen Varianzaufklärungsgewinn im Verhalten der Kinder.

Tabelle 55: Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation für Frauen (♀) und Männer (♂)

		opp.-aggr. Verhalten			Aufmerksam-keitsschw.			soz.-emot. Komp.			emot. Auffälligk.		
		β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀	Triang. & Untergrab.	.15*	-.01	.07	.12	.02	.03	-.10	.10	.09	.12	-.04	.06
	Kooperation		-.27*			-.16*			.35*			-.27*	
♂	Triang. & Untergrab.	.30*	.25*	.10	.07	-.10	.09	-.18*	-.04	.09	.12	.03	.03
	Kooperation		-.11			-.33*			.28*			-.17	

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

In diesem Modell ist die Mediation der Kooperation nicht so eindeutig für

Frauen und Männer wie im vorangehenden. Bei Frauen liegt bei allen Verhaltensaspekten des Kindes eine Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation vor. Bei Männern ist hingegen zwar eine ebensolche bei den sozial-emotionalen Kompetenzen zu erkennen, nicht aber im oppositionell-aggressiven Verhalten und den Aufmerksamkeitsschwierigkeiten.

Das dritte Mediationsmodell (vgl. Tabelle 56), welches überprüft, ob der Effekt der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen & Konflikte mediiert wird, ergibt im zweiten Schritt der hierarchischen Regression bei Frauen (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .04$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .01$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .04$, emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .04$) und Männern (opp.-aggr. Verhalten: $\Delta R^2 = .00$, Aufmerksamkeitsschwäche: $\Delta R^2 = .03$, soz.-emot. Kompetenzen: $\Delta R^2 = .01$, emot. Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .02$) in allen Aspekten des Verhaltens des Kindes eine bessere Varianzaufklärung.

Tabelle 56: Mediation des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen & Konflikte für Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten			Aufmerksam-keitsschw.			soz.-emot. Komp.			emot. Auffälligk.		
	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀ Triang. & Untergrab.	.15*	.03	.06	.12	.05	.02	-.10	-.04	.05	.12	-.02	.05
Differenzen & Konflikte		.25*		.	.11			-.25*			.23*	
♂ Triang. & Untergrab.	.30*	.32*	.09	.07	-.03	.04	-.18*	-.13	.04	.12	.05	.03
Differenzen & Konflikte		-.04			.20			-.11			.14	

Anmerkung: $n_{Frauen} = 228$, $n_{Männer} = 121$; * = $p < .05$.

Lediglich im Modell mit dem oppositionell-aggressiven Verhalten der Kinder bei den Männern ist die Varianzaufklärung mit beiden Dimensionen des Coparenting Triangulation & Untergrabung und Differenzen & Konflikte gleich wie mit nur der Triangulation und Untergrabung. Vor allem bei den Frauen ist eine deutliche Reduktion des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Aufnahme der Differenzen und Konflikte im Modell zu verzeichnen. Bei den Männern ist dies nur bei den emotionalen Auffälligkeiten und den sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes zu beobachten. Bei den sozial-emotionalen Kompetenzen kommt es allerdings nur zu

einer leichten Reduktion des Effekts, allerdings wird dieser im zweiten Schritt der Regression nicht mehr signifikant. In den anderen beiden Dimensionen des Verhaltens des Kindes oppositionell-aggressives Verhalten und Aufmerksamkeitsschwierigkeiten bleibt der Effekt der Triangulation und Untergrabung bei den Männern unabhängig von den Differenzen und Konflikten unverändert. Während er beim oppositionell-aggressiven Verhalten auf Verstärkung negativen Verhaltens hinweist, sind Triangulation und Untergrabung für Aufmerksamkeitsschwierigkeiten nach Angaben der Männer eher unbedeutend.

Um die Wechselwirkungsprozesse der Dimensionen des elterlichen Coparenting genauer zu untersuchen, wird abschließend noch ein komplexes Mediationsmodell mit einem Multigruppenvergleich (MGA) von Frauen und Männern berechnet. Dieses Modell berücksichtigt gleichzeitig alle drei Dimensionen des elterlichen Coparenting hinsichtlich ihrer Effekte auf das Verhalten des Kindes. Das in der Abbildung 35 aufgezeigte Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (Hayes, 2009) zeigt eine Zweifachmediation von Triangulation & Untergrabung auf Differenzen & Konflikte und dann auf die Kooperation, welche schließlich auf das Verhalten des Kindes wirkt. Zugleich sind auch zwei einfache Mediationen im Modell enthalten: einerseits des Effekts von Differenzen & Konflikten auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation, andererseits des Effekts der Triangulation & Untergrabung auf die Kooperation durch Differenzen und Konflikte.

Der Multigruppenvergleich (MGA) ergibt bereits für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine gute Modellanpassung: $\chi^2_{22} = 33.18$, $p = .06$, $\chi^2_{normed} = 1.51$; CFI = .98, RMSEA = .04, SRMR = .03. Das Modell ist nicht signifikant und die Werte der Fit-Indices sind zufriedenstellend. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{35} = 49.95$, $p = .05$, $\chi^2_{normed} = 1.43$; CFI = .98, RMSEA = .04, SRMR = .03), ergibt sich keine bedeutsame Veränderung der Modellgüte zum unrestringierten Modell: $\Delta\chi^2_{13} = 16.77$, $p = .21$; ΔCFI = .00, ΔRMSEA = .00, ΔSRMR = .00. Der normierte χ^2-Wert verändert sich sogar in eine etwas positivere Richtung. Somit liegen im Mediationsmodell der Subskalen des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes keine signifikanten Unterschiede zwischen Frauen und Männer vor. Dies zeigen auch die in der Abbildung 35 dargestellten standardisierten Pfadladungen des unrestringierten Modells für Frauen und Männer.

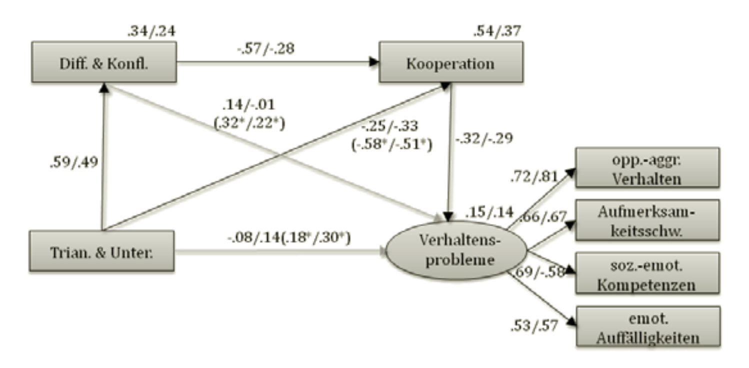


Abbildung 35: Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell zu Mediationsprozessen der Subskalen des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes für Frauen/Männer; Zahlen in Klammer: bivariate Effekte.

Die Effekte von Frauen und Männern unterscheiden sich lediglich in ihrer Höhe, nicht aber in ihrer Wirkrichtung: Der bivariat signifikante Effekt der Triangulation & Untergrabung auf das Verhalten des Kindes wird nicht mehr signifikant und verschwindet somit weitgehend bei Berücksichtigung der Differenzen & Konflikte sowie der Kooperation in der Erziehung. Triangulation & Untergrabung ist nur deshalb ungünstig für eine positive Entwicklung des Kindes, weil es zu Differenzen und Konflikten in der Erziehung führt, welche sich dann negativ auf eine positive Kooperation und Teamarbeit der Eltern in der Erziehung auswirkt, wobei diese wiederum ungünstig für das Verhalten des Kindes ist. Auch der bivariat signifikante Effekt der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten des Kindes ist bei Berücksichtigung der Kooperation nicht mehr signifikant. Differenzen und Konflikte zwischen den Eltern in der Erziehung wirken nur deshalb negativ auf das Verhalten des Kindes, weil sie sich negativ auf eine positive Kooperation in der Erziehung auswirken, die, wie bereits erwähnt, günstig für eine positive Entwicklung der Kinder ist.

Die beiden indirekten gebootstrappten Pfade von Triangulation & Untergrabung (Frauen; $\gamma = .27^*$, Männer: $\gamma = .14^*$) und von Differenzen & Konflikten (Frauen: $\gamma = .18^*$, Männer: $\gamma = .11^*$) auf das Verhalten des Kindes sind ebenfalls signifikant, was auch auf die angeführten Mediationsprozesse schließen lässt.

Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes nach Geschlecht des Kindes

Bei den Effekten der Interaktionsterme des elterlichen Coparenting mal das Geschlecht des Kindes zusammen mit den Haupteffekten des Coparenting auf das Verhalten des Kindes, ergeben sich für Frauen und Männer (vgl. Tabelle

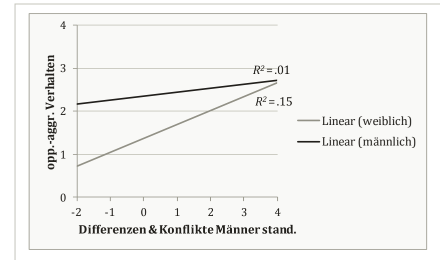
34) kaum signifikante Effekte des Interaktionsterms.

*Tabelle 57: Haupteffekte Coparenting und Interaktionseffekte Coparenting * Geschlecht Kind auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)*

		opp.-aggr. Verhalten		Aufmerksam-keitsschw.		soz.-emot. Komp.		emot. Auffälligk.	
		β	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2
♀	Kooperation	-.26*	.07	-.15	.03	.30	.09	-.18	.07
	Kooperation *Geschlecht Kind	-.01		-.03		-.01		-.09	
♂	Kooperation	-.09	.08	-.25*	.08	.19	.10	-.10	.04
	Kooperation *Geschlecht Kind	-.20		-.03		.15		-.11	
♀	Differenzen & Konflikte	.23*	.07	.10	.02	-.22*	.05	.15	.05
	Differenzen & Konflikte *Geschlecht Kind	.03		.05		-.01		.10	
♂	Differenzen & Konflikte	-.12	.08	.09	.05	.02	.08	.12	.03
	Differenzen & Konflikte *Geschlecht Kind	**.35***		.15		**-.29***		.06	
♀	Triangulation & Untergrabung	.15	.02	.12	.01	-.21	.01	.10	.01
	Triangulation & Untergrabung *Geschlecht Kind	.00		-.01		.13		.02	
♂	Triangulation & Untergrabung	.35*	.09	.24	.03	-.13	.04	.17	.02
	Triangulation & Untergrabung *Geschlecht Kind	-.07		-.22		-.07		-.07	

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .05$; **Fett** = signifikanter Interaktionsterm.

Lediglich bei den Männern gibt es zwei signifikante Interaktionen des Effekts der Differenzen & Konflikte und des Geschlechts des Kindes: einerseits auf das oppositionell-aggressive Verhalten des Kindes, andererseits auch auf die sozial-emotionalen Kompetenzen des Kindes. Es findet sich für beide Problembereiche ein stärkerer Zusammenhang bei Vätern mit Töchtern, als bei Vätern mit Söhnen (vgl. Abbildung 36). Da allerdings der Trend, unabhängig vom Geschlecht des Kindes, einheitlich in die Richtung geht, dass mehr berichtete Differenzen & Konflikte zu mehr oppositionell-aggressivem Verhalten sowie zu weniger sozial-emotionalen Kompetenzen führen, sind diese signifikanten Interaktionen inhaltlich nicht von großer Bedeutung. Zusätzlich ist auch zu beachten, dass die Varianzaufklärung bei den Söhnen deutlich geringer ist als bei den Mädchen.



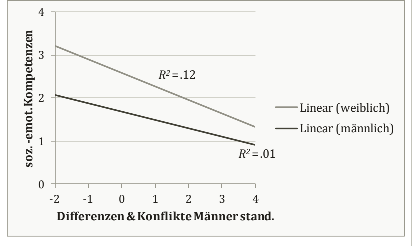


Abbildung 36: Signifikante Interaktionen: Regressionsgeraden Coparenting auf Verhalten des Kindes in Abhängigkeit des Geschlechts des Kindes

Elterliches Coparenting und Verhalten des Kindes aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Betrachtet man im dyadischen Datensatz, der Angaben von Müttern und Vätern aus 87 Familien enthält (vgl. Kapitel 4.4.1) sowie den Zusammenhang des elterlichen Coparenting aus der Perspektive beider Elternteile mit dem Verhalten des Kindes, so ist für das Akteur-Partner-Interdependenz-Modell (APIM) eine zufriedenstellende Modellanpassung zu verzeichnen: Das Modell, für welches eine multivariate Normalverteilung vorliegt (Mardia: $z = 9.83$; $p < .05$), ist mit einem χ^2-Wert von 83.99 mit 64 Freiheitsgeraden gerade nicht mehr signifikant und der normierte χ^2-Wert liegt mit 1.31 im akzeptablen Bereich. Auch die globalen Fit-Indices liegen mit CFI = .97, RMSEA = .06, SRMR = .06 im annehmbaren Bereich.

Das elterliche Coparenting wird auf der endogenen Modellseite (vgl. Abbildung 37) bei den Frauen und bei den Männern gut durch drei manifeste Variablen Kooperation, Differenzen & Konflikte und Triangulation & Untergrabung abgebildet (niedrigste Pfadladung: $\lambda = .54$). Bis auf die Triangulation & Untergrabung bei den Frauen sind alle Ladungen $\lambda \geq .70$. Dasselbe gilt für das Verhalten des Kindes, welches die latenten exogenen Variablen im Modell bildet (niedrigste Pfadladung: $\lambda = -.56$). Die beiden latenten Variablen zum elterlichen Coparenting korrelieren hoch miteinander ($\varphi = .49$). Auch die entsprechenden Angaben von Müttern und Vätern zum Verhalten des Kindes haben einen starken Zusammenhang ($\psi = .74$).

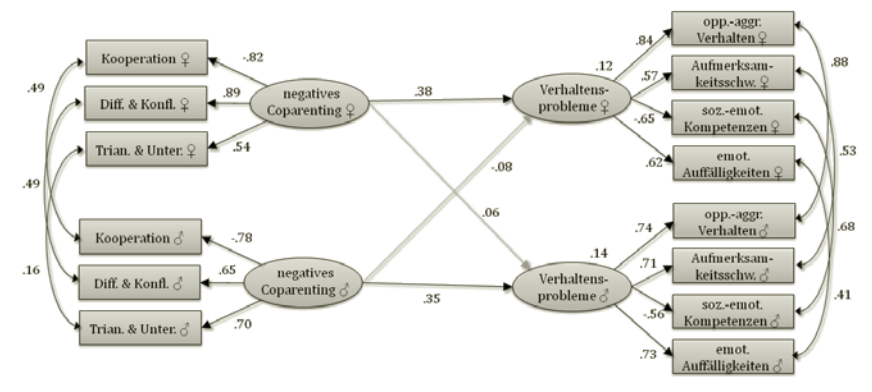


Abbildung 37: Standardisierte Pfadladungen des APIM Coparenting – Problemverhalten Kind; φ = .49; ψ = .74; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Die Varianzaufklärung des Problemverhaltens des Kindes (Mütter: $R^2 = 12$; Väter: $R^2 = .14$) durch das Coparenting aus der Perspektive beider Elternteile ist nicht unbedeutend. Dies zeigen auch die Akteureffekte im APIM (Coparenting Mutter – Problemverhalten Mutter, Coparenting Vater – Problemverhalten Vater), welche mit $\gamma = .35$ auf einen deutlichen Zusammenhang zwischen einem negativen Coparenting und Verhaltensproblemen der Kinder hinweisen. Obwohl die beiden latenten Variablen des Coparenting von Müttern und Vätern miteinander korrelieren, ergeben sich keine signifikanten Partnereffekte im Modell. Betrachtet man die Höhe der Pfadladungen, so ist ersichtlich, dass hier keinerlei Partnereffekte zu interpretieren sind. Letztere sind bei der Mutter sogar noch geringer als beim Vater.

Elterliches Coparenting und Verhalten des Kindes nach Geschlecht des Kindes aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Analysen)

Im Multigruppenvergleich (MGA) des APIM des Coparenting und dem Verhalten des Kindes zwischen Eltern mit Jungen und Mädchen ergibt sich für das unrestringierte Modell insgesamt eine etwas schlechtere Modellanpassung als im oben dargestellten „einfachen" APIM: $\chi^2_{128} = 181.67$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 1.42$; CFI = .92, RMSEA = .07, SRMR = .09. Dies deutet grundsätzlich auf das Fehlen von Geschlechtsunterschieden hin. Der Vergleich des unrestringierten Modells (unconstrained) mit dem Modell, in welchem die Strukturpfade gleichgesetzt sind (structural weights: $\chi^2_{156} = 230.50$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 1.50$; CFI = .89, RMSEA = .08, SRMR = .10), widerspricht jedoch dem Befund und deutet eher auf Geschlechtsunterschiede hin: Es ergibt sich eine signifikante Modellver-

schlechterung bei Gleichsetzung der Pfadladungen ($\Delta\chi^2_{28} = 48.83$, $p < .05$; ΔCFI = .03, ΔRMSEA = .01, ΔSRMR = .01). Wie auch aus der Abbildung 38 erkennbar, in welcher die unrestringierten Pfadladungen für Mädchen und Jungen dargestellt sind, beruht diese Modellverschlechterung allerdings bereits auf der Gleichsetzung der Messmodelle (Measurement weights: $\chi^2_{138} = 205.37$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 1.49$; CFI = .90, RMSEA = .08, SRMR = .10).

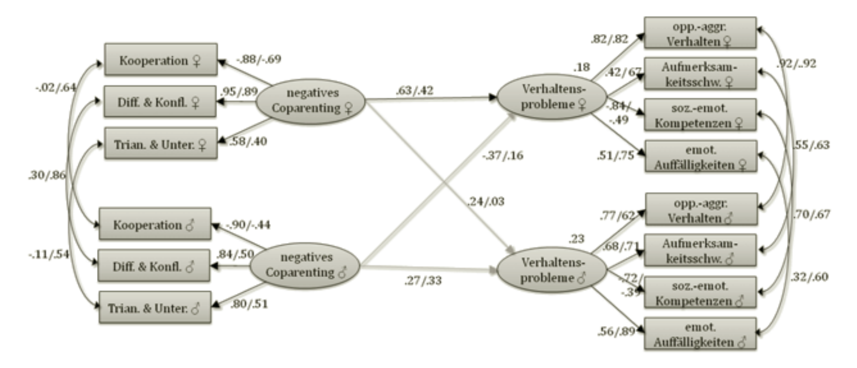


Abbildung 38: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert APIM Coparenting – Problemverhalten Kind Mädchen/Jungen; $\varphi = .75^*/.-.03$; $\psi = .89^*/.55^*$; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$, $n_{Mädchen} = 45$, $n_{Jungen} = 42$.

Durch die Gleichsetzung des Strukturmodells tritt jedoch eine zusätzliche Verschlechterung ein. So ist bei den Mädchen zumindest der Effekt des von der Mutter berichteten Coparenting auf das von der Mutter berichtete Problemverhalten der Mädchen signifikant. Dieser Effekt ist mit $\gamma = .63$ sehr stark und deutet darauf hin, dass sich für Mädchen ein negatives Coparenting besonders ungünstig auf Verhaltensprobleme auswirkt. Bei den Jungen ist hingegen keiner der strukturellen Pfade signifikant. Auffallend ist der zwar nicht signifikante Partnereffekt des Vaters bei den Mädchen: Er ist in der Hypothese entgegengesetzter Richtung. Berichten die Väter von mehr negativem Coparenting, so geben die Mütter weniger Problemverhalten der Mädchen an. Dieser Effekt ist ein Suppressoreffekt, da im hier nicht dargestellten Modell ohne das durch die Mutter berichtete Coparenting der Effekt des vom Vater berichteten Coparenting mit $\gamma = .10$ zwar auch nicht signifikant ist, jedoch zumindest in erwarteter Richtung liegt. Generell sind die Akteureffekte auch hier, wie im geschlechtsunabhängigen Modell, stärker als die Partnereffekte. Dennoch ist der Partnereffekt der Mütter auf das Verhalten der Mädchen, berichtet durch den Vater, stärker als die Partnereffekte im oben dargestellten Modell. Abgesehen von

dem Suppressoreffekt ist das Coparenting für das Problemverhalten von Mädchen und Jungen bedeutsam, für Mädchen etwas mehr als für Jungen. Aufgrund der geringen Gruppengrößen sollte dieser Befund allerdings nicht überbewertet werden.

5.7.3 Ergebnisse zum Zusammenspiel von Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes über das Erziehungsverhalten hinweg

Um für die *Frage III.2.2* zu klären, ob das wahrgenommene Coparenting neben dem eigenen Erziehungsverhalten der Eltern noch einen Beitrag zur Varianzaufklärung in der psychosozialen Entwicklung des Kindes beiträgt, wurden zunächst hierarchische multiple Regressionsanalysen berechnet. Sowohl bei den Frauen (Oppositionell-aggressives Verhalten: $\Delta R^2 = .06$; Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität: $\Delta R^2 = .02$; sozial-emotionale Kompetenzen: $\Delta R^2 = .03$; emotionale Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .04$) als auch bei den Männern (Oppositionell-aggressives Verhalten: $\Delta R^2 = .04$; Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität: $\Delta R^2 = .03$; sozial-emotionale Kompetenzen: $\Delta R^2 = .03$; emotionale Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .03$) ergibt sich durch die Aufnahme des Coparenting in das Modell der Effekte der positiven Erziehung für alle Verhaltensbereiche des Kindes eine Modellverbesserung, da mehr Varianz im Verhalten des Kindes aufgeklärt wird. Wie der Tabelle 58 zu entnehmen ist, hat die Globalskala positives Coparenting auch unter Kontrolle der positiven Erziehung für alle vier Verhaltensbereiche des Kindes.

Tabelle 58: Regressionen Erziehungsverhalten selbst (z-standardisiert) und Coparenting (z-standardisiert) auf Verhalten des Kindes für Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten			Aufmerksam-keitsschw.			soz.-emot. Komp.			emot. Auffällig.		
	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀ Liebe	-.14*	-.08	.08	-.18*	-.15*	.05	.29*	.25*	.12	-.15*	-.10	.06
Coparenting		-.25*			-.13*			.19*			-.21*	
♂ Liebe	-.33*	-.28*	.15	-.29*	-.25*	.11	.48*	.45*	.26	-.05	-.01	.04
Coparenting		-.19*			-.17*			.17*			-.18*	

Anmerkung: $n_{\text{Frauen}} = 228$, $n_{\text{Männer}} = 121$; * = $p < .05$.

Die Effekte der positiven Erziehung Liebe werden durch die Hinzunahme des Coparenting leicht abgemildert, behalten jedoch meist ihre Bedeutung. Ver-

gleicht man die Effekte von Liebe und Coparenting, so sind bei Frauen die Effekte des Coparenting meist stärker als die der Liebe. Bei Männern ist es hingegen eher umgekehrt: bis auf den Verhaltensbereich emotionale Auffälligkeiten ist jeweils der Effekt der Liebe stärker als der des Coparenting. Die stärkste Varianzaufklärung durch die Erziehung und das Coparenting findet sich für den positiven Aspekt der sozial-emotionalen Kompetenzen.

Mediation des Effekts des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten

Kontrolliert man in einer einfachen Regressionsanalyse den Effekt des Coparenting auf das positive Erziehungsverhalten, ergibt sich für Frauen ($\beta = .22$, $R^2 = .05$) und Männer ($\beta = .22$, $R^2 = .05$) ein gleichermaßen signifikanter Effekt des Coparenting auf die Liebe in der Erziehung. Deshalb liegt es nahe, ein Mediationsmodell zu berechnen, welches überprüft, ob der Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch die Erziehung mediiert wird.

Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern in diesem Mediationsmodell ergibt bereits für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine gute Modellanpassung: $\chi^2_{48} = 85.74$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 1.79$; CFI = .96, RMSEA = .05, SRMR = .04. Das Modell ist zwar signifikant, die Werte der Fit-Indices sind jedoch zufriedenstellend. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{66} = 142.80$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 2.16$; CFI = .92, RMSEA = .06, SRMR = .05), ergibt sich eine Modellverschlechterung zum unrestringierten Modell: $\Delta\chi^2_{18} = 57.06$, $p < .00$; ΔCFI = .04, ΔRMSEA = .01, ΔSRMR = .01. Dies deutet auf Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Mediationsmodell des über das Erziehungsverhalten vermittelten Zusammenhangs zwischen Coparenting und Verhalten des Kindes hin. Wie die Abbildung 39 zeigt, in welcher die standardisierten Pfadladungen des unrestringierten Modells für Frauen und Männer abgebildet sind, liegt die Ursache dieser Unterschiede nicht in der Richtung der Pfade, sondern in der Stärke der Pfade. Alle drei Pfade im Strukturmodell sind bei Frauen und Männern signifikant. Bei den Frauen ist der Effekt des negativen Coparenting auf die Erziehung und auf das Verhalten des Kindes stärker als der Effekt der Liebe auf das Verhalten des Kindes. Bei den Männern ist hingegen der Effekt der Erziehung stärker als die anderen beiden Effekte. Dieser Unterschied wurde bereits in den oben dargestellten Regressionen deutlich. Zwar verringert sich der bivariate Effekt (Wert in Klammern) des negativen Coparenting bei Frauen und Männern auf die Verhaltensprobleme der Kinder leicht, wenn man die Liebe in der Erziehung im Modell aufnimmt, er

bleibt jedoch signifikant. Dies schließt eine vollständige Mediation aus.

Abbildung 39: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert Mediation des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch die Liebe in der Erziehung für Frauen/Männer; schwarze Linie: $p < .05$, (Werte in Klammer) = bivariater Effekt.

Sowohl bei Frauen als auch bei Männern ist jedoch neben den signifikanten Pfaden im Strukturmodell auch der indirekte gebootstrappte Pfad von Coparenting auf das Verhalten des Kindes über die positive Erziehung signifikant (Frauen; $\gamma = .07^*$, Männer: $\gamma = .12^*$). Dies deutet auf leichte Mediationsprozesse durch die Liebe in der Erziehung hin. Trotzdem ist festzuhalten, dass ein negatives elterliches Coparenting, zusammengesetzt aus wenig Kooperation, vielen Differenzen & Konflikten in der Erziehung sowie viel Triangulation & Untergrabung, zwar negativ auf das Erziehungsverhalten wirkt, aber auch einen eigenen bedeutsamen Effekt auf Verhaltensprobleme der Kinder hat. Vor allem bei den Männern ist die Varianzaufklärung der Verhaltensprobleme der Kinder durch das Coparenting und die Liebe in der Erziehung mit $R^2 = .34$ sehr hoch.

Mediation des Effekts des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch das Erziehungsverhalten aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Daten)

Auch für den dyadischen Datensatz wurde ein Mediationsmodell zur Mediation des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch die Erziehung kalkuliert. Das Akteur-Partner-Mediator-Modell (APMeM Ledermann & Bodenmann, 2006) ist insgesamt mit $\chi^2_{114} = 164.65$ zwar signifikant, die übrigen Fit-Werte liegen allerdings im zufriedenstellenden Bereich: $\chi^2_{normed} = 1.44$; CFI = .93, RMSEA = .07, SRMR = .10. Wie in Abbildung 40 dargestellt, lässt sich auch in den dyadischen Daten keine Mediation des Effekts des Coparenting auf

das Verhalten des Kindes nachweisen. Weder für Mütter, noch für Väter reduziert sich der direkte Akteur-Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes soweit, dass er nicht mehr signifikant wäre.

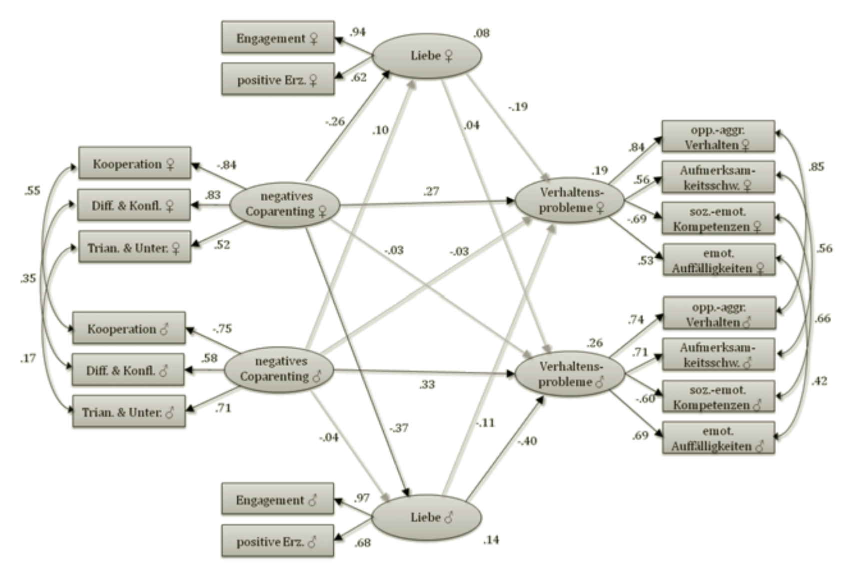


Abbildung 40: Standardisierte Pfadladungen des APMeM Mediation des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch die Liebe in der Erziehung; $\varphi_{Liebe} = .53$; $\psi_{Verhalten\ Kind} = .77$; *graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie:* $p < .05$.

Die Partnereffekte des Coparenting waren bereits im Modell ohne Erziehung nicht signifikant (vgl. Abbildung 37 auf S. 294). Während sich Coparenting bei den Frauen auf ihr eigenes Erziehungsverhalten auswirkt, ist dieser Effekt bei den Männern nicht vorhanden. Interessanterweise wirkt das von der Mutter berichtete Coparenting auf das Erziehungsverhalten der Väter. Unter Kontrolle des Coparenting hat das von der Mutter berichtete eigene Erziehungsverhalten gerade keinen signifikanten Effekt mehr auf das Verhalten des Kindes, berichtet durch die Mutter. Hingegen scheint das Erziehungsverhalten des Vaters eine besondere Bedeutung einzunehmen, da dieses signifikant ist und dessen Effekt keine unbedeutende Stärke hat. Allerdings gilt dies nur aus der Perspektive der Väter. Für das durch die Mütter berichtete Problemverhalten der Kinder hat das eigene, vom Vater berichtete Erziehungsverhalten keinen signifikanten Effekt. Auch auf der Basis dieses Modells kann geschlussfolgert werden, dass das elterliche Coparenting, wie erwartet, auch unter Einbezug des Erzie-

hungsverhaltens eine bedeutende Rolle einnimmt.

5.7.4 Ergebnisse zum Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting und Verhalten des Kindes

Effekte der elterlichen Partnerschaftsqualität auf das Coparenting

Die Analyse der bivariaten Regressionen für die *Frage III.2.3* ergeben deutliche Effekte der Partnerschaftsqualität auf das elterliche Coparenting. Wie die Tabelle 59 zeigt, klärt sowohl bei Frauen als auch bei Männern die Partnerschaftsqualität zwischen 10 % (Differenzen & Konflikte bei den Männern) und 45 % (Kooperation Frauen) der Varianz des elterlichen Coparenting auf. Auf alle Dimensionen des Coparenting ergeben sich mittlere bis starke signifikante Effekte der Partnerschaftsqualität.

Tabelle 59: Regressionen Partnerschaftsqualität (z-standardisiert) auf das Coparenting für Frauen (♀) und Männer (♂)

		Kooperation		Differenzen & Konflikte		Triangulation & Untergrabung		Coparenting Gesamtskala	
		β	R^2	β	R^2	β	R^2	B	R^2
♀	Part.qualität	.67*	.45	-.49*	.24	-.53*	.29	.65*	.42
♂	Part.qualität	.41*	.17	.31*	.10	-.49*	.24	.48*	.23

Anmerkung: n_{Frauen} = 228, $n_{Männer}$ = 121; * = $p < .05$.

Eine gute Partnerschaftsqualität wirkt sich positiv auf die Kooperation der Eltern in der Erziehung aus und ist ein Schutzfaktor für Differenzen und Konflikte sowie Triangulation und Untergrabung in der gemeinsamen Erziehung des Kindes. Auch wenn die Effekte bei den Frauen etwas stärker sind als bei den Männern, besteht ein einheitlicher Zusammenhang der Partnerschaftsqualität und des elterlichen Coparenting für beide Geschlechter. Auch auf die Gesamtskala des Coparenting hat sowohl für Frauen als auch für Männer die Partnerschaftsqualität einen bedeutsamen Effekt.

Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das elterliche Coparenting

Um beantworten zu können, ob der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting mediiert wird (zweiter Teil der *Frage III.2.3*), wurden hierarchische Regressionen berechnet. Für alle Verhaltensbereiche bedeutet die Hinzunahme des Coparenting im Modell für Frauen (Oppositionell-aggressives Verhalten: ΔR^2 = .03; Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität: ΔR^2 = .02; sozial-emotionale Kompetenzen: ΔR^2 = .03; emo-

tionale Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .04$) und Männer (Oppositionell-aggressives Verhalten: $\Delta R^2 = .03$; Aufmerksamkeitsschwäche und Hyperaktivität: $\Delta R^2 = .02$; sozial-emotionale Kompetenzen: $\Delta R^2 = .02$; emotionale Auffälligkeiten: $\Delta R^2 = .03$) eine bessere Varianzaufklärung des Verhaltens des Kindes. Zusätzlich ergibt sich, wie anhand der Tabelle 60 ersichtlich, im zweiten Schritt der Regressionen mit den beiden Prädiktoren Partnerschaftsqualität und elterliches Coparenting eine Reduktion des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes für alle Bereiche des Verhaltens des Kindes.

Tabelle 60: Regressionen Partnerschaftsqualität (z-standardisiert) und Coparenting (z-standardisiert) auf das Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

	opp.-aggr. Verhalten			Aufmerksam-keitsschw.			soz.-emot. Komp.			emot. Auffälligk.		
	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀ Part.qualität	-.20*	-.05	.07	-.08	.04	.03	.18*	.04	.06	-.12	-.05	.05
Coparenting		-.23*			-.19*			.22*			-.26*	
♂ Part.qualität	-.20*	-.10	.06	-.18*	-.10	.06	.30*	.29*	.11	-.06	.05	.04
Coparenting		-.21*			-.17			.15			-.21*	

Anmerkung: Part.qualität = Partnerschaftsqualität, $n_{\text{Frauen}} = 228$, $n_{\text{Männer}} = 121$; * = $p < .05$.

Während der Effekt der Partnerschaftsqualität im ersten Schritt bei nahezu allen Aspekten des Verhaltens signifikant war (außer bei den Aufmerksamkeitsschwierigkeiten bei den Frauen und den emotionalen Auffälligkeiten bei beiden Geschlechtern) und somit darauf hindeutet, dass eine gute Partnerschaftsqualität vor Verhaltensproblemen schützt und positives Verhalten begünstigt, ist er im zweiten Schritt nur noch bei den sozial-emotionalen Kompetenzen der Männer signifikant. Aber auch hier hat die Aufnahme des positiven Coparenting im Modell zu einer leichten Reduktion der Stärke des Effekts geführt.

Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern ergibt bereits für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine gute Modellanpassung: $\chi^2_{36} = 68.09$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 1.89$; CFI = .96, RMSEA = .05, SRMR = .04. Das Modell ist zwar signifikant, die Werte der Fit-Indices sind jedoch zufriedenstellend. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{51} = 85.36$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 1.67$; CFI = .96, RMSEA = .05, SRMR = .04) ergibt sich keine signifikante Modellveränderung zum unrestringierten Modell: $\Delta\chi^2_{15} = 17.27$, $p = .30$; ΔCFI = .00, ΔRMSEA = .00, ΔSRMR = .00, der normierte χ^2-Wert verbessert sich sogar in die positive Richtung. Somit sind keine bedeutsamen Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Mediationsmodell zu verzeichnen. Dies zeigt auch die

Abbildung 41.

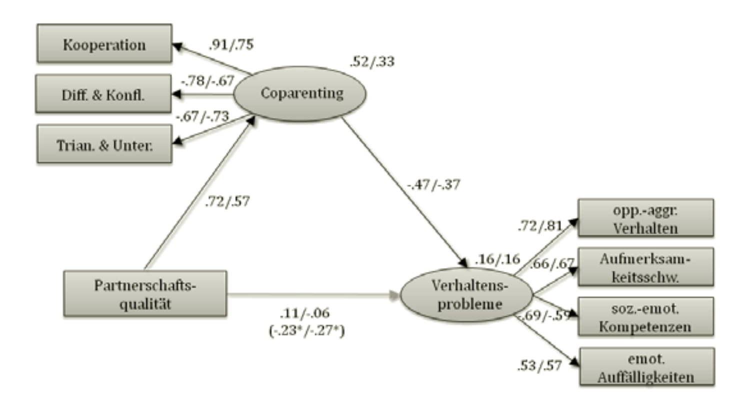


Abbildung 41: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting für Frauen/Männer; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$, (Werte in Klammer) = bivariater Effekt.

Wie bereits mit den einzelnen Regressionen aufgezeigt, ergibt sich auch im Gesamtmodell von Partnerschaftsqualität, Coparenting und Verhaltensproblemen des Kindes eine Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch ein positives Coparenting (vgl. Abbildung 41). Der im Modell der Frauen und Männer bivariat signifikante Pfad zwischen Partnerschaftsqualität und Verhaltensproblemen des Kindes wird durch die Integration des positiven Coparenting, welches sich durch eine gute Kooperation, wenig Differenzen und Konflikte und wenig Triangulation und Untergrabung auszeichnet, nicht mehr signifikant. Sowohl bei Frauen als auch bei Männern ist zusätzlich der indirekte gebootstrappte Pfad von Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes über das Coparenting signifikant (Frauen: $\gamma = -.34^*$, Männer: $\gamma = -.21^*$). Diese beiden Befunde weisen eindeutig auf Mediationsprozesse hin. Der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten ist folglich dadurch zu erklären, dass sich beispielsweise eine negative Partnerschaftsqualität ungünstig auf das elterliche Coparenting auswirkt und eine dysfunktionale Coparentingbeziehung der Eltern sich wiederum negativ auf die Verhaltensanpassung des Kindes auswirkt.

Mediation des Effekts der elterlichen Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Daten)

Betrachtet man auch in den dyadischen Daten zunächst den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes in einem einfachen Akteur-Partner-Interdependenzmodell (APIM, vgl. Abbildung 42), ergibt sich eine gute Modellanpassung: $\chi^2_{27} = 43.07$, $p = .03$, $\chi^2_{normed} = 1.60$; CFI = .96, RMSEA = .08, SRMR = .08. Vor allem die durch den Vater wahrgenommene und berichtete Partnerschaftsqualität hat einen Effekt auf das Verhalten des Kindes. Dieser Effekt, der, wie bei den Analysen der individuellen Daten, erwartungsgemäß umso mehr Verhaltensprobleme vonseiten des Kindes anzeigt, wenn eine schlechtere Partnerschaftsqualität berichtet wird, ist der einzig signifikante Effekt im Modell.

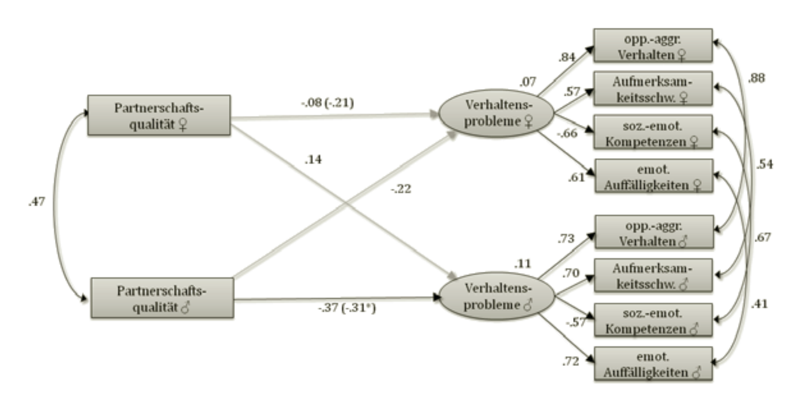


Abbildung 42: Standardisierte Pfadladungen des APIM Partnerschaftsqualität – Problemverhalten Kind; $\psi = .70$; (Werte in Klammer) = bivariate Effekte; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Der Akteureffekt der Mutter sowie die Partnereffekte sind nicht signifikant. Betrachtet man dennoch die Höhe der Effekte, so fällt auf, dass die Partnerschaftsqualität, die durch die Mutter berichtet wird, mit $\gamma = -.08$ (Akteureffekt) und $\gamma = .14$ (Partnereffekt) kaum einen Effekt auf das Verhalten des Kindes hat. Vergleicht man den Akteureffekt mit dem bivariaten Effekt (Werte in Klammer in Abbildung 42), also ohne die durch den Vater berichtete Partnerschaftsqualität, so ist dieser Effekt bivariat zwar auch nicht signifikant, dennoch mit $\gamma = -.21$ bedeutend höher. Dies deutet auf Mediationsprozesse bzw. Suppressoreffekte der väterlichen Partnerschaftsqualität, die hoch mit der mütterlichen Partnerschaftsqualität korreliert, hin. Obgleich teilweise nicht signifikant, deu-

ten auch die Effekte der dyadischen Analysen darauf hin, dass je besser eine Partnerschaftsqualität ist, umso weniger Verhaltensprobleme bei den Kindern auftreten. Dies gilt allerdings nur für Aussagen von einer Person, nicht aber über die Dyade hinweg bzw. nur für den Vater.

Überprüft man, ob die Effekte der Partnerschaftsqualität, vor allem der des Vaters auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting mediiert wird, ergibt sich für das Akteur-Partner-Mediations-Modell (APMeM) insgesamt zwar ein signifikanter χ^2-Wert, die übrigen Modellfits sind jedoch völlig zufriedenstellend: $\chi^2_{87} = 149.89$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 1.72$; CFI = .91, RMSEA = .09, SRMR = .07. Im Strukturmodell (vgl. Abbildung 43) sind allerdings nur sehr wenig signifikante Pfade zu verzeichnen.

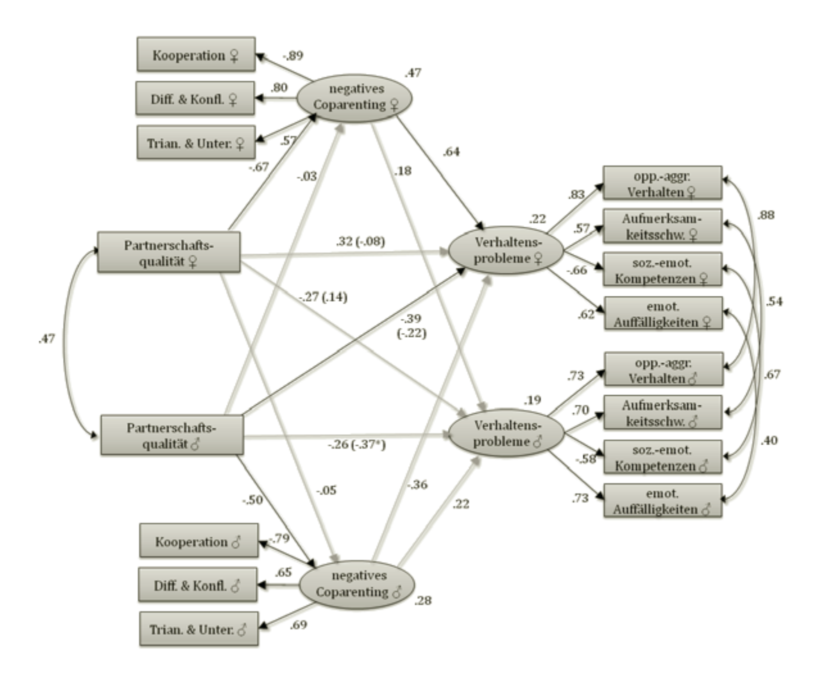


Abbildung 43: Standardisierte Pfadladungen des APMeM Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting; $\varphi_{Coparenting} = .58$; $\psi_{Verhalten\ Kind} = .75$; *graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$, (Werte in Klammer) = einfaches APIM Partnerschaftsqualität auf Verhaltensprobleme aus Abbildung 42.*

Interessanterweise bleibt der direkte Effekt der Partnerschaftsqualität des Vaters auf die durch die Mutter berichteten Verhaltensprobleme des Kindes bestehen bzw. verstärkt sich sogar, sodass er signifikant wird. Der zuvor signifi-

kante Akteur-Effekt des Vaters ist allerdings nicht mehr signifikant. Aus Sicht der Väter und Mütter wirkt sich die Partnerschaftsqualität stark auf das Coparenting aus, dieses wirkt allerdings bei den Vätern nicht mehr signifikant auf das Verhalten des Kindes. Bei den Müttern ist das Akteur-Mediationsmodell vollständig signifikant. Allerdings deutet auch bei den Vätern die Richtung der Pfade auf den erwarteten Effekt hin: Eine schlechte Partnerschaftsqualität wirkt sich ungünstig auf das elterliche Coparenting aus, welches wiederum ungünstig für eine positive Entwicklung der Kinder ist. Keine Mediationseffekte ergeben sich auf der Partnerebene.

5.7.5 Ergebnisse zum Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting und Erziehungsverhalten der Eltern

Mediation des Effekts der elterlichen Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting

Zur Beantwortung der *Frage III.2.4* wird zunächst überprüft, wie die berichtete Partnerschaftsqualität der Eltern auf das Erziehungsverhalten wirkt. Im ersten Schritt der hierarchischen Regressionsanalysen (vgl. Tabelle 61) zeigt sich, dass die Partnerschaftsqualität für beide Aspekte der positiven Erziehung relevant ist. Ebenso lässt sich ein mittelstarker Effekt der Partnerschaftsqualität auf den Gesamtfaktor Liebe in der Erziehung nachweisen: Je besser die Partnerschaftsqualität von Frauen und Männern, desto mehr Liebe in ihrer eigenen Erziehung berichten die Eltern.

Tabelle 61: Regressionen Partnerschaftsqualität (z-standardisiert) und Coparenting (z-standardisiert) auf das Erziehungsverhalten für Frauen (♀) und Männer (♂)

		Engagement			positive Erziehung			Gesamtfaktor Liebe		
		β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2	β_1	β_2	R^2
♀	Part.qualität	.17*	.11	.03	.20*	.08	.06	.21*	.11	.06
	Coparenting		.09			.19*			.15	
♂	Part.qualität	.28*	.24*	.07	.30*	.26*	.10	.32*	.28*	.11
	Coparenting		.07			.08			.08	

Anmerkung:, n_{Frauen} = 228, $n_{\text{Männer}}$ = 121; * = $p < .05$.

Nimmt man im Regressionsmodell das elterliche Coparenting als Gesamtfaktor mit auf, so ergibt sich für Frauen (Engagement: $\Delta R^2 = .02$, positive Erziehung: $\Delta R^2 = .01$, Liebe: $\Delta R^2 = .01$) und Männer (Engagement: $\Delta R^2 = .01$, positive Erziehung: $\Delta R^2 = .00$, Liebe: $\Delta R^2 = .01$) für beide Erziehungsbereiche sowie für den Gesamtfaktor eine etwas verbesserte Varianzaufklärung. Lediglich bei der

positiven Erziehung der Männer ergibt sich keine Veränderung in der Varianzaufklärung. Bei den Frauen wird zusätzlich der zuvor signifikante Effekt der Partnerschaftsqualität nicht mehr signifikant. Betrachtet man jedoch die Stärke des Effekts, so reduziert er sich zwar, wird aber jedoch nicht $\beta = 0$. Das Coparenting hat nur in der positiven Erziehung einen signifikanten Effekt. Bei den Männern kommt es ebenfalls zu einer leichten Reduktion des Effekts. Diese ist allerdings so gering, dass der Effekt der Partnerschaftsqualität noch signifikant bleibt. Dies ist auf die geringe Bedeutung des Coparenting für das Erziehungsverhalten der Männer zurückzuführen: für die beiden Aspekte des Erziehungsverhaltens sowie für den Gesamtfaktor Liebe hat das elterliche Coparenting keinen signifikanten Effekt. Vergleicht man diese Effekte des Coparenting mit bivariaten Korrelationen (nicht dargestellt), so sind die vorliegenden Zusammenhänge deutlich reduziert. Bivariate Regressionsanalysen ergeben für das Engagement (Frauen: $\beta = .17^*$, $R^2 =.03$, Männer: $\beta = .19^*$, $R^2 =.04$), die positive Erziehung (Frauen: $\beta = .24^*$, $R^2 =.06$, Männer: $\beta = .21^*$, $R^2 =.04$) sowie den Gesamtfaktor Liebe in der Erziehung (Frauen: $\beta = .22^*$, $R^2 =.05$, Männer: $\beta = .22^*$, $R^2 =.05$) einen signifikanten positiven Effekt des Coparenting für Frauen und Männer. Vor allem bei den Männern kommt es also unter Kontrolle der Partnerschaftsqualität zu einer Abschwächung des Effekts des Coparenting auf das Erziehungsverhalten. Dies deutet darauf hin, dass es bei Männern eher eine Mediation des Effekts der Coparenting auf das Erziehungsverhalten durch die Partnerschaftsqualität gibt bzw. Erziehungsverhalten und Partnerschaftsqualität bei Männern sich zumindest wechselseitig beeinflussen.

Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern, im mittels Strukturgleichungen modellierten oben dargestellten Mediationsmodell, ergibt für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine mittelgute Modellanpassung: $\chi^2_{14} = 37.57$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 2.68$; CFI = .97, RMSEA = .07, SRMR = .04. Das Modell ist signifikant und der RMSEA ist um .01 zu hoch, um von einer guten Modellgüte zu sprechen. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{29} = 99.36$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 3.97$; CFI = .97, RMSEA = .07, SRMR = .04), ergibt sich anhand der χ^2-Statistik und des CFI-Werts eine signifikante Modellverschlechterung zum unrestringierten Modell: $\Delta\chi^2_{15} = 61.79$, $p < .00$; ΔCFI = .00, ΔRMSEA = .00, ΔSRMR = .00, was auf Geschlechtsunterschiede schließen lässt. Da die übrigen Fit-Werte neben der χ^2-Statistik im unrestringierten Modell zufriedenstellend sind, wird dieses Modell trotz moderater Modellgüte interpretiert, da dieses Modell die Geschlechtsunterschiede berücksichtigt. Wie die Abbildung 44 zeigt, ist der starke Effekt der Partnerschaftsqualität bei Frauen und Männern auf

das Coparenting, wie oben bereits identifiziert, auch hier nachzuweisen. Das Coparenting hat nur bei Frauen einen signifikanten Effekt auf die Liebe in der Erziehung. Deshalb verschwindet auch bei den Frauen der zuvor signifikante Effekt (Wert in Klammer in der Abbildung 44) der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten nahezu vollständig. Bei den Männern bleibt dieser jedoch trotz Reduktion bestehen und ist auch noch signifikant. Entsprechend ist bei den Frauen der indirekte gebootstrappte Pfad von Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten über das Coparenting signifikant ($\gamma = -.26^*$), jedoch nicht bei den Männern ($\gamma = .09$). Somit findet nur bei den Frauen eine Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting statt. Wie bereits in den Regressionsanalysen aufgezeigt, hat bei den Männern die Partnerschaftsqualität einen eigenständigen Einfluss auf das Erziehungsverhalten neben dem eher schwächeren Effekt des Coparenting auf das Erziehungsverhalten.

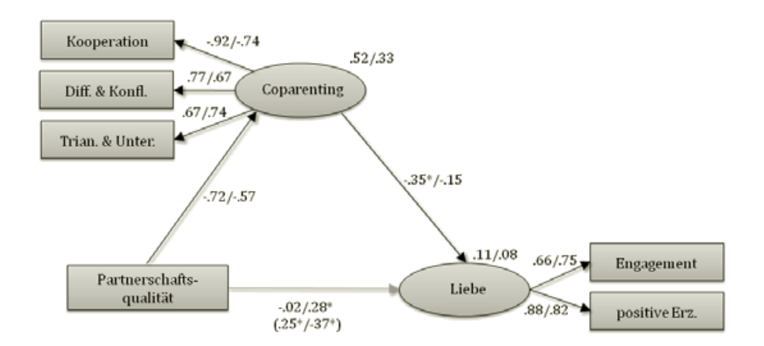


Abbildung 44: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting für Frauen/Männer; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: p < .05, (Werte in Klammer) = bivariater Effekt.

Effekt des Coparenting auf die elterliche Partnerschaftsqualität und das Erziehungsverhalten

Da vor allen bei den Männern das Mediationsmodell gescheitert ist, erscheint es interessant, das in der *Frage II.2.4* aufgeworfene Alternativmodell (Hypothese 2) zu testen. Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern im Modell zur Überprüfung dieses Alternativmodells zu Effekten des Coparenting auf die Partnerschaftsqualität und auf das Erziehungsverhalten ergibt für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine schlechte Modellanpassung: $\chi^2_{16} = 112.34$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 7.02$; CFI = .87, RMSEA = .13,

SRMR = .04. Das Modell ist signifikant und die Fit-Werte liegen alle über den Cut-Off-Kriterien. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{27} = 106.18$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 3.93$; CFI = .87, RMSEA = .13, SRMR = .04), ergibt sich zumindest anhand der χ^2-Statistik eine Modellverbesserung zum unrestringierten Modell, diese ist jedoch nicht signifikant: $\Delta\chi^2_{11} = 6.16$, $p = .86$, ΔCFI = .00, ΔRMSEA = .00, ΔSRMR = .00. Anhand des CFI, des RMSEA sowie des SRMR verändert sich die Modellgüte jedoch nicht. Somit weisen die Fit-Werte nur teilweise auf Geschlechtsunterschiede hin. Deshalb ist in der Abbildung 45 das Modell mit den gleichgesetzten Strukturmodellen für Frauen und Männer abgebildet.

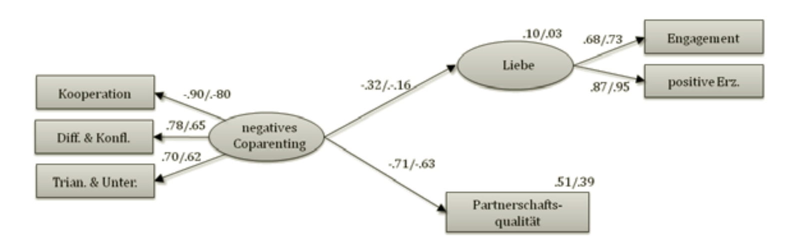


Abbildung 45: Standardisierte Pfadladungen des MGA structural weights Effekt des Coparenting auf die Erziehung und die Partnerschaftsqualität für Frauen/Männer; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Bei der Interpretation der Effekte muss jedoch die schlechte Modellgüte berücksichtigt werden. Dennoch scheint es für Frauen und Männer einen Effekt des Coparenting auf die Partnerschaftsqualität zu geben. Zusätzlich ist ein Effekt des Coparenting auf das Erziehungsverhalten, vor allem bei den Frauen zu verzeichnen. Bei den Männern trägt das Coparenting kaum zur Aufklärung der Varianz im Erziehungsverhalten bei ($R^2 = .03$). So ist ein negatives Coparentingverhalten vor allem ungünstig für die Partnerschaftszufriedenheit.

Da das Mediationsmodell eine deutlich bessere Modellgüte aufzuweisen hat, wird diesem gegenüber dem Alternativmodell mehr Gültigkeit zugeschrieben.

Mediation des Effekts der elterlichen Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Daten)

Da das Mediationsmodell bei den individuellen Daten besser abgeschnitten hat, wird anhand der dyadischen Daten nur dieses analysiert. Es ergibt sich, wie bereits bei den individuellen Daten, eine moderate Modellgüte: $\chi^2_{39} = 73.52$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 1.89$; CFI = .92, RMSEA = .10, SRMR = .06. Das Modell ist signi-

fikant, der CFI-Wert ist etwas zu niedrig, der RMSEA-Wert zu hoch. Hingegen liegen der normierte χ^2-Wert sowie der SRMR im zufriedenstellenden Bereich. Interpretiert man trotz dieser ungünstigen Modellanpassung die Effekte im Modell, so ist auch hier wieder der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting bei Frauen und Männern zu erkennen (vgl. Abbildung 46).

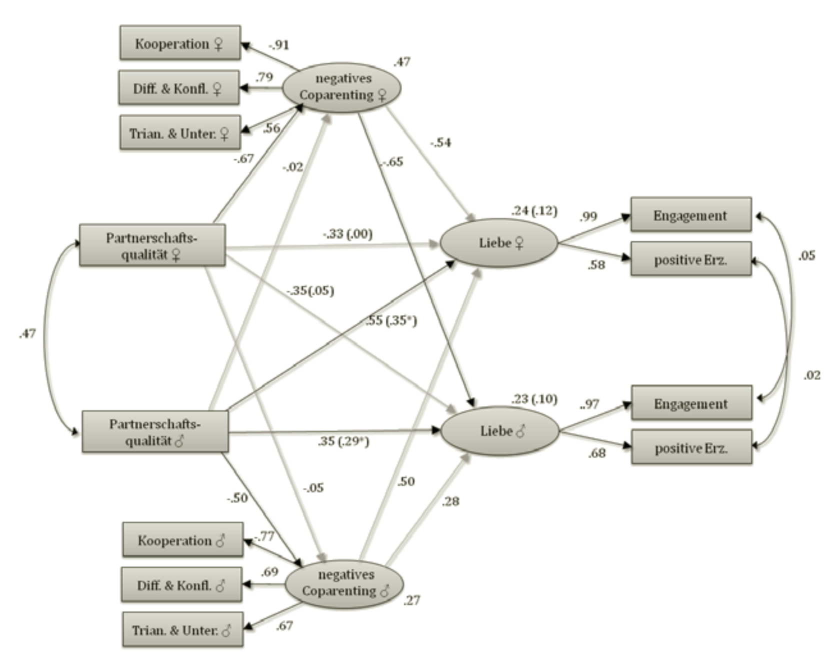


Abbildung 46: Standardisierte Pfadladungen des APMeM Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das Coparenting; $\varphi_{Coparenting} = .57$; $\psi_{Erziehung} = .34$; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$, (Werte in Klammer) = einfaches APIM Partnerschaftsqualität auf Verhaltensprobleme.

Die Partnerschaftsqualität ist allerdings nur auf der Akteur-Ebene für das Coparenting bedeutsam. Hingegen gibt es neben dem Akteureffekt der Partnerschaftsqualität der Männer auf das Erziehungsverhalten auch einen solchen Partnereffekt auf das Erziehungsverhalten der Mütter. Sind Männer glücklich in ihrer Partnerschaft, wirkt sich dies folglich sowohl auf ein eigenes positives Erziehungsverhalten als auch auf ein positives Erziehungsverhalten der Mütter aus. Dieser Effekt der väterlichen Partnerschaftszufriedenheit ist bereits im hier nicht dargestellten, einfachen APIM von Partnerschaftsqualität auf das Er-

ziehungsverhalten zu finden (Werte in Klammern in Abbildung 46). Die durch die Mutter berichtete Partnerschaftsqualität hat weder im einfachen APIM-Modell, noch im APMeM mit dem Coparenting einen signifikanten Effekt auf das Erziehungsverhalten. Hingegen wirkt das durch die Mutter berichtete Coparenting auf der Akteur- und Partner-Ebene. Auch wenn der Akteureffekt nicht signifikant ist, scheint sich ein negatives Coparenting auch negativ auf das Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern in der Familie auszuwirken. Das durch den Vater berichtete Coparenting hat hingegen keinen bedeutsamen Effekt auf das Erziehungsverhalten. Insgesamt ist also auch hier eher für die Mütter ein Mediationseffekt des Coparenting im Zusammenhang von Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten nachzuweisen. Hingegen wirkt die väterliche Partnerschaftszufriedenheit neben dem Coparenting auch direkt auf das Erziehungsverhalten beider Elternteile.

Wie sich das Verhalten des Kindes in dieses Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Coparenting integrieren lässt, wird mit den nachfolgenden Analysen untersucht.

5.7.6 Ergebnisse zum Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Elterliche Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Zur Überprüfung von *Hypothese 1* in der *Frage III.2.4* wurde das in der Abbildung 47 dargestellte einfache Mediationsmodell berechnet. Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern ergibt für das unrestringierte Modell (unconstrained) eine mittelgute Modellanpassung: $\chi^2_{64} = 129.67$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 2.03$; CFI = .94, RMSEA = .05, SRMR = .06. Das Modell ist zwar signifikant und der CFI-Wert ist etwas zu niedrig für eine sehr gute Modellanpassung. Die übrigen Fit-Werte liegen jedoch alle im positiven Bereich. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{47} = 192.25$, $p < .00$, $\chi^2_{\text{normed}} = 2.32$; CFI = .90, RMSEA = .06, SRMR = .06) ergibt sich eine Modellverschlechterung zum unrestringierten Modell ($\Delta\chi^2_{17} = 62.56$, $p < .00$, ΔCFI = .04, ΔRMSEA = .01, ΔSRMR = .00). Somit ist von Geschlechtsunterschieden auszugehen. Die Geschlechtsunterschiede beziehen sich vor allem auf den stärkeren Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting bei Frauen als bei Männern (vgl. Abbildung 47). Die anderen Pfade im Modell sind bei Frauen und Männern annähernd gleich stark. Bei bei-

den Geschlechtern ist der direkte Effekt der Partnerschaftsqualität auf die Verhaltensprobleme des Kindes nicht signifikant. Hingegen ist der indirekte gebootstrappte Pfad von Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes über das Coparenting und das Erziehungsverhalten bei Frauen (γ = -.08*) und Männern (γ = -.11*) signifikant. Somit wirkt sich eine schlechte Partnerschaftsqualität zunächst auf das elterliche Coparenting aus, charakterisiert durch wenig Kooperation, viele Differenzen und Konflikte sowie viel Triangulation und Untergrabung. Dieses wirkt weiterhin negativ auf das Erziehungsverhalten der Elternteile, welches sich schließlich negativ auf das Verhalten des Kindes auswirkt. Die Kinder zeigen Verhaltensprobleme im oppositionell-aggressiven Bereich, haben Aufmerksamkeitsschwierigkeiten und emotionale Probleme und sind mit weniger sozial-emotionalen Kompetenzen ausgestattet.

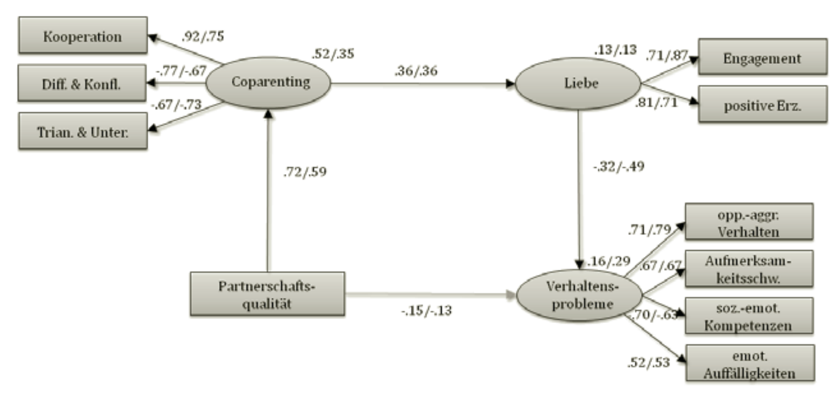


Abbildung 47: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiert Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting sowie das Erziehungsverhalten für Frauen/Männer; graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Neben diesen unidirektionalen Effekten wurde die *Hypothese 2* in der *Frage III.2.4* angenommen, dass möglicherweise noch weitere Effekte im Modell von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes bestehen. Daher wurde zusätzlich ein Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (Hayes, 2009) geschätzt, welches zusätzliche Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes sowie der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten berücksichtigt (vgl. Abbildung 48). Dieses Modell ergibt im MGA zwischen Frauen und Männern bereits für das unrestringierte Modell (unconstrained) eine bessere Modellgüte (χ^2_{60} = 110.87, p < .00, χ^2_{normed} = 1.85;

CFI = .95, RMSEA = .05, SRMR = .04) als das oben beschriebene einfache Mediationsmodell. Das Modell ist zwar signifikant, die übrigen Fit-Werte liegen jedoch alle im annehmbaren Bereich.

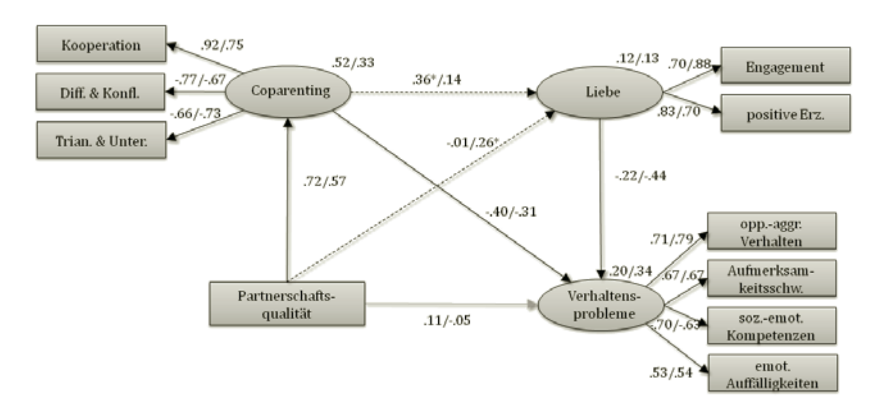


Abbildung 48: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiertes Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modells zur Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting sowie das Erziehungsverhalten für Frauen/Männer; gestrichelte Linie = nur für Frauen oder Männer $p < .05$, graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: $p < .05$.

Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{49} = 177.34$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 2.19$; CFI = .91, RMSEA = .06, SRMR = .05), ist auch dieses Modell besser als das gleichgesetzte, oben dargestellte Modell. Auch hier kommt es aber durch die Gleichsetzung der Pfade (structural weights Model) für Frauen und Männer zu einer Modellverschlechterung zum unrestringierten Modell ($\Delta\chi^2_{11} = 66.47$, $p < .00$, ΔCFI = .04, ΔRMSEA = .01, ΔSRMR = .01). So kann auch hier von Unterschieden zwischen Frauen und Männern im Modell ausgegangen werden. Diese werden bei Betrachtung der Abbildung 48 deutlich: Während bei den Frauen der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das elterliche Coparenting mediiert wird, hat bei den Männern die Partnerschaftsqualität einen direkten Effekt auf das Erziehungsverhalten, und dies trotz Kontrolle des elterlichen Coparenting, welches sich nicht so sehr auf das Erziehungsverhalten der Männer auswirkt. Bei Frauen und Männern hat viel Liebe in der Erziehung einen positiven Effekt auf das Verhalten des Kindes: Verhaltensprobleme werden abgemildert. Sowohl bei Frauen als auch bei Männern ist der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes nicht signifikant und der

indirekte gebootstrappte Pfad von Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes über das Coparenting und das Erziehungsverhalten bleibt auch hier bei Frauen (γ = -.17*) und Männern (γ = -.22*) signifikant und ist sogar stärker als im einfachen Mediationsmodell. Während bei Frauen der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch die Verkettung von Coparenting und Erziehungsverhalten mediiert wird, wirken bei den Männern Coparenting und Erziehungsverhalten eher als parallele Mediatoren dieses Effekts. Im Vergleich zum einfachen Mediationsmodell wird mit dem komplexen Mediationsmodell sowohl bei Frauen als auch bei Männern mehr Varianz in den Verhaltensproblemen des Kindes aufgeklärt.

Das Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell zeigt, dass die Hypothese 1 der *Frage III.2.4* eher für Frauen gilt, die Hypothese 2 hingegen eher für Männer. Da dieses Modell insgesamt eine bessere Modellgüte hat sowie mehr Varianzaufklärung mit sich bringt als das einfache Mediationsmodell und zugleich die Geschlechtsunterschiede besser aufdeckt, ist dieses Modell als das bessere Mediationsmodell zu bezeichnen.

Elterliche Paarbeziehung, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes aus Perspektive von Mutter und Vater (dyadische Daten)

Da das Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (Hayes, 2009) im individuellen Datensatz das bessere Modell gegenüber dem einfachen Mediationsmodell ist, wird nur dieses mit den dyadischen Daten geschätzt. In Kombination mit dem Akteur-Partner-Mediator-Modell (Ledermann & Bodenmann, 2006) nimmt es die in Abbildung 49 dargestellte Form an und wird somit als Akteur-Partner-Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell bezeichnet. Aufgrund der Komplexität dieses Modells wird es als reines Pfadmodell mit den Gesamtvariablen geschätzt. Da es ein gerade identifiziertes Modell ist, welches keine Freiheitsgrade mehr übrig hat, gibt es für dieses Modell keine Modellgütemaße.

Betrachtet man die Abbildung 49, in der aus Gründen der Übersichtlichkeit nur Werte der signifikanten Pfade sowie derer, die gerade die Signifikanzgrenze nicht mehr erreicht haben, eingezeichnet sind, zeigt sich für die Mütter und Väter ein Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting bezüglich der Akteur-Ebene.

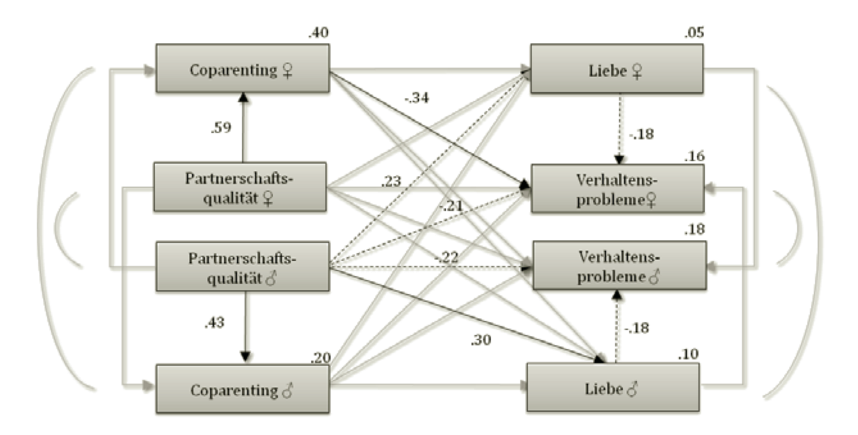


Abbildung 49: Standardisierte Pfadladungen des Akteur-Partner-Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modells zur Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf Verhaltensprobleme des Kindes durch das Coparenting und das Erziehungsverhalten; graue Linien = nicht signifikante Pfade; gestrichelte Linien = $p < .10$; *schwarze Linie:* $p < .05$.

Zudem ist vonseiten der Mütter der Effekt des Coparenting auf die von ihr berichteten Verhaltensprobleme des Kindes signifikant. Das durch den Vater berichtete Coparenting hat keinerlei signifikante Effekte. Hier wirkt sich die Partnerschaftsqualität direkt auf die Erziehung sowie auf die Verhaltensprobleme des Kindes aus. Zudem lassen sich auch Partnereffekte der Partnerschaftsqualität der Männer finden – einerseits auf das Erziehungsverhalten der Mütter, andererseits auf die durch die Mutter berichteten Verhaltensprobleme des Kindes. Auch mit den dyadischen Daten lässt sich also aufzeigen, dass sich für Mütter Partnerschaftsprobleme deswegen auf die Verhaltensprobleme des Kindes auswirken, weil sie zu einem schlechteren Coparenting mit dem anderen Elternteil führen. Bei den Vätern wirken sich Partnerschaftsprobleme hingegen direkt negativ auf das Erziehungsverhalten beider Elternteile aus und ebenfalls direkt auf das Verhalten des Kindes aus der Perspektive von Mutter und Vater.

5.8 Diskussion Studie IIIa „Gemeinsames Sorgerecht“

Die Studie IIIa widmete sich einerseits den Unterschieden zwischen verschiedenen (ehemals) nichtehelichen Familienformen hinsichtlich des elterlichen Coparenting. Andererseits beleuchtete sie das Zusammenspiel von Coparenting, dem Verhalten des Kindes, der Partnerschaftsqualität sowie den Erziehungsverhalten von Mutter und Vater in Familien. Die beiden Fragestellungen in der Studie III wurden in der Studie IIIa teils mit individuellen Daten von 228 Frauen und 121 Männern, andererseits mit dyadischen Daten von Müttern und Vätern aus 87 Familien beantwortet.

5.8.1 Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen (Forschungsfrage III.1)

Die *Frage III.1.1* ging auf Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern, die das gemeinsame Sorgerecht durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erhalten haben, und Eltern, die keine Sorgeerklärungen abgeben haben, ein. Nur anhand der Angaben der Frauen ergaben sich Unterschiede im Coparenting zwischen diesen Gruppen. Dies allerdings für alle drei gemessenen Dimensionen des Coparenting: Übereinstimmend geben Frauen, die mit dem anderen Elternteil des Kindes die elterliche Sorge aufgrund der Abgaben von Sorgeerklärungen gemeinsam ausüben, an, besser mit dem anderen Elternteil in der Erziehung zu kooperieren, weniger Differenzen und Konflikte mit dem anderen Elternteil zu haben, und dass der andere Elternteil weniger Triangulierungs- und Untergrabungsverhalten gegenüber der Frau zeigt als Frauen, die keine gemeinsame Sorge beantragt haben. Somit arbeiten Eltern mit gemeinsamer Sorge besser als Erziehungsteam zusammen, sie streiten sich weniger um die Erziehung und über das Kind, da sie sich in der Erziehung des Kindes einig sind. Die Frauen berichten zudem, dass der andere Elternteil das Kind nicht in Konflikte zwischen den Eltern zieht, ihnen in Fragen der Erziehung nicht in den Rücken fällt sowie sie vor dem Kind nicht bloßstellt. Aus der Perspektive der Männer ergeben sich in keiner der Dimensionen des Coparenting Unterschiede zwischen den drei Gruppen.

Kontrolliert man Unterschiede im Coparenting nicht nur anhand der Abgabe von Sorgeerklärungen, sondern zusätzlich auch bei Eltern, die inzwischen geheiratet haben und zuvor zwar Sorgeerklärungen abgegeben haben können, aber mit der Heirat mittlerweile die gemeinsame Sorge erlangt haben, ergibt sich ein sehr ähnliches Bild (*Frage III.1.2*): Nach Angaben der Männer lassen

sich keine Unterschiede zwischen den drei Gruppen nichtehelich, keine gemeinsame Sorge, nichtehelich mit gemeinsamer Sorge und verheiratet nachweisen. Frauen berichten hingegen von Unterschieden im Coparenting in allen drei Bereichen. So berichten Frauen, die kein gemeinsames Sorgerecht ausüben, von einer schlechteren Kooperation mit dem anderen Elternteil, mehr Differenzen und Konflikten in der Erziehung sowie von mehr Triangulation und Untergrabung als Frauen, die nichtehelich die gemeinsame Sorge ausüben oder die verheiratet sind. Es finden sich hingegen keine Unterschiede in allen drei Aspekten des Coparenting zwischen Frauen, die nach der Geburt des Kindes geheiratet haben, und Frauen, die nichtehelich sind und die gemeinsame Sorge ausüben. Da Eltern, die geheiratet haben, wie nichteheliche Paare, die Sorgeerklärungen abgegeben haben, die elterliche Sorge gemeinsam ausüben, ist somit der Unterschied auf die Sorgerechtsregelungen zurückzuführen. Allerdings sind die Effektstärken in beiden Analysen nicht sehr groß. Daher kann nicht behauptet werden, dass Eltern ohne gemeinsame Sorge ein wirklich schlechtes elterliches Coparenting haben. Eltern mit gemeinsamer Sorge haben gewöhnlich nur ein etwas besseres elterliches Coparenting.

Die unterschiedlichen Effekte zwischen Frauen und Männer können zum einen darauf beruhen, dass der Gruppe der teilnehmenden Männer ohne gemeinsame Sorge, welche zudem relativ klein ist, eine besondere Auswahl zugrunde liegt. Es sind nämlich genau die Männer, die gerne die elterliche Sorge mit der Mutter des Kindes teilen würden und deshalb besonders engagiert sind und ihr Coparenting dementsprechend auch als sehr positiv wahrnehmen. Möglicherweise wurden diejenigen Väter ohne gemeinsame Sorge, von denen die Mütter berichten würden, dass das Coparenting schlechter wäre, erst gar nicht von der Studie erreicht.

5.8.2 Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes (Forschungsfrage III.2)

Effekte des Coparenting auf das Verhalten der Kinder

In einem ersten Schritt im Zusammenspiel von Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes wurden mit der *Frage III.2.1* Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes überprüft. In bivariaten Korrelationsanalysen ergeben sich bei Frauen und Männer für nahezu alle drei Dimensionen mittlere bis schwache Zusammenhänge zu den vier betrachteten Dimensionen oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksam-

keitsschwächen, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten im Verhalten des Kindes. Analysiert man die Effekte aller drei Coparentingskalen gleichzeitig in einem Modell, werden die Effekte der Differenzen und Konflikte sowie der Triangulation und Untergrabung durch den Effekt der Kooperation auf das Verhalten des Kindes abgemildert. Nachfolgende Mediationsanalysen zeigten, dass die beiden Effekte von Differenzen und Konflikten sowie der Triangulation und Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Kooperation in der Erziehung mediiert wird. Ebenso wird auch der Effekt der Triangulation und Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen und Konflikte mediiert. Das abschließend berechnete komplexe Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell deutet darauf hin, dass Triangulationen und Untergrabungen eines Elternteils nur deswegen mit Verhaltensproblemen der Kinder verknüpft sind, da diese zu Konflikten in der Erziehung führen, aber gleichzeitig auch die Kooperation der Eltern in der Erziehung beeinträchtigen. Differenzen und Konflikte sind nur deshalb günstig für Verhaltensprobleme des Kindes, weil sie zu einer schlechteren Kooperation in der Erziehung führen.

Kontrolliert man das Geschlecht des Kindes im Zusammenhang des Effekts des Coparenting mit dem Verhalten des Kindes, ergeben sich weder nach Angaben der Frauen noch der Männer unterschiedliche Effekte des Coparenting für Mädchen und Jungen. Auch unter Kontrolle des Erziehungsverhaltens (*Frage III.2.2*) und der Partnerschaftsqualität (*Frage III.2.3*) bleiben die Effekte des Coparenting bei Frauen und Männern auf das Verhalten des Kindes bestehen. Zwar verringert sich unter Aufnahme des positiven Erziehungsverhaltens im Modell (*Frage III.2.2*) der Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes, ferner sind Mediationsprozesse nachweisbar; dennoch behält das Coparenting einen nicht unbedeutenden eigenständigen Effekt auf die Verhaltensanpassung des Kindes. Ein negatives Coparenting ist mit wenig Liebe in der Erziehung verbunden, was wiederum zu Verhaltensproblemen des Kindes führt.

Auch mit den dyadischen Daten konnten die berichteten Effekte eines negativen Coparenting auf das Verhalten des Kindes nachgewiesen werden. Allerdings ergeben sich nur bedeutsame Effekte auf der Akteur-Ebene und nicht auf der Partnerebene. Dies bedeutet, dass beispielsweise die durch die Mutter berichtete Coparentingbeziehung keinen Effekt auf das durch den Vater berichtete Verhalten des Kindes hat. Bei Betrachtung der dyadischen Daten ergeben sich leichte Unterschiede des Effektes des Coparenting auf die Verhaltensanpassung von Mädchen und Jungen. Diese sind darauf zurückzuführen, dass für Mädchen ein negatives Coparenting etwas stärkere negative Effekte auf das

psychosoziale Verhalten hat als für Jungen. Auch mit den dyadischen Daten bleiben die Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes selbst unter Berücksichtigung des Erziehungsverhaltens (*Frage III.2.2*) und der Partnerschaftsqualität (*Frage III.2.3*) bestehen. Vor allem das von der Mutter berichtete Coparenting hat bedeutsame Effekte auf das individuelle Erziehungsverhalten von Mutter und Vater.

Partnerschaftsqualität, Coparenting und Verhalten des Kindes

Die Partnerschaftsqualität ist, wie mit der *Frage III.2.3* angenommen, ein starker Einflussfaktor auf das elterliche Coparenting. Bei Frauen und Männern zeigt sich, dass Personen, die unzufrieden mit ihrer Partnerschaft sind, weniger gut mit dem Partner in der Erziehung kooperieren, mehr Differenzen und Konflikte mit diesem haben und mehr Triangulation und Untergrabung durch den anderen Elternteil erfahren. Insgesamt wirkt die Partnerschaftsqualität stark auf das elterliche Coparenting. Die Partnerschaftsqualität hat aber auch einen bedeutenden Effekt auf die meisten Verhaltensprobleme des Kindes, weniger jedoch auf internalisierende Verhaltensprobleme, wie emotionale Auffälligkeiten. Da das Coparenting, wie oben berichtet, auch auf das psychosoziale Verhalten des Kindes wirkt, lagen Mediationseffekte nahe. Das Coparenting mediiert für alle Verhaltensbereiche oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwierigkeiten, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten den Effekt der Partnerschaftsqualität nahezu vollständig.

Mit den dyadischen Daten konnte dieser Mediationseffekt auf die Verhaltensprobleme auf Akteur-Ebene nur für die durch die Mutter berichtete Partnerschaftsqualität nachgewiesen werden. Der bedeutsame Effekt der durch den Vater berichteten Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes auf der Akteur- und Partnerebene bleibt auch unter Berücksichtigung des Coparenting bestehen. Ist folglich ein Vater mit der Partnerschaft mit der Mutter des Kindes unglücklich, so wirkt sich dies direkt, unabhängig vom Coparenting mit der Mutter, auf die Verhaltensprobleme des Kindes aus. In weiteren Analysen zeigte sich in diesem Zusammenhang das Erziehungsverhalten des Vaters als ein relevantes Bindeglied. Bei Müttern scheint sich die Partnerschaftsqualität nur dann auf das Verhalten des Kindes auszuwirken, wenn sich die Unzufriedenheit in der Paarbeziehung auch auf Coparenting zwischen den Eltern auswirkt. Somit ergeben sich hier teilweise widersprüchliche Befunde zu den individuellen Daten. Ob es unterschiedliche Effekte von Frauen und Männern innerhalb von Familien im Zusammenhang der Partnerschaftsqualität, dem Coparenting und dem Verhalten des Kindes gibt, sollte daher nochmals an einer größeren

dyadischen Stichprobe überprüft werden.

Partnerschaftsqualität, Coparenting und Erziehungsverhalten

Die Analysen zur *Frage III.2.4* deuten darauf hin, dass sich Partnerschaftsqualität und Coparenting im Zusammenhang mit dem Erziehungsverhalten wechselseitig beeinflussen. Kontrolliert man in einem ersten Schritt die angenommenen Mediationseffekte des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten durch das elterliche Coparenting (Hypothese 1), ergibt sich nur bei den Frauen eine solche Mediation. Bei den Männern scheint es hingegen eher eine gegenläufige Mediation des Effekts des Coparenting auf die positive Erziehung durch die Partnerschaftsqualität zu geben. Auch bei den Frauen ist trotz Mediation auch eine Reduktion des Effekts des Coparenting auf das Erziehungsverhalten zu verzeichnen, was ebenso auf Wechselwirkungsprozesse hindeutet. Dies bestätigen zumindest teilweise ebenso die dyadischen Daten: Die vom Vater wahrgenommene Partnerschaftsqualität hat auch unter Kontrolle der durch Mutter und Vater berichteten Qualität der Coparentingbeziehung einen Effekt auf das Erziehungsverhalten des Vaters. Bei den Frauen ergibt sich kein Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten, dieser Effekt besteht allerdings auch nicht ohne Einbeziehung des Coparenting. Das von der Mutter berichtete Coparenting hat nicht nur auf ihr eigenes positives Erziehungsverhalten einen Effekt, sondern auch auf das Erziehungsverhalten des Vaters. Berichtet die Mutter von einem besseren Coparenting, zeigen Mutter und Vater ein mit mehr Engagement und positiven Verhaltensweisen ausgezeichnetes Erziehungsverhalten; auch in den dyadischen Daten ergibt sich ein starker Akteur-Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting. Mütter und Väter berichten selbst ein besseres Coparenting, wenn sie in ihrer Partnerschaft glücklich sind. Es scheint also, dass für das Erziehungsverhalten der Mütter eher das Coparenting zwischen Mutter und Vater relevant ist, bei den Vätern hingegen der Partnerschaftsqualität mehr Bedeutung zukommt.

Das in der *Frage III.2.4* aufgeworfene Alternativmodell (Hypothese 2) zum Zusammenhang von Coparenting, Erziehungsverhalten und Partnerschaftsqualität hat insgesamt eine schlechtere Modellanpassung als das geschilderte Mediationsmodell. Auch wenn es anhand der Interpretationen der Effekte im Modell einen starken Effekt des Coparenting auf die Partnerschaftsqualität und einen eher schwächeren gleichzeitigen Effekt auf das Erziehungsverhalten gibt, scheint also die Partnerschaftsqualität stärker gleichzeitig Coparenting und Erziehungsverhalten zu beeinflussen. Da die vorliegenden Analysen alle auf querschnittlichen Daten basieren, können grundsätzlich jedoch keine Aussagen

über kausale Zusammenhänge gemacht werden.

Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten der Kinder

Beide in der *Frage III.2.5* aufgeworfenen hypothetischen Modelle haben eine gute Modellanpassung. Gleichwohl ist das Modell aus der Hypothese 2, welches neben dem in der Hypothese 1 aufgestellten Modell der Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch eine Verkettung des Coparenting mit dem Erziehungsverhalten noch zusätzliche Zwischeneffekte berücksichtigt, zu bevorzugen. In diesem Modell werden nämlich auch Unterschiede zwischen Frauen und Männern sichtbar: Zwar wirkt bei Frauen und Männern die Partnerschaftsqualität auf das elterliche Coparenting, und der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes wird unter Berücksichtigung von Coparenting und Erziehungsverhalten unbedeutend, dennoch stellt sich dieser Mediationsprozess bei Frauen und Männern unterschiedlich dar. Bei den Frauen scheint die Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität durch die Verzahnung von Coparenting und Erziehungsverhalten zu geschehen, wobei dem Coparenting zusätzlich auch ein eigenständiger Effekt auf die Verhaltensanpassung der Kinder zukommt. Aufgrund der Tatsache, dass bei den Männern das Coparenting nicht so stark auf das Erziehungsverhalten wirkt, scheinen hier Coparenting und Erziehungsverhalten eher als parallele Mediatoren zu fungieren: Einerseits gibt es den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting, welches sich auf die Verhaltensprobleme des Kindes auswirkt. Andererseits wirkt die Partnerschaftsqualität auch direkt auf das Erziehungsverhalten, welches wiederum auch auf das Verhalten des Kindes wirkt. Das zur Überprüfung berechnete Akteur-Partner-Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell zur Überprüfung der Hypothese 2 mit den dyadischen Daten stimmt weitgehend mit den Resultaten der Analysen mit den individuellen Daten überein: Eine schlechte Partnerschaftsqualität wirkt sich bei Mutter und Vater auf der Akteur-Ebene auf das Coparenting der Eltern aus. Während aufseiten der Mütter das Coparenting auf das Verhalten des Kindes wirkt und ein gutes Coparenting Kinder vor Verhaltensproblemen schützt, ist es beim Vater eher die Partnerschaftsqualität, die sich positiv auf die Entwicklung der Kinder auswirkt. Zugleich hat die vom Vater berichtete Partnerschaftsqualität Effekte auf das Erziehungsverhalten von Vater und Mutter, welches wiederum auf das Verhalten des Kindes wirkt.

5.9 Methode Studie IIIb: Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam)

Der zweite Teil der Analysen in der Studie III bezieht sich mit der Studie IIIb auf die zweite Erhebungswelle des Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics („pairfam"). Mit diesen Daten sollen die Ergebnisse aus der Studie IIIa einerseits validiert werden, andererseits aber auch über ein größeres Altersspektrum der Kinder ausgeweitet werden. Zusätzlich kann durch das Vorhandensein von bereits vor der Geburt des Kindes verheirateter Eltern und der Vergleich dieser mit nichtehelich geborenen Kindern herangezogen sowie die Ergebnisse zum elterlichen Coparenting auf diese Familienformen ausgedehnt werden. Bevor im Folgenden die Operationalisierungen und Prüfverfahren vorgestellt werden, werden die ausgewählten Stichproben beschrieben. Abschließend werden die Ergebnisse aus der Studie IIIb vorgestellt und diskutiert.

5.9.1 Stichprobe Studie IIIb „pairfam"

Wie bereits in der Studie Ib bilden auch in der Studie IIIb Teilnehmende der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels (Huinink et al, 2011, vgl. auch Kapitel 3.7.1) mit leiblichen Kindern, welche in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil des Kindes leben, die Basis der Analysen. Dies sind insgesamt 1.330 (62.0 %) Frauen und 814 Männer (38.0 %), welche zum Großteil der Altersgruppe der Geburtsjahrgänge 1970 bis 1974 angehören (Frauen: 78.0 %; Männer: 69.5 %). Detailliertere Angaben zum Alter und zum Alter bei der Geburt des ältesten Kindes, Bildung, Erwerbstätigkeit und Einkommen, Anzahl der Kinder und Alter des ältesten Kindes, sowie zur Partnerschaftssituation, Verteilung Ost-West und Stadt-Land der Teilnehmenden wurden bereits im Kapitel 3.7.2 auf Seite 107 beschrieben. Nicht alle diese Befragten haben jedoch Kinder, die in die Altersgruppen acht bis 15 Jahre fallen und somit auch den Erziehungsfragebogen, in welchem das Problemverhalten des Kindes erfasst wurde, ausgefüllt.

Substichprobe Berechnungen mit Angaben aus dem Erziehungsfragebogen

Die für Analysen, in welchen Outcomevariablen vonseiten leiblicher Kinder mit dem aktuellen Partner berücksichtigt werden, zur Verfügung stehende Stichprobe umfasst 320 (69.7 %) Frauen und 139 (30.3 %) Männer. Diese Substichprobe unterscheidet sich nicht wesentlich von der gesamten Stichprobe aller Teilnehmenden mit leiblichen Kindern mit dem aktuellen Partner: Da im Er-

ziehungsfragebogen das Alter der Kinder auf acht bis 15 Jahre festgesetzt ist, sind die Befragten älter als in der Gesamtstichprobe: Nahezu alle Teilnehmenden stammen aus den Alterskohorten der 1980 bis 1984 (Frauen: 95.9 %, Männer:97.8 %) geborenen Personen. Mit im Mittel von 37 Jahren sind diese Frauen (M = 36.87, SD = 2.15) und Männer (M = 37.15, SD = 1.62) circa zwei Jahre älter als die in Kapitel 3.7.2 dargestellten Gesamtstichprobe. Bei der Geburt des ältesten Kindes hatten die Teilnehmenden der Substichprobe im Mittel ein vergleichbares Alter wie die Teilnehmenden der Gesamtstichprobe (Frauen: M = 24.81, SD = 3.55; Männer: M = 25.93, SD = 2.80). Die Bildung ist entgegen der Gesamtstichprobe eher gleich verteilt: 20.1 % der Frauen und 37.2 % der Männern haben eine niedrige Bildung, 44.3 % der Frauen und 38.7 % der Männer haben eine mittlere und 35.5 % der Frauen sowie 24.1 % der Männer eine hohe Bildung. Die meisten Männer sind, wie in der Gesamtstichprobe, Vollzeit angestellt (84.2%) oder sind selbstständig (7.2 %) und die meisten Frauen sind Teilzeit beschäftigt (44.7 %), Hausfrauen (15.6 %) oder arbeiten Vollzeit (12.5 %). Das Nettoäquivalenzeinkommen liegt mit 1.499,63 € (SD = 707.63) (Frauen) bzw. 1.414,78 € (SD = 458.61) ungefähr in gleicher Höhe wie das der gesamten Stichprobe. Das älteste Kind in den Familien ist bei den Frauen im Mittel 12.06 (SD = 3.30) und bei den Männern 11.22 (SD = 2.56) Jahre alt und somit deutlich älter als in der Gesamtstichprobe. Im Mittel haben diese Familien auch bereits mehr Kinder (Frauen: M = 2.19 (SD = 0.69); Männer: M = 2.34 (SD = 1.05)). Das Zielkind (Capi-Kind) ist ungefähr zu gleichen Teilen weiblich (Frauen: 52.5 %; Männer: 41.0 %) und männlich (Frauen: 47.5 %, Männer: 59.0 %) und im Mittel rund zehn Jahre alt (Frauen: M = 10.07 (SD = 1.88); Männer: M = 9.92 (SD = 1.91)). Die größte Anzahl an Personen ist mit dem anderen Elternteil des Kindes verheiratet (Frauen: 95.0 %, Männer: 97.1 %). Nur 0.9 % der Frauen und 2.2 % der Männer leben in einer nichtehelichen Partnerschaft und 0.3 % der Frauen und 0.7 % der Männer führen eine LAT-Beziehung. Dass die Anzahl an NEL- und LAT-Beziehungen so gering sind, ist auf die längere Partnerschaftsdauer der Paare zurückzuführen (Frauen: M = 17.03, SD = 5.33; Männer: M = 15.95, SD = 3.84). Die Partnerschaftsdauer bei der Geburt des ersten Kindes ist mit im Mittel von rund fünf Jahren ähnlich lang wie in der Gesamtstichprobe (Frauen: M = 5.33, SD = 3.22; Männer: M = 4.49, SD = 3.30). Die Stadt-Land Verteilung mit 66.3 % Frauen und 65.5 % Männern in der Stadt sowie die Ost-West-Verteilung mit 18.1 % Frauen und 16.5 % Männer in Ostdeutschland sind annähernd gleich mit den Verteilungen der Gesamtstichprobe.

5.9.2 Operationalisierung Studie IIIb „pairfam"

Verheiratungs- bzw. Sorgerechtsstatus

Ob die Befragten mit dem anderen Elternteil verheiratet sind und wenn nicht, ob sie die gemeinsame Sorge für die Kinder der Familie innehaben, wird mit den für die Studie Ib angelegten Variablen (vgl. Kapitel 3.7.3) operationalisiert. Eltern, die nicht miteinander verheiratet sind und die die gemeinsame Sorge nicht einheitlich für alle Kinder innehaben, werden der Gruppe der Eltern ohne gemeinsame Sorge zugeordnet. Somit sind die Befragten in folgende vier Gruppen eingeteilt: *1* = nichtehelich, mit gemeinsamer Sorge (n_{Frauen} = 113 (8.5 %), $n_{Männer}$ = 83 (10.2 %)), *2* = nichtehelich, ohne gemeinsame Sorge (n_{Frauen} = 55 (4.1 %), $n_{Männer}$ = 30 (3.7 %)), *3* = nach Geburt des ersten gemeinsamen Kindes geheiratet (n_{Frauen} = 262 (19.7 %), $n_{Männer}$ = 177 (21.7 %)), *4* = vor Geburt der Kinder geheiratet (n_{Frauen} = 900 (67.7 %), $n_{Männer}$ = 524 (64.4 %)).

Coparenting

Das elterliche Coparenting mit dem aktuellen Partner wird in pairfam mit einer drei-Item-Kurzversion der deutschen Version (Gabriel & Bodenmann, 2006) der Parent Problem Checklist (PPC Dadds & Powell, 1991) erfasst. Diese drei Items können einerseits zu einer Coparenting-Skala zusammengefasst werden, wie es von pairfam vorgeschlagen wird (Wendt et al., 2011), sie decken aber auch zwei der drei Coparenting-Dimensionen (vgl. Kapitel 5.1) ab. Zum einen ist dies die Dimension Kooperation, zum anderen der Aspekt der Untergrabung aus der Dimension Triangulation und Untergrabung. Deshalb werden die drei Items zu diesen beiden Skalen zusammengefasst. Die Einleitungsfrage lautet: „*Wie häufig gab es in den letzten 4 Wochen zwischen Ihnen und Ihrem Partner/Ihrer Partnerin bei der Kindererziehung folgende Probleme?*" und das Antwortformat reicht von *0* = nie bis *5* = sehr oft.

Tabelle 62: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung des elterlichen Coparenting

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α			
			alle Daten		Daten Erziehungs-FB	
			♀	♂	♀	♂
Differenzen & Konflikt	Meinungsverschiedenheiten in der Erziehung der Kinder.	2	.80	.76	.79	.70
Untergrabung	Einer fällt dem anderen in den Rücken.	1	–	–	–	–

Wie die Tabelle 62 zeigt, ist die interne Konsistenz der Skala Differenzen &

Konflikt zufriedenstellend. Für die Skala Untergrabung kann keine Reliabilität berechnet werden, da sie nur aus einem Item besteht. Der genaue Itemwortlaut aller Items ist in Anhang (Tabelle 75) wiedergegeben.

Erziehungsverhalten

Das Erziehungsverhalten wird in pairfam anhand einer Reihe von Indikatoren im Erziehungsfragebogen operationalisiert. Um die Ergebnisse der vorliegenden Studie mit den Ergebnissen der Studie IIIa vergleichen zu können, wird jedoch zur Operationalisierung des Erziehungsverhaltens die Skala emotionale Wärme (Wendt et al., 2011), die, wie bereits in der Studie II beschrieben (vgl. Kapitel 4.4.2), ursprünglich aus dem Fragebogen zum erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten (FEE, Schumacher et al., 1999; Jaursch, 2003; vgl. auch Perris et al., 1980) stammt, herausgegriffen. Diese Skala konnte auch in der Studie II (vgl. Kapitel 4.4.2) und in der Studie IIIa (vgl. Kapitel 5.6.2) für die Analysen herangezogen werden, da die emotionale Wärme auch in der Intensivbefragung des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ (Langmeyer & Walper, 2013c) eingesetzt wurde. In pairfam wird die emotionale Wärme mit drei Items abgebildet. Ein Beispielitem ist: *„Sie zeigen Ihrem Kind mit Worten und Gesten, dass Sie es gerne haben.“*. Den Eltern stand zur Beantwortung dieser Items eine fünfstufige Likertskala zur Verfügung: *1* = nie, *2* = selten, *3* = manchmal, *4* = oft, *5* = sehr oft. Sowohl bei Frauen ist die interne Konsistenz dieser Skala zufriedenstellend (Frauen: α = .80, Männer: .86). Die genauen Itemwortlaute der Items der Skala Wärme in der Erziehung sind in Tabelle 76 im Anhang wiedergegeben.

Partnerschaftsqualität

Die Partnerschaftsqualität wird auch in der Studie IIIb mit der Zufriedenheit in der Paarbeziehung operationalisiert. In pairfam wird diese Zufriedenheit mit einem globalen Item abgefragt. Dieses Item *„Wie zufrieden sind Sie insgesamt mit Ihrer Beziehung“* ist abgeleitet aus den Items der deutschen Version der Relationship Assessment Scale (RAS Sander & Böcker, 1993), die ebenfalls wie das in der Studie IIIa eingesetzte Instrumentarium zur Messung der Zufriedenheit in Paarbeziehungen (ZIP Hassebrauck, 1991) eine Übersetzung der originalen RAS (Hendrick, 1988) ist. Ihre Zufriedenheit mit der Beziehung sollten die Befragten anhand einer elfstufigen Skala reichend von *0* = sehr unzufrieden bis *10* = sehr zufrieden beurteilen.

Verhalten des Kindes

Das Verhalten des Kindes wird in pairfam im Erziehungsfragebogen, der von der Ankerperson ausgefüllt wird (vgl. Kapitel 3.7.1), mit der deutschen Version (Klasen, Woerner, Rothenberger & Goodman, 2003; Woerner et al., 2002) des Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ Goodman, 1997) operationalisiert. Im Vergleich mit der wesentlich längeren Child Behavior Checklist (CBCL Achenbach, 1991; Döpfner, Schmeck, Berner & Lehmkuhl, 1994; Schmeck et al., 2001) schneidet der SDQ als ähnlich valides Instrument zur Erfassung kindlicher Verhaltensauffälligkeiten ab (Klasen et al., 2000). Er misst das kindliche Verhalten anhand folgender fünf Subskalen, die mit jeweils fünf Items erfasst werden: Hyperaktivität, emotionale Probleme, Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen, prosoziales Verhalten und Verhaltensprobleme. Die Eltern wurden gebeten anzugeben, „[*Jetzt geht es darum*]*, wie Ihr Kind ist und wie es ihm geht.* [*Bitte berücksichtigen Sie bei der Antwort das Verhalten Ihres Kindes in den letzten 6 Monaten*]*.* Als Antworten stand ihnen eine Likertskala, welche von *1* = Trifft nicht zu über *2* = Trifft teilweise zu nach 3 = Trifft eindeutig zu reichte. Die Reliabilitäten sind weitgehend zufriedenstellend (vgl. Tabelle 62).

Tabelle 63: Skalen, Beispielitems, Anzahl der Items und Cronbach`s α zur Erfassung des Verhaltens des Kindes (SDQ)

Skala	Beispielitem	Anzahl Items	Cronbach`s α	
			♀	♂
Hyperaktivität	unruhig, überaktiv, kann nicht lange stillsitzen	5	.75	.76
Emotionale Probleme	oft unglücklich oder niedergeschlagen; weint häufig	5	.73	.75
Verhaltensprobleme Peers	Einzelgänger; spielt meist alleine	5	.65	.47
Prosoziales Verhalten	teilt gerne mit anderen Kindern (Süßigkeiten, Spielzeug, Buntstifte usw.)	5	.69	.80
Verhaltensprobleme	stiehlt zu Hause, in der Schule oder anderswo.	5	.51	.44

Lediglich die Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen sowie die Verhaltensprobleme jeweils anhand der Angaben der Männer weisen nicht zufriedenstellende interne Konsistenzen auf. Der genaue Itemwortlaut der Items zur Erfassung des Verhaltens des Kindes ist ebenfalls im Anhang (vgl. Tabelle 77) wiedergegeben.

5.9.3 Prüfverfahren Studie IIIb „pairfam"

Datenimputation

Auch in der Studie IIIb wurden aufgrund der Problematik der Reduktion des Stichprobenumfangs sowie möglicher Verzerrungen der Parameterschätzungen beim Ausschluss von Daten mit fehlenden Werten (Listwise Deletion Lüdtke et al., 2007; Schafer & Graham, 2002), wie bereits in der Studie II erläutert (vgl. Kapitel 4.4.3), die Daten mit dem zu den Maximum-Likelihood-Verfahren gehörenden Expectation-Maximization (EM)-Algorithmus (Dempster et al., 1977) mittels des SPSS-Moduls „Analyse fehlender Werte" imputiert.

Prüfverfahren für die Forschungsfrage III.1

Zur Überprüfung von Unterschieden zwischen den verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen im elterlichen Coparenting für die *Frage III.1.2* wurde, wie bereits in der Studie IIIa, ein multivariates Allgemeines Lineares Modell gleichzeitig für die beiden Coparentingskalen Differenzen & Konflikt und Untergrabung für Frauen (Modell I) und Männer (Modell II) berechnet. Die Gruppenunterschiede zwischen Personen, die nichtehelich ohne gemeinsame Sorge leben, die nichtehelich mit gemeinsamer Sorge leben, die nach Geburt eines nichtehelichen Kindes geheiratet haben und solche, die bereits vor Geburt des gemeinsamen Kindes verheiratet waren, werden als Haupteffekte überprüft. Als Post-Hoc-Tests wird, auch hier, bei Varianzhomogenität der Tukey-Test und bei Varianzungleichheit, der Test nach Games-Howel verwendet.

Prüfverfahren für die Forschungsfrage III.2

Zur Beantwortung der *Frage III.2.1*, die die Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes untersucht, werden multiple Regressionsanalysen nach der Einschlussmethode getrennt für Frauen und Männer berechnet. Die abhängige Variable bildet jeweils einer der fünf Indikatoren zum Verhalten des Kindes Hyperaktivität, emotionale Probleme, Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen, prosoziales Verhalten und Verhaltensprobleme. Als unabhängige Variablen gehen jeweils die beiden Skalen zum elterlichen Coparenting Differenzen & Konflikte und Untergrabung in die Analysen ein. Auch hier werden zum Ausschluss möglicher Kollinearitätseffekte die beiden unabhängigen Variablen zuvor z-standardisiert. Um auch mit den pairfam-Daten die Wechselwirkung der beiden Coparentingskalen auf das Verhalten des Kindes zu prüfen, werden in einem weiteren Schritt hierarchische multiple Regressionsanalysen für Frauen und Männer zur Prüfung von Mediationseffekten (Baron & Kenny, 1986;

MacKinnon et al., 2007) durchgeführt. Es wird das Modell der Mediation des Effekts der Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch die Differenzen & Konflikte getestet. Wie bereits in den Analysen der vorangehenden Studien werden Veränderungen in R^2 (ΔR^2) sowie Veränderungen in den β-Werten interpretiert.

Zur Prüfung von unterschiedlichen Effekten des Coparenting auf das Verhalten des Kindes für Mädchen und Jungen werden Moderatoreffekte (Baron & Kenny, 1986) mittels Überprüfung von Interaktionseffekten in Regressionsmodellen (Jaccard & Turrisi, 2003) berechnet. Auch hier werden Interaktionseffekte angenommen, wenn zu den separaten Effekten der einzelnen Prädiktoren auch gemeinsame Effekte vorliegen (Cohen et al., 2003). Die Interaktionsterme werden mit den z-standardisierten Skalen des Coparenting mit dem 0-1-kodierten Geschlecht des Kindes (Bühner & Ziegler, 2009, S. 697; Jaccard & Turrisi, 2003) gebildet (Aiken & West, 1991; Cohen et al., 2003). In die Regressionsmodelle werden jeweils eine z-standardisierte Skala des Coparenting sowie der Interaktionsterm als Prädiktoren und je eine der vier Skalen des Verhaltens des Kindes als abhängige Variable einbezogen. Auch diese Analysen erfolgen getrennt für Frauen und Männer. Signifikante Interaktionseffekte würden zur einfacheren Interpretation zusätzlich grafisch illustriert, indem Regressionsgeraden des Coparenting auf das Verhalten des Kindes getrennt für jede Gruppe des Moderators dargestellt werden (Jaccard & Turrisi, 2003).

Auch hier werden für alle Regressionsanalysen jeweils die standardisierten Regressionsgewichte β berichtet (Eid et al., 2010, S.613). Um zusätzlich die Bedeutsamkeit der Effekte beurteilen zu können, werden neben der Signifikanz der Effekte auch hier die Effektstärken η^2 interpretiert (Bühner & Ziegler, 2009).

Um für die *Forschungsfrage III.2* das Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes zu untersuchen, wird analog zur Studie IIIa die Hypothese 2 aus der *Frage III.2.4* überprüft. Dies geschieht auch hier mit einem Multiple-Step Multiple Mediator Modell (Hayes, 2009), welches neben dem indirekten Mediationseffekt auch zusätzliche Effekte zwischen Prädiktor (Partnerschaftsqualität) und Mediatoren (Coparenting und Erziehungsverhalten) sowie zwischen Mediatoren und Outcome (Verhalten des Kindes) zulässt. Auch dieses Modell wird, wie in der Studie IIIa, mit einem Multigruppenvergleich (Multi-Group-Analysis, MGA) zwischen Frauen und Männern mit AMOS (Version 19.0) untersucht, in welchem das unrestringierte Modell (uncontraint) mit dem Modell, in welchem die Messmodelle sowie die Strukturpfade gleichgesetzt sind (structural weights),

anhand des χ^2-Differenz-Test sowie durch den Vergleich der übrigen Fit-Indices gegenübergestellt wird. Zur Prüfung von Mediationseffekten werden die Reduktion des Effekts des Prädiktors auf das Outcome betrachtet sowie die Bias-corrected Monte Carlo gebootstrappte indirekten Effekte (Hayes, 2009) analysiert.

Zur generellen Prüfung der Modellanpassungen (goodness of model-fit) wird wie in den Studien zuvor, die χ^2-Statistik mitsamt dem normierten χ^2-Wert (normed chi-square measure Jöreskog, 1969), sowie die globalen Fit-Indices (für einen Überblick siehe z. B. Hu & Bentler, 1998; Hu & Bentler, 1999) Comparative-Fit-Index (Bentler, 1990, Cut-off-Wert CFI ≈ .95), Root-Mean-Square-Error of Approximation (Steiger, 1989; Steiger & Lind, 1980, Cut-off-Wert N > 250: RMSEA ≤ .06, N < 250: RMSEA ≤ .08) und der Standardized-Root-Mean-Square-Residual (Bentler, 1995, Cut-off-Wert SRMR ≤ .11; Jöreskog & Sörbom, 1981) herangezogen.

Für alle Analysen der Studie IIIb wird, wie bereits in den Studien zuvor und im Kapitel 3.4.4 erläutert, die Wahrscheinlichkeit α des Fehlers 1. Art auf 0.05 festgelegt.

5.10 Ergebnisse Studie IIIb „pairfam"

Die Forschungsfrage III.1 wird mit den pairfam-Daten anhand der Unterschiede zwischen den Familientypen nichtehelich, ohne gemeinsames Sorgerecht, nichtehelich mit gemeinsamem Sorgerecht, nachgeburtlich verheiratet und vorgeburtlich verheiratet im Coparenting untersucht (*Frage III.1.2*). Zu Beantwortung der Forschungsfrage III.2 werden einerseits Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes (Frage III.2.1) kontrolliert, andererseits wird das in der Studie IIIa etablierte Modell zum Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und dem psychosozialen Verhalten des Kindes validiert (*Frage III.2.5*), um aufzuklären, in welchen Kontext sich das elterliche Coparenting einbetten lässt.

5.10.1 Ergebnisse zu Unterschieden im elterlichen Coparenting zwischen den verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen

Das Allgemeine Lineare Modell I zur weiteren Beantwortung der *Frage III.1.2*, das die Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen Personen mit gemeinsamer Sorge und ohne gemeinsamer Sorge untersucht, ergibt mit den pairfam-Daten für Frauen einen signifikanten multivariaten Haupteffekt der Gruppe (Pillai-Spur: $F(6) = 2.41$, $p < .05$, $\eta^2 = .01$). Bei Männern ist dieser Effekt gerade nicht mehr signifikant (Pillai-Spur: $F(6) = 1.84$, $p = .08$, $\eta^2 = .01$).Wie

anhand der Tabelle 64 ersichtlich, unterscheiden sich die Frauen vor allem im Indikator Untergrabung des elterlichen Coparenting signifikant. Anhand der Zwischensubjekteffekte ist bei den Männern hingegen ein Gruppenunterschied in den Differenzen & Konflikten zu erkennen. Allerdings ist sowohl bei Frauen als auch bei Männern die Varianzaufklärung im elterlichen Coparenting durch den Familientyp nicht sehr hoch.

Tabelle 64: Zwischensubjekteffekte Allgemeines lineares Modell I, II zu Frage III.1.1

	Frauen		**Männer**	
	F	η^2	*F*	η^2
Differenzen & Konflikt	2.28	.01	2.63*	.01
Untergrabung	3.45*	.01	0.99	.00

Anmerkung: n_{Frauen} = 1330, $n_{Männer}$ = 814; * = $p < .05$.

Betrachtet man die adjustierten Gruppenmittelwerte (vgl. Tabelle 65), so wird deutlich, dass die Gruppenunterschiede relativ gering sind. Die Post-Hoc-Tests ergeben lediglich bei den Frauen einen signifikanten Unterschied in Differenzen & Konflikten zwischen Frauen, die nichtehelich sind und kein gemeinsames Sorgerecht haben, und Frauen, die nach der Geburt eines Kindes geheiratet haben, wobei Frauen, die vor Geburt eines Kindes geheiratet haben, weniger Differenzen & Konflikte angeben.

Tabelle 65: Adjustierte Mittelwerte für Coparenting Allgemeines lineares Modell I-II zur Frage III.1.1

		Frauen	**Männer**
		M(SE)	*M(SE)*
Differenzen & Konflikt	NEL ohne gemeinsames Sorgerecht	2.05(0.11)[a]	2.05(0.13)[a]
	NEL mit gemeinsamem Sorgerecht	1.87(0.07)	1.63(0.08)[a]
	nach Geburt geheiratet	1.89(0.05)	1.73(0.05)
	vor Geburt geheiratet	1.51(0.03)[a]	1.73(0.03)
Untergrabung	NEL ohne gemeinsames Sorgerecht	1.64(0.11)	1.41(0.13)
	NEL mit gemeinsamem Sorgerecht	1.66(0.08)	1.26(0.08)
	nach Geburt geheiratet	1.68(0.05)	1.40(0.05)
	vor Geburt geheiratet	1.51(0.03)	1.40(0.03)

Anmerkung: [a,b,c] = signifikanter Gruppenunterschied im Post-Hoc-Test, n_{Frauen} = 1330, $n_{Männer}$ = 814.

Bei den Männern ist der Unterschied zwischen nichtehelichen Paaren mit und ohne gemeinsames Sorgerecht signifikant. Männer, die keine gemeinsame Sorge mit dem anderen Elternteil innehaben, berichten von mehr Differenzen und

Konflikten. Dieser Unterschied ist auch bei den Frauen zu verzeichnen; dort ist er allerdings nicht signifikant. Keine Unterschiede in den Differenzen & Konflikten gibt es, wie angenommen, zwischen Personen mit gemeinsamer Sorge und Personen, die nach der Geburt des Kindes geheiratet haben.

Bei der Untergrabung ergeben sich keinerlei signifikante Gruppenunterschiede in den Post-Hoc-Tests. Tendenziell ist aber auch hier zu erkennen, dass bei den Frauen diejenigen, die bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet waren, am wenigsten Untergrabungsverhalten des anderen Elternteils berichten. Die anderen Gruppen unterscheiden sich nicht. Bei den Männern heben sich nur diejenigen mit gemeinsamer Sorge von den anderen Gruppen ab, wobei sie die wenigsten Untergrabungen berichten. Auch dieser Effekt ist allerdings nicht signifikant.

5.10.2 Ergebnisse zu Effekten des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes

Für die Elternteile, die an der pairfam-Befragung teilgenommen haben und zusätzlich noch für das jüngste im Haushalt lebende Kind im Alter zwischen acht und 15 Jahren einen Erziehungsfragebogen ausgefüllt haben, liegen auch Angaben zu Verhalten des Kindes aus Perspektive der Eltern vor.

Elterliches Coparenting und Verhalten des Kindes

Daher können für diese 320 Männer und 139 Frauen Effekte des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes zur Beantwortung der *Frage III.2.1* berechnet werden. Die Regressionsanalysen mit jeweils den beiden Coparentingskalen Differenzen & Konflikte sowie die Untergrabung als unabhängige Variablen und das Verhalten des Kindes als abhängige Variable ergeben (vgl. Tabelle 66) bei den Frauen nur signifikante Effekte der Differenzen & Konflikte auf die Hyperaktivität des Kindes sowie auf die allgemeinen Verhaltensprobleme. Je mehr Differenzen & Konflikte die Frauen mit dem anderen Elternteil haben, desto mehr Hyperaktivität und Verhaltensprobleme nehmen sie bei ihrem Kind wahr. Die Untergrabung hat bei den Frauen keinen Effekt auf das Verhalten des Kindes. Diese wirkt hingegen bei den Männern auf die wahrgenommene Hyperaktivität des Kindes: Je mehr Untergrabungsverhalten Männer erfahren, desto mehr Hyperaktivitätsprobleme ihrer Kinder berichten sie. Zusätzlich ist bei den Männern auch der Effekt der Differenzen & Konflikte auf das prosoziale Verhalten des Kindes signifikant. Je mehr Differenzen und Konflikte zwischen den Eltern stattfinden, desto weniger prosoziales Verhalten der Kinder berichten die Männer.

Tabelle 66: Regressionen Coparenting (z-standardisiert) auf das Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)

		Hyper-aktivität		emotionale Probleme		Verhatens-probleme Peers		prosoziales Verhalten		Verhatens-probleme	
		β	R^2	β	R^2	β	R^2	B	R^2	β	R^2
♀	Differenzen & Konflikte	.15*	.03	.08	.02	-.05	.01	-.09	.01	.25*	.08
	Untergrabung	.05		.09		.12		.06		.05	
♂	Differenzen & Konflikte	-.01	.05	-.08	.02	-.01	.00	-.26*	.06	.07	.05
	Untergrabung	.23*		.14		.02		.04		.17	

Anmerkung: n_{Frauen} = 320, $n_{Männer}$ = 139; * = $p < .05$.

Insgesamt sind die Effekte, bis auf den Effekt der Differenzen & Konflikte auf das prosoziale Verhalten der Kinder bei den Vätern, sehr gering. Weder bei Frauen noch bei Männern ergeben sich von einem der beiden Aspekte des Coparenting Effekte auf emotionale Probleme und Verhaltensprobleme mit Gleichaltringen.

Mediationsprozesse der Subskalen des elterlichen Coparenting bei den Effekten auf das Verhalten des Kindes

Um auch hier mögliche Mediationsprozesse zu kontrollieren und die spezifischen Wechselwirkungsprozesse zwischen den beiden Subskalen des elterlichen Coparenting zu beleuchten, wird das Mediationsmodell „Mediation des Effekts der Untergrabung auf das Verhalten des Kindes durch Differenzen & Konflikte" überprüft.

Die Hinzunahme der Differenzen & Konflikte zum Effekt der Untergrabung auf das Verhalten des Kindes führt bei den Frauen im Verhaltensaspekt Hyperaktivität (ΔR^2 = .01), dem prosozialen Verhalten (ΔR^2 = .01) sowie den Verhaltensproblemen (ΔR^2 = .04) zu einer besseren Varianzaufklärung. Für die emotionalen Probleme (ΔR^2 = .00) und die Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen (ΔR^2 = .00) sind die Differenzen & Konflikte nicht bedeutsam. Bei den Männern bewirkt die Hinzunahme bei den emotionalen Problemen andererseits eine leichte Modellverbesserung (ΔR^2 = .01). Bei der Hyperaktivität (ΔR^2 = .00) und den Verhaltensproblemen mit Gleichaltrigen (ΔR^2 = .00) ergeben sich hingegen keine besseren Varianzaufklärungen. Für das prosoziale Verhalten (ΔR^2 = .05) und die Verhaltensprobleme (ΔR^2 = .01) sind nach Angaben der Männer Differenzen & Konflikte in der Erziehung über den Effekt der Untergrabung hinweg bedeutsam.

Vergleicht man den ersten Schritt der Mediationsanalyse (vgl. Tabelle 67) mit dem Gesamtmodell (vgl. Tabelle 66), so wird deutlich, dass sich bei den Frauen nur für die Indikatoren Hyperaktivität, emotionale Probleme und Verhaltensprobleme eine Mediation des Effekts der Untergrabung durch den Effekt der Differenzen & Konflikte ergibt. Bei den Männern ist nur bei den Verhaltensproblemen eine leichte Mediation zu erkennen, da der im ersten Schritt signifikante Effekt der Untergrabung im Gesamtmodell nicht mehr signifikant ist.

Tabelle 67: Mediation des Effekts der Differenzen & Konflikte auf das Verhalten Kind durch die Kooperation für Frauen (♀) und Männer (♂): Effekte Schritt 1

	Hyper-aktivität		Emotionale Probleme		Verhaltens-probleme Peers		Prosoziales Verhalten		Verhaltens-probleme	
	β_1	R^2	β_1	R^2	β_1	R^2	β_1	R^2	β_1	R^2
♀ Untergrabung	.14*	.02	.14*	.02	.08	.01	-.05	.00	.19*	.04
♂ Untergrabung	.23*	.05	.11	.01	.02	.00	-.10	.01	.20*	.04

Anmerkung: n_{Frauen} = 320, $n_{Männer}$ = 139; * = $p < .05$.

Dass keine weiteren Mediationsprozesse aufgedeckt werden können, liegt an den teils sehr schwachen, nicht signifikanten Effekten der Untergrabung auf das Verhalten des Kindes.

Coparenting und Verhalten des Kindes nach Geschlecht des Kindes

Kontrolliert man mögliche Geschlechtsunterschiede des Kindes bei den Effekten des Coparenting auf das Verhalten der Kinder, ergeben die Interaktionseffekte Coparenting mal Geschlecht des Kindes im Regressionsmodell des Coparenting auf das Verhalten des Kindes keinerlei signifikanten Effekte (vgl. Tabelle 68). Somit wirken Differenzen und Konflikte in der Erziehung sowie Untergrabungen des Erziehungsverhaltens nach Angaben von Frauen und Männern gleichermaßen ungünstig für Mädchen und Jungen.

*Tabelle 68: Haupteffekte Coparenting und Interaktionseffekte Coparenting * Geschlecht Kind auf Verhalten Kind für Frauen (♀) und Männer (♂)*

		Hyperaktivität		Emotionale Probleme		Verhaltensprobleme Peers		Prosoziales Verhalten		Verhaltensprobleme	
		β	R^2	*β*	R^2	*β*	R^2	*B*	R^2	*β*	R^2
♀	Differenzen & Konflikt	.20*	.03	.14	.02	.01	.00	.01	.00	.24*	.08
	Differenzen & Konflikt *Geschlecht Kind	-.03		-.01		.01		-.01		.06	
♂	Differenzen & Konflikt	.16	.01	.13	.01	.01	.00	-.15	.07	.20	.03
	Differenzen & Konflikt *Geschlecht Kind	-.07		-.03		.00		-.13		-.06	
♀	Untergrabung	.16*	.02	.14	.01	.12	.01	.01	.01	.13	.04
	Untergrabung *Geschlecht Kind	-.04		-.00		-.05		-.09		.10	
♂	Untergrabung	.44*	.08	.13	.02	-.04	.00	-.09	.01	.30*	.05
	Untergrabung *Geschlecht Kind	-.26		-.03		.07		.00		-.12	

Anmerkung: n_{Frauen} = 320, $n_{Männer}$ = 139; * = $p < .05$.

5.10.3 Ergebnisse zum Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

Da in der Studie IIIa das Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell im Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität und dem Verhalten des Kindes die besten Resultate erzielte, wird nur dieses anhand der pairfam-Daten validiert. Der Multigruppenvergleich (MGA) zwischen Frauen und Männern ergibt für das unrestringierte Modell (unconstrained) insgesamt eine mittelgute Modellanpassung: $\chi^2_{46} = 141.64$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 3.08$; CFI = .90, RMSEA = .07, SRMR = .06. Das Modell ist signifikant und der CFI-Wert ist etwas zu niedrig, um von einer guten Modellanpassung sprechen zu können. Die übrigen Fit-Werte liegen jedoch alle im positiven Bereich. Setzt man die Pfade im Strukturmodell von Frauen und Männern gleich (structural weights Model: $\chi^2_{57} = 172.57$, $p < .00$, $\chi^2_{normed} = 3.03$; CFI = .88, RMSEA = .07, SRMR = .06) ergibt sich anhand der χ^2-Stastistik sowie des CFI-Werts eine bedeutsame Modellverschlechterung zum unrestringierten Modell ($\Delta\chi^2_{11} = 30.93$, $p < .00$, ΔCFI = .02, ΔRMSEA = .00, ΔSRMR = .00). Da sich in der Studie IIIa Geschlechtsunterschie-

de in diesem Modell ergeben haben und diese Werte auf Geschlechtsunterschiede hinweisen, wird von Geschlechtsunterschieden ausgegangen. Deshalb sind in der Abbildung 50 die standardisierten Pfadladungen des unrestringierten Modells für Frauen und Männer dargestellt.

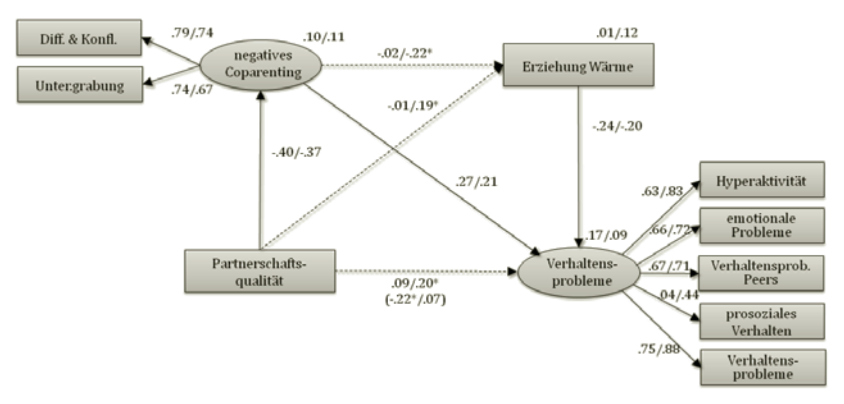


Abbildung 50: Standardisierte Pfadladungen des MGA unrestringiertes Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modells zur Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting sowie das Erziehungsverhalten für Frauen/Männer; (Werte in Klammern) = bivariater Effekt, gestrichelte Linie = nur für Frauen oder Männer p < .05, graue Linien = nicht signifikante Pfade; schwarze Linie: p < .05.

Auf der endogenen Modellseite sind die Verhaltensprobleme bei Frauen und Männern gut durch die negativen Variablen zum Verhalten des Kindes abgebildet. Lediglich das prosoziale Verhalten integriert sich nicht sehr gut in den negativen Faktor der Verhaltensprobleme. Eliminiert man das prosoziale Verhalten im Modell (nicht dargestellt), so verändern sich jedoch weder die Modellanpassung noch die Pfade im Modell wesentlich. Auch das Coparenting ist gut durch die beiden negativen Skalen Differenzen & Konflikt und Untergrabung abgebildet.

Sowohl bei den Frauen als auch bei den Männern ergibt sich ein negativer signifikanter Pfad der Partnerschaftsqualität auf das negative Coparenting. Je besser die Partnerschaftsqualität zwischen Mutter und Vater ist, desto weniger negatives Coparentingverhalten wird durch die Elternteile berichtet. Ebenfalls ergibt sich für beide Geschlechter ein signifikanter Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes. Auch unter Kontrolle der Partnerschaftsqualität sowie des Erziehungsverhaltens, welches gleichermaßen einen Effekt auf Verhaltensprobleme des Kindes hat, hat das Coparenting folglich eine Bedeutung für

die psychosoziale Entwicklung der Kinder. Unterschiede zwischen Frauen und Männern lassen sich einerseits in den Effekten des Coparenting auf das Erziehungsverhalten beobachten. Während bei den Frauen das Erziehungsverhalten keinen Effekt auf die Wärme in der Erziehung hat, wirkt sich bei Männern ein negatives Coparenting negativ auf das eigene Erziehungsverhalten aus. Dasselbe gilt für die Partnerschaftsqualität. Auch hier gibt es keinen signifikanten Effekt bei den Frauen; bei den Männern wirkt sich hingegen eine gute Partnerschaftsqualität auch positiv auf das Erziehungsverhalten aus. Zusätzlich hat die Partnerschaftsqualität bei den Männern auch einen direkten signifikanten Effekt auf das Verhalten des Kindes. Bei den Frauen reduziert sich dieser, bivariat signifikante Effekt so stark, dass er nicht mehr signifikant ist. Bei den Männern ist hingegen ein Suppressionseffekt zu beobachten: Erst durch Aufnahme des Coparenting im Modell kommt es auch zu einem bedeutsamen Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes. Dennoch sind für Männer und Frauen Mediationseffekte des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting und das Erziehungsverhalten zu verzeichnen, da der indirekte gebootstrappte Pfad von Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes (Frauen: γ = -.13*, Männern: γ = -.13*) signifikant ist.

5.11 Diskussion Studie IIIb „pairfam“

Mit den Daten der repräsentativen Längsschnittstudie Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam, Huinink et al., 2011) wurden mit der Studie IIIb die Analysen aus der Studie IIIa, welche das elterliche Coparenting im Hinblick auf die Sorgerechtsregelung zwischen den Eltern sowie zu Prädiktoren und Auswirkungen des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes untersuchen, ergänzt. Die beiden Fragestellungen in der Studie III wurden in der Studie IIIb mit Angaben von 1.330 Frauen und 814 Männern bzw. 320 Frauen und 139 Männern analysiert.

5.11.1 Unterschiede im elterlichen Coparenting zwischen verschiedenen Paar- bzw. Elterntypen (Forschungsfrage III.1)

Die Analyse entsprechend der *Frage III.1.2*, ob es Unterschiede im elterlichen Coparenting gibt, welches in pairfam mit den beiden Subskalen Differenzen & Konflikt und Untergrabung abgebildet ist, ergeben uneinheitliche Befunde: Während Frauen und Männer einheitlich die meisten Differenzen und Konflikte bei nichtehelichen Paaren ohne gemeinsames Sorgerecht berichten, berichten Männer die wenigsten Differenzen & Konflikte in nichtehelichen Partner-

schaften mit gemeinsamen Sorgerecht und Frauen die wenigsten Differenzen & Konflikte, wenn sie den anderen Elternteil bereits vor der Geburt des Kindes geheiratet haben. Der Befund bei den Frauen ist allerdings multivariat nicht signifikant. Weder bei den Frauen noch bei den Männern unterscheiden sich jedoch die anderen, als die genannten Extremgruppen voneinander. Deshalb scheinen sich Eltern, die vor oder nach der Geburt eines Kindes geheiratet haben, sowie Eltern, die nichtehelich sind und die Sorge für das Kind gemeinsam ausüben, nicht wesentlich voneinander zu unterscheiden. Lediglich die nichtehelichen Eltern ohne gemeinsames Sorgerecht scheinen etwas mehr Schwierigkeiten hinsichtlich Differenzen und Konflikten in ihrer Elternbeziehung zu haben. Bei der Untergrabung berichten Frauen, die vor der Geburt den anderen Elternteil geheiratet haben, dass dieser ihnen am wenigsten in den Rücken fällt. Nach Angaben der Männer sind dies die Mütter, mit denen sie nichtehelich die gemeinsame Sorge ausüben. Die anderen Familienformen haben jeweils höhere Werte in der Untergrabung. Da die Effekte jedoch sehr gering sind und bei der Untergrabung auch nicht signifikant, kann sowohl bei Frauen als auch bei Männern von keinen großen Unterschieden zwischen den Gruppen mit und ohne Sorgerecht (aufgrund von Abgabe von Sorgeerklärungen oder durch Heirat des anderen Elternteils) im elterlichen Coparenting gesprochen werden.

5.11.2 Zusammenspiel von elterlichem Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes (Forschungsfrage III.2)

Effekte des Coparenting auf das Verhalten der Kinder

Auch mit den pairfam-Daten wurde im ersten Schritt zur Aufklärung des Zusammenspiels von Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und dem Verhalten des Kindes zur Beantwortung der *Frage III.2.1* Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes geprüft. Hierbei ergeben sich insgesamt nur sehr geringe Effekte des Coparenting auf die psychosoziale Entwicklung der Kinder. Lediglich aus der Perspektive der Männer wirken sich Differenzen und Konflikte in der Elternbeziehung etwas stärker negativ auf das prosoziale Verhalten der Kinder aus. Grundsätzlich sind die Effekte bei Frauen und Männern unsystematisch. Die meisten Effekte lassen sich durch Differenzen und Konflikte verzeichnen. Nur bei den Männern ergibt sich ein Effekt der Untergrabung auf die Hyperaktivität des Kindes. Angesichts des geringen Effekts der Untergrabung auf das Verhalten des Kindes lassen sich im Zusammenspiel der beiden Dimensionen des Coparenting Differenzen und Konflikte sowie Untergrabung nur wenige Mediationsprozesse nachweisen. So gibt es

bei den Männern nahezu keine Mediationseffekte. Differenzen und Konflikte sowie Untergrabung wirken hier gleich stark bzw. nicht stark auf das Verhalten des Kindes. Demgegenüber findet bei Frauen in den drei Verhaltensbereichen der Kinder Hyperaktivität, emotionale Probleme und Verhaltensprobleme eine Mediation des Effekts der Untergrabung durch den Effekt der Differenzen & Konflikte statt. Dass sich das Untergrabungsverhalten auf Differenzen und Konflikte auswirken und diese sich dann wiederum auf das Verhalten des Kindes auswirken, kann mit der Studie IIIb nur teilweise für Frauen bestätigt werden.

Die Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Geschlechts des Kindes.

Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten der Kinder

Das in der Studie IIIa etablierte Modell des Zusammenspiels von Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes, welches neben der direkten Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch die Verkettung von Coparenting und Erziehung auch noch zusätzliche direkte Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes sowie der Partnerschaftsqualität auf das individuelle Erziehungsverhalten zulässt, erwies sich auch in der Studie IIIb als ein adäquates Modell mit guter Modellanpassung. Auch hier ergeben sich Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Während bei den Frauen eine Mediation des Effekts der Partnerschaftsqualität auf Verhaltensprobleme nachzuweisen war, ist bei den Männern der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes bereits bivariat nicht signifikant.

Bei beiden Geschlechtern ergeben sich hingegen einheitliche Effekte der Partnerschaftsqualität auf das Coparenting sowie des Coparenting und der Erziehung auf das Verhalten des Kindes. Berichten die Befragten von einer schlechteren Partnerschaftsqualität, so ist dies mit mehr negativem Coparentingverhalten ausgezeichnet durch Differenzen und Konflikte sowie gegenseitige Untergrabungen verbunden. Bei mehr negativem Coparenting zwischen den Eltern und weniger Wärme in der Erziehung werden mehr Verhaltensprobleme des Kindes berichtet. Bei Männern lassen sich im Vergleich zu den Frauen noch zwei weitere Effekte auffinden: Einerseits wirkt sich eine schlechte Partnerschaftsqualität negativ auf deren Erziehungsverhalten aus. Andererseits ist auch ein negatives Coparenting ungünstig für die Wärme in der Erziehung. Bei den Frauen gibt es diese Effekte nicht. Daher scheint bei der Mediation des Ef-

fekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes bei den Frauen vor allem das Coparenting eine mediierende Rolle einzunehmen. Bei den Männern scheinen hingegen Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes einerseits verkettet zu sein, andererseits lässt das Modell darauf schließen, dass Coparenting einen zusätzlichen individuellen unabhängigen Effekt von Partnerschaftsqualität und Erziehung auf das Verhalten der Kinder hat.

5.12 Diskussion Studie III: Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehung und Verhalten des Kindes

Die Studie III setzt sich aus den beiden Teilstudien Studie IIIa und Studie IIIb zusammen. Die Studie IIIa beantwortet einerseits die Fragestellungen der Studie III anhand der Angaben von 228 Frauen und 121 Männer und andererseits mit dyadischen Daten von Müttern und Vätern aus 87 Familien. Diese Personen haben den Intensivfragebogen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ ausgefüllt. Die Studie IIIb analysierte ergänzend zu Studie IIIa die Fragestellungen der Studie III mit Angaben von 1.330 Frauen und 814 Männern mit Kindern der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam). Für die zweite Fragestellung konnten in der Studie IIIb Angaben von 320 Frauen und 139 Männern herangezogen werden. Der Vorteil der Studie IIIb ist, dass sie die Ergebnisse der Studie IIIa zu Familien, in denen ein Kind nichtehelich geboren wurde, um Eltern, die bei der Geburt eines Kindes miteinander verheiratet waren, erweitert.

5.12.1 Haben Eltern, die die elterliche Sorge für ein Kind gemeinsam ausüben, ein besseres Coparenting? (Forschungsfrage III.1)

Die *Frage III.1.1* der Studie III konnte nur mit der Studie IIIa beantwortet werden. Lediglich in der Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ wurden bei der Geburt nichteheliche Eltern explizit nach der Abgabe von Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge gefragt. Dies wurde auch bei Eltern bewirkt, die inzwischen durch eine Heirat die gemeinsame Sorge erlangt haben. Die Daten der Studie III liefern hingegen lediglich Angaben zur aktuellen Sorgerechtsregelung bei aktuell nicht miteinander verheirateten Elternpaaren, welche für die *Frage III.1.2* herangezogen werden konnten. Nach Angaben der Frauen in der Studie IIIa unterscheiden sich Eltern in ihrem Coparenting hinsichtlich der Abgabe von Sorgeerklärungen. Frauen, die die gemeinsame Sorge für ein nichteheliches Kind durch übereinstimmende Sorgeerklärungen erlangt haben, berichten von einer

besseren Kooperation in der Erziehung und somit von einem besseren Erziehungsteam mit gegenseitiger Unterstützung und Vertrauen. Zudem schildern sie die Erziehungsbeziehung als mit weniger Differenzen und Konflikten belastet, sie fühlen sich vom anderen Elternteil weder hintergangen bzw. bloßgestellt, noch zieht der andere Elternteil das Kind in Konflikte zwischen den Eltern hinein. Für Männer sind diese Unterschiede nicht nachweisbar. In den Analysen zur *Frage III.1.2*, die sich auf die aktuelle Sorgerechtsregelung bezog und in der Studie IIIa, die drei Gruppen der inzwischen verheirateten Eltern, nichtehelichen Paare mit und ohne Sorgerecht bezüglich des Coparenting untersuchte, erwiesen sich ebenfalls nur die Angaben der Mütter als unterschiedlich. Während sich inzwischen verheiratete Paare, bei der Geburt des Kindes aber nichteheliche Paare, und nichteheliche Paare mit Sorgerecht durch Sorgeerklärungen nicht in ihrem Coparenting unterschieden, berichten nichteheliche Frauen ohne gemeinsame Sorge von einer schlechteren Coparentingbeziehung. Die Ergebnisse der Studie IIIb, in der neben den drei genannten Gruppen zusätzlich auch Eltern, die bereits vor der Geburt des Kindes verheiratet waren, hinsichtlich Unterschieden im elterlichen Coparenting untersucht wurden, bestätigen nur teilweise die Befunde aus der Studie IIIa. So haben auch hier diejenigen nichtehelichen Eltern ohne gemeinsame Sorge das schlechteste elterliche Coparenting hinsichtlich Differenzen und Konflikten – und dies aus der Perspektive von Frauen und Männern. Die drei übrigen Gruppen der nichtehelichen Eltern mit gemeinsamer Sorge, die inzwischen geheiratet haben, und auch diejenigen, die bereits vor Geburt des Kindes verheiratet waren, unterscheiden sich kaum im elterlichen Coparenting. Dies ist im Einklang mit empirischen Befunden, dass sich eheliche und nichteheliche Eltern nicht wesentlich im Erziehungsverhalten unterscheiden (z. B. Berger et al., 2008; Hofferth & Anderson, 2003; vgl. auch Kapitel 4.1.6). Nahezu keine Unterschiede zwischen den Elterngruppen ergeben sich hingegen in der Untergrabung in der Erziehung. Die Dimension Kooperation des Coparenting wurde in der pairfam-Studie nicht abgefragt. Allerdings ist zu beachten, dass in der Studie IIIb die Unterschiede noch weniger ausgeprägt sind, wobei sie schon in der Studie IIIa im Grunde genommen nicht sehr stark ausgeprägt waren. Zusätzlich liegen die Werte des Coparenting aller Gruppen durchaus im positiven Bereich. Deshalb ist auch in der Gruppe der nichtehelichen Eltern ohne gemeinsame Sorge keinesfalls von einer schlechten Coparentingbeziehung zu sprechen. Die ausbleibenden Gruppenunterschiede bei den Männern in der Studie IIIa werden damit begründet, dass die Gruppe der Väter, die nicht gut mit der Mutter in der Erziehung zusammenarbeiten, erst gar nicht von der Studie erreicht wur-

den, und dass daher das erwartete schlechtere Coparenting in nichtehelichen Partnerschaften ohne gemeinsame Sorge nicht erfasst werden konnte, wohingegen eher die „untypischen" Männer ohne gemeinsame Sorge an der Studie teilgenommen haben, die sich besonders in der Erziehung engagieren, was auch zu einem besseren Coparenting führt (vgl. Carlson et al., 2008; Hohmann-Marriott, 2011; Jia & Schoppe-Sullivan, 2011). Die relativ geringe Anzahl an nichtehelichen Vätern ohne gemeinsame Sorge in der Studie IIIa bestätigt diese Vermutung.

Somit ist die aufgrund der Übereinstimmung der Definition des elterlichen Coparenting (vgl. Kapitel 5.1) und der im Gesetz verankerten Bedeutung der elterlichen Sorge (§ 1226 Abs. 2 BGB) bzw. der gemeinsamen elterlichen Sorge (§ 1626a BGB; vgl. auch Kapitel 3.1) sowie aufgrund der Annahmen des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG 107, 150) getroffene These, dass Eltern mit einem guten elterlichen Zusammenspiel in der Erziehung, die also die tatsächliche Sorge gemeinsam ausüben, auch rechtlich die gemeinsame Sorge innehaben – wenn auch mit mäßig starken Effekten – weitgehend bestätigt. Ob die gute Coparentingbeziehung bei Eltern mit gemeinsamer Sorge (aufgrund der Abgabe von Sorgeerklärungen oder einer Heirat vor oder nach der Geburt des Kindes) bereits vor der Sorgeentscheidung bzw. vor der Heirat bestand oder ob diese sich erst infolge der Ausübung der gemeinsamen Sorge eingestellt hat, kann mit vorliegenden querschnittlichen Analysen nicht beantwortet werden. Da das elterliche Coparenting ein verhältnismäßig stabiles Konstrukt ist (vgl. Gable et al., 1992; Van Egeren, 2004), ist aber davon auszugehen, dass die gefundenen Unterschiede bereits länger bestehen und somit die Entscheidung für die gemeinsame Sorge sicherlich auch auf einer guten Coparentingbeziehung basiert. Möglicherweise hat die gemeinsame Sorge diese Unterschiede noch weiter verstärkt. Die Ergebnisse zum Sorgerecht in nichtehelichen (Studie IIIa) und ehelichen (Studie IIIb) Elternbeziehungen stimmen infolgedessen mit den Befunden aus den Studien zum Coparenting nach einer Trennung überein (vgl. Ahrons, 1980; Arditti, 1992; Bowman & Ahrons, 1985; Crosbie-Burnett, 1991; Degarmo, 2010; Kline et al., 1989). Nicht bestätigt hat sich demgegenüber die Annahme, dass nichteheliche Partnerschaften besser im Coparenting abschneiden, als Eltern, die verheiratet sind. Weder in der Studie IIIa (Vergleich nichtehelich und nach der Geburt verheiratete Paare) noch in der Studie IIIb (Vergleich zu bereits vor der Geburt verheirateten Paaren) befürworten die Ergebnisse die Vermutung, dass nichteheliche Eltern eine egalitäre Haltung und weniger traditionelle Rollenarrangements bevorzugen könnten (Howard & Brooks-Gunn, 2009), was durch eine stärkere Involviertheit der Väter zu

einer besseren Coparentingbeziehung führen sollte (vgl. Hohmann-Marriott, 2011).

5.12.2 Wie lässt sich das elterliche Coparenting in das Netz aus Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes integrieren? (Forschungsfrage III.2)

Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes

Mit beiden Teilstudien der Studie III konnten zur Beantwortung der *Frage III.2.1* Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes überprüft werden. Die Ergebnisse stimmen jedoch nur teilweise überein. So konnten in der Studie IIIa, wie in der Hypothese angenommen, starke bis mittlere Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes sowohl mit den individuellen Daten als auch mit den dyadischen Daten nachgewiesen werden. Es zeigte sich, dass alle drei Dimensionen des Coparenting (Kooperation, Differenzen und Konflikt sowie Triangulation und Untergrabung) bedeutsam für die vier betrachteten Dimensionen (oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwächen, sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten) des Verhalten des Kindes sind. Eltern mit einer guten Coparentingbeziehung berichten von weniger Verhaltensschwierigkeiten ihrer Kinder. Dieser Befund bestätigt Ergebnisse früherer Studien, die zeigen konnten, dass eine gute Kooperation der Eltern in der Erziehung Kinder vor Verhaltensprobleme schützt und positives Verhalten begünstigen(vgl. Barnett et al., 2012; Belsky et al., 1996; Brody et al., 1999; Cheng et al., 2009; McHale et al., 1999; Schoppe et al., 2001). Indessen wirken sich Differenzen (vgl. auch Block et al., 1981; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; Verhoeven et al., 2010) und Konflikte (Gable et al., 1992; Grych et al., 2000; Kröger et al., 2009; Lindsey & Caldera, 2005; McHale & Rasmussen, 1998; Pauli-Pott & Beckmann, 2007) sowie Triangulation und Untergrabung (Buehler et al., 1998; Buehler & Welsh, 2009; Jacobvitz et al., 2004) negativ auf eine positive Entwicklung der Kinder aus. In der Studie IIIb ergeben sich hingegen nur eher schwache Zusammenhänge der beiden Dimensionen des Coparenting Differenzen und Konflikt sowie Untergrabung mit dem Verhalten des Kindes, gemessen anhand der Dimensionen Hyperaktivität, emotionale Probleme, Verhaltensprobleme mit Gleichaltrigen, prosoziales Verhalten und allgemeine Verhaltensprobleme. Lediglich nach Angaben von Frauen ergeben sich etwas stärkere Effekte der Differenzen und Konflikte auf die Hyperaktivität und die Verhaltensprobleme. Nach Angaben der Männer wirkt Untergrabung negativ auf das prosoziale Verhalten der Kinder. Dass die Effektstärken, welche auch in der Studie IIIa nicht

sehr groß waren, eher gering sind, steht im Einklang mit den Ergebnissen der Metaanalyse von Teubert und Pinquart (2010), die die mittlere Varianzaufklärung der einzelnen Coparentingdimensionen im Verhalten des Kindes mit 1 % beschreiben. Dass sich im Unterschied zur Studie IIIa in der Studie IIIb nur wenig Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes ergeben, könnte daran liegen, dass die Kinder in der Studie IIIb mit im Schnitt von rund zehn Jahren wesentlich älter sind als die Kinder in der Studie IIIa, die im Mittel rund vier Jahre alt sind. Beispielsweise gehen Margolin und Kollegen (2001) davon aus, dass das elterliche Coparenting bei älteren Kindern an Bedeutung verliert; dies konnten auch Teubert und Pinquart (2010) zeigen, da in ihrer Metaanalyse die Effekte bei jüngeren Kindern größer waren. Somit scheint das elterliche Coparenting gerade bei jüngeren Kindern besonders wichtig zu sein.

Zudem konnten in der Studie IIIa folgende Wechselwirkungsprozesse der Dimensionen des Coparenting beobachtet werden: Triangulationen und Untergrabungen bewirken Differenzen und Konflikte, welche negative Konsequenzen für die Kooperation in der Erziehung zur Folge haben. Die Effekte der Triangulationen und Untergrabungen sowie der Differenzen und Konflikte auf das Verhalten des Kindes werden durch die Kooperation in der Erziehung mediiert. In der Studie IIIb konnten keine Wechselwirkungen der beiden negativen Coparentingdimensionen herausgearbeitet werden. Dies mag daran liegen, dass in der Studie IIIb der zentrale Mediator in der Studie IIIa Kooperation in der Erziehung nicht abgefragt wurde. Einheitlich ergeben sich, wie hypothetisch angenommen, in beiden Teilstudien kaum unterschiedliche Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes hinsichtlich des Geschlechts des Kindes (vgl. Teubert & Pinquart, 2010). Lediglich mit den dyadischen Analysen der Studie IIIa zeigte sich das negative Coparenting etwas bedeutsamer für Verhaltensprobleme bei Mädchen. Dies bestätigt den Befund von Forehand und Jones (2003), dass gerade für Mädchen Konflikte in der Elternbeziehung negative Auswirkungen haben. Da die Zahl der Studien, die Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes getrennt für Mädchen und Jungen analysiert haben (Teubert & Pinquart, 2010) und die vorliegenden Ergebnisse aufgrund der geringen Stichprobe in den dyadischen Daten (45 Familien mit Mädchen und 42 Familien mit Jungen) sehr gering sind, sollte dies in folgenden Studien und Analysen weiter untersucht werden.

Coparenting, Erziehung und Verhalten des Kindes

In beiden Teilstudien bleiben, wie mit der *Frage III.2.2* angenommen, die Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes auch unter Berücksichtigung

des positiven individuellen Erziehungsverhaltens bestehen; dies bestätigt somit bisherige Studien (z. B. Belsky et al., 1996; Caldera & Lindsey, 2006; Chen & Johnston, 2012; Teubert & Pinquart, 2010). Es verringert sich zwar, wie beispielsweise in der Studie IIIa gezeigt werden konnte, unter Aufnahme des Erziehungsverhaltens der Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes und die erwarteten Mediationsprozesse sind nachweisbar, dennoch behält das Coparenting einen nicht unbedeutenden eigenständigen Effekt auf das psychosoziale Verhalten des Kindes. Ein negatives Coparenting ist in den vorliegenden Studien, wie es bereits in früheren Studien (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001) gezeigt werden konnte, mit wenig Liebe in der Erziehung verbunden, was wiederum zu Verhaltensproblemen des Kindes führt (vgl. z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; Baumrind, 1991; Gray & Steinberg, 1999; Schwarz & Silbereisen, 1996; Steinberg, 2001; Steinberg et al., 1999).

Partnerschaftsqualität, Coparenting und Verhalten des Kindes

Wie mit der *Frage III.2.3* angenommen und in einer Vielzahl an Studien (Belsky & Hsieh, 1998; Burney & Leerkes, 2010; Carlson & Högnäs, 2009; Feinberg et al., 2012; Kan et al., 2012; Schoppe-Sullivan et al., 2004; Talbot et al., 2009) belegt, hat auch in beiden vorliegenden Teilstudien der Studie III die Partnerschaftsqualität einen starken Effekt auf das elterliche Coparenting. Nach Angaben von Frauen und Männern kooperieren Personen, die unzufrieden mit ihrer Partnerschaft sind, weniger gut mit dem Partner in der Erziehung (Studie IIIa), haben mehr Differenzen und Konflikte mit diesem und es wird von mehr Triangulation und gegenseitiger Untergrabung berichtet (Studie IIIa und Studie IIIb). Auch unter Kontrolle der Partnerschaftsqualität bleibt, wie angenommen, der Effekt des Coparenting auf das Verhalten des Kindes bestehen (vgl. Teubert & Pinquart, 2010). Überdies erwies sich das Coparenting in beiden Studien, wie hypothetisch durch die Ergebnisse früherer Studien (Bonds & Gondoli, 2007; Floyd et al., 1998; Katz & Low, 2004; Margolin et al., 2001) angenommen, als Mediator des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes. In den dyadischen Analysen der Studie IIIa gilt dies jedoch nur für den Effekt der Mütter. So lässt sich beispielsweise der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes in der Studie IIIa damit begründen, dass sich eine schlechte Partnerschaftsqualität negativ auf das Coparenting auswirkt, welches wiederum günstig für oppositionell-aggressives Verhalten, Aufmerksamkeitsschwierigkeiten, wenig sozial-emotionale Kompetenzen und emotionale Auffälligkeiten des Kindes ist.

Partnerschaftsqualität, Coparenting und Erziehungsverhalten

In der Studie IIIa wurde insbesondere auch das Zusammenspiel von Partnerschaftqualität, Coparenting und Erziehungsverhalten untersucht. Wie angenommen und in früheren Studien belegt (z. B. Grych et al., 2000; Krishnakumar & Buehler, 2000; Verhoeven et al., 2007; Wieland & Baker, 2010), ist die Partnerschaftsqualität ein Einflussfaktor auf das Erziehungsverhalten (Studie IIIa, Studie IIIb nur bei Männern). Ferner erwies sich die in der *Frage III.2.4* aufgestellte Hypothese 1, dass das Coparenting den Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten mediiert, gegenüber der Alternativhypothese (Hypothese 2), dass die Partnerschaftsqualität gleichzeitig Coparenting und Erziehungsverhalten bedingt, als die bessere Hypothese. Somit konnten die Befunde von Ippolito Morrill und Kollegen (2010) nicht bestätigt werden, die anhand ihrer Analysen beiden Hypothesen Gültigkeit zuschrieben. Allerdings deuten die Ergebnisse auch darauf hin, dass sich Partnerschaftsqualität und Coparenting im Zusammenhang mit dem Erziehungsverhalten wechselseitig beeinflussen – dies insbesondere bei Männern. Vor allem die dyadischen Daten legen nahe, dass für das Erziehungsverhalten der Mütter eher das Coparenting relevant ist, bei den Vätern hingegen eher die Partnerschaftsqualität. Dies bestätigt auch die Studie IIIb. Hier ergibt sich nur für Männer ein Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten und nur für Frauen ein Effekt des Coparenting auf das Erziehungsverhalten.

Insgesamt bestätigen die vorliegenden Befunde frühere Studien zu Effekten des Coparenting auf das individuelle Erziehungsverhalten (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001), insbesondere auf das Erziehungsverhalten der Männer (Solmeyer & Feinberg, 2011). Gleichwohl muss bedacht werden, dass anhand der vorliegenden querschnittlichen Analysen keine Aussagen über kausale Zusammenhänge getroffen werden können. Deshalb ist es nötig, zukünftig die Wechselwirkungsprozesse von Coparenting und Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten in längsschnittlichen Studien zu beobachten.

Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten der Kinder

Mit beiden Teilstudien der Studie III wurde das Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten der Kinder gleichzeitig in einem Modell untersucht. In der Studie IIIa erwies sich das in der *Frage III.2.5* in Hypothese 2 aufgestellten Modells als das bessere Modell gegenüber dem Modell aus Hypothese 1. Das Modell aus Hypothese 2 erweitert

das Mediationsmodell (Hypothese 1) des Effekts der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch eine Verkettung des Coparenting mit dem Erziehungsverhalten noch um zusätzliche Zwischeneffekte der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten sowie des Coparenting auf das Verhalten der Kinder. Dieses Modell wurde zur Validierung der Ergebnisse der Studie IIIa auch in der Studie IIIb untersucht. Ein die Ergebnisse zusammenfassendes Modell ist in der Abbildung 51 dargestellt.

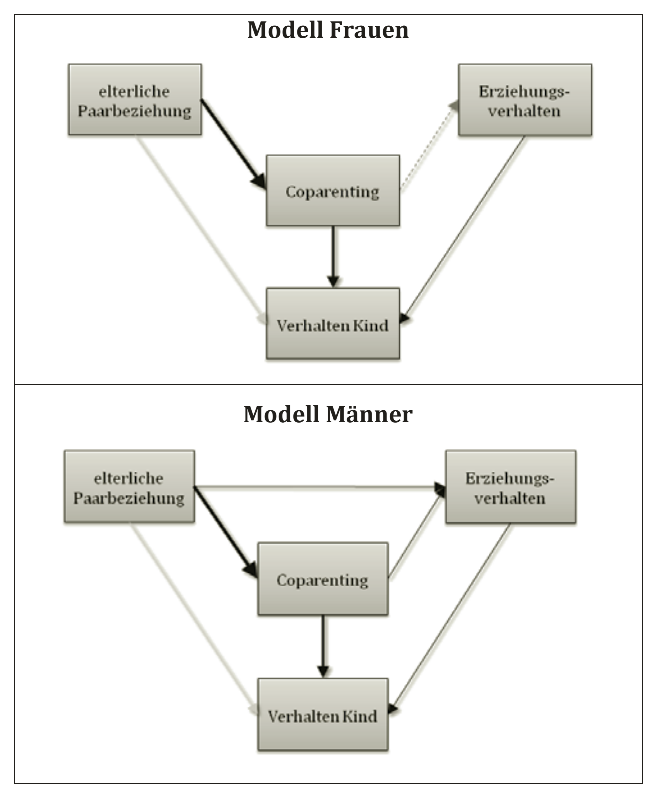


Abbildung 51: Coparenting im Netz von Partnerschaft, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes für Frauen und Männer

Einheitlich ist in beiden Studien die Partnerschaftsqualität bei Frauen und Männern ein wesentlicher Einflussfaktor auf das Coparenting (vgl. Belsky & Hsieh, 1998; Burney & Leerkes, 2010; Carlson & Högnäs, 2009; Feinberg et al., 2012; Kan et al., 2012; Katz & Low, 2004; Schoppe-Sullivan et al., 2004; Talbot et al., 2009). Ein gutes Coparenting ist ebenso in beiden Studien für beide Ge-

schlechter auch unter Kontrolle der Partnerschaftsqualität und des Erziehungsverhaltens ein Prädiktor für eine positive Entwicklung des Kindes (Teubert & Pinquart, 2010) – dies sogar stärker als das Erziehungsverhalten, welches ebenfalls auf das Verhalten des Kindes wirkt (z. B. Amato & Fowler, 2002; Baumrind, 1973; 1991; Gray & Steinberg, 1999; Steinberg, 2001). In den Studien ergeben sich jedoch auch Unterschiede zwischen Frauen und Männern: Während bei Frauen der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes (grauer Pfeil) anscheinend über das Coparenting mediiert wird, wird dieser Effekt bei den Männern einerseits auch durch das Coparenting mediiert, jedoch darüber hinaus noch durch das Erziehungsverhalten. In beiden Studien ergibt sich nämlich ein Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Erziehungsverhalten der Männer, welcher bei Frauen, zumindest unter Kontrolle der anderen Faktoren, nicht mehr relevant ist. Dies widerlegt für Frauen die Befunde früherer Studien (z. B. Grych et al., 2000; Krishnakumar & Buehler, 2000; Verhoeven et al., 2007; Wieland & Baker, 2010). Allerdings wurde in diesen Studien das Coparenting nicht berücksichtigt. Deshalb scheinen bei Männern das Coparenting und das Erziehungsverhalten eher als parallele Mediatoren zu fungieren. Zudem ergibt sich bei Männern auch ein stärkerer Effekt des Coparenting auf das eigene Erziehungsverhalten als bei Frauen, dieser ist jedoch weniger stark als der Effekt der Partnerschaftsqualität. Bei den Frauen ergeben sich hinsichtlich des Effekts des Coparenting auf das Erziehungsverhalten unterschiedliche Resultate: In der Studie IIIb konnte dieser Effekt nachgewiesen werden, in der Studie IIIa jedoch nicht. Deshalb bestätigen die vorliegenden Befunde zum Effekt des Coparenting auf das Erziehungsverhalten bisherige Studien (Barnett et al., 2012; Bonds & Gondoli, 2007; Feinberg et al., 2007; Margolin et al., 2001) nur für Männer und nur teilweise für Frauen. Somit scheint für das Erziehungsverhalten der Männer der familiäre Rückhalt bestehend aus Partnerschaft und Elternbeziehung wesentlich wichtiger zu sein als für Frauen.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass mit den vorliegenden Studien für Frauen und Männer ein einheitliches Modell des Zusammenspiels von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes gefunden werden konnte. Dieses entspricht weitgehend den von Feinberg (2003) theoretisch getroffenen Annahmen, welche infolgedessen zumindest für einen Teilbereich als bestätigt gelten können. Lediglich zwei Effekte differieren von den Annahmen Feinbergs: Der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Kind ist unter Kontrolle der anderen Faktoren nicht mehr relevant und für die Frauen ist die Partnerschaftsqualität unbedeutend für das eigene Erziehungsverhalten.

6 Integrative Diskussion der Studien I–III

Nachdem nun die drei Studien Studie I, II und III im Einzelnen dargestellt und die Ergebnisse diskutiert wurden, wird im Folgenden eine Integration der Ergebnisse der drei Studien realisiert. Dabei werden neben der Diskussion der Ergebnisse auch Limitationen und Grenzen der Studien aufgeführt sowie die Praxisrelevanz der Ergebnisse erörtert.

6.1 Diskussion der Ergebnisse

In den drei vorliegenden Studien wurden zum einen die Daten des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" (Kurzfragebogen und Intensivfragebogen; Jurczyk & Walper, 2012) ausgewertet. Diese wurden mit Auswertungen von Daten der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics" (pairfam; Huinink et al., 2011) erweitert, welche die erstgenannten Analysen auf (bereits vor der Geburt des Kindes) verheiratete Paare ausweitet und zudem das Altersspektrum der Kinder vergrößert.

Im Folgenden werden die Ergebnisse der drei Studien hinsichtlich der drei inhaltlichen Bereiche

(1) nichteheliche Elternschaft und gemeinsame elterliche Sorge,

(2) Effekte der Erziehung und des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes und

(3) Zusammenspiel von Coparenting, Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes diskutiert.

6.1.1 Nichteheliche Elternschaft, gemeinsame elterliche Sorge und elterliches Coparenting

In der Studie I wurde anhand der beiden Teilstudien Studie Ia und Studie Ib die Familiensituation von Paaren mit nichtehelich geborenen Kindern und die Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt in Deutschland analysiert. Die Studie Ia beantwortet dabei die Fragestellungen mit Daten des Kurzfragebogens des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" und die Studie Ib analysiert Daten der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics" (pairfam; Huinink et al., 2011).

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3_6, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Lebenssituation von Paaren mit nichtehelichen Kindern

Trotz ansteigender Zahlen nichtehelicher Geburten in Deutschland (vgl. Kapitel 1) lebten nur rund ein Viertel der Befragten mit Kindern in der Studie Ib in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil, mit welchem sie zumindest bei der Geburt des Kindes nicht verheiratet waren. Zum Befragungszeitpunkt leben nur 11.3 % der Familien mit Kindern in nichtehelichen Familien. Die Teilnehmenden der Studie Ia, welche alle ein nichteheliches Kind haben, das in den Jahren 2005 bis 2007 geboren wurde, lebten bei der Geburt des Kindes mehrheitlich mit rund 80 % in einer Partnerschaft mit dem anderen Elternteil, wobei die meisten Paare auch einen gemeinsamen Haushalt führten. Bis zum Alter der Kinder von drei bis fünf Jahren heiraten rund 20 % der nichtehelichen Paare.

Während diese Befunde, welche im Einklang mit früheren deutschen Studien stehen (vgl. z. B. Vaskovics et al., 1997) auch gut mit den Ergebnissen amerikanischer Studien (Kamp Dush, 2011; Tach et al., 2010) vereinbar sind, unterscheidet sich nur der Protzentsatz der Eltern in der Studie Ia, die sich im Zeitraum nach der Geburt des Kindes trennen, deutlich von dem in der Fragile Families Study (Reichman et al., 2001). Während es in der amerikanischen Studie bis zum Alter der Kinder von fünf Jahren in 60 % der Familien zu einer Trennung kommt, sind es in der Studie Ia nach Angaben der Frauen gut 30 %, nach Angaben der Männer sogar nur 15 %, die sich nach der Geburt des Kindes trennen.

Insgesamt erweisen sich vor allem NEL-Partnerschaften bei der Geburt des Kindes als am stabilsten. Die hohen Verheiratungsquoten, die mit der Veränderung der nichtehelichen Quoten bei Erst- und Zweitgeburt in Deutschland (vgl. Kapitel 2.3) harmonieren, und die niedrige Anzahl an nichtehelichen Familien mit älteren Kindern in der Studie Ib legen nahe, dass sich in Deutschland die Form der nichtehelichen Lebensgemeinschaft (noch) nicht als dauerhafte Alternative zur Ehe etabliert hat (vgl. Seltzer, 2004) und sich demnach Deutschland, wie von Kiernan (2002) vorgeschlagen, in einem Stadium befindet, in welchem die nichteheliche Lebensgemeinschaft als eine „Vortestphase" für potenzielle Ehen gilt. Allerdings scheint Deutschland gerade in einer Veränderungsphase zu sein, da vor allem in der Studie Ib gezeigt werden konnte, dass es in den letzten zehn Jahren zu einer Enttraditionalisierung der Ehe und somit zu einer Legalisierung nichtehelicher Geburten gekommen ist.

Während für eine Trennung nichtehelicher Paare insbesondere partnerschaftliche Faktoren relevant sind (Studie Ia), ergeben sich bei einer Heirat, unabhängig ob vor oder nach der Geburt des Kindes, neben dem positiven Effekt der

Partnerschaftsqualität und der Partnerschaftsdauer vor der Geburt des Kindes sowie dem negativen Effekt von Konflikten auf der Makroebene auch Effekte auf der Mikro- (persönliche Faktoren) und auf der Mesoebene (strukturelle und kulturelle Merkmale der Region, soziale Einbettung). Vor allem das strukturelle Merkmal Leben in Ostdeutschland vs. Leben in Westdeutschland hat die stärksten Effekte auf eine Heirat. So ist es in Ostdeutschland im Vergleich zu Westdeutschland wahrscheinlicher, eine nichteheliche Geburt zu erfahren, aber auch nach einer nichtehelichen Geburt nicht zu heiraten und noch länger den Status der Nichtehelichkeit zu behalten.

Anhand der persönlichen Faktoren lässt sich mit beiden Teilstudien eine Hypergamietendenz (vgl. z. B. Wirth, 1996) nachweisen: Vor allem Frauen mit niedrigerer Bildung haben eine größere Wahrscheinlichkeit zu heiraten als Frauen mit mittlerer oder mittlerer Bildung. Diese Heiratschance ist nochmals erhöht, hat der Mann eine hohe Bildung. Somit scheint in Deutschland die (finanzielle) Absicherung der Frau und der Familie durch den Mann immer noch bedeutsam zu sein. Dies gilt sowohl für Frauen, die bereits ein nichteheliches Kind haben (Studie Ia und Studie Ib), als auch für Frauen, die erst nach einer Heirat ein Kind bekommen haben (Studie Ib). Die Analysen in der Studie Ib deuten zudem darauf hin, dass Paare, die nach der Geburt eines Kindes geheiratet haben, und Paare, die bereits vor Geburt des Kindes verheiratet waren, sich kaum voneinander unterscheiden und daher die Reihenfolge der Institutionalisierungsschritte Geburt eines Kindes und Heirat unerheblich ist.

Elterliche Sorge bei nichtehelicher Geburt

In beiden Teilstudien ergaben die Analysen, dass mehrheitlich nichteheliche Eltern, die in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, auch die elterliche Sorge nach § 1626a des Bundesgesetzbuches (BGB) gemeinsam ausüben. Dass auch diejenigen Elternteile, die nach Geburt des Kindes geheiratet haben, mehrheitlich übereinstimmende Sorgeerklärungen zur Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge, abgegeben haben, zeigt die Studie Ia. Betrachtet man alle Elternteile, unabhängig von ihrer Partnerschaft, so sind es immer noch rund 60 % der Eltern, die – rund um den Geburtstermin des Kindes – Sorgeerklärungen abgegeben haben (Studie Ia). Somit stehen die Ergebnisse zwar im Einklang mit bisherigen Studien (Bundesministerium der Justiz, 2006; Sonnenberger et al., 2008) und mit der Annahme des Bundesverfassungsgerichts (BVerfG) in seiner Entscheidung vom 29. Januar 2003 (BVerfGE 107, 150 ff.) zur Verfassungsmäßigkeit der seit dem Kindschaftsrechtsreformgesetz 1998 geltenden Regelung des § 1626 a BGB (vgl. Kapitel 3.1.1); dennoch gibt es

auch einen nicht unbedeutenden Anteil an nichtehelichen Eltern, die nicht die gemeinsame Sorge ausüben. Insgesamt konnten mit beiden Teilstudien eher geringe Einflussfaktoren auf die Sorgerechtsregelung von Eltern, die zum Befragungszeitpunkt in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, gefunden werden.

Dies lässt schließen, dass den kontrollierten Einflussfaktoren eher weniger Bedeutung zukommt und entweder andere Faktoren relevant sind oder – was naheliegender ist – es überhaupt keine systematischen Einflussfaktoren auf die Ausübung der gemeinsamen elterlichen Sorge bei Paaren in Partnerschaften gibt, da die Abgabe der Sorgeerklärungen willkürlich geschieht. Etwas stärker waren die Effekte, wenn alle Eltern unabhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation analysiert wurden (Studie Ia). Aktuelle Partnerschaftszufriedenheit und Partnerschaftsdauer bis zur Geburt des Kindes scheinen eher irrelevant zu sein, hingegen ist die Partnerschaftssituation bei der Geburt des Kindes aussagekräftiger: Gab es zum Zeitpunkt der Geburt viele Konflikte bzw. wohnten die Paare nicht in einem gemeinsamen Haushalt oder hatten die Eltern überhaupt keine Partnerschaft, so ist eine gemeinsame elterliche Sorge unwahrscheinlicher. Während dieser Befund noch mit den Annahmen des Bundesverfassungsgerichts, dass Eltern, die die tatsächliche elterliche Sorge in der Realität ausüben, diese auch rechtlich mit der gemeinsamen elterlichen Sorge absichern, außer es liegen kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge vor, vereinbar ist, waren folgende Befunde unter diesen Vermutungen nicht erwartbar:

So ist die gemeinsame Sorge wahrscheinlicher, wenn die Eltern eine höhere Bildung haben, die Eltern in einer Stadt oder einem verstädterten Raum leben und wenn, insbesondere bei Männern, ein egalitäres Rollenverständnis vorliegt. Der Bildungseffekt könnte nahelegen, dass ein höheres formales Bildungsniveau die Bewältigung des Behördengangs und der damit verbundenen bürokratischen Hürden erleichtert. Allerdings konnte gezeigt werden (Langmeyer & Walper, 2013d), dass sich die Bildungsgruppen nicht im Zugang zur Beratung durch das Jugendamt unterscheiden. Insofern erscheint es wahrscheinlicher, dass in der Gruppe höher Gebildeter mehr Wert auf das gemeinsame Sorgerecht gelegt wird. Keine Bedeutung für die Abgabe von Sorgeerklärungen scheint das Wissen um das Sorgerecht zu haben. Eltern entscheiden sich folglich unabhängig davon, was sie über die gemeinsame Sorge wissen, für oder gegen die gemeinsame Sorge.

Vergleicht man die Einflussfaktoren auf die gemeinsame elterliche Sorge mit den Einflussfaktoren auf eine Heirat, so lassen sich durchaus unterschiedliche

Effekte auffinden. Demnach ist die Abgabe von Sorgeerklärungen dem Institutionalisierungsschritt der Heirat nicht gleichzusetzten. Dies liegt auch nahe, da Personen sicherlich aus anderen Gründen heiraten, als aufgrund der Beantragung der gemeinsame Sorge.

Als Gründe gegen die gemeinsame Sorge werden in der Studie Ia oftmals nicht kindeswohlrelevante Gründe, die sich auf den Zugang zum Institut der gemeinsamen Sorge, das Umfeld, Konventionen und Vorwissen beziehen, vor allem von den Männern angeführt. Ein nicht unbedeutender Anteil, vor allem der Frauen, nennt aber auch potenziell kindeswohlrelevante Gründe, die einen breiten Bereich von partnerschaftsbezogenen Vorbehalten gegenüber der gemeinsamen Sorge umfassen. Eher selten werden jedoch wirkliche Risikofaktoren für das Kindeswohl als Gründe gegen die gemeinsame Sorge angeführt. Die Analysen der Studie Ib zu Einflussfaktoren auf die Nennung kindeswohlrelevanter Gründe gegen die gemeinsame Sorge legen nahe, dass vor allem Personen mit höherer Bildung nur dann keine Sorgeerklärungen abgeben, wenn auch wirklich, zumindest potenzielle, kindeswohlrelevante Gründe gegen die gemeinsame Sorge vorliegen.

Blickt man vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse auf die geplante Reform der Sorgerechtsregelung in § 1626a des BGB (vgl. Kapitel 3.1.1), bei welcher bei der Geburt des Kindes weiterhin der Mutter die alleinige Sorge zustehen soll, dem Vater aber durch ein beschleunigtes und vereinfachtes Verfahren der Zugang zur gemeinsamen Sorge erleichtert wird, auch wenn die Mutter der gemeinsamen Sorge nicht zustimmt, ist dieser aktuelle Gesetzessentwurf (Bundesministerium der Justiz, 2012) nur teilweise zu befürworten. Da – wie die Ergebnisse zeigen – ein nicht unbedeutender Anteil an Eltern, insbesondere derer mit einer niedrigeren Bildung, aus anderen, nicht das Kindeswohl betreffenden Gründen, die gemeinsame Sorge nicht durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen erlangen, wird es auch mit der geplanten Gesetzesänderung weiterhin Familien geben, die praktisch die elterliche Sorge gemeinsam ausüben, diese aber nicht rechtlich absichern. Hieran wird auch der vereinfachte Zugang für den Vater zur gemeinsamen Sorge nichts ändern. Hiergegen würde nur eine automatische gemeinsame Sorge bei der Geburt des Kindes, bzw. mit der Anerkennung der Vaterschaft eine Veränderung mit sich bringen. Die Ergebnisse sprechen sich daher eher für eine gemeinsame Sorge beider Elternteile ab der Geburt aus. Wie bereits im Zusammenhang mit dem Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ vorgeschlagen (Walper, Langmeyer & Schutter, 2013), erscheint vor dem Hintergrund der vorliegenden Ergebnisse eine Verknüpfung des gemeinsamen Sorgerechts an

das Zusammenleben der Eltern als am sinnvollsten, wie es beispielsweise in Argentinien, Italien oder Spanien geregelt ist (vgl. Kapitel 3.1.1). Eine generelle Zuweisung des gemeinsamen Sorgerechts dürfte für diese Elternpaare sogar zu einer Entlastung führen, da der bürokratische Aufwand entfiele. Unabhängig von der Änderung des § 1626a BGB ist es zwingend notwendig, nichteheliche Eltern über das Ausmaß der gemeinsamen elterlichen Sorge zu informieren. Wie die Ergebnisse zeigen, schreiben viele Elternteile der gemeinsamen elterlichen Sorge im Falle einer Trennung eine wesentlich tragendere Rolle zu, als sie in der Rechtswirklichkeit hat. Beispielsweise könnte durch den Beratungsauftrag der Jungendämter Abhilfe gegen diese Fehlinformationen geschaffen werden. Die Aufklärung nichtehelicher Eltern über die gemeinsame elterliche Sorge sollte unabhängig davon geschehen, dass – wie die Ergebnisse zeigen – das Wissen um die gemeinsame Sorge keine Effekte auf die Abgabe von Sorgeerklärungen hat.

Einige Jahre nach der aktuellen Reform des Sorgerechts bei nichtehelicher Geburt, wäre es erwägenswert, die vorliegende Studie in ähnlicher Form nochmals durchzuführen, um zu überprüfen ob es beispielsweise durch die Option der Klage oder durch eine bessere Beratung der Väter durch das Jungendamt zu einer Veränderung der Situation gekommen ist.

Elterliches Coparenting und Sorgerecht

In der Studie III wurde nachgewiesen, dass Eltern, die die tatsächliche Sorge für ein nichteheliches Kind gemeinsam ausüben, wie vom Bundesverfassungsgericht (BVerfGE 107, 150 ff.) angenommen, – wenn auch mit mäßig starken Effekten – auch rechtlich eher die elterliche Sorge teilen. Mit den beiden Teilstudien der Studie IIIa, in welcher Daten des Intensivfragebogens des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“ ausgewertet wurden, und der Studie IIIb, die wie bereits die Studie Ib, die zweite Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels (pairfam) analysiert, wurden Unterschiede verschiedener Elterntypen, welche in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, im elterlichen Coparenting untersucht. Das Konstrukt des elterlichen Coparenting, welches das Zusammenspiel in der Erziehung beider Elternteile, die die gemeinsame Verantwortung für ein Kind zu tragen meint, spiegelt die im Gesetz verankerte Bedeutung der elterlichen Sorge (§ 1226 Abs. 2 BGB) bzw. der gemeinsamen elterlichen Sorge (§ 1626a BGB; vgl. auch Kapitel 3.1) wider.

In beiden Teilstudien konnten nur eher geringe Unterschiede zwischen nichtehelichen Eltern, die die elterliche Sorge gemeinsam ausüben, nichtehelichen

Eltern ohne gemeinsame Sorge und Eltern, die die gemeinsame Sorge aufgrund einer Heirat innehaben, nachgewiesen werden. Immerhin zeichnet sich aber in beiden Studien die Gruppe der Eltern ohne gemeinsames Sorgerecht durch eine etwas schlechtere Coparentingbeziehung als bei den anderen Elterntypen aus, dies etwas stärker bei den Frauen in der Studie IIIa. Keine Unterschiede ergaben sich zwischen Eltern, die nach der Geburt eines Kindes geheiratet haben, die vor Geburt eines Kindes geheiratet haben oder die in einer nichtehelichen Partnerschaft mit gemeinsamer Sorge leben. Somit scheinen Eltern, die die gemeinsame Sorge innehaben, entweder durch Abgabe übereinstimmender Sorgeerklärungen oder durch eine Heirat eine bessere Zusammenarbeit in der Erziehung auszuleben. Diese zeichnet sich durch mehr Kooperation, weniger Differenzen und Konflikte sowie durch weniger Triangulation und Untergrabung aus. Ob dieser Unterschied bereits vor der Erlangung der gemeinsamen Sorge bestanden hat, oder ob dieser Befund eher ein Resultat der gemeinsamen elterlichen Sorge ist, kann mit vorliegenden querschnittlichen Daten nicht beantwortet werden. Hierfür sind Längsschnittdaten nötig, die über einen längeren Zeitraum, am besten beginnend schon vor der Geburt des Kindes, die Veränderung der Coparentingbeziehung nichtehelicher Eltern mit und ohne Sorgerecht beobachten und/oder diese mit dem Zusammenspiel verheirateter Eltern in der Erziehung vergleichen.

6.1.2 Effekte der Erziehung und des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes

In den vorliegenden Studien II und III wurden unter anderem Effekte des Erziehungsverhaltens sowie des elterlichen Coparenting auf das Kindeswohl, gemessen anhand des Verhaltens des Kindes, untersucht. In der Studie II, die Angaben von Müttern und Vätern im Intensivfragebogen des Projekts „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" untersucht, wurde neben dem individuellen Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern auch das durch den anderen Elternteil wahrgenommene Erziehungsverhalten in den Analysen berücksichtigt. Zusätzlich wurde in der Studie II indirekt der Teilaspekt des elterlichen Coparenting *Übereinstimmung der Eltern im Erziehungsverhalten* durch den Abgleich der Erziehungsmuster innerhalb der Familien beleuchtet. Die Studie III eruierte mit der Studie IIIa, ebenfalls mit dem Intensivfragebogen des oben genannten Projekts, Effekte der direkt erfassten Dimensionen des Coparenting (Kooperation, Differenzen und Konflikt sowie Triangulation und Untergrabung) auf das Verhalten von drei- bis fünfjährigen nichtehelich geborenen Kindern. Überdies illustrierte die Studie IIIb zum einen

Effekte der beiden Dimensionen des Coparenting, zum anderen Differenzen und Konflikt sowie die Untergrabung auf das Verhalten älterer Kinder von vorwiegend verheiraten Eltern.

Effekte des Erziehungsverhaltens auf das Verhalten des Kindes

In einem ersten Schritt konnte in der Studie II nachgewiesen werden, dass viel eigene Liebe in der Erziehung (viel elterliches Engagement und viel positives Erziehungsverhalten) als auch viel vom anderen Elternteil wahrgenommene Liebe in der Erziehung mit weniger externalisierenden Verhaltensproblemen, wie oppositionell-aggressives Verhalten bzw. internalisierenden Verhaltensproblemen (wie Aufmerksamkeitsschwächen oder emotionale Probleme) einhergeht. Noch stärker wirkt sich Liebe in der Erziehung auf das positive Verhalten, wie sozial-emotionale Kompetenzen des Kindes, aus. Diese Effekte eines positiven Erziehungsverhaltens stehen im Einklang mit zahlreichen früheren Befunden (vgl. z. B. Beelmann et al., 2007; Hastings et al., 2007; Javo et al., 2004; Kötter et al., 2010; Pereira et al., 2009; Reichle & Franiek, 2009; Zimmer-Gembeck & Thomas, 2010). Auch unter Berücksichtigung der Liebe in der Erziehung wirkte sich, anders als erwartet, Strenge in der Erziehung förderlich für Probleme und hinderlich für eine positive Entwicklung der Kinder aus. Vor allem das Erziehungsverhalten der Väter scheint bei den untersuchten Familien besonders wichtig zu sein, weshalb dieses in zukünftigen Untersuchungen dringend berücksichtigt werden sollte – dies auch vor dem Hintergrund, dass es deutliche Geschlechtseffekte bei der Beurteilung des eigenen und vom anderen Elternteil beobachteten Erziehungsverhaltens gibt.

Interessanterweise konnten die Geschlechtsunterschiede des Erziehungsverhaltens durch die Geschlechtsrollenorientierung erklärt werden: Sprechen, vor allem Männer, dem Vater in der Erziehung eine große Bedeutung zu, so unterschieden sich diese Männer in ihrem Erziehungsverhalten nicht wesentlich von Frauen.

Effekte der elterlichen Übereinstimmung in der Familie

Die Studie II untersuchte anhand der verschiedenen Operationalisierungen (1) die Korrelation des Erziehungsverhaltens beider Elternteile, (2) die Distanz der Koordinaten beider Elternteile im Koordinatensystem von Liebe und Strenge (geometrisches Maß), (3) die Moderation des Effekts des Erziehungsverhaltens des einen Elternteils durch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils, Effekte der Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens von Mutter und Vater in der Familie auf das Verhalten des Kindes. Die Analysen aller drei Operationalisierungen sprechen sich einheitlich für die Diskrepanzhypothese

aus (z. B. Block et al., 1981; Deal et al., 1989; Fletcher et al., 1999; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale & Rasmussen, 1998; McKinney & Renk, 2008; Verhoeven et al., 2010). Diese Hypothese schreibt, im Gegensatz zur Kompensationshypothese (z. B. Fletcher et al., 1999; Laible & Carlo, 2004; Langmeyer et al., 2010; Martin et al., 2007, 2010; McKinney & Renk, 2008; Meteyer & Perry-Jenkins, 2009; Ryan et al., 2006; Simons & Conger, 2007; Verhoeven et al., 2010), vor allem unterschiedlichem Erziehungsverhalten innerhalb von Familien die negativsten Auswirkungen auf die psychosoziale Verhaltensanpassung der Kinder zu; die Kompensation eines eher schlechten Erziehungsverhaltens eines Elternteils durch den anderen Elternteil ist dabei nicht möglich. Während Unterschiede in den positiven Erziehungsverhaltensweisen eher weniger Konsequenzen mit sich tragen, scheinen sich Unterschiede in der Strenge in der Erziehung zwischen Mutter und Vater besonders negativ auf das Verhalten des Kindes auszuwirken. So ist ein unterschiedliches Verhalten hier noch schädlicher für die sozial-emotionalen Kompetenzen der Kinder und fördert deren Verhaltensprobleme, als wenn beide Eltern ein strenges Erziehungsverhalten zeigen. Insgesamt scheint jedoch ein übereinstimmendes Erziehungsverhalten vor allem mit positiven Verhaltensweisen des Kindes, wie beispielsweise sozial-emotionale Kompetenzen, in Verbindung zu stehen. Interessanterweise ergeben sich deutlich stärkere Effekte der Übereinstimmung in der Erziehung, wenn man den Selbst- und Fremdbericht des Erziehungsverhaltens entweder von Mutter oder Vater in der Familie miteinander abgleicht, als wenn beide Selbstberichte miteinander verglichen werden. Somit scheint eine wahrgenommene Übereinstimmung des Erziehungsverhaltens bedeutsamer für das wahrgenommene Verhalten des Kindes zu sein, als die wirkliche Übereinstimmung im Erziehungsverhalten, was auf Ratereffekte (vgl. z. B. Schaer, 2012) schließen lässt. Somit wären diese gefundenen Effekte nicht auf wirkliche Unterschiede im Erziehungsverhalten zurückzuführen (Akteureffekt), sondern auf die Wahrnehmung des antwortenden Elternteils. Andererseits könnte es sein, dass durch unterschiedliches Antwortverhalten von Frauen und Männern im Erziehungsverhalten, welches ebenfalls in der Studie II nachgewiesen wurde, mit der Übereinstimmung von Selbst- und Fremdeinschätzung die Wirklichkeit besser abgebildet werden kann als beim Abgleich der beiden Selbstaussagen. Diese Begründung bestätigt auch der Befund, dass der Effekt einheitlich bei Frauen und Männern nachzuweisen ist.

Für eine positive Entwicklung von Kindern kommt es nicht so sehr auf die Art und Weise der Erziehung von Mutter und Vater an, vielmehr ist es wichtiger,

dass beide Eltern, vor allem in der Strenge „an einem Strang ziehen".

Effekte des Coparenting auf das Verhalten des Kindes

Anhand der zwei Teilstudien wurden in der Studie III die Effekte des elterlichen Coparenting auf das Verhalten des Kindes überprüft. Sowohl in der Studie IIIa als auch in der Studie IIIb ergaben sich, auch unter Kontrolle der elterlichen Partnerschaftsqualität und des Erziehungsverhaltens, Effekte des Coparenting auf die psychosoziale Entwicklung der Kinder, wobei die Effekte in der Studie IIIa, womöglich basierend auf dem geringeren Alter der Kinder, etwas stärker waren. Die Effekte gehen in die Richtung, dass Eltern mit einer besseren Coparentingbeziehung, versehen mit einer guten Kooperation, wenig Konflikten und Differenzen sowie wenig an Triangulation und Untergrabung, seltener von Verhaltensschwierigkeiten ihrer Kinder berichten. Während sich beim Erziehungsverhalten keine bedeutsamen Effekte auf das internalisierende Problemverhalten emotionaler Probleme ergaben, ist das elterliche Coparenting auch hierfür ausschlaggebend. Diese Befunde harmonieren mit Ergebnissen früherer Studien, die zeigen konnten, dass ein gutes Coparenting der Eltern Kinder vor Verhaltensproblemen schützt und ein positives Verhalten begünstigt (vgl. z. B. Barnett et al., 2012; Belsky et al., 1996; Block et al., 1981; Brody et al., 1999; Buehler et al., 1998; Buehler & Welsh, 2009; Cheng et al., 2009; Gable et al., 1992; Grych, 2000; Huber, 2008; Jaursch et al., 2009; Jouriles et al., 1991; Lindsey & Mize, 2001; McHale et al., 1999; Schoppe et al., 2001; Verhoeven et al., 2010; Jacobvitz et al., 2004; Kröger et al., 2009; Lindsey & Caldera, 2005; McHale & Rasmussen, 1998; Pauli-Pott & Beckmann, 2007).

Die einzelnen Dimensionen des Coparenting scheinen sich in ihrer Wirkung auf das Problemverhalten der Kinder gegenseitig zu beeinflussen. So konnte in der Studie IIIa gezeigt werden, dass Triangulationen und Untergrabungen Differenzen und Konflikte bewirken, welche negative Konsequenzen für die Kooperation in der Erziehung zur Folge haben. In der Studie IIIb konnten keine Wechselwirkungen der beiden negativen Coparentingdimensionen herausgearbeitet werden. Allerdings wurde hier die Kooperation auch nicht erfasst. In folgenden Studien ist es daher erforderlich, die wechselseitige Beeinflussung der Dimensionen des Coparenting zu kontrollieren.

Weder bei den Effekten des Erziehungsverhaltens noch bei denen des Coparenting (indirekte Übereinstimmung in der Erziehung und direkte Dimensionen) kommt in den jeweiligen Teilstudien dem Geschlecht des Kindes eine besondere Bedeutung zu. Individuelles Erziehungsverhalten der beiden Elternteile sowie die Zusammenarbeit der Eltern in der Erziehung scheinen sich glei-

chermaßen auf Jungen und Mädchen auszuwirken.

Insgesamt ist festzuhalten, dass sowohl im Erziehungsverhalten und in der Übereinstimmung der Erziehung als auch im elterlichen Coparenting, wie bereits in früheren Studien aufgezeigt (Deater-Deckard et al., 1998; McLeod et al., 2007; Rothbaum & Weisz, 1994; Teubert & Pinquart, 2010), die Effekte auf das Verhalten des Kindes nicht besonders stark sind. Dies mag darauf beruhen, dass in den vorliegenden Studien meist nur ein familialer Aspekt als Prädiktor auf das Verhalten des Kindes untersucht wurde. Dass durch gleichzeitige Aufnahme mehrerer Einflussfaktoren die Varianzaufklärung gesteigert werden kann, konnte in der Studie III dargelegt werden. Sicherlich beeinflussen neben den in den Studien analysierten Faktoren noch weitere, nicht berücksichtigte Aspekte auf familiärer Seite, wie beispielsweise das Familienklima, aber auch außerhalb der Familie (vor allem bei älteren Kinder, wie sie in der pairfam-Befragung erhoben werden) die Entwicklung der Kinder. Zudem wurde das Problemverhalten der Kinder maximal aus der Perspektive zweier Personen beurteilt; würde man weitere Personen, wie Lehrkräfte oder andere Kinder, als Informationsquellen für Verhaltensauffälligkeiten der Kinder heranziehen, könnte gewiss mehr Varianz im Verhalten der Kinder aufgeklärt werden.

Da alle vorliegenden Analysen auf querschnittlichen Daten beruhen, können eigentlich keine Aussagen über Kausalitäten gemacht werden. Dennoch wurden in den vorliegenden Analysen Effekte vonseiten der Eltern auf das Verhalten des Kindes angenommen. Es wäre aber auch denkbar, und ist auch in Studien belegt, dass das Verhalten des Kindes sowohl das elterliche Erziehungsverhalten beeinflusst (Ganiban et al., 2011; Kruse, 2001a; Lösel et al., 2007; Pluess & Belsky, 2010) als auch das elterliche Coparenting (Feinberg, 2003). In welcher Wechselbeziehung die Familiendyaden und Triaden im Zusammenspiel von Erziehungsverhalten und Coparenting stehen, sollte in weiteren Studien untersucht werden.

6.1.3 Einbettung des elterlichen Coparenting in das Netz aus Partnerschaftsqualität, Erziehungsverhalten und Verhalten des Kindes

In einzelnen Analysen konnte mit der Studie IIIa aufgezeigt werden, dass ein Teil des Effekts des Coparenting auf das Verhalten des Kindes durch das individuelle Erziehungsverhalten vermittelt wird. Allerdings behält das Coparenting auch unter Berücksichtigung des individuellen Erziehungsverhaltens der Eltern einen nicht unbedeutenden eigenständigen Effekt auf das psychosoziale Verhalten des Kindes. Zudem konnte gezeigt werden, dass das Coparenting stark von der Partnerschaftsqualität der Eltern abhängig ist, und dass der Ef-

fekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das elterliche Coparenting mediiert wird. Nicht völlig aufgeklärt werden konnte das Zusammenspiel von Partnerschaftsqualität und Coparenting als Einflussfaktoren auf das individuelle Erziehungsverhalten der Eltern. Die Befunde legen nahe, dass der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes durch das Coparenting vermittelt wird, allerdings scheint es auch Wechselwirkungsprozesse von Coparenting und Partnerschaftsqualität im Effekt auf das Erziehungsverhalten des Kindes zu geben bzw. scheinen die Effekte für Mütter und Väter unterschiedlich zu sein. Die Wechselwirkungen sowie mögliche Geschlechtsunterschiede sollten in nachfolgenden Längsschnittstudien genauer beobachtet werden.

Erstmalig wurde mit der Studie IIIa ein Teilausschnitt des theoretischen Umwelt-Modells des Coparenting von Feinberg (2003, vgl. Kapitel 5.4) in einem gesamten Modell überprüft, welches anschließend in der Studie IIIb validiert wurde. Mit beiden Studien konnte ein einheitliches Modell des Zusammenspiels von Partnerschaftsqualität, Coparenting, Erziehungsverhalten und dem Verhalten der Kinder herausgearbeitet werden (vgl. Abbildung 51 auf S. 345), welches bis auf wenige Ausnahmen weitgehend dem postulierten Modell von Feinberg (2003) entspricht. Durch die Verkettung von Coparenting und Erziehungsverhalten wird der Effekt der elterlichen Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes vermittelt. Bei diesen Mediationsprozessen ist auffallend, dass bei den Frauen der Effekt der Partnerschaftsqualität auf das Verhalten des Kindes vor allem über das Coparenting vermittelt wird, während bei den Männern hingegen das individuelle Erziehungsverhalten zwar nicht so stark wie das Coparenting auch von der erlebten Partnerschaftsqualität beeinflusst wird. Auch das Coparenting hat bei den Männern einen stärkeren Effekt auf das Erziehungsverhalten als bei den Frauen. Somit wirken bei den Männern Coparenting und Erziehungsverhalten eher als parallele Mediatoren des Zusammenhangs zwischen Partnerschaftsqualität und Verhalten des Kindes, während bei den Frauen, wenn dem Erziehungsverhalten überhaupt eine Bedeutung in diesem Zusammenhang zukommt, Coparenting und Erziehungsverhalten eher als in Reihe geschaltete Mediatoren wirken. Die unterschiedlichen Effekte von Frauen und Männern, vor allem auf das individuelle Erziehungsverhalten, deuten darauf hin, dass vor allem für das Erziehungsverhalten der Männer und somit auch für die Vater-Kind-Beziehung die familiären Hintergrundvariablen, vor allem der Partnerschaft, bestehend aus einer glücklichen Paarbeziehung und einer guten Zusammenarbeit der Eltern in der Erziehung, bedeutender sind als für das mütterliche Erziehungsverhalten. Da das Modell mit den beiden

Teilstudien Studie IIIa und Studie IIIb nahezu identisch belegt werden konnte, kann ihm Gültigkeit für sowohl Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern (Studie IIIa) als auch Eltern mit ehelich geborenen Kindern (Studie IIIb) zugesprochen werden. Überdies scheint es für ein breites Altersspektrum der Kinder vom Kleinkindalter (Studie IIIa) bis hin zur mittleren Kindheit (Studie IIIb) Geltung zu haben.

Wie sich dieses Teilmodell in das Gesamtmodell des Umwelt-Modells des Coparenting von Feinberg (2003) integriert, ist noch zu prüfen. Hierbei wäre es interessant, zu untersuchen, welche Rolle neben dem individuellen Erziehungsverhalten weitere individuelle Faktoren der beiden Elternteile, wie Persönlichkeit und Befindlichkeit, in das Modell zu integrieren sind und welche Bedeutung der Umwelt sowie der sozialen Einbettung zukommt. Hierfür müsste eine größere Stichprobe, mit welcher man beispielsweise Stressoren, wie Arbeitslosigkeit und/oder soziale Unterstützung kontrollieren kann, herangezogen werden. Anhand der partnerschaftlichen Faktoren wäre es interessant, das Umwelt-Modell des Coparenting von Feinberg (2003) um das mütterliche Gatekeeping zu erweitern. Unter diesem Begriff ist das mütterliche Bestreben zur Unterbindung der Beteiligung des Vaters im Familienleben zu verstehen (Allen & Hawkins, 1999; Fagan & Barnett, 2003). Das mütterliche Gatekeeping reguliert somit den väterlichen Zugang zum Kind (Berger et al., 2008). Gerade vor dem Hintergrund der in vorliegenden Studien nachgewiesenen Bedeutung familiärer Faktoren für das Erziehungsverhalten des Vaters und der, zumeist in der Studie mit getrennt lebenden Vätern demonstrierten, Effekte des mütterlichen Gatekeepings auf das väterliche Erziehungsverhalten (z. B. Gaunt, 2008), wäre es durchaus gewinnbringend zu überprüfen, wie sich das mütterliche Gatekeeping in das Umwelt-Modell des Coparenting integrieren lässt, oder ob es sogar als Teilaspekt des Coparenting betrachtet werden sollte. Zweifelsohne scheint das mütterliche Gatekeeping im Zusammenhang mit dem Coparenting wichtig zu sein, da die Öffnungsbereitschaft der Mutter eine Voraussetzung für eine egalitäre Coparentingbeziehung ist. So wünschen sich manche Frauen die Mitarbeit des Mannes, halten aber gleichzeitig an der eigenen primären Nähe und Wichtigkeit für das Kind fest. Sie wünschen sich den Partner in Hausarbeit und Kinderbetreuung eher in der Rolle des Helfers als des eigenständigen Mitgestalters (Bürgisser, 2011). Demzufolge werden Mütter, die Vätern eine bedeutsame Rolle für die Entwicklung der Kinder zuschreiben und weniger Wert auf traditionelle Geschlechtsrollen legen, sondern vielmehr den Vater in seinem Vatersein unterstützen, mit dem anderen Elternteil eine gute Kooperationsbasis in der Erziehung haben.

6.2 Limitationen der Studie

Stichproben in den Studien

Eine Grenze der vorliegenden Studien sind die Stichproben. Vor allem die dyadische Stichprobe aus dem Projekt „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“, welche neben den individuellen Daten zur Auswertung der Studie II und Studie IIIa herangezogen wurde, hat mit 87 Elternpaaren (Angaben von 174 Personen) nur einen relativ geringen Stichprobenumfang. Daher wurden viele der überprüften Effekte in den dyadischen Modellen, welche die Abhängigkeit dieser verwendeten Paardaten berücksichtigte, nicht signifikant.

Zudem ergaben sich kaum Partnereffekte. Ob es wirklich keine Partnereffekte gibt, oder ob dies nur in der vorliegenden Stichprobe der Fall war, sollte mit einer größeren dyadischen Stichprobe überprüft werden. Die Analysen, in welchen diese Daten nochmals hinsichtlich Familien mit Mädchen und Jungen unterteilt wurden, ergaben teilweise andere Ergebnisse als die Auswertung der individuellen Daten. Aufgrund der geringen Stichprobengröße wurden diese Ergebnisse jedoch nicht überbewertet. Auch hier sollte anhand einer größeren Stichprobe analysiert werden, ob die unterschiedlichen Effekte der Erziehung und des Coparenting auf das Verhalten von Mädchen und Jungen an größeren Fallzahlen repliziert werden können. Es wäre sicherlich auch aufschlussreich, die Modelle in der Studie IIIa, besonders das Akteur-Partner-Multiple-Step-Multiple-Mediator-Modell (vgl. Kapitel 5.7.6), welches in vorliegender Studie aufgrund der Stichprobengröße nicht latent modelliert werden konnte, nochmals mit einer größeren dyadischen Stichprobe zu überprüfen. Somit könnte das Zusammenspiel der individuellen Faktoren beider Elternteile besser in Relation mit den gemeinsamen Faktoren des elterlichen Coparenting und der partnerschaftlichen Faktoren gebracht werden. Auch die Stichprobe der individuellen Daten weist ihre Grenzen auf: Insbesondere Männer ohne gemeinsames Sorgerecht für ein nichteheliches Kind sind nur schwach vertreten. Somit sind die Ergebnisse der Analysen mit Männern insbesondere für die Studie Ia, aber auch in der Studie IIIa, nicht vorbehaltlos verallgemeinerbar.

Die Stichprobe der nichtehelichen Eltern aus der zweiten Erhebungswelle des Beziehungs- und Familienpanels pairfam, welche zur Analyse der Studien Ib und IIIb herangezogen wurde, ist neben dem geringen Stichprobenumfang, ebenfalls vor allem der Männer ohne gemeinsame Sorge, zusätzlich noch dadurch beschränkt, dass sie nur nichteheliche Paare, die (noch) in einer gemeinsamen Partnerschaft leben, umfasst. Leider war es mit pairfam nicht möglich,

nichtehelich geborene Kinder unabhängig von der aktuellen Partnerschaftssituation der Eltern zu identifizieren. Ist das Kind nämlich kein leibliches Kind vom aktuellen Partner bzw. besteht aktuell keine Partnerschaft, ist in den Daten nicht abgelegt, von welchem der früheren Partner das Kind stammt – lediglich, dass der andere Elternteil jemand anderes ist. Zudem wurde in pairfam nicht erfragt, ob vor einer Heirat von Paaren mit nichtehelich geborenen Kindern Sorgeerklärungen für diese Kinder abgegeben wurden. Somit konnten die Teilnehmenden der pairfam-Befragung nicht hinsichtlich der Abgabe von Sorgeerklärungen, wie es in den Studien Ia und IIIa möglich war, unterteilt werden, sondern nur anhand der aktuellen Sorgerechtsregelung.

Da die Ergebnisse in keiner der untersuchten Gruppen auf wirklich schlechtes Erziehungsverhalten oder schlechte Paar- und Coparentingbeziehungen hinweisen, ist davon auszugehen, dass in den beiden den Analysen zugrunde liegenden Projekten nur diejenigen Elternteile mit guter Erziehung und Beziehung erfasst wurden. So konnten beispielsweise Kalmijn und Liefbroer (2011) in einer Untersuchung zur Nichtteilnahme von Kindern in einer Multi-Akteur-Studie zeigen, dass die Teilnahme neben individuellen Faktoren auch von der Qualität der Beziehung abhängt. Dieser Befund legt die vermutete Hypothese der selektiven Studienteilnahme nahe.

Methodischer Zugang der Studien

Die größten Einschränkungen der vorliegenden Studien stellen sicherlich ihre querschnittlichen Designs dar. In der Studie Ia wurden zwar teilweise retrospektiv erhobene Variablen zur Situation bei Geburt des Kindes in den Modellen aufgenommen, dennoch beruhen die unabhängigen Variablen der logistischen Regressionen in der Studie I auf Angaben, die gleichzeitig mit der abhängigen Variable erfasst wurden. Wie bei den logistischen Regressionen wurde in den meisten berechneten Modellen in den drei Studien meist durch Regressionen oder Strukturgleichungsmodelle zwar die Einflussrichtung der Variablen berücksichtigt, gleichwohl erlauben aber auch diese im Querschnitt durchgeführten Analysen grundsätzlich keine kausalen Interpretationen. Es bleibt folglich offen, ob die gefundenen Einflüsse in der Studie I auf die Sorgerechtsregelung sowie in den Studien II und III auf das Verhalten des Kindes und das elterliche Coparenting wirklich kausal im Sinne von Einflüssen interpretiert werden können, oder ob es sich nicht auch einfach um bidirektionale Zusammenhänge oder wechselseitige Beziehungen handelt. Besonders relevant ist diese Einschränkung sicherlich bei der Interpretation der Befunde der Studien II und III. Neben den angenommenen Effekten der Erziehung, der Übereinstimmung

in der Erziehung und des elterlichen Coparenting sowie der Partnerschaftsqualität der Eltern auf die psychosoziale Verhaltensanpassung des Kindes sind insbesondere auch aus systemischer Perspektive zusätzliche wechselseitige Beeinflussungsprozesse vonseiten des Kindes auf die Dyade der Elternbeziehung erwartbar, aber auch innerhalb der Prädiktoren. Außerdem liegen auch Interaktionen bzw. Moderationseffekte der verschiedenen Variablen nahe. Nur Studien mit längsschnittlichem Design mit mehreren Messzeitpunkten, die die einzelnen Wechselwirkungen berücksichtigen, könnten Aufschluss über die (in den vorliegenden Studien untersuchten) unidirektionalen Effekte hinausgehende Effekte geben. Solche Studien sind allerdings sehr aufwendig, weshalb es bislang nur wenige Untersuchungen gibt, die den Ansprüchen der systemischen Betrachtungsweise völlig gerecht werden (Hofer, 2002). Ein Beispiel für eine solche Studie ist die Studie von Schaer (2012), die anhand von Social-Relations-Modellen der systemischen Interdependenz in Familien gerecht wird.

Eine weitere methodische Grenze der vorliegenden Studie ist, dass hauptsächlich Selbstaussagen einer Person entweder aus Fragebögen (Studien Ia, II, IIIa, IIIb) oder aus computergestützten, persönlich-mündlichen Befragungen (CAPI, Computer-Assisted-Personal-Interview, Studien Ib, IIIb) ausgewertet wurden. Problematisch hierbei ist, dass Selbstaussagen oftmals beispielsweise durch sozial-erwünschtes Antwortverhalten, fehlerhafte Erinnerungen und der Erfassung von Stereotypen verzerrt sind und dadurch, wie auch in der Studie II aufgezeigt, Selbst- und Femdeinschätzungen deutlich differieren. Gerade bei Angaben zum eigenen Erziehungsverhalten korrespondiert die Wahrnehmung des eigenen Erziehungsverhaltens nicht zwingend mit dem wirklichen Erziehungsverhalten (Ajzen, 2001). Hier wäre es besser, einen multimethodalen Ansatz zu wählen, welcher beispielsweise die Selbstaussagen anhand von Beobachtungsdaten erweitern würde, wodurch ein besseres Verständnis von Erziehung erreicht werden könnte. Abhilfe gegen verzerrtes Antwortverhalten wurde in der Studie II durch den Abgleich des selbstberichteten mit dem fremdberichteten Erziehungsverhalten geschaffen – in den Studien II und IIIa zudem auch dadurch, dass dyadische Daten ausgewertet wurden. Vor allem für die Einschätzung des Verhaltens des Kindes war dies besonders interessant.

Für dieses Verhalten des Kindes wäre es ferner informativ gewesen, auch noch zusätzliche Einschätzungen, beispielsweise durch einen Beobachter oder eine andere Personen außerhalb der Familie, heranzuziehen. Zwar besteht der Vorteil von Fragebogenerhebungen darin, dass etablierte Instrumente eingesetzt werden können, die die Validität erhöhen, dennoch gehen mit Fragebögen auch

Informationen verloren. Diese könnten beispielsweise durch strukturierte Interviews erfasst werden. Als ein gutes Beispiel für das Erziehungsverhalten nennen Bornstein und Toole (2010) das „Home Observation Measurement of Environment" (HOME; Bradley, 2009), das neben der Qualität und Quantität der Erziehung der Eltern auch Aspekte der Familie, wie Organisation und die Einbindung der Großfamilie, bestimmt. Allerdings sind Interviews und Beobachtungen mit hohen Kosten und einem großen Zeitaufwand verbunden. Außerdem wäre dazu ein Labor vonnöten.

Vor allem die Auswertungen des Familien- und Beziehungspanels (pairfam) bezogen sich hauptsächlich auf Kurzskalen. Dies ist auf die Komplexität des Studiendesigns zurückzuführen, welches verschiedene Themenbereiche, wie Familienbeziehungen, Partnerschaft und Beruf, umfasst. Solche Kurzskalen sind zwar umstritten, dennoch weisen die verwendeten Instrumente durchweg zufriedenstellende interne Konsistenzen auf. Möglicherweise sind diese Kurzskalen, vor allem des Coparenting, die Ursache für die im Vergleich zu den anderen Studien relativ geringen Effekten und niedrigen Varianzaufklärungen. Möglicherweise sind diese aber auch auf die große und deshalb auch sehr heterogene Stichprobe zurückzuführen.

Mit einer größeren dyadischen Stichprobe in den Studien II und IIIa wäre es interessant gewesen, neben den verwendeten Akteur-Partner-Interdependence-Modellen (APIM Kashy & Kenny, 2000; Kenny, 1996; Kenny & Cook, 1999; Kenny et al., 2006) auch Mulittrait-Multimethod-Analysen mittels konfirmatorischer Faktorenanalysen (Eid et al., 2008) an den dyadischen Daten durchzuführen. Grundsätzlich ist die Mulittrait-Multimethod-Analyse (Campbell & Fiske, 1959) ein Verfahren zum Nachweis der Konstruktvalidität eines Tests. Neben der Überprüfung der Konvergenten und diskriminanten Validität der Traitfaktoren werden auch Methodeneffekte kontrolliert (Schermelleh-Engel & Schweizer, 2008, S.326). Als Methodenfaktoren könnte man in diesen Modellen einen Mütter- und einen Väterfaktor aufnehmen. Hohe Ladungen auf den Methodenfaktoren würden darauf schließen lassen, dass das individuelle Antwortverhalten von Mutter und Vater ausschlaggebend ist. Dieser Effekt sollte auch korrespondierend mit dem Auftreten von Akteur-Effekten und dem Ausbleiben von Partnereffekten in APIM-Modellen sein, wie es in der vorliegenden Studie häufig aufgetreten ist.

Inhaltliche Grenzen der Studien

Die vorliegenden Studien (insbesondere die Studie III) weisen auch inhaltliche Grenzen auf. So sind beispielsweise die vorliegenden Studien lediglich auf ein

Kind fokussiert. In Familien mit mehreren Kindern wäre es interessant, zu prüfen, ob sich vergleichbare Effekte für die Kinder in den Familien ergeben bzw. welche Bedeutung die psychosoziale Entwicklung eines Kindes für die psychosoziale Entwicklung des anderen Kindes im Zusammenhang mit der Erziehung und dem elterlichen Coparenting zukommt. Wie bereits erwähnt, wäre es in der Studie III auch interessant, das gesamte von Feinberg (2003) postulierte Umwelt-Modell des Coparenting inklusive individueller, familiärer und außerfamiliären Faktoren zu überprüfen bzw. um weitere Faktoren, wie das mütterliche Gatekeeping, zu erweitern.

Außerdem ist in den vorliegenden Studien das System Familie auf die Kernfamilie beschränkt. In zukünftigen Untersuchungen könnte Coparenting und das Zusammenspiel von Beziehungsqualitäten, Erziehungsverhalten, Coparenting und das Verhalten des Kindes weitgreifender untersucht werden. Hierbei wäre es interessant, auch die Beziehung zur Herkunftsfamilie der Eltern sowie der Großeltern- bzw. Urgroßeltern-Kind-Beziehung mit einzubeziehen (wie z. B. Monserud, 2011; Sterrett et al., 2010). Sterrett und Kollegen untersuchen das Coparenting sogar in einem noch weiteren Bezug, sie berücksichtigen in ihrer Studie neben dem anderen Elternteil des Kindes auch Großeltern, Tanten oder andere relevante Personen wie beispielsweise Verwandte oder Freunde, welche die Mütter in der Erziehung unterstützen. Gerade hinsichtlich der sich verändernden demografischen Entwicklung und der Veränderung der Berufstätigkeiten kommt diesen Beziehungen wahrscheinlich eine wachsende Bedeutung zu.

Es wäre gut, auch genetische Effekte im Zusammenhang mit der Erziehung und dem Coparenting zu berücksichtigen (Maccoby, 2000), da in den Studien ein Großteil des Verhaltens von Eltern gegenüber Kindern und umgekehrt durch genetische Effekte erklärt werden konnten (Bakermans-Kranenburg & van Ijzendoorn, 2011; O'Connor, Hetherington, Reiss & Plomin, 1995). Studien, die solche genetischen Faktoren berücksichtigen, sind allerdings sehr aufwendig.

6.3 Praktische Implikationen der Ergebnisse

Die vorliegenden zahlreichen Befunde der drei Teilstudien haben auch Bedeutung für die praktische Arbeit mit Paaren, Eltern und Familien.

Die Befunde in der Studie I legen einerseits nahe, dass Eltern mit nichtehelich geborenen Kindern besser über die gemeinsame elterliche Sorge aufgeklärt werden müssen. Viele befragte Eltern schrieben der elterlichen Sorge mehr Bedeutung zu, als sie in der Rechtswirklichkeit hat. Auch wenn die Ergebnisse

keine Effekte des Wissens um die Inhalte der gemeinsamen elterlichen Sorge auf die Abgabe von Sorgeerklärungen ergaben, liegt es nahe, dass zumindest das Wissen um die Erlangung der gemeinsamen elterlichen Sorge bedeutsam für die Abgabe von Sorgeerklärungen ist. So berichtete ein nicht unbedeutender Anteil, vor allem an Vätern, dass sie keine Sorgeerklärungen abgegeben haben, da sie davon ausgegangen sind, dass die gemeinsame Sorge automatisch besteht. Kinder- und Jugendämter haben einen Beratungs- und Unterstützungsauftrag (§ 52 a Abs. 4 SGB VIII) und sollten beide Elternteile über die Option der gemeinsamen elterlichen Sorge informieren. Vielleicht sollte dieser Auftrag im Zusammenhang mit der Reform der Sorgerechtsregelung bei nichtehelicher Geburt in § 1626a BGB (vgl. Kapitel 3.1.1) nochmals verdeutlicht werden und vor allem die Beratung von Vätern, welche bereits durch die mit der Entscheidung des BVerfG (JAmt 2010, 313 ff.) geänderten Rechtslage in den Vordergrund gerückt sein sollte, intensiviert werden.

Neben der Beratung von Vätern ist es insbesondere auch wichtig, Eltern aus bildungsferneren Haushalten sowie Eltern, die eher in ländlichen Gebieten leben über die gemeinsame elterliche Sorge aufzuklären, da diese Eltern unter Kontrolle anderer individueller, partnerschaftlicher und paarexterner Faktoren mit geringerer Wahrscheinlichkeit Sorgeerklärungen abgeben. Denkbar wäre eine Beratung in erster Linie in prekären Bezirken Deutschlands mit Bildungsarmut und in ländlichen Regionen im Rahmen von Geburtsvorbereitungskursen und/oder durch Hebammen und die gynäkologische Ärzteschaft. Hiervon würden allerdings meist Mütter erreicht werden; Väter sollten besonders auf diesen Gebieten bei der Vaterschaftsanerkennung über die Option der gemeinsamen Sorge belehrt werden. Soll die zusätzliche Beratung durch die Jugendämter geschehen, ist es nötig, diese mit mehr finanziellen und personellen Ressourcen auszustatten.

Blickt man auf die Ergebnisse der Studien II und III, wird schnell deutlich, dass Familienbeziehungen, beispielsweise die Eltern-Kind-Beziehung, nicht einzeln betrachtet werden sollten, sondern der gesamte familiäre Kontext in den Blick genommen werden sollte. So ist nämlich für eine positive Entwicklung des Kindes nicht nur das Erziehungsverhalten eines Elternteils verantwortlich, sondern auch die Erziehung des anderen Elternteils sowie die Zusammenarbeit und Übereinstimmung der Eltern in der Erziehung. In der Erziehungsberatung sollte daher nicht nur die Erziehung eines Elternteils isoliert betrachtet werden, sondern die Erziehung von Mutter und Vater sollte gleichzeitig, ebenso sowie deren Coparenting, zentraler Aspekt der Beratung und Hilfestellung sein. Ebenfalls sollte bei einer Paarberatung zu Partnerschaftsproblemen nicht nur

die partnerschaftlichen Aspekte beleuchtet werden, sondern es sollte, vor allem bei Vätern, berücksichtigt werden, dass sich Partnerschaftsprobleme und eine schlechte Coparentingbeziehung auch auf das Erziehungsverhalten auswirken, welches wiederum ungünstig für eine positive Entwicklung des Kindes ist. Fokussieren familientherapeutische oder erziehungsberaterische Interventionen nämlich ausschließlich das individuelle Erziehungsverhalten eines Elternteils, so werden Probleme und Effekte eines ungünstigen elterlichen Coparenting vernachlässigt. Dass dieses jedoch mindestens genauso wichtig ist, wie das individuelle Erziehungsverhalten, konnte in den vorliegenden Studien gezeigt werden. Deshalb ist es besonders wichtig, bei Interventionen zur Stärkung von Erziehungskompetenzen auch das Erziehungsverhalten des anderen Elternteils und die gegenseitige Unterstützung und Kooperation der Eltern in der Erziehung zu berücksichtigen. Einem solch breiten Blickwinkel auf die Beziehungen in der Familie wird beispielsweise die systemische Familientherapie gerecht.

Jedoch sollte nicht nur in der Beratung und Therapie von Erziehungsproblemen und Problemen in der Familie die Komplexität von Familie berücksichtigt werden, sondern auch bereits in der präventiven Arbeit sollte Familie als Ganzes in den Blick gerückt werden. Da die Partnerschaftsqualität, wie die Studie III aufzeigt, unabhängig, ob nichtehelich oder verheiratet, solch bedeutende Effekte vor allem bei den Vätern hat, sollten Programme zur Stärkung der Partnerschaftsbeziehung wie beispielsweise *Ein Partnerschaftliches Lernprogramm* (EPL; Thurmaier, 1997) oder *Konstruktive Ehe und Kommunikation* (KEK, Engl & Thurmaier, 1997; Engl & Thurmaier, 2001; vgl. auch Baucom, Hahlweg, Atkins, Engl & Thurmaier, 2006), nicht nur bei verheirateten Paaren bzw. als Vorbereitung auf eine Ehe, sondern auch für nichteheliche Paare angeboten werden (vgl. McLanahan & Beck, 2010).

Zudem sollten in Elterntrainings unbedingt beide Elternteile mit einbezogen werden (vgl. auch Kröger et al., 2009). Der Schwerpunkt von Elterntrainings sollte nicht nur auf der Reduktion intraparentaler Inkonsistenz liegen, sondern auch interparentale Inkonsistenzen sollten behoben werden und das elterliche Coparenting gestärkt werden. Ein Beispiel für eine solche präventive Intervention zur Stärkung des Coparenting ist das Family Foundation Programm (Feinberg & Kan, 2008). Dieses Programm für verheiratete oder nichteheliche Elternpaare setzt bereits in der Schwangerschaft an und hat zum Ziel, mit der Stärkung des elterlichen Coparenting elterliches und kindliches Wohlbefinden (well-being) zu fördern. Mit acht Gruppensitzungen, vier vor und vier nach der Geburt des Kindes, wird die gegenseitige Unterstützung der Eltern verbessert,

mütterliche Wochenbettdepression verringert und Probleme in der Eltern-Kind-Beziehung vermieden sowie das Erziehungsverhalten beider Elternteile gestärkt. Dies gilt insbesondere für Familien mit hoher Risikobelastung, wie es eine Evaluationsstudie zeigen konnte (Feinberg & Kan, 2008). Die positiven Effekte von Family Foundation lassen sich auch noch im Alter des Kindes von einem (Feinberg, Kan & Goslin, 2009) und drei Jahren (Feinberg, Jones, Kan & Goslin, 2010) nachweisen.

Wie die Studien II und IIIa aufzeigen, ergeben sich bereits bei relativ kleinen Kindern negative Effekte eines unzuträglichen Erziehungsverhaltens und einer schlechteren Elternkooperation im Sinne eines ungünstigen elterlichen Coparenting. Das elterliche Coparenting scheint zudem insbesondere bei jüngeren Kindern von besonderer Bedeutung für eine positive Entwicklung der Kinder zu sein. Deshalb ist es von besonderer Bedeutung, dass Präventionsangebote, wie beispielsweise das Family Foundation Programm (Feinberg & Kan, 2008), bereits besonders früh, im besten Fall bereits vor Geburt des Kindes, einsetzen.

7 Literatur

Abidin, R. R. & Brunner, J. F. (1995). Development of a parenting alliance inventory. *Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology*, 24(1), 31-40.

Achenbach, T. M. (1991). *Integrative guide for the 1991 CBCL/4-18, YSR, and TRF profiles*: Department of Psychiatry, University of Vermont.

Achenbach, T. M. & Edelbrock, C. (1983). *Manual for the child behavior checklist and revised child behavior profile*. Burlington, VT: University of Vermont, Department of Psychiatry.

Achenbach, T. M. & Rescorla, L. A. (2000). *Manual for the ASEBA preschool forms and profiles*. Burlington, VT: Research Center for Children, Youth, & Families.

Adalbjarnardottir, S. & Hafsteinsson, L. G. (2001). Adolescents' perceived parenting styles and their substance use: Concurrent and longitudinal analyses. *Journal of Research on Adolescence*, 401–423.

Ahnert, L. & Maywald, J. (2008). *Frühe Bindung: Entstehung und Entwicklung*. München: Ernst Reinhardt.

Ahrons, C. R. (1980). Joint custody arrangements in the postdivorce family. *Journal of Divorce, 3*(3), 189-205.

Ahrons, C. R. & Miller, R. B. (1993). The effect of the postdivorce relationship on paternal involvement: A longitudinal analysis. *American Journal of Orthopsychiatry, 63*(3), 441-450.

Aiken, L. S. & West, S. G. (1991). *Multiple regression: Testing and interpreting interactions*. Newbury Park, CA: Sage.

Ainsworth, M. D. S., Blehar, M. C., Waters, E. & Wall, S. (1978). *Patterns of Attachment:: A Psychological Study of the Strange Situation*. Hilsdale, N.J.: Erlbaum.

Ajzen, I. (2001). Nature and Operation of Attitudes. *Annual review of Psychology, 52*(1), 27-58.

Albert, M., Hurrelmann, K., Quenzel, G. & TNS Intfratest Sozialforschung. (2010). *Jugend 2010: Die 16. Shell Jugendstudie*. Frankfurt am Main: Fischer

Aldous, J., Mulligan, G. M. & Bjarnason, T. (1998). Fathering over time: What makes the difference? *Journal of Marriage and the Family*, 809-820.

Alexandrowicz, R. W. (2010). *Strukturgleichungsmodelle und das sem-Paket*. Münster: Institut für sozialwissenschaftliche Forschung e.V.

Allen, S. M. & Hawkins, A. J. (1999). Maternal gatekeeping: Mothers' beliefs and behaviors that inhibit greater father involvement in family work. *Journal of Marriage and the Family*, 199-212.

Alt, C. (2008). Kinderleben – Individuelle Entwicklungen in sozialen Kontexten: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Amato, P. R. & Fowler, F. (2002). Parenting Practices, Child Adjustment, and Family Diversity. *Journal of Marriage and Family, 64*(3), 703-716.

Amato, P. R., Kane, J. B. & James, S. (2011). Reconsidering the "Good Divorce". *Family Relations, 60*(5), 511-524.

Amato, P. R. & Maynard, R. A. (2007). Decreasing nonmarital births and strengthening marriage to reduce poverty. *The Future of Children, 17*(2), 117-141.

Anderson, K. G., Kaplan, H. & Lancaster, J. (1999). Paternal Care by Genetic Fathers and Stepfathers I: Reports from Albuquerque Men. *Evolution and Human Behavior, 20*(6), 405-431.

Anderson, T. W. & Rubin, H. (1956). Statistical inference in factor analysis,*Proceedings of the Third Berkeley Symposium of Mathematical Statistics and Probability* (Bd. 5, S. 111-150).

Anthony, L. G., Anthony, B. J., Glanville, D. N., Naiman, D. Q., Waanders, C. & Shaffer, S. (2005). The relationships between parenting stress, parenting behaviour and preschoolers' social competence and behaviour problems in the classroom. *Infant and child development, 14*(2), 133-154.

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl*,
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3,

Arditti, J. A. (1992). Differences between fathers with joint custody and noncustodial fathers. *American Journal of Orthopsychiatry, 62*(2), 186-195.

Aunola, K. & Nurmi, J. E. (2005). The role of parenting styles in children's problem behavior. *Child Development, 76*(6), 1144-1159.

Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2006). Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung. 11. Auflage. Berlin: Springer.

Bakermans-Kranenburg, M. J. & van Ijzendoorn, M. H. (2011). Differential susceptibility to rearing environment depending on dopamine-related genes: New evidence and a meta-analysis. *Development and Psychopathology, 23*(01), 39-52.

Balogun, S. K. & Chukwumezie, M. (2010). Influence of Family Relationship, Parenting Style And Self-Esteem On Delinquent Behaviour Among Juveniles in Remand Homes. *Global Journal of Human Social Science Research, 10*(2), 46-56.

Baltes-Götz, B. (2004). *Logistische Regressionsanalyse mit SPSS*. Trier: Universitäts-Rechenzentrum Trier.

Barber, B. K. (1996). Parental psychological control: Revisiting a neglected construct. *Child Development, 67*(6), 3296-3319.

Barber, B. K. (2002). *Intrusive parenting: How psychological control affects children and adolescents*. Washington, DC, US: American Psychological Association.

Baril, M. E., Crouter, A. C. & McHale, S. M. (2007). Processes linking adolescent well-being, marital love, and coparenting. *Journal of Family Psychology, 21*(4), 645-654.

Barnett, M. A., Scaramella, L. V., McGoron, L. & Callahan, K. (2012). Coparenting cooperation and child adjustment in low-income mother-grandmother and mother-father families.

Baron, R. M. & Kenny, D. A. (1986). The moderator–mediator variable distinction in social psychological research: Conceptual, strategic, and statistical considerations. *Journal of Personality and Social Psychology, 51*(6), 1173-1182.

Bates, J. E. & Pettit, G. S. (2007). Temperament, parenting, and socialization. In J. E. Grusec & P. D. Hastings (Hrsg.), *Handbook of socialization: Theory and research* (S. 153-177). New York: Guilfort Publications.

Baucom, D. H., Hahlweg, K., Atkins, D. C., Engl, J. & Thurmaier, F. (2006). Long-term prediction of marital quality following a relationship education program: Being positive in a constructive way. *Journal of Family Psychology, 20*(3), 448-455.

Baumrind, D. (1965). Parental control and parental love. *Children, 12*(6), 230-234.

Baumrind, D. (1966). Effects of authoritative parental control on child behavior. *Child Development, 37*(4), 887-907.

Baumrind, D. (1971). Current patterns of parental authority. *Developmental Psychology, 4*(1p2), 1-103.

Baumrind, D. (1973). The development of instrumental competence through socialization. In A. Pick (Hrsg.), *Minnesota symposium on child psychology* (Bd. 7, S. 3-46). Minneapolis: University of Minnesota Press.

Baumrind, D. (1989). Rearing competent children. In W. Damon (Hrsg.), *Child development today and tomorrow* (S. 349–378). San Francisco: Jossey-Bass.

Baumrind, D. (1991). Parenting styles and adolescent development. In J. Brooks-Gunn, R. Lerner & A. C. Peterson (Hrsg.), *Encyclopedia of adolescence* (Bd. 2, S. 746-758). New York Garland.

Bavelas, J. B. & Segal, L. (1982). Family systems theory: Background and implications. *Journal of Communication, 32*(3), 99-107.

Bayer, J. K., Sanson, A. V. & Hemphill, S. A. (2006). Parent influences on early childhood internalizing difficulties. *Journal of Applied Developmental Psychology, 27*(6), 542-559.

Beelmann, A., Stemmler, M., Lösel, F. & Jaursch, S. (2007). Zur Entwicklung externalisierender Verhaltensprobleme im Übergang vom Vor-zum Grundschulalter. *Kindheit und Entwicklung, 16*(4), 229-239.

Behar, L. B. (1977). The preschool behavior questionnaire. *Journal of abnormal child psychology, 5*(3), 265-275.

Beier, L., Hofäcker, D., Marchese, E. & Rupp, M. (2010). FAMILYPLATFORM. Existential Field 1: Family Structures & Family Forms – An Overview of Major Trends and Developments (Working Report). Bamberg: State Institute for Family Research at the University of Bamberg.

Belsky, J. (1984). The determinants of parenting: A process model. *Child Development, 55*(1), 83-96.

Belsky, J., Crnic, K. & Gable, S. (1995). The determinants of coparenting in families with toddler boys: Spousal differences and daily hassles. *Child Development, 66*(3), 629-642.

Belsky, J., Gilstrap, B. & Rovine, M. (1984). The Pennsylvania Infant and Family Development Project, I: Stability and change in mother-infant and father-infant interaction in a family setting at one, three, and nine months. *Child Development, 55*(3), 692-705.

Belsky, J. & Hsieh, K. H. (1998). Patterns of marital change during the early childhood years: Parent personality, coparenting, and division-of-labor correlates. *Journal of Family Psychology, 12*(4), 511-528.

Belsky, J., Putnam, S. & Crnic, K. (1996). Coparenting, Parenting, and Early Emotional Development. *New Directions for Child Development, 74*, 45-55.

Benson, M. J., Buehler, C. & Gerard, J. M. (2008). Interparental hostility and early adolescent problem behavior. *The Journal of Early Adolescence, 28*(3), 428-454.

Bentler, P. M. (1990). Comparative fit indexes in structural models. *Psychological Bulletin, 107*(2), 238-246.

Bentler, P. M. (1995). *EQS structural equations program manual*. Encino, CA: Multivariate Software.

Berge, J. M., Wall, M., Loth, K. & Neumark-Sztainer, D. (2010). Parenting Style as a Predictor of Adolescent Weight and Weight-Related Behaviors. *Journal of Adolescent Health, 46*(4), 331-338.

Berger, L. M., Carlson, M. J., Bzostek, S. H. & Osborne, C. (2008). Parenting practices of resident fathers: The role of marital and biological ties. *Journal of Marriage and Family, 70*(3), 625-639.

Bern, S. L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 42*(2), 155-162.

Berner, W., Fleischmann, T. & Döpfner, M. (1992). Konstruktion von Kurzformen des Eltern- und Erzieherfragebogens zur Erfassung von Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern im Vorschulalter. *Diagnostica, 38*, 42-154.

Bertalanffy, L. (1973). General system theory: Foundations, development, applications: G. Braziller, New York.

Block, J. (1971). *Lives Through Time* Berkeley Bancroft.

Block, J. H. & Block, J. (1980). *The California Child Q-Set*. Palo Alto: Calif Consulting Psychologists.

Block, J. H., Block, J. & Morrison, A. (1981). Parental agreement-disagreement on child-rearing orientations and gender-related personality correlates in children. *Child Development, 52*, 965-974.

Bollen, K. & Long, J. (1993). Introduction. In K. Bollen & J. Long (Hrsg.), *Testing Structural Equation Models* (S. 1-9). Newbury Park: Sage Publications.

Bonds, D. D. & Gondoli, D. M. (2007). Examining the process by which marital adjustment affects maternal warmth: The role of coparenting support as a mediator. *Journal of Family Psychology, 21*(2), 288-296.

Bornstein, M. H., Hahn, C. S. & Haynes, O. M. (2011). Maternal personality, parenting cognitions, and parenting practices. *Developmental Psychology, 47*(3), 658-675.

Bornstein, M. H., Putnick, D. L. & Lansford, J. E. (2011). Parenting Attributions and Attitudes in Cross-Cultural Perspective. *Parenting, 11*(2-3), 214-237.

Bornstein, M. H. & Toole, M. (2010). Assessment of parenting. In S. Tyano, M. Keren, H. Herrman & J. Cox (Hrsg.), *Parenthood and Mental Health. A bridge between infant and adult psychiatry* (S. 349-355). West Sussex: John Wiley & Sons Ltd.

Bortz, J. & Döring, N. (2006). Forschungsmethoden und Evaluation für Human-und Sozialwissenschaftler. 4. Auflage. Heidelberg: Springer.

Bowlby, J. (1969). *Attachment and loss. Vol. 1. attachment*. New York: Basic Books.

Bowlby, J. (1986). Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung (3. Auflage). Frankfurt am Main: Fischer.

Bowlby, J. (2008). Bindung als sichere Basis: Grundlagen und Anwendung der Bindungstheorie. München: E. Reinhardt.

Bowman, M. E. & Ahrons, C. R. (1985). Impact of legal custody status on fathers' parenting postdivorce. *Journal of Marriage and the Family*, 481-488.

Brachfeld-Child, S. (1986). Parents as teachers: Comparisons of mothers' and fathers' instructional interactions with infants* 1. *Infant Behavior and Development, 9*(2), 127-131.

Bradford, K., Vaughn, L. T. B. & Barber, B. K. (2008). When There Is Conflict. *Journal of Family Issues, 29*(6), 780-805.

Bradley, R. H. (2009). The HOME environment. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Handbook of Cultural Developmental Science* (S. 505-530). New York: Taylor & Francis.

Bradley, R. H. & Corwyn, R. F. (2008). Infant temperament, parenting, and externalizing behavior in first grade: A test of the differential susceptibility hypothesis. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 49*(2), 124-131.

Braithwaite, D. O., McBride, M. C. & Schrodt, P. (2003). "Parent teams" and the everyday interactions of co-parenting in stepfamilies. *Communication Reports, 16*(2), 93-111.

Branje, S. J. T., van Lieshout, C. F. M. & van Aken, M. A. G. (2004). Relations between Big Five personality characteristics and perceived support in adolescents' families. *Journal of Personality and Social Psychology, 86*(4), 615-628.

Brezinka, W. (1990). Grundbegriffe der Erziehungswissenschaft: Analyse, Kritik, Vorschläge: E. Reinhardt.

Brezinka, W. (1999). Erziehungsziele Erziehungsmittel Erziehungserfolg, 3. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag.

Brody, G. H., Conger, R., Gibbons, F. X., Ge, X., McBride Murry, V., Gerrard, M.et al. (2001). The influence of neighborhood disadvantage, collective socialization, and parenting on African American children's affiliation with deviant peers. *Child Development, 72*(4), 1231-1246.

Brody, G. H., Flor, D. L. & Gibson, N. M. (1999). Linking maternal efficacy beliefs, developmental goals, parenting practices, and child competence in rural single parent African American families. *Child Development, 70*(5), 1197-1208.

Bronfenbrenner, U. (1981). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung: Natürliche und geplante Experimente. Stuttgart: Klett-Cotta.

Bronfenbrenner, U. (1986). Ecology of the family as a context for human development: Research perspectives. *Developmental Psychology, 22*(6), 723-742.

Bronfenbrenner, U. (2005). Making human beings human: Bioecological perspectives on human development. Thousand Oaks: Sage Publications, Inc.

Bronfenbrenner, U. & Ceci, S. J. (1994). Nature-nurture reconceptualized in developmental perspective: A bioecological model. *Psychological review, 101*(4), 568-586.

Bronfenbrenner, U. & Morris, P. A. (2000). Die Ökologie des Entwicklungsprozesses. In A. Lange & W. Lauterbach (Hrsg.), *Kinder in Familie und Gesellschaft zu Beginn des 21sten Jahrhunderts. Stuttgart* (S. 29-58). Stuttgart: Lucius & Lucius.

Bronte-Tinkew, J. & Horowitz, A. (2010). Factors associated with unmarried, Nonresident fathers' perceptions of their coparenting. *Journal of Family Issues, 31*(1), 31-65.

Brosius, F. (2011). Kapitel 34: Faktorenanalyse. In F. Brosius (Hrsg.), *SPSS 19* (S. 787-818). Hamburg: mitp.

Brown, G. L., Mangelsdorf, S. C., Neff, C., Schoppe-Sullivan, S. J. & Frosch, C. A. (2009). Young children's self-concepts: Associations with child temperament, mothers' and fathers' parenting, and triadic family interaction. *Merrill-Palmer Quarterly, 55*(2), 184-216.

Brown, S. L. (2010). Marriage and Child Well-Being: Research and Policy Perspectives. *Journal of Marriage and Family, 72*(5), 1059-1077.

Brown, S. L. & Booth, A. (1996). Cohabitation versus marriage: A comparison of relationship quality. *Journal of Marriage and Family, 58*(3), 668-678.

Brüderl, J. (2004). Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte, B 19*, 3-10.

Buehler, C., Anthony, C., Krishnakumar, A., Stone, G., Gerard, J. & Pemberton, S. (1997). Interparental conflict and youth problem behaviors: A meta-analysis. *Journal of Child and Family Studies, 6*(2), 233-247.

Buehler, C. & Gerard, J. M. (2002). Marital conflict, ineffective parenting, and children's and adolescents' maladjustment. *Journal of Marriage and Family, 64*(1), 78-92.

Buehler, C., Krishnakumar, A., Stone, G., Anthony, C., Pemberton, S., Gerard, J.et al. (1998). Interparental conflict styles and youth problem behaviors: A two-sample replication study. *Journal of Marriage and the Family*, 119-132.

Buehler, C. & Welsh, D. P. (2009). A process model of adolescents' triangulation into parents' marital conflict: The role of emotional reactivity. *Journal of Family Psychology, 23*(2), 167-180.

Bühl, A. (2011). SPSS 20: Einführung in die moderne Datenanalyse;13. akualisierte Auflage München: Pearson Studium.

Bühner, M. (2006). Einführung in die Test-und Fragebogenkonstruktion. 2.aktualisierte Auflage. München: Pearson Studium.

Bühner, M. & Ziegler, M. (2009). *Statistik für Psychologen und Sozialwissenschaftler*. München: Pearson Studium.

Bulanda, R. E. (2004). Paternal involvement with children: The influence of gender ideologies. *Journal of Marriage and Family, 66*(1), 40-45.

Bumpass, L. & Hsien-Hen, L. (2000). Trends in cohabitation and implications for children s family contexts in the United States. *Population Studies, 54*(1), 29-41.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2009). *Siedlungsstrukturelle Kreistypen 2008.*
Verfügbar unter: http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_103086/BBSR/DE/Raumbeobachtung/Werkzeuge/Raumabgrenzungen/SiedlungsstrukturelleGebietstypen/Kreistypen/KarteKreistypen2008,property=poster.gif [14.04.2010].

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (2011a). *Eheschließungen und rohe Eheschließungsziffer in Deutschland, 1841 bis 2009.* Verfügbar unter: http://www.bib-demografie.de/cln_099/nn_749852/DE/DatenundBefunde/04/Abbildungen/a__04__01__eheschl__d__1841__2009.html [15.05. 2011].

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (2011b). *Liebe auf Distanz: Partnerschaften in getrennten Haushalten.* Verfügbar unter: http://www.bib-demografie.de/cln_099/nn_749852/DE/Home/Grafik__des__Monats/Archiv/2011__02__februar.html [15.06. 2011].

Bundesministerium der Justiz (2006). Umfrage des Bundesministeriums der Justiz bei Jugendämtern und Rechtsanwälten zur gemeinsamen Sorge nicht miteinander verheirateter Eltern. Berlin: Bundesminsiterum der Justiz.

Bundesministerium der Justiz (2011). *Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern" - Zusammenfassung der Ergebnisse* -Verfügbar unter: http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Zusammenfassung_Endbericht_Sorgerecht_final.pdf?__blob=publicationFile

Bundesministerium der Justiz (2012). Referentenentwurd des Bundesministeriums der Justiz. Entwurf eines Gesetzes zur Reform des Sorgerechts nicht miteinander verheirateter Eltern. Berlin: Bundesministerium der Justiz.

Bundesministerium für Familie Senioren Frauen und Jugend (2006). Siebter Familienbericht. Familien zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Berlin: Bundesdrucksache 16/1360.

Burgess, E. W. (1926). The family as a unity of interacting personalities. *Family, 1*, 3-6.

Bürgisser, M. (2011). Vereinbarkeit von Beruf und Familie – auch für Männer.

Herausforderungen, Probleme, Lösungsansätze. Bern: hep Verlag.

Burney, R. V. & Leerkes, E. M. (2010). Links between mothers' and fathers' perceptions of infant temperament and coparenting. *Infant Behavior and Development, 33*(2), 125-135.

Burschel, M. & Schutter, S. (2013a). Qualitative Experteninterviews. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 303-344). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Burschel, M. & Schutter, S. (2013b). Qualitative Interviews mit Eltern nichtehelich geborener Kinder. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 247-302). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Buss, A. H. & Plomin, R. (1984). *Temperament: Early developing personality traits*. Hillsdale, N.J.: L. Erlbaum Associates.

Butterwegge, C., Holm, K., Imholz, B., Klundt, M., Michels, C., Schulz, U. (2004). *Armut und Kindheit. Ein regionaler, nationaler und internationaler Vergleich. zweite Auflage*. Wiesbaden: VS Verlag.

Butterwegge, C. & Klundt, M. (2003). Kinderarmut und Generationengerechtigkeit. Familien- und Sozialpolitik im demografischen Wandel. Opladen: Leske + Budrich.

Caldera, Y. M. & Lindsey, E. W. (2006). Coparenting, mother-infant interaction, and infant-parent attachment relationships in two-parent families. *Journal of Family Psychology, 20*(2), 275-283.

Campbell, D. T. & Fiske, D. W. (1959). Convergent and discriminant validation by the multitrait-multimethod matrix. *Psychological Bulletin, 56*(2), 81-105.

Carlson, M. & Högnäs, R. (2009). Coparenting in Fragile Families. Working Paper 09-13-FF. Princeton: Center for Research on Child Wellbeing.

Carlson, M., McLanahan, S. & England, P. (2004). Union formation in fragile families. *Demography, 41*(2), 237-261.

Carlson, M. J., Furstenberg, J. & Frank, F. (2006). The prevalence and correlates of multipartnered fertility among urban US parents. *Journal of Marriage and Family, 68*(3), 718-732.

Carlson, M. J. & McLanahan, S. (2006). Strengthening Unmarried Families: Could Enhancing Couple Relationships Also Improve Parenting? *SOCIAL SERVICE REVIEW, 80*(2), 297-321.

Carlson, M. J., McLanahan, S. S. & Brooks-Gunn, J. (2008). Coparenting and nonresident fathers' involvement with young children after a nonmarital birth. *Demography, 45*(2), 461-488.

Caron, A., Weiss, B., Harris, V. & Catron, T. (2006). Parenting behavior dimensions and child psychopathology: Specificity, task dependency, and interactive relations. *Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology, 35*(1), 34-45.

Carter, B. & McGoldrick, M. (1988). Overview: The changing family life cycle: A framework for family therapy. New York: Gardner.

Chaplin, T. M., Cole, P. M. & Zahn-Waxler, C. (2005). Parental socialization of emotion expression: Gender differences and relations to child adjustment. *Emotion, 5*(1), 80-88.

Charles, P. & Perreira, K. M. (2007). Intimate partner violence during pregnancy and 1-year post-partum. *Journal of Family Violence, 22*(7), 609-619.

Chen, M. & Johnston, C. (2012). Interparent Childrearing Disagreement, but not Dissimilarity, Predicts Child Problems after Controlling for Parenting Effectiveness. *Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology, 41*(2), 189-201.

Cheng, S., Maeda, T., Tomiwa, K., Yamakawa, N., Koeda, T., Kawai, M.et al. (2009). Contribution of Parenting Factors to the Developmental Attainment of 9-Month-Old Infants: Results From the Japan Children's Study. *Journal of epidemiology, 19*, 319-327.

Cheung, G. W. & Rensvold, R. B. (2002). Evaluating goodness-of-fit indexes for testing measurement invariance. *Structural Equation Modeling, 9*(2), 233-255.

Cierpka M, Scholtes K, Frey B. & Köhler, H. (2011). Der Übergang zur Elternschaft. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 1090–1109). Bern: Hans Huber.

Clark, L. A., Kochanska, G. & Ready, R. (2000). Mothers' personality and its interaction with child temperament as predictors of parenting behavior. *Journal of Personality and Social Psychology, 79*(2), 274-285.

Coester, M., Peschel-Gutzeit, L. M. & Salgo, L. (2007). J. von Staudingers Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch mit Einführungsgesetz und Nebengesetzen. In *Buch 4, Familienrecht* (S. 148-155). Berlin: Sellier– de Gruyter.

Cohen, J., Cohen, P., West, S. G. & Aiken, L. S. (2003). *Applied Multiple Regression/Correlation Analysis for the Behavioral Sciences. Third Edition*. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum.

Cohen, R. & Weissman, S. (1984). The parenting alliance. *Parenthood: A psychodynamic perspective*, 33–49.

Collins, L. M., Schafer, J. L. & Kam, C.-M. (2001). A comparison of inclusive and restrictive strategies in modern missing data procedures. *psychological Methods, 6*, 330-351.

Coltrane, S. (2000). Research on household labor: Modeling and measuring the social embeddedness of routine family work. *Journal of Marriage and Family, 62*(4), 1208-1233.

Conger, R. & Elder, G. H. (1994). *Families in troubled times: Adapting to change in rural America*. Hawthorne, NY: Aldine de Gruyter.

Conger, R. D., Conger, K. J., Elder, G. H., Lorenz, F. O., Simons, R. L. & Whitbeck, L. B. (1992). A family process model of economic hardship and adjustment of early adolescent boys. *Child Development, 63*(3), 526-541.

Conger, R. D., Ge, X., Elder Jr, G. H., Lorenz, F. O. & Simons, R. L. (1994). Economic stress, coercive family process, and developmental problems of adolescents. *Child Development, 65*(2), 541-561.

Conrade, G. & Ho, R. (2001). Differential parenting styles for fathers and mothers. *Australian Journal of Psychology, 53*(1), 29-35.

Cook, J. C., Schoppe-Sullivan, S. J., Buckley, C. K. & Davis, E. F. (2009). Are some children harder to coparent than others? Children's negative emotionality and coparenting relationship quality. *Journal of Family Psychology; Journal of Family Psychology, 23*(4), 606-610.

Cook, W. L. & Kenny, D. A. (2005). The Actor–Partner Interdependence Model: A model of bidirectional effects in developmental studies. *International Journal of Behavioral Development, 29*(2), 101-109.

Costa, P. T. & McCrae, R. R. (1992). *Revised neo personality inventory (neo pi-r) and neo five-factor inventory (neo-ffi)*. Odessa, FL: Psychological Assessment Resources

Cowan, C. P. (1988). Working with men becoming fathers: The impact of a couples group intervention. In P. Bronstein & C. P. Cowan (Hrsg.), *Fatherhood today: Men´s changing role in the family* (S. 276-298). New York: John Wiley & Sons.

Cowan, C. P. & Cowan, P. A. (1995). Interventions to ease the transition to parenthood: Why they are needed and what they can do. *Family Relations, 44*(4), 412-423.

Cowan, C. P., Cowan, P. A. & Heming, G. (2005). Two variations of a preventive intervention for couples: Effects on parents and children during the transition to school. In C. P. Cowan, P. A. Cowan, J. C. Ablow, V. K. Johnson & J. R. Measelle (Hrsg.), *The family context of parenting in children's adaptation to elementary school* (S. 277-312). Mahwah: Lawrence Erlbaum

Cowan, P.A., Powell, D. & Cowan, C.P. (1997). Parenting interventions: A family system perspective. In I. Sigel & K. Renninger (Hrsg.), *Child psychology in practice*. New York: Wiley.

Cowan, P. A., Cowan, C. P., Schulz, M. S. & Heming, G. (1994). Prebirth to Preschool Family Factors in Children's Adaptation to Kindergarten. In R. D. Parke & S. G. Kellam (Hrsg.), *Exploring Family Relationships with Other Social Contexts* (S. 75-114). Hillsdale: Erlbaum.

Crosbie-Burnett, M. (1991). Impact of joint versus sole custody and quality of co-parental relationship on adjustment of adolescents in remarried families. *Behavioral Sciences & the Law, 9*(4), 439-449.

Cui, M. & Conger, R. D. (2008). Parenting behavior as mediator and moderator of the

association between marital problems and adolescent maladjustment. *Journal of Research on Adolescence, 18*(2), 261-284.

Cummings, E. M. & Davies, P. T. (2002). Effects of marital conflict on children: recent advances and emerging themes in process-oriented research. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 43*(1), 31-63.

Cummings, E. M., Goeke-Morey, M. C. & Papp, L. M. (2004). Everyday marital conflict and child aggression. *Journal of abnormal child psychology, 32*(2), 191-202.

Cunningham, C. E. & Boyle, M. H. (2002). Preschoolers at risk for attention-deficit hyperactivity disorder and oppositional defiant disorder: family, parenting, and behavioral correlates. *Journal of abnormal child psychology, 30*(6), 555-569.

Dadds, M. R. & Powell, M. B. (1991). The relations of interparental conflict and global marital adjustment to aggression, anxiety, and immaturity in aggressive and nonclinic children. *Journal of Abnormal Child Psychology, 19*, 553-567.

Davis, E. F., Schoppe-Sullivan, S. J., Mangelsdorf, S. C. & Brown, G. L. (2009). The Role of Infant Temperament in Stability and Change in Coparenting Across the First Year of Life. *Parenting, 9*(1-2), 143-159.

de Haan, A. D., Deković, M. & Prinzie, P. (2012). Longitudinal impact of parental and adolescent personality on parenting. *Journal of Personality and Social Psychology, 102*(1), 189–199.

Deal, J. E., Halverson, J. & Wampler, K. S. (1989). Parental Agreement on Child-rearing Orientations: Relations to Parental, Marital, Family, and Child Characteristics. *Child Development, 60*(5), 1025-1034.

Deater-Deckard, K., Dodge, K. A., Bates, J. E. & Pettit, G. S. (1998). Multiple risk factors in the development of externalizing behavior problems: Group and individual differences. *Development and Psychopathology, 10*(03), 469-493.

Deegener, G. (2000). Die Würde des Kindes. Ein Plädoyer für eine Erziehung ohne Gewalt. Weinheim: Beltz.

Degarmo, D. S. (2010). A time varying evaluation of identity theory and father involvement for full custody, shared custody, and no custody divorced fathers. *Fathering: A Journal of Theory, Research, and Practice about Men as Fathers, 8*(2), 181-202.

DeKlyen, M., Brooks-Gunn, J., McLanahan, S. & Knab, J. (2006). The mental health of married, cohabiting, and non-coresident parents with infants. *American Journal of Public Health, 96*(10), 1836-1841.

Dempster, A. P., Laird, N. M. & Rubin, D. B. (1977). Maximum likelihood from incomplete data via the EM algorithm. *Journal of the Royal Statistical Society. Series B (Methodological)*, 1-38.

Deutsch, F. M. (2001). Equally shared parenting. *Current directions in psychological Science, 10*(1), 25-28.

Dew, J. (2011). Financial Issues and Relationship Outcomes Among Cohabiting Individuals. *Family Relations, 60*(2), 178-190.

Dinkel, A. & Balck, F. (2005). An evaluation of the german relationship assessment scale. *Swiss Journal of Psychology/Schweizerische Zeitschrift für Psychologie/Revue Suisse de Psychologie, 64*(4), 259-263.

Dishion, T. J. & McMahon, R. J. (1998). Parental monitoring and the prevention of child and adolescent problem behavior: A conceptual and empirical formulation. *Clinical child and family psychology review, 1*(1), 61-75.

DiStefano, C., Zhu, M. & Mîndrila, D. (2009). Understanding and using factor scores: Considerations for the applied researcher. *Practical Assessment, Research & Evaluation, 14*(20), 1-11.

Doherty, W. J., Kouneski, E. F. & Erickson, M. F. (1998). Responsible fathering: An overview and conceptual framework. *Journal of Marriage and the Family*, 277-292.

Döpfner, M., Berner, W., Fleischmann, T. & Schmidt, M. (1993). *Verhaltensbeurteilungsbogen für Vorschulkinder (VBV 3 – 6)*. Weinheim: Beltz.

Döpfner, M., Schmeck, K., Berner, W. & Lehmkuhl, G. (1994). Zur Reliabilität und faktoriellen

Validität der Child Behavior Checklist—eine Analyse in einer klinischen und einer Feldstichprobe. *Zeitschrift für Kinder-und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie*, 189-205.

Dorbritz, J. (2004). Demographische Trends und Hauptergebnisse der deutschen Population Policy Acceptance Study (PPAS). *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 29*(3-4), 315-328.

East, P. & Felice, M. E. (1996). Adolescent pregnancy and parenting: Findings from a racially diverse sample. Mawah: Lawrence Erlbaum.

Ecarius, J., Köbel, N. & Wahl, K. (2011). *Familie, Erziehung und Sozialisation*. Wiesbaden: VS Verlag.

Eckhard, J. (2006). Kinderlosigkeit durch Partnerschaftslosigkeit. Der Wandel der Partnerschaftsbiographien und Zusammenhänge mit der Geburtenentwicklung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 31*(1), 105-126.

Eid, M., Gollwitzer, M. & Schmitt, M. (2010). *Statistik und Forschungsmethoden*. Weinheim: Beltz.

Eid, M., Nussbeck, F. W., Geiser, C., Cole, D. A., Gollwitzer, M. & Lischetzke, T. (2008). Structural equation modeling of multitrait-multimethod data: Different models for different types of methods. *psychological Methods, 13*(3), 230-253.

Elder, G. H., Eccles, J. S., Ardelt, M. & Lord, S. (1995). Inner-city parents under economic pressure: Perspectives on the strategies of parenting. *Journal of Marriage and Family, 57*(3), 771-784.

Emery, R. E., Fincham, F. D. & Cummings, E. M. (1992). Parenting in context: systemic thinking about parental conflict and its influence on children. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*(60), 909-912.

Emery, R. E., Laumann-Billings, L., Waldron, M. C., Sbarra, D. A. & Dillon, P. (2001). Child custody mediation and litigation: Custody, contact, and coparenting 12 years after initial dispute resolution. *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 69*(2), 323-332.

Engfer, A. (2002). Misshandlung, Vernachlässigung und Missbrauch von Kindern. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 800-817). Weinheim: Beltz-PVU.

Engl, J. & Thurmaier, F. (1997). Konstruktive Ehe und Kommunikation (KEK) - Ein Programm zur Weiterentwicklung von Partnerschaft. Handbuch für ausgebildete Kursleiter. München: Institut für Forschung und Ausbildung in Kommunikationstherapie.

Engl, J. & Thurmaier, F. (2001). Sich besser verstehen – die präventiven Programme EPL und KEK als neue Wege der Ehevorbereitung und Ehebegleitung. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung: Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 364-384). Göttingen: Hogrefe.

Engle, P. L. & Black, M. M. (2008). The effect of poverty on child development and educational outcomes. *Annals of the New York Academy of Sciences, 1136*(1), 243-256.

Enders, C. K. (2010). *Applied missing data analysis*. New York: The Guilford Press.

Erel, O. & Burman, B. (1995). Interrelatedness of Marital Relations and Parent-Child Relations: A Meta-Analytic Review* 1. *Psychological Bulletin, 118*(1), 108-132.

Eschelbach, D. & Trunk, N. (2012). Analyse der Rechtsprechung und Literatur zur gemeinsamen elterlichen Sorge. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 33-56). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Eurostat. (2012). *Durchschnittliches und Median-Einkommen nach Haushaltstyp*Verfügbar unter: http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/income_social_inclusion_living_conditions/data/database [04.04. 2012].

Ewell Foster, C. J., Garber, J. & Durlak, J. A. (2008). Current and past maternal depression, maternal interaction behaviors, and children's externalizing and internalizing symptoms. *Journal of abnormal child psychology, 36*(4), 527-537.

Fagan, J. & Barnett, M. (2003). The relationship between maternal gatekeeping, paternal competence, mothers' attitudes about the father role, and father involvement. *Journal of Family Issues, 24*(8), 1020-1043.

Fagan, J. & Lee, Y. (2011). Do Coparenting and Social Support Have a Greater Effect on Adolescent Fathers Than Adult Fathers? *Family Relations, 60*(3), 247-258.

Fagan, J. & Palkovitz, R. (2007). Unmarried, nonresident fathers' involvement with their infants: A risk and resilience perspective. *Journal of Family Psychology, 21*(3), 479-489.

Fagot, B. I. (1995). Parenting boys and girls. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Handbook of parenting: Vol. 1. Children and parenting* (S. 163-183). Hillsdale: Erlbaum.

Fagot, B. I. & Leinbach, M. D. (1995). Gender knowledge in egalitarian and traditional families. *Sex Roles, 32*(7), 513-526.

Favez, N., Frascarolo, F., Carneiro, C., Montfort, V., Corboz-Warnery, A. & Fivaz-Depeursinge, E. (2006). The development of the family alliance from pregnancy to toddlerhood and children outcomes at 18 months. *Infant and child development, 15*(1), 59-73.

Feinberg, M. E. (2002). Coparenting and the transition to parenthood: A framework for prevention. *Clinical child and family psychology review, 5*(3), 173-195.

Feinberg, M. E. (2003). The Internal Structure and Ecological Context of Coparenting: A Framework for Research and Intervention. *Parenting: Science and Practice, 3*(2), 95-131.

Feinberg, M. E., Brown, L. D. & Kan, M. L. (2012). A Multi-Domain Self-Report Measure of Coparenting. *Parenting, 12*(1), 1-21.

Feinberg, M. E., Jones, D. E., Kan, M. L. & Goslin, M. C. (2010). Effects of family foundations on parents and children: 3.5 years after baseline. *Journal of Family Psychology, 24*(5), 532-542.

Feinberg, M. E. & Kan, M. L. (2008). Establishing family foundations: Intervention effects on coparenting, parent/infant well-being, and parent-child relations. *Journal of Family Psychology, 22*(2), 253-263.

Feinberg, M. E., Kan, M. L. & Goslin, M. C. (2009). Enhancing coparenting, parenting, and child self-regulation: Effects of family foundations 1 year after birth. *Prevention Science, 10*(3), 276-285.

Feinberg, M. E., Kan, M. L. & Hetherington, E. M. (2007). The longitudinal influence of coparenting conflict on parental negativity and adolescent maladjustment. *Journal of Marriage and Family, 69*(3), 687-702.

Fisher, R. (1955). Statistical methods and scientific induction. *Journal of the Royal Statistical Society. Series B (Methodological)*, 69-78.

Fisher, R. A. (1956). *Statistical methods and scientific inference*. Edinburgh: Oliver and Boyd.

Fivaz-Depeursinge, E. & Corboz-Warnery, A. (1999). The primary triangle. A developmental systems view of mothers, fathers, and infants. New York: Basic Books.

Fletcher, A. C., Darling, N. E. & Steinberg, L. (1995). Parental monitoring and peer influences on adolescent substance use. In J. McCord (Hrsg.), *Coercion and Punishment in Long-term Perspectives* (S. 259-271). Cambridge: University Press.

Fletcher, A. C., Steinberg, L. & Sellers, E. B. (1999). Adolescents' well-being as a function of perceived interparental consistency. *Journal of Marriage and the Family, 61*(3), 599-610.

Floyd, F. J., Gilliom, L. A. & Costigan, C. L. (1998). Marriage and the Parenting Alliance: Longitudinal Prediction of Change in Parenting Perceptions and Behaviors. *Child Development, 69*(5), 1461-1479.

Forehand, R. & Jones, D. J. (2003). Neighborhood violence and coparent conflict: Interactive influence on child psychosocial adjustment. *Journal of abnormal child psychology, 31*(6), 591-604.

Fosco, G. M. & Grych, J. H. (2010). Adolescent Triangulation Into Parental Conflicts: Longitudinal Implications for Appraisals and Adolescent Parent Relations. *Journal of Marriage and Family, 72*(2), 254-266.

Foster, C. E., Webster, M. C., Weissman, M. M., Pilowsky, D. J., Wickramaratne, P. J., Rush, A. J.et al. (2008). Course and severity of maternal depression: Associations with family functioning and child adjustment. *Journal of Youth and Adolescence, 37*(8), 906-916.

Fox, J. (1991). Regression diagnostics: An introduction. Sage University Paper Series on Quantitative Applications in the Social Science, 07-079. Newbury Park, CA: Sage.

Franiek, S. & Reichle, B. (2007). Elterliches Erziehungsverhalten und Sozialverhalten im

Grundschulalter. *Kindheit und Entwicklung, 16*(4), 240-249.

Frech, A. & Kimbro, R. T. (2011). Maternal Mental Health, Neighborhood Characteristics, and Time Investments in Children. *Journal of Marriage and Family, 73*(3), 605-620.

Frick, P. J. (1991). The Alabama parenting questionnaire,*Unpublished instrument*. Alabama: University of Alabama, Department of Psychology.

Frick, P. J., Christian, R. E. & Wootton, J. M. (1999). Age trends in the association between parenting practices and conduct problems. *Behavior modification, 23*(1), 106-128.

Fritz, M. S. & MacKinnon, D. P. (2007). Required sample size to detect the mediated effect. *Psychological Science, 18*(3), 233-239.

Fthenakis, W. E. (1985). *Väter. 2 Bände*. München: Urban & Schwarzenberg.

Fthenakis, W. E. & Minsel, B. (Hrsg.). (2002). *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Fuhrer, U. (2007). Erziehungskompetenz. Was Eltern und Familien stark macht. Bern: Huber.

Fuhrer, U. (2009). Lehrbuch Erziehungspsychologie. 2.überarbeitete Auflage. Bern: Huber.

Gable, S., Belsky, J. & Crnic, K. (1992). Marriage, parenting, and child development: Progress and prospects. *Journal of Family Psychology, 5*(3-4), 276-294.

Gable, S., Belsky, J. & Crnic, K. (1995). Coparenting during the child's 2nd year: A descriptive account. *Journal of Marriage and Family, 57*(3), 609-616.

Gabriel, B. & Bodenmann, G. (2006). Elterliche Kompetenzen und Erziehungskonflikte. *Kindheit und Entwicklung, 15*(1), 9-18.

Galambos, N. L., Barker, E. T. & Almeida, D. M. (2003). Parents do matter: Trajectories of change in externalizing and internalizing problems in early adolescence. *Child Development, 74*(2), 578-594.

Ganiban, J. M., Ulbricht, J., Saudino, K. J., Reiss, D. & Neiderhiser, J. M. (2011). Understanding child-based effects on parenting: Temperament as a moderator of genetic and environmental contributions to parenting. *Developmental Psychology, 47*(3), 676-692.

Gassman Pines, A. (2011). Associations of Low Income Working Mothers' Daily Interactions With Supervisors and Mother Child Interactions. *Journal of Marriage and Family, 73*(1), 67-76.

Gaunt, R. (2008). Maternal Gatekeeping: Ancendents and Consequences *Journal of Family Issues*, 373-395.

Gerris, J., Dubas, J., Jannsens, J. & Vermulst, A. (2000). Dynamische Beziehungen zwischen der Persönlichkeit von Eltern und Jugendlichen und ihren Familiensubsystemen. In K. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind: Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis* (S. 151-173). Göttingen: Hogrefe.

Gibson-Davis, C. M. (2009). Money, marriage, and children: Testing the financial expectations and family formation theory. *Journal of Marriage and Family, 71*(1), 146-160.

Glasersfeld, E. (1997). Der Radikale Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Goldberg, L. R. (1993). The structure of phenotypic personality traits. *American psychologist, 48*(1), 26.

Gonzales, N. A., Pitts, S. C., Hill, N. E. & Roosa, M. W. (2000). A mediational model of the impact of interparental conflict on child adjustment in a multiethnic, low-income sample. *Journal of Family Psychology, 14*(3), 365-379.

Gonzalez, R. & Griffin, D. (1997). On the statistics of interdependence: Treating dyadic data with respect. In S. Duck (Hrsg.), *Handbook of personal relationships: Theory, research, and interventions (2nd ed.)* (S. 271-302). New York: Wiley.

Goodman, R. (1997). The Strengths and Difficulties Questionnaire: a research note. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 38*(5), 581-586.

Gray, M. & Steinberg, L. (1999). Unpacking authoritative parenting: Reassessing a multidimensional construct. *Journal of Marriage and the Family, 61*(3), 574-587.

Groenendyk, A. E. & Volling, B. L. (2007). Coparenting and early conscience development in the family. *The Journal of genetic psychology, 168*(2), 201-224.

Grossmann, K. & Grossmann, K. E. (2005). *Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit (2. Auflage)*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Grusec, J. E. (2011). Human Development: Development in the Family. *Annual review of Psychology, 62*(1), 243–269.

Grych, J. H., Fincham, F. D., Jouriles, E. N. & McDonald, R. (2000). Interparental Conflict and Child Adjustment: Testing the Mediational Role of Appraisals in the Cognitive Contextual Framework. *Child Development, 71*(6), 1648-1661.

Haffner, J., Esther, C., Münch, H., Parzer, P., Raue, B., Steen, R.et al. (2002). Verhaltensauffälligkeiten im Einschulungsalter aus elterlicher Perspektive-Ergebnisse zu Prävalenz und Risikofaktoren in einer epidemiologischen Studie. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 51 (9)*, 675-696.

Hahlweg, K., Heinrichs, N., Bertram, H., Kuschel, A. & Widdecke, N. (2008). Körperliche Bestrafung: Prävalenz und Einfluss auf die psychische Entwicklung bei Vorschulkindern. *Kindheit und Entwicklung, 17*(1), 46-56.

Hamilton, B. E., Martin, J. A. & Ventura, S. J. (2010). *Births: Preliminary Data for 2008, National Vital Statistics Reports (Vol. 58, No. 16)*. Hyattsville, MD: National Center for Health Statistics.

Harknett, K. (2008). Mate availability and unmarried parent relationships. *Demography, 45*(3), 555-571.

Harold, G. T., Shelton, K. H., Goeke-Morey, M. C. & Cummings, E. M. (2004). Marital conflict, child emotional security about family relationships and child adjustment. *Social Development, 13*(3), 350-376.

Hassebrauck, M. (1991). ZIP- ein Instrumetarium zur Erfassung der Zufriedenheit in Paarbeziehungen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 256-259.

Hastings, P. D., Utendale, W. T. & Sullivan, C. (2007). The socialization of prosocial development. In J. E. Grusec & P. D. Hastings (Hrsg.), *Handbook of socialization: theory and research* (S. 638-664). New York: Guilford Press.

Hayes, A. F. (2005). *Statistical methods for communication science.* Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.

Hayes, A. F. (2009). Beyond Baron and Kenny: Statistical mediation analysis in the new millennium. *Communication Monographs, 76*(4), 408-420.

Hayes, A. F., Glynn, C. J. & Huge, M. E. (2012). Cautions Regarding the Interpretation of Regression Coefficients and Hypothesis Tests in Linear Models with Interactions. *Communication Methods and Measures*, 1-11.

Heckhausen, J., Wrosch, C. & Fleeson, W. (2001). Developmental regulation before and after a developmental deadline: The sample case of" biological clock" for childbearing. *Psychology and Aging, 16*(3), 400-413.

Hendrick, S. S. (1988). A generic measure of relationship satisfaction. *Journal of Marriage and the Family*(50), 93-98.

Hendrick, S. S., Dicke, A. & Hendrick, C. (1998). The relationship assessment scale. *Journal of Social and Personal Relationships, 15*(1), 137-142.

Henson, R. K. & Roberts, J. K. (2006). Use of exploratory factor analysis in published research. *Educational and Psychological measurement, 66*(3), 393-416.

Hetherington, E. M. (1989). Coping with family transitions: Winners, losers, and survivors. *Child Development, 60*(1), 1-14.

Hetherington, E. M., Cox, M. & Cox, R. (1976). Divorced fathers. *Family Coordinator*, 417-428.

Hetherington, E. M., Cox, M. & Cox, R. (1979). Play and social interaction in children following divorce. *Journal of Social Issues, 35*(4), 26-49.

Hill, P. B. & Kopp, J. (1999). Nichteheliche Lebensgemeinschaften - theoretische Aspekte zur Wahl von Lebensformen. In T. Klein & W. Lauterbach (Hrsg.), *Nichteheliche Lebensgemeinschaften* (S. 11-35). Opladen: Leske und Budrich.

Hillmann, K. (2003). *Wertewandel: Ursachen*. Würzburg: Carolus.

Hoeve, M., Dubas, J. S., Eichelsheim, V. I., Van Der Laan, P. H., Smeenk, W. & Gerris, J. R. M.

(2009). The relationship between parenting and delinquency: A meta-analysis. *Journal of abnormal child psychology, 37*(6), 749-775.

Hofer, M. (2002). Familienbeziehungen in der Entwicklung. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (S. 4-27). Göttingen: Hogrefe.

Hofferth, S. L. & Anderson, K. G. (2003). Are all dads equal? Biology versus marriage as a basis for paternal investment. *Journal of Marriage and Family, 65*(1), 213-232.

Hohmann-Marriott, B. (2011). Coparenting and Father Involvement in Married and Unmarried Coresident Couples. *Journal of Marriage and Family, 73*(1), 296-309.

Höhn, C., Ette, A. & Ruckdeschel, K. (2006). *Kinderwünsche in Deutschland - Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik.* Stuttgart: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BIB) in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung GmbH

Horwitz, A. V., White, H. R. & Howell-White, S. (1996). The use of multiple outcomes in stress research: a case study of gender differences in responses to marital dissolution. *Journal of Health and Social Behavior*, 278-291.

Hossain, Z. & Jaipaul, L. (1994). African-American fathers' involvement with infants: Relationship to their functioning style, support, education, and income. *Infant Behavior and Development, 17*(2), 175-184.

Howard, K. S. & Brooks-Gunn, J. (2009). Relationship supportiveness during the transition to parenting among married and unmarried parents. *Parenting, science and practice, 9*(1), 123-142.

Hradil, S. (2006). Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. Wiesbaden: VS Verlag.

Hu, L. & Bentler, P. M. (1998). Fit indices in covariance structure modeling: Sensitivity to underparameterized model misspecification. *Psychological Methods, 3*(4), 424-453.

Hu, L. & Bentler, P. M. (1999). Cutoff criteria for fit indexes in covariance structure analysis: Conventional criteria versus new alternatives. *Structural Equation Modeling: A Multidisciplinary Journal, 6*(1), 1-55.

Huber, J. (2008). „Der Dritte im Bunde ist immer dabei…" –. In C. Alt (Hrsg.), *Kinderleben – Individuelle Entwicklungen in sozialen Kontexten* (S. 149-180): VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hughes, E. K. & Gullone, E. (2008). Internalizing symptoms and disorders in families of adolescents: A review of family systems literature. *Clinical Psychology Review, 28*(1), 92-117.

Huinink, J., Brüderl, J., Nauck, B., Walper, S., Castiglioni, L. & Feldhaus, M. (2011). Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics (pairfam): Conceptual framework and design. *Zeitschrift für Familienforschung, 23*(1), 77-101.

Huinink, J., Schröder, T. & Boehnke, M. (2008). Kinderwunsch und Familiengründung: Die Bedeutung von Voraussetzungen und Entscheidungsgrundsätzen. In M. Feldhaus & J. Huinink (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienpanel* (S. 321-349). Würzburg: Ergon.

Hurrelmann, K. (2006). Einführung in die Sozialisationstheorie, 8. vollständig überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz.

Insabella, G. M., Williams, T. & Pruett, M. K. (2003). Individual and coparenting differences between divorcing and unmarried fathers. *Family Court Review, 41*(3), 290-306.

Ippolito Morrill, M., Hines, D. A., Mahmood, S. & Córdova, J. V. (2010). Pathways between marriage and parenting for wives and husbands: The role of coparenting. *Family process, 49*(1), 59-73.

Jaccard, J. & Turrisi, R. (2003). Interaction effects in multiple regression. Second edition. Sage University Papers Series on Quantitative Applications in the Social Science, 07-072. Thousand Oaks, CA: Sage.

Jacobvitz, D., Hazen, N., Curran, M. & Hitchens, K. (2004). Observations of early triadic family interactions: Boundary disturbances in the family predict symptoms of depression, anxiety,

and attention-deficit/hyperactivity disorder in middle childhood. *Development and Psychopathology, 16*(3), 577-592.

Jaursch, S. (2003). *Erinnertes und aktuelles Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern: Intergenerationale Zusammenhänge und kontextuelle Faktoren*. Erlangen-Nürnberg: Philosophische Fakultät I. (Philosophie, Geschichte und Sozialwissenschaften) der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

Jaursch, S., Lösel, F., Beelmann, A. & Stemmler, M. (2009). Inkonsistenz im Erziehungsverhalten zwischen Müttern und Vätern und Verhaltensprobleme des Kindes. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 172-186.

Javo, C., Rønning, J. A., Heyerdahl, S. & Rudmin, F. W. (2004). Parenting correlates of child behavior problems in a multiethnic community sample of preschool children in northern Norway. *European child & adolescent psychiatry, 13*(1), 8-18.

Jenkins, J., Simpson, A., Dunn, J., Rasbash, J. & O'Connor, T. G. (2005). Mutual influence of marital conflict and children's behavior problems: Shared and nonshared family risks. *Child Development, 76*(1), 24-39.

Jia, R. & Schoppe-Sullivan, S. J. (2011). Relations between coparenting and father involvement in families with preschool-age children. *Developmental Psychology, 47*(1), 106-118.

John, O. P. & Srivastava, S. (1999). The Big-Five trait taxonomy: History, measurement, and theoretical perspectives. In L. A. Pervin & O. P. John (Hrsg.), *Handbook of personality: Theory and research (2nd ed.)* (S. 102–138). New York: Guilford Press.

Jokela, M., Kivimäki, M., Elovainio, M. & Keltikangas-Järvinen, L. (2009). Personality and having children: A two-way relationship. *Journal of Personality and Social Psychology, 96*(1), 218-230

Jones, D. J., Shaffer, A., Forehand, R., Brody, G. & Armistead, L. P. (2003). Coparent conflict in single mother-headed African american families: Do parenting skills serve as a mediator or moderator of child psychosocial adjustment?*. *Behavior therapy, 34*(2), 259-272.

Jöreskog, K. G. (1969). A general approach to confirmatory maximum likelihood factor analysis. *Psychometrika, 34*(2), 183-202.

Jöreskog, K. G. & Sörbom, D. (1981). LISREL VI: Analysis of linear structural relationships by the method of maximum likelihood, instrumental variables, and least squares methods. Lincolnwood, IL: Scientific Software, Inc.

Jouriles, E. N., Murphy, C. M., Farris, A. M., Smith, D. A., Richters, J. E. & Waters, E. (1991). Marital adjustment, parental disagreements about child rearing, and behavior problems in boys: Increasing the specificity of the marital assessment. *Child Development, 62*(6), 1424-1433.

Journey. (1981). Don't Stop Believin', *Auf: Escape [LP]*. US: Columbia.

Jungbauer, J. (2009). *Familienpsychologie kompakt*. Weinheim: Beltz.

Jurczyk, K. & Walper, S. (2010). *Vorgezogener Endbericht für das Projekt "Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern"* Verfügbar unter: http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Endbericht_Sorgerecht_final.pdf [15.01. 2012].

Jurczyk, K. & Walper, S. (Hrsg.). (2012). *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kalmijn, M. & Liefbroer, A. C. (2011). Nonresponse of Secondary Respondents in Multi-Actor Surveys: Determinants, Consequences, and Possible Remedies. *Journal of Family Issues, 32*(6), 735-766.

Kalmijn, M., Loeve, A. & Manting, D. (2007). Income dynamics in couples and the dissolution of marriage and cohabitation. *Demography, 44*(1), 159-179.

Kamp Dush, C. M. (2011). Relationship-Specific Investments, Family Chaos, and Cohabitation Dissolution Following a Nonmarital Birth. *Family Relations, 60*(5), 586-601.

Kan, M. L., Feinberg, M. E. & Solmeyer, A. R. (2012). Intimate Partner Violence and Coparenting Across the Transition to Parenthood. *Journal of Family Issues, 33*(2), 115-135.

Kapella, O., Rille-Pfeiffer, C., Rupp, M. & Schneider, N. F. (Hrsg.)(2009). *Die Vielfalt der Familie*. Opladen: Barbara Budrich.

Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1995). The longitudinal course of marital quality and stability: A review of theory, methods, and research. *Psychological Bulletin, 118*(1), 3-34.

Karreman, A., de Haas, S., van Tuijl, C., van Aken, M. A. G. & Dekovic, M. (2010). Relations among temperament, parenting and problem behavior in young children. *Infant Behavior and Development, 33*(1), 39-49.

Karreman, A., van Tuijl, C., van Aken, M. A. G. & Deković, M. (2008). Parenting, coparenting, and effortful control in preschoolers. *Journal of Family Psychology, 22*(1), 30-40.

Kashy, D. A. & Kenny, D. A. (2000). The analysis of data from dyads and groups. In H. T. Reis & C. M. Judd (Hrsg.), *Handbook of research methods in social psychology*. New York: Cambridge University Press.

Katz, L. F. & Low, S. M. (2004). Marital violence, co-parenting, and family-level processes in relation to children's adjustment. *Journal of Family Psychology, 18*(2), 372-382.

Keddi, B. (2003). Projekt Liebe. Lebensthemen und biographisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen. Opladen: Leske+ Budrich.

Kenny, D. A. (1994). Interpersonal perception: A social relations analysis. New York: The Guilford Press.

Kenny, D. A. (1996). Models of non-independence in dyadic research. *Journal of Social and Personal Relationships, 13*(2), 279-294.

Kenny, D. A. & Cook, W. (1999). Partner effects in relationship research: Conceptual issues, analytic difficulties, and illustrations. *Personal Relationships, 6*(4), 433-448.

Kenny, D. A. & Judd, C. M. (1984). Estimating the nonlinear and interactive effects of latent variables. *Psychological Bulletin, 96*(1), 602-619.

Kenny, D. A., Kashy, D. A. & Cook, W. L. (2006). *Dyadic data analysis*. New York: The Guilford Press.

Kerns, K. A., Aspelmeier, J. E., Gentzler, A. L. & Grabill, C. M. (2001). Parent–child attachment and monitoring in middle childhood. *Journal of Family Psychology, 15*(1), 69-81.

Kerr, M., Stattin, H. & Burk, W. J. (2010). A reinterpretation of parental monitoring in longitudinal perspective. *Journal of Research on Adolescence, 20*(1), 39-64.

Kiernan, K. (2002). Cohabitation in Western Europe: Trends, issues, and implications. In A. Booth & A. C. Crouter (Hrsg.), *Just living together: Implication of cohabitation on families, children, and social policy* (S. 3-31). NY: Erlbaum.

Kim, H. J., Arnold, D., Fisher, P. H. & Zeljo, A. (2005). Parenting and preschoolers' symptoms as a function of child gender and SES. *Child & family behavior therapy, 27*(2), 23-41.

Kindler, H. (2002). Väter und Kinder: Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern. Weinheim: Juventa.

Kish, L. (1965). *Survey Sampling*. New York: Wiley.

Klasen, H., Woerner, W., Rothenberger, A. & Goodman, R. (2003). German version of the Strength and Difficulties Questionnaire (SDQ-German)--overview and evaluation of initial validation and normative results]. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 52*(7), 491-502.

Klasen, H., Woerner, W., Wolke, D., Meyer, R., Overmeyer, S., Kaschnitz, W.et al. (2000). Comparing the German versions of the strengths and difficulties questionnaire (SDQ-Deu) and the child behavior checklist. *European child & adolescent psychiatry, 9*(4), 271-276.

Klein, T. & Eckhard, J. (2008). Partnerschafts- und berufsbezogene Aspekte des Kinderwunsches von Männern und Frauen. In M. Feldhaus & J. Huinink (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienpanel* (S. 321-349). Würzburg: Ergon.

Klepp, D., Buchebner-Ferstl, S. & Kaindl, M. (2009). Eltern zwischen Anspruch und Überforderung. Erziehungswerte und Erziehungsverhalten im Kontext der Lebensbedingungen von Familien. Reihe Familienforschung Band 19. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Kley, S. & Huinink, J. (2006). Die Gründung des eigenen Haushalts bei Ost- und Westdeutschen nach der Wiedervereinigung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 31*(1), 127-154.

Kline, M., Tschann, J. M., Johnston, J. R. & Wallerstein, J. S. (1989). Children's adjustment in joint and sole physical custody families. *Developmental Psychology, 25*(3), 430-438.

Koglin, U. & Petermann, F. (2008). Inkonsistentes Erziehungsverhalten. *Zeitschrift für Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie, 56*(4), 285-291.

Kolak, A. M. & Vernon Feagans, L. (2008). Family level coparenting processes and child gender as moderators of family stress and toddler adjustment. *Infant and child development, 17*(6), 617-638.

Kolbo, J. R., Blakely, E. H. & Engleman, D. (1996). Children who witness domestic violence: A review of empirical literature. *Journal of Interpersonal Violence, 11*, 281-293.

Kopp, J., Lois, D., Kunz, C. & Becker, O. A. (2010a). Vorbemerkungen. In J. Kopp, D. Lois, C. Kunz & O. A. Becker (Hrsg.), *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften* (S. 7-14). Wiesbaden: VS Verlag.

Kopp, J., Lois, D., Kunz, C. & Becker, O. A. (2010b). Warum verfestigen sich Partnerschaften?Theoretische Argumente und empirische Befunde. In J. Kopp, D. Lois, C. Kunz & O. A. Becker (Hrsg.), *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften* (S. 55-78). Wiesbaden: VS Verlag.

Kopp, J., Lois, D., Kunz, C. & Becker, O. A. (2010c). Zum Stand der Diskussion: theoretische Überlegungen, empirische Ergebnisse und offene Fragen. In J. Kopp, D. Lois, C. Kunz & O. A. Becker (Hrsg.), *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften* (S. 15-26). Wiesbaden: VS Verlag.

Kopp, J., Lois, D., Kunz, C. & Becker, O. A. (2010d). Zur Institutionalisierung von Partnerschaften – einige abschließende Überlegungen. In J. Kopp, D. Lois, C. Kunz & O. A. Becker (Hrsg.), *Verliebt, verlobt, verheiratet. Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften* (S. 189-193). Wiesbaden: VS Verlag.

Kötter, C., Stemmler, M., Bühler, A. & Lösel, F. (2010). Mütterliche Depressivität, Erziehung und kindliche Erlebens-und Verhaltensprobleme. *Kindheit und Entwicklung, 19*(2), 109-118.

Kreppner, K. (2000). Entwicklung von Eltern-Kind-Beziehungen: Normative Aspekte im Rahmen der Familienentwicklung. In K. A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis.* (S. 174-195). Göttingen: Hogrefe.

Krishnakumar, A. & Buehler, C. (2000). Interparental conflict and parenting behaviors: A meta-analytic review. *Family Relations, 49*(1), 25-44.

Kröger, C., Hahlweg, K., Heinrichs, N., Döpfner, M. & Plück, J. (2009). Erziehungskonfliktskala (EKS): Reliabilität und Validität. *Diagnostica, 55*(4), 201-210.

Krohne, H. W. & Hock, M. (2001). Erziehungsstil. In D. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie (2. überarbeitete und erweiterte Auflage)* (S. 139-146). Weinheim: Beltz.

Kruse, J. (2001a). Erziehungsstil und kindliche Entwicklung. Wechselwirkungsprozesse. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 63-83). Göttingen: Hogrefe.

Kruse, J. (2001b). Erziehungsstil und kindliche Entwicklung: Wechselwirkungsprozesse im Längsschnitt. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familie und Entwicklung, Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 63-83). Göttingen: Hogrefe.

Kurz, K. (2005). Die Familiengründung von Männern im Partnerschaftskontext. In A. Tölke & K. Hank (Hrsg.), *Männer–Das „vernachlässigte "Geschlecht in der Familienforschung* (S. 178-197).

Kuschel, A., Lübke, A., Köppe, E., Miller, Y., Hahlweg, K. & Sanders, M. (2004). Häufigkeit psychischer Auffälligkeiten und Begleitsymptome bei drei-bis sechsjährigen Kindern: Ergebnisse der Braunschweiger Kindergartenstudie. *Zeitschrift für Kinder-und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 32*(2), 97-106.

Laible, D. J. & Carlo, G. (2004). The differential relations of maternal and paternal support and control to adolescent social competence, self-worth, and sympathy. *Journal of Adolescent Research, 19*(6), 759-782.

Lamb, M. E. (1997a). The development of father–infant relationships. In M. E. Lamb (Hrsg.), *The role of the father in child development. 3rd ed.* (S. 104-120). New York: John Wiley & Sons, Inc.

Lamb, M. E. (1997b). Fathers and child development: An introductory overview. In M. E. Lamb (Hrsg.), *The role of the father in child development* (Bd. 3, S. 1-18). New York: John Wiley & Sons, Inc.

Lamb, M. E. (2004). *The role of the father in child development* (Bd. 4). Hoboken, NJ: Wiley

Lamb, M. E. & Lewis, C. (2004). The development and significance of father – child relationships in two-parent families. In M. E. Lamb (Hrsg.), *he role of the father in child development* (Bd. 4, S. 272 – 306). Hoboken, NJ: Wiley

Landale, N. S. & Oropesa, R. S. (2001). Father involvement in the lives of mainland Puerto Rican children: Contributions of nonresident, cohabiting and married fathers. *Social Forces, 79*(3), 945-968.

Langmeyer, A. (2011). Bestimmung der elterlichen Übereinstimmung im Erziehungsverhalten durch ein geometrisches Maß, *Vortrag auf dem 14. Workshop „Angewandte Klassifikationsanalyse“,* Landhaus Rothenberge, Münster, 09.-11.11.2011.

Langmeyer, A., Schaer, M., Vavrova, S., Güldner-Zierer, V. & Walper, S. (2010). Auswirkungen von Coparenting und elterlicher Übereinstimmung in der Erziehung auf das kindliche Verhalten,*47. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs).* Bremen, 26. – 30.09.2010.

Langmeyer, A., Tarnai, C. & Bergmann, C. (2009). Empirische Untersuchungen zur Übereinstimmung beruflicher Interessen von Eltern und Kindern. *Erziehung und Unterricht, 3-4*, 387-395.

Langmeyer, A., Thönnissen, C. & Walper, S. (2011). Erziehung und Problemverhalten von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften: Ein Vergleich. *Vortrag auf der 20. Fachgruppentagung Entwicklungspsychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGPs*), Erfurt, 12.-14.09.2011.

Langmeyer, A. & Walper, S. (2010). Standardisierte Kurzbefragung von Eltern nichtehelich geborener Kinder. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.). Vorgezogener Endbericht für das Projekt "Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern"Verfügbar unter: http://www.bmj.de/SharedDocs/Downloads/DE/pdfs/Endbericht_Sorgerecht_final.pdf?__blob=publicationFile [15.01. 2012].

Langmeyer, A. & Walper, S. (in prep). Die Coparenting Scale for Parents with Preschool Children (CSPPC): Erste Befunde zu Reliabilität und Validität.

Langmeyer, A. & Walper, S. (2013a). Auswertung der amtlichen Statistik zur Abgabe von Sorgeerklärungen nicht miteinander verheirateter Eltern. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 119-122). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Langmeyer, A. & Walper, S. (2013b). Einleitung: Zur Entwicklung nichtehelicher Geburten in Deutschland. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 21-26). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Langmeyer, A. & Walper, S. (2013c). Standardisierte Intensivbefragung von Eltern nichtehelich geborener Kinder. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 187-246). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Langmeyer, A. & Walper, S. (2013d). Standardisierte Kurzbefragung von Eltern nichtehelich geborener Kinder. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 123-186). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lansford, J. E., Criss, M. M., Laird, R. D., Shaw, D. S., Pettit, G. S., Bates, J. E.et al. (2011). Reciprocal relations between parents' physical discipline and children's externalizing behavior during middle childhood and adolescence. *Development and Psychopathology, 23*(01), 225-238.

Larson, R. & Richards, M. H. (1991). Daily companionship in late childhood and early adolescence: Changing developmental contexts. *Child Development, 62*(2), 284-300.

Lawley, D. N. & Maxwell, A. E. (1971). *Factor analysis as a statistical method* (Bd. 18). London: Butterworths

Lawrence, E., Cobb, R. J., Rothman, A. D., Rothman, M. T. & Bradbury, T. N. (2008). Marital satisfaction across the transition to parenthood. *Journal of family psychology: JFP: journal of the Division of Family Psychology of the American Psychological Association (Division 43), 22*(1), 41-50.

Le, B. & Agnew, C. R. (2003). Commitment and its theorized determinants: A meta–analysis of the Investment Model. *Personal Relationships, 10*(1), 37-57.

Ledermann, T. & Bodenmann, G. (2006). Moderator-und Mediatoreffekte bei dyadischen Daten. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 37*(1), 27-40.

Lee, C.-Y. S., Lee, J. & August, G. J. (2011). Financial Stress, Parental Depressive Symptoms, Parenting Practices, and Children's Externalizing Problem Behaviors: Underlying Processes. *Family Relations, 60*(4), 476-490.

Lehmann, E. L. (1959). *Testing Statistical Hypotheses*. New York: Wiley.

Lehnart, J. & Neyer, F. J. (2006). Should I stay or should I go? Attachment and personality in stable and instable romantic relationships. *European journal of personality, 20*(6), 475-495.

Lehnart, J., Neyer, F. J. & Eccles, J. (2010). Long Term Effects of Social Investment: The Case of Partnering in Young Adulthood. *Journal of personality, 78*(2), 639-670.

Leven, I., Quenzel, G. & Hurrelmann, K. (2010). Familie, Schule, Freizeit: Kontinuität im Wandel. In M. Albert, K. Hurrelmann, G. Quenzel & TNS Intfratest Sozialforschung (Hrsg.), *Jugend 2010* (S. 53-128). Frankfurt am Main: Fischer.

Leventhal, T. & Brooks-Gunn, J. (2000). The neighborhoods they live in: The effects of neighborhood residence on child and adolescent outcomes. *Psychological Bulletin, 126*(2), 309-337.

Liebenwein, S. (Hrsg.). (2008). *Erziehung und soziale Milieus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lindsey, E. W. & Caldera, Y. M. (2005). Interparental agreement on the use of control in childrearing and infants' compliance to mother's control strategies. *Infant Behavior and Development, 28*(2), 165-178.

Lindsey, E. W. & Mize, J. (2001). Contextual Differences in Parent–Child Play: Implications for Children's Gender Role Development. *Sex Roles, 44*(3), 155-176.

Little, T. D. (1997). Mean and covariance structures (MACS) analyses of cross-cultural data: Practical and theoretical issues. *Multivariate Behavioral Research, 32*(1), 53-76.

Lois, D. (2008). Einflüsse von Lebensstilmerkmalen auf den Übergang in die erste Ehe. *Zeitschrift für Familienforschung, 20*, 11-33.

Lois, D. (2009). Lebensstile und Entwicklungspfade nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Eine empirische Analyse mit *dem Sozioökonomischen Panel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lois, D. & Kopp, J. (2011). Institutionalisierungsprozesse in Partnerschaften. Erste Ergebnisse auf der Grundlage des Beziehungs- und Familienpanels. In J. Brüderl, L. Castiglioni & N. Schumann (Hrsg.),*Partnerschaft, Fertilität und intergenerationale Beziehungen. Ergebnisse der ersten Welle des Beziehungs- und Familienpanels* (S. 105-124). Würzburg: Ergon.

Lösel, F., Beelmann, A., Jaursch, S., Koglin, U. & Stemmler, M. (2005). Entwicklung und Prävention früher Probleme des Sozialverhaltens: Konzept und ausgewählte Ergebnisse der Erlangen-Nürnberger Studie. In M. Cierpka (Hrsg.), *Möglichkeiten der Gewaltprävention* (S. 201–229). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Lösel, F., Beelmann, A., Jaursch, S., Scherer, S., Stemmler, M. & Wallner, S. (2003). *Skalen zur*

Messung elterlichen Erziehungsverhaltens bei Vorschul- und Grundschulkindern. Erlangen-Nürnberg: Insititut für Psychologie.

Lösel, F., Jaursch, S., Beelmann, A. & Stemmler, M. (2007). Prävention von Störungen des Sozialverhaltens - Entwicklungsförderung in Familien: das Eltern- und Kindertraining EFFEKT. In W. v. Suchodoletz (Hrsg.), *Prävention von Entwicklungsstörungen* (S. 215-234). Göttingen: Hogrefe.

Lüdtke, O., Robitzsch, A., Trautwein, U. & Köller, O. (2007). Umgang mit fehlenden Werten in der psychologischen Forschung. Probleme und Lösungen. *Psychologische Rundschau, 58*(2), 103-117.

Lundberg, S., McLanahan, S. & Rose, E. (2007). Child gender and father involvement in fragile families. *Demography, 44*(1), 79-92.

Lundberg, S. & Rose, E. (2003). Child gender and the transition to marriage. *Demography, 40*(2), 333-349.

Luster, T. & Okagaki, L. (Hrsg.). (2005). *Parenting: An ecological perspective*. Mahwah, NJ: Erlbaum.

Luyckx, K., Tildesley, E. A., Soenens, B., Andrews, J. A., Hampson, S. E., Peterson, M.et al. (2011). Parenting and Trajectories of Children's Maladaptive Behaviors: A 12-Year Prospective Community Study. *Journal of Clinical Child & Adolescent Psychology, 40*(3), 468-478.

Maccoby, E. & Martin, J. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In P. Mussen (Hrsg.), *Handbook of child psychology* (Bd. 4, S. 1-101). New York: Wiley.

Maccoby, E. E. (2000). Panrenting and its Effects on Children: On Reading and Misreading Behavior Genetics. *Annual Review of Psychology, 51*, 1–27.

Maccoby, E. E., Depner, C. E. & Mnookin, R. H. (1990). Coparenting in the second year after divorce. *Journal of Marriage and the Family*, 141-155.

Maccoby, E. E. & Martin, J. A. (1983). Socialization in the context of the family: Parent-child interaction. In P. Mussen & E. M. Hetherington (Hrsg.), *Handbook of child psychology Vol 4. Socialization, personality, and social development* (S. 1-101). New York: Wiley.

MacDonald, K. & Parke, R. D. (1984). Bridging the gap: Parent-child play interaction and peer interactive competence. *Child Development, 55*(4), 1265-1277.

MacKinnon, D. P., Fairchild, A. J. & Fritz, M. S. (2007). Mediation analysis. *Annual review of Psychology, 58*, 593–614.

Madden-Derdich, D. A. & Leonard, S. A. (2002). Shared Experiences, Unique Realities: Formerly Married Mothers' and Fathers' Perceptions of Parenting and Custody After Divorce*. *Family Relations, 51*(1), 37-45.

Malti, T. (2005). Einfluss familialer Merkmale auf Persönlichkeitsentwicklung und Aggression bei Kindern. In A. Ittel & M. von Salisch (Hrsg.), *Lügen, Lästern, Leiden lassen. Aggressives Verhalten von Kindern und Jugendlichen.* (S. 113-134). Kohlhammer: Stuttart.

Mangelsdorf, S. C., Schoppe, S. J. & Buur, H. (2000). The meaning of parental reports: A contextual approach to the study of temperament and behavioral problems in childhood. In V. J. Molfese & D. L. Molfese (Hrsg.), *Temperament and personality development across the lifespan* (S. 121–140). Mahwah, NJ: Erlbaum.

Mardia, K. V. (1985). Mardia's test of multinormality. *Encyclopedia of statistical sciences, 5*, 217-221.

Margolin, G., Gordis, E. & John, R. (2001). Coparenting: A link between marital conflict and parenting in two-parent families. Journal of family psychology: JFP: journal of the Division of Family Psychology of the American Psychological Association (Division 43), 15(1), 3-21.

Marsiglio, W., Amato, P., Day, R. & Lamb, M. (2000). Scholarship on fatherhood in the 1990s and beyond. *Journal of Marriage and Family, 62*(4), 1173-1191.

Martin, A., Ryan, R. M. & Brooks-Gunn, J. (2007). The joint influence of mother and father parenting on child cognitive outcomes at age 5. *Early Childhood Research Quarterly, 22*(4), 423-439.

Martin, A., Ryan, R. M. & Brooks-Gunn, J. (2010). When Fathers' Supportiveness Matters Most: Maternal and Paternal Parenting and Children's School Readiness. *Journal of Family Psychology, 24*(2), 145-155.

Marx, W. (2006). Das Null-Ritual und einer seiner Bewunderer. *Psychologische Rundschau, 57*(4), 256-258.

Matzner, M. (2004). *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

McBride, B. A., Schoppe, S. J. & Rane, T. R. (2002). Child characteristics, parenting stress, and parental involvement: Fathers versus mothers. *Journal of Marriage and Family, 64*(4), 998-1011.

McBroom, L. A. (2011). Understanding postdivorce coparenting families: Integrative literature review. *Journal of the American Academy of Nurse Practitioners*, 382–388.

McClain, L. R. (2011). Better Parents, More Stable Partners: Union Transitions Among Cohabiting Parents. *Journal of Marriage and Family, 73*(5), 889-901.

McCoy, K., Cummings, E. M. & Davies, P. T. (2009). Constructive and destructive marital conflict, emotional security and children's prosocial behavior. *Journal of Child Psychology and Psychiatry, 50*(3), 270-279.

McDonald, R., Jouriles, E. N., Rosenfield, D. & Leahy, M. M. (2012). Children's questions about interparent conflict and violence: What's a mother to say? *Journal of Family Psychology, 26*(1), 95-104.

McDonell, J. R. (2007). Neighborhood characteristics, parenting, and children's safety. *Social Indicators Research, 83*(1), 177-199.

McHale, J. P. (1997). Overt and covert coparenting processes in the family. *Family process, 36*(2), 183-201.

McHale, J. P. & Fivaz-Depeursinge, E. (2010). Principles of effective co-parenting and its assessment in infancy and early childhood. In S. Tyano, M. Keren, H. Herrman & J. Cox (Hrsg.), *Parenthood and Mental Health. A bridge between infant and adult psychiatry* (S. 357-372). West Sussex: John Wiley & Sons Ltd.

McHale, J. P., Johnson, D. & Sinclair, R. (1999). Family dynamics, preschoolers' family representations, and preschool peer relationships. *Early Education & Development, 10*(3), 373-401.

McHale, J. P. & Rasmussen, J. L. (1998). Coparental and family group-level dynamics during infancy: Early family precursors of child and family functioning during preschool. *Development and Psychopathology, 10*(01), 39-59.

McHale, J. P. & Rotman, T. (2007). Is seeing believing?: Expectant parents' outlooks on coparenting and later coparenting solidarity. *Infant Behavior and Development, 30*(1), 63-81.

McKenry, P. C., McKelvey, M. W., Leigh, D. & Wark, L. (1996). Nonresidential father involvement: A comparison of divorced, Separated, never married, and remarried fathers. *Journal of Divorce & Remarriage, 25*, 1-13.

McKinney, C. & Renk, K. (2008). Differential Parenting Between Mothers and Fathers. *Journal of Family Issues, 29*(6), 806-828.

McLanahan, S. & Beck, A. N. (2010). Parental Relationships in Fragile Families. *The Future of Children*, 17-37.

McLeod, B. D., Wood, J. J. & Weisz, J. R. (2007). Examining the association between parenting and childhood anxiety: A meta-analysis. *Clinical Psychology Review, 27*(2), 155-172.

Meteyer, K. B. & Perry-Jenkins, M. (2009). Dyadic Parenting and Children`s Externalizing Symptoms. *Familiy Relations, 58*, 289-302.

Michalcio, S. P. & Solomon, C. R. (2002). The relationship between older and newer parenting categories and child behavior. *American Journal of Orthopsychiatry, 72*(3), 401-414.

Milevsky, A., Schlechter, M. J. & Machlev, M. (2011). Effects of parenting style and involvement in sibling conflict on adolescent sibling relationships. *Journal of Social and Personal Relationships, 28*(8), 1130-1148.

Miller, W., Severy, L. & Pasta, D. (2004). A framework for modelling fertility motivation in couples. *Population Studies, 58*(2), 193-205.

Mills, R. S. L. & Rubin, K. H. (1998). Are behavioural and psychological control both differentially associated with childhood aggression and social withdrawal? *Canadian Journal of Behavioural Science/Revue canadienne des sciences du comportement, 30*(2), 132-136.

Minuchin, P. (1985). Families and Individual Development: Provocations from the Field of Family Therapy. *Child Development, 56*(2), 289-302.

Minuchin, S. (1974). *Families and Family Therapie*. Cambridge, M.A.: Harvard University Press.

Minuchin, S. (1997). *Familie und Familientherapie*. Freiburg: Lambertus-Verl.

Monserud, M. A. (2011). Changes in Grandchildren's Adult Role Statuses and Their Relationships With Grandparents. *Journal of Family Issues, 32*(4), 425-451.

Montessori, M. (1992). Dem Leben helfen (Kleine Schriften Maria Montessoris 1). Herausgegeben und eingeleitet von Paul Oswald und Günther Schulz-Benesch. Freiburg: Herder.

Moon, M. & Hoffman, C. D. (2008). Mothers' and Fathers' Differential Expectancies and Behaviors: Parent X Child Gender Effects. *The Journal of genetic psychology, 169*(3), 261-280.

Morgan, S. P., Lye, D. N. & Condran, G. A. (1988). Sons, daughters, and the risk of marital disruption. *American Journal of Sociology*, 110-129.

Morris, A. S., Silk, J. S., Steinberg, L., Myers, S. S. & Robinson, L. R. (2007). The role of the family context in the development of emotion regulation. *Social Development, 16*(2), 361-388.

Müller, R. (2006). Wandel der Rolle der Frau und Auflösung der Institution Ehe: RMInt.

Muthén, B. O. (1998-2004). *Mplus Technical Appendices*. Los Angeles, CA: Muthén & Muthén.

Muthén, L. K. (2010, June 23). *How MPLUS Computes Factor Scores [Online forum comment]* Verfügbar unter: http://www.statmodel.com/discussion/messages/9/3778.html?1289490885.

Muthén, L. K. & Muthén, B. O. (1998-2010). *Mplus User's Guide. Sixth Edition*. Los Angeles, CA: Muthén & Muthén.

Nave-Herz, R. (1984). Familiale Veränderung in der Bundesrepublik Deutschland seit 1950. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 45-63.

Nave-Herz, R. (2006). Ehe-und Familiensoziologie: eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde. 2. Auflage. Weinheim: Juventa.

Nave-Herz, R. (2009). Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung. 4. Auflage. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Neuwirth, N. & Wernhart, G. (2011). Stellenwert der Familientypen – Indikatoren des Wertewandels. In N. Neuwirth (Hrsg.), Familienformen in Österreich. Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern-Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich. Forschungsbericht Nr. 7. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

Newman, D. A. (2003). Longitudinal modeling with randomly and systematically missing data: A simulation of ad hoc, maximum likelihood, and multiple imputation techniques. *Organizational Research Methods, 6*, 328-362.

Neyer, F. J. & Asendorpf, J. B. (2001). Personality–relationship transaction in young adulthood. *Journal of Personality and Social Psychology, 81*(6), 1190-1204.

Neyman, J. & Pearson, E. S. (1933). On the problem of the most efficient tests of statistical hypotheses. Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Series A, Containing Papers of a Mathematical or Physical Character, 231, 289-337.

Nolting, H.-P. & Paulus, P. (2004). *Pädagogische Psychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

O'Connor, T. G., Hetherington, E. M., Reiss, D. & Plomin, R. (1995). A Twin Sibling Study of Observed Parent Adolescent Interactions. *Child Development, 66*(3), 812-829.

Obradovic, J., Bush, N. R. & Boyce, W. T. (2011). The interactive effect of marital conflict and stress reactivity on externalizing and internalizing symptoms: The role of laboratory

stressors. *Development and Psychopathology, 23*(01), 101-114.

Osborne, C., Manning, W. D. & Smock, P. J. (2007). Married and cohabiting parents' relationship stability: A focus on race and ethnicity. *Journal of Marriage and Family, 69*(5), 1345-1366.

Osborne, C. & McLanahan, S. (2007). Partnership instability and child well-being. *JOURNAL OF MARRIAGE AND FAMILY-MINNEAPOLIS-, 69*(4), 1065-1083.

Papastefanou, C. & Hofer, M. (2002). Familienbildung und elterliche Kompetenz. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (S. 168-191). Göttingen: Hogrefe.

Park, J. H. & Kwon, Y. I. (2009). parental goals and parenting practices of upper-middle-class Korean mothers with preschool children. *Journal of Early Childhood Research, 7*(1), 58-75.

Parke, R. D. (2002). Fathers and Families. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Handbook of Parenting* (Bd. 3, S. 27-74). Mahawa, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.

Pauli-Pott, U. & Beckmann, D. (2007). On the association of interparental conflict with developing behavioral inhibition and behavior problems in early childhood. *Journal of Family Psychology, 21*(3), 529-532.

Percheski, C. & Wildeman, C. (2008). Becoming a Dad: Employment Trajectories of Married, Cohabiting, and Nonresident Fathers*. *Social Science Quarterly, 89*(2), 482-501.

Pereira, A. I. F., Canavarro, C., Cardoso, M. F. & Mendonça, D. (2009). Patterns of Parental Rearing Styles and Child Behaviour Problems among Portuguese School-Aged Children. *Journal of Child and Family Studies, 18*(4), 454-464.

Perris, C., Jacobsson, L., Linndström, H., Knorring, L. & Perris, H. (1980). Development of a new inventory for assessing memories of parental rearing behaviour. *Acta Psychiatrica Scandinavica, 61*(4), 265-274.

Peschel-Gutzeit, L. M. (2011). *Thema 2011/05: Gleiches Recht für Väter ohne Trauschein – Das Sorgerecht auf dem Prüfstand. Blick von außen.* Verfügbar unter: http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=1077&Jump1=LINKS&Jump2=20 [12.06. 2011].

Pestalozzi, J. H. (1927–1996). Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Begründet von Artur Buchenau, Eduard Spranger, Hans Stettbacher. Berlin und Zürich: Gruyter.

Petermann, U. & Petermann, F. (2006). Erziehungskompetenz. *Kindheit und Entwicklung, 15*(1), 1-8.

Pettit, G. S. & Laird, R. D. (2002). Psychological control and monitoring in early adolescence: The role of parental involvement and prior child adjustment. In B. K. Barber (Hrsg.), *Intrusive parenting: How psychological control affects children and adolescents* (S. 97-123). Washington, DC: American Psychological Association.

Petzold, M. (1999). *Entwicklung und Erziehung in der Familie*. Hohengehren: Schneider.

Peuckert, R. (2008). Familienformen im sozialen Wandel. 7. völlständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Vs Verlag.

Peuckert, R. (2008). Familienformen im sozialen Wandel. 7., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS.

Phares, V. & Compas, B. (1992). The role of fathers in child and adolescent psychopathology: Make room for daddy. *Psychological Bulletin, 111*(3), 387.

Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2007). Familienentwicklung. In J. Brandtstädter & U. Lindenberger (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ein Lehrbuch* (S. 483-509). Stuttgart: Kohlhammer.

Pleck, G. H. (1997). Paternal involvement: Levels, sources, and consequences. In M. E. Lamb (Hrsg.), *The role of the father in child development* (S. 66–103). New York: Wiley.

Pleck, J. H. (2007). Why could father involvement benefit children? Theoretical perspectives. *Applied Development Science, 11*(4), 196-202.

Pluess, M. & Belsky, J. (2010). Children's differential susceptibility to effects of parenting. *Family Science, 1*(1), 14-25.

Poehlmann, J., Schwichtenberg, A. J. M., Shlafer, R. J., Hahn, E., Bianchi, J.-P. & Warner, R. (2011). Emerging self-regulation in toddlers born preterm or low birth weight: Differential

susceptibility to parenting? *Development and Psychopathology, 23*(01), 177-193.

Pötzsch, O. (2007). *Geburten in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Power, T. G. & Parke, R. D. (1983). Patterns of mother and father play with their 8-month-old infant: A multiple analyses approach. *Infant Behavior and Development, 6*(4), 453-459.

Preacher, K. J. (2002, May). Calculation for the test of the difference between two independent correlation coefficients [Computer software]Verfügbar unter: http://quantpsy.org

Prinzie, P., Stams, G. J. J. M., Dekovi, M., Reijntjes, A. H. A. & Belsky, J. (2009). The relations between parents' Big Five personality factors and parenting: A meta-analytic review. *Journal of Personality and Social Psychology, 97*(2), 351-362.

Proksch, R. (2002). Rechtstatsächliche Untersuchung zur Reform des Kindschaftsrechts: Begleitforschung zur Umsetzung des Kindschaftsrechtsreformgesetzes. Berlin: Bundesanzeiger-Verl.-Ges.

Pröls, C. (2011). Die Vater-Kind-Beziehung im Kontext von Trennung und Scheidung.

Rasch, D. & Kubinger, K. D. (2007). "Das will aber in die Köpfe der Statistik-Nutzer partout nicht hinein "-ein ergänzender Kommentar zu. *Psychologische Rundschau, 58*(3), 203-204.

Rasch, D., Kubinger, K. D., Schmidtke, J. & Hausler, J. (2004). The misuse of asterisks in hypothesis testing. *Psychology Science, 46*, 227-242.

Ravens-Sieberer, U., Wille, N., Bettge, S. & Erhart, M. (2007). Psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. *Bundesgesundheitsblatt-Gesundheitsforschung-Gesundheitsschutz, 50*(5), 871-878.

Reichle, B. & Franiek, S. (2009). Erziehungsstil aus Elternsicht. Deutsche Erweiterte Version des Alabama Parenting Questionnaire für Grundschulkinder (DEAPQ-EL-GS). *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 41*(1), 12-25.

Reichle, B. & Gloger-Tippelt, G. (2007). Familiale Kontexte und sozial-emotionale Entwicklung. *Kindheit und Entwicklung, 16*(4), 199-208.

Reichle, B. & Montada, L. (1999). Übergang zur Elternschaft und Folgen: Der Umgang mit Veränderungen macht Unterschiede. In B. Reichle, H. Werneck & L. Montada (Hrsg.), *Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Ereignisses* (S. 205-224). Stuttgart: Enke.

Reichman, N. E., Julien, O., Nancy, E. & Garfinkel, S. S. (2001). Fragile families: Sample and design. *Children and Youth Services Review, 23*(4-5), 303-326.

Reichman, N. E., Noonan, K. & Corman, H. (2004). Effects of Child Health on Parents' Relationship Status. *Demography, 41*(3), 569-584.

Reichman, N. E., Teitler, J. O., Garfinkel, I. & McLanahan, S. S. (2001). Fragile Families: Sample and Design. *Children and Youth Services Review, 23*, 303-326.

Reinecke, J. (1999). Interaktionseffekte in Strukturgleichungsmodellen mit der Theorie des geplanten Verhaltens: Multiple Gruppenvergleiche und Produktterme mit latenten Variablen. *ZUMA-Nachrichten, 23*(45), 88-114.

Reinecke, J. (2005). Strukturgleichungsmodelle in den Sozialwissenschaften. München: Oldenbourg Verlag.

Reinecke, J. & Pöge, A. (2010). Strukturgleichungsmodelle. In C. Wolf & H. Best (Hrsg.), *Handbuch der sozialwissenschaftlichen Datenanalyse* (S. 775-804). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Reiss, D., Hetherington, E. M., Plomin, R., Howe, G. W., Simmens, S. J., Henderson, S. H.et al. (1995). Genetic questions for environmental studies: Differential parenting and psychopathology in adolescence. *Archives of General Psychiatry, 52*(11), 925-936.

Rendtorff, B. (2007). Geschlechteraspekte im Kontext von Familie. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 94-111). Wiesbaden: VS Verlag.

Renner, G., Zenglein, C. & Krampen, G. (2004). Zur Reliabilität und Validität der Elternfassung des "Verhaltensbeurteilungsbogen für Vorschulkinder "(VBV-EL 3-6) in der klinischen Anwendungspraxis. *Diagnostica, 50*(2), 78-87.

Reuband, K.-H. (1997). Aushandeln statt Gehorsam. Erziehungsziele und

Erziehungspraktiken in den alten und neuen Bundesländern im Wandel. In L. Böhnisch & K. Lenz (Hrsg.), Familien: eine interdisziplinäre Einführung. Weinheim: Juventa.

Rijken, A. J. & Liefbroer, A. C. (2009). The influence of partner relationship quality on fertility. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie, 25*(1), 27-44.

Rijken, A. J. & Thomson, E. (2011). Partners' relationship quality and childbearing. *Social Science Research, 40*(2), 485-497.

Roche, K. M., Mekos, D., Alexander, C. S., Astone, N. M., Bandeen-Roche, K. & Ensminger, M. E. (2005). Parenting Influences on Early Sex Initiation Among Adolescents. *Journal of Family Issues, 26*(1), 32.

Romano, E., Tremblay, R. E., Farhat, A. & Côté, S. (2006). Development and prediction of hyperactive symptoms from 2 to 7 years in a population-based sample. *Pediatrics, 117*(6), 2101-2110.

Rothbaum, F. & Weisz, J. R. (1994). Parental caregiving and child externalizing behavior in nonclinical samples: A meta-analysis. *Psychological Bulletin, 116*, 55-74.

Rothrauff, T. C., Cooney, T. M. & An, J. S. (2009). Remembered parenting styles and adjustment in middle and late adulthood. *The Journals of Gerontology Series B: Psychological Sciences and Social Sciences, 64*(1), 137-146.

Rubin, D. B. (1976). Inference and missing date. *Biometrica, 63*, 581-592.

Rueger, S. Y., Katz, R. L., Risser, H. J. & Lovejoy, M. C. (2011). Relations Between Parental Affect and Parenting Behaviors: A Meta-Analytic Review. *Parenting, 11*(1), 1-33.

Rusbult, C. E. (1980). Commitment and satisfaction in romantic associations: A test of the investment model. *Journal of Experimental Social Psychology, 16*(2), 172-186.

Russell, A., Aloa, V., Feder, T., Glover, A., Miller, H. & Palmer, G. (1998). Sex-based differences in parenting styles in a sample with preschool children. *Australian Journal of Psychology, 50*(2), 89-99.

Russell, A. & Russell, G. (1994). Coparenting early school-age children: An examination of mother-father interdependence within families. *Developmental Psychology, 30*(5), 757-770.

Rutter, M. (1970). Sex differences in children's responses to family stress. In E. J. Anthony & C. Koupernik (Hrsg.), *The child in his family* (S. 165-196). New York: Wiley.

Rutter, M. (1979). Maternal deprivation, 1972-1978: New findings, new concepts, new approaches. *Child Development, 50*(2), 283-305.

Ryan, R. M., Martin, A. & Brooks-Gunn, J. (2006). Is one good parent good enough? Patterns of mother and father parenting and child cognitive outcomes at 24 and 36 months. *Parenting: Science and Practice, 6*(2), 211-228.

Sabattini, L. & Leaper, C. (2004). The relation between mothers' and fathers' parenting styles and their division of labor in the home: Young adults' retrospective reports. *Sex Roles, 50*(3), 217-225.

Sander, J. & Böcker, S. (1993). Die Deutsche Form der Relationship Assessment Scale (RAS): Eine kurze Skala zur Messung der Zufriedenheit in einer Partnerschaft. *Diagnostica, 39*(1), 55-62.

Sassler, S. (2004). The process of entering into cohabiting unions. *Journal of Marriage and Family, 66*(2), 491-505.

Sbarra, D. A. & Emery, R. E. (2005). Coparenting Conflict, Nonacceptance, and Depression Among Divorced Adults: Results From a 12 Year Follow-Up Study of Child Custody Mediation Using Multiple Imputation. *American Journal of Orthopsychiatry, 75*(1), 63-75.

Schaer, M. (2012). *Das Früher im Heute: Liebespaare und ihre Herkunftsfamilien. Eine Studie zur Transmission von Paarkonfliktstilen und dyadischen Stressbewältigungskompetenzen von einer Generation zur nächsten*. Kröning: Asanger.

Schafer, J. L. & Graham, J. W. (2002). Missing data: our view of the state of the art. *psychological Methods, 7*(2), 147-177.

Schermelleh-Engel, K. & Schweizer, K. (2008). Multi-Trait-Multimethod-Analysen. In H. Moosbrugger & A. Kelava (Hrsg.), *Testtheorie und Fragebogenkonstruktion* (S. 325-341). Berlin: Springer.

Schermelleh-Engel, K. & Werner, C. (2007). *Explorative Faktorenanalyse* Verfügbar unter: user.uni-frankfurt.de/~cswerner/.../exploratory_factor_analysis.pdf [04.06.2010].

Schmahl, F. (2012). Verbundenheit und Autonomie in Paarbeziehungen: Bedingungen und Folgen partnerschaftlicher Bedürfniserfüllung. Berlin: Verlag Dr. Köster.

Schmahl, F. & Walper, S. (2012). Nur die Verbundenheit zählt? Die Bedeutung partnerschaftlicher Bedürfniserfüllung für die Qualität und fortschreitende Institutionalisierung von Paarbeziehungen. *Comparative Population Studies - Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 37, 327-360.

Schmeck, K., Poustka, F., Döpfner, M., Plück, J., Berner, W., Lehmkuhl, G.et al. (2001). Discriminant validity of the Child Behaviour Checklist CBCL-4/18 in German samples. *European child & adolescent psychiatry, 10*(4), 240-247.

Schmidt-Denter, U. (1996). Soziale Entwicklung: Ein Lehrbuch über soziale Beziehungen im Laufe des menschlichen Lebens, 3.korrigierte und aktualisierte Auflage. Weinheim: Beltz.

Schmidt, C., Eschelbach, D. & Meysen, T. (2013). Sorgerechtslage bei nichtehelichen Geburten: Die Rechtslage in Deutschland. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 27-32). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmidt, C., Meysen, T., Schutter, S. & Jurczyk, K. (2013). Rechtshistorische Untersuchung. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 69-88). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmock, P. (2000). No wedding? No ring? No problem. *US News & World Report, 128*(10), 48.

Schneekloth, U. & Leven, I. (2003). Woran bemisst sich eine ‚gute ‘Bevölkerungsumfrage? Analysen zu Ausmaß, Bedeutung und zu den Hintergründen von Nonresponse in stichprobenbasierten Zufallserhebungen am Beispiel des ALLBUS. *ZUMA-Nachrichten, 53*, 16-57.

Schneewind, K. & Pfeiffer, P. (1978). Elterliches Erziehungsverhalten und kindliche Selbstverantwortlichkeit. In K. Schneewind & H. Lukesch (Hrsg.), *Familiäre Sozialisation* (S. 190-205). Stuttgart: Klett-Cotta.

Schneewind, K. A. (1997). Das Profil der Familienpsychologie in Deutschland: Bestandsaufnahme der letzten 10 Jahre. *Psycologie in Erziehung und Unterricht, 44*, 243-255.

Schneewind, K. A. (1999). *Familienpsychologie. 2. Auflage*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, K. A. (2002). Freiheit in Grenzen–Wege zu einer wachstumsorientierten Erziehung. In H. Krüsselberg & H. Reichman (Hrsg.), *Zukunftsperspektive Familie und Wirtschaft. Vom Wert von Familie für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft* (S. 213–262). Grafschaft: Vektor.

Schneewind, K. A. (2010). Familienpsychologie. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, K. A., Beckmann, M. & Engfer, A. (1983). *Eltern und Kinder: Umwelteinflüsse auf das familiäre Verhalten*. München: Kohlhammer.

Schneewind, K. A. & Böhmert, B. (2011). Stichwort:Der interaktive Elterncoach „Freiheit in Grenzen“ für Eltern von 3-bis 18-jährigen Kindern. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*(2), 152-154.

Schneewind, K. A., Walper, S. & Graf, J. (2000). Sozialisation in der Familie als Quelle individueller Unterschiede. In M. Amelang (Hrsg.), *Determinanten individueller Unterschiede. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C, Theorie und Forschung, Serie VIII, Differientielle Psychologie und Persönlichkeitsforschung* (S. 249-343). Göttingen: Hogrefe.

Schneider, N. F. & Dorbritz, J. (2011). Wo bleiben die Kinder? Der niedrigen Geburtenrate auf der Spur. *Aus Politik und Zeitgeschichte, 10-11*, 26-34.

Schnell, R., Hill, P. B. & Esser, E. (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Oldenbourg: Wissenschaftsverlag.

Schnell, R., P.B., H. & Esser, E. (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung- 8. Auflage*. München: Oldenbourg.

Schoon, I., Jones, E., Cheng, H. & Maughan, B. (2011). Family hardship, family instability, and cognitive development. *Journal of Epidemiology and Community Health*, Preprint Online Publikation.

Schoppe-Sullivan, S. J., Mangelsdorf, S. C., Frosch, C. A. & McHale, J. L. (2004). Associations Between Coparenting and Marital Behavior From Infancy to the Preschool Years. *Journal of Family Psychology, 18*(1), 194-207.

Schoppe, S., Mangelsdorf, S., Frosch, C. & McHale, J. (2001). Coparenting and marital behavior at 6 months and 3 years: Related or separate constructs.

Schoppe, S. J., Mangelsdorf, S. C. & Frosch, C. A. (2001). Coparenting, family process, and family structure: implications for preschoolers' externalizing behavior problems. *Journal of Family Psychology, 15*(3), 526-545.

Schreyer-Mehlhop, I. & Petermann, U. (2011). Mütterliche Erziehungspraktiken und Verhaltensauffälligkeiten von Kindern im Vorschulalter. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, 43*(1), 39-48.

Schrodt, P. (2011). Stepparents' and nonresidential parents' relational satisfaction as a function of coparental communication in stepfamilies. *Journal of Social and Personal Relationships, 28*(7), 983-1004.

Schumacher, J., Eisemann, M. & Brähler, E. (1999). Rückblick auf die Eltern: Der Fragebogen zum erinnerten elterlichen Erziehungsverhalten (FEE). *Diagnostica, 45*(4), 194-204.

Schwarz, B. & Silbereisen, R. K. (1996). Anteil und Bedeutung autoritativer Erziehung in verschiedenen Lebenslagen. In J. Zinnecker & R. K. Silbereisen (Hrsg.), *Kindheit in Deutschland. Aktueller Survey über Kinder und ihre Eltern. (8. Auflage)* (S. 229-242). Weinheim: Juventa.

Schwarz, B., Walper, S., Gödde, M. & Jurasic, S. (1997). Dokumentation der Erhebungsinstrumente der 1. Haupterhebung (überarb. Version). Berichte aus der Arbeitsgruppe "Familienentwicklung nach der Trennung" # 14/1997.

Scott, M. E., Bronte-Tinkew, J., Logan, C., Franzetta, K., Manlove, J. & Steward, N. (2010). Subsequent fertility among urban fathers: The influence of relationship context. *Fathering: A Journal of Theory, Research, and Practice about Men as Fathers, 8*(2), 244-267.

Seiffge-Krenke, I. (2001). Neuere Ergebnisse der Vaterforschung. *Psychotherapeut, 46*(6), 391-397.

Seiffge-Krenke, I. (2009). Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Beziehung Herausforderungen Ressourcen Risiken (2. Auflage). Heidelberg: Springer Medizin.

Seltzer, J. A. (1991). Relationships between fathers and children who live apart: The father's role after separation. *Journal of Marriage and Family, 53*(1), 79-101.

Seltzer, J. A. (2000). Families formed outside of marriage. *Journal of Marriage and Family, 62*(4), 1247-1268.

Seltzer, J. A. (2004). Cohabitation in the United States and Britain: Demography, kinship, and the future. *Journal of Marriage and Family, 66*(4), 921-928.

Shapiro, A. F., Gottman, J. M. & Carrère, S. (2000). The baby and the marriage: Identifying factors that buffer against decline in marital satisfaction after the first baby arrives: Marriage and divorce: Correlates, consequences, and processes. *Journal of Family Psychology, 14*(1), 59-70.

Shelton, K. K., Frick, P. J. & Wootton, J. (1996). Assessment of parenting practices in families of elementary school-age children. *Journal of clinical child psychology, 25*(3), 317-329.

Shieh, G. (2011). Clarifying the role of mean centring in multicollinearity of interaction effects. *British Journal of Mathematical and Statistical Psychology, 64*(3), 462–477.

Shook, S. E., Jones, D. J., Forehand, R., Dorsey, S. & Brody, G. (2010). The mother–coparent relationship and youth adjustment: A study of African American single-mother families. *Journal of Family Psychology, 24*(3), 243-251.

Siegal, M. (1987). Are sons and daughters treated more differently by fathers than by

mothers? *Developmental Review, 7*(3), 183-209.

Simons, L. G. & Conger, R. D. (2007). Linking mother–father differences in parenting to a typology of family parenting styles and adolescent outcomes. *Journal of Family Issues, 28*(2), 212.

Sinharay, S., Stern, H. S. & Russell, D. (2001). The use of multiple imputation for the analysis of missing data. Psychological Methods, 6, 317-329.

Sirignano, S. W. & Lachman, M. E. (1985). Personality change during the transition to parenthood: The role of perceived infant temperament. *Developmental Psychology, 21*(3), 558.

Slicker, E. K. & Thornberry, I. (2002). Older adolescent well-being and authoritative parenting. *Adolescent and family health, 3*(1), 9-19.

Smetana, J. G. (1995). Parenting styles and conceptions of parental authority during adolescence. *Child Development, 66*(2), 299-316.

Smith, C. L., Spinrad, T. L., Eisenberg, N., Gaertner, B. M., Popp, T. K. & Maxon, E. (2007). Maternal personality: Longitudinal associations to parenting behavior and maternal emotional expressions toward toddlers. *Parenting, 7*(3), 305-329.

Smith, M. (2011). Measures for Assessing Parenting in Research and Practice. *Child and Adolescent Mental Health, 16*(3), 158–166.

Sobolewski, J. M. & King, V. (2005). The importance of the coparental relationship for nonresident fathers' ties to children. *Journal of Marriage and Family, 67*(5), 1196-1212.

Solmeyer, A. R. & Feinberg, M. E. (2011). Mother and father adjustment during early parenthood: The roles of infant temperament and coparenting relationship quality. *Infant Behavior and Development, 34*(4), 504–514.

Sonnenberger, R., Winter, A., Woelk, J. & Bade, C. (2008). Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Ergebnisse der bundesweiten Internet-Befragung des Väteraufbruch für Kinder e. V.

Stapf, K., Hermann, T., Stapf, A. & Stäcker, K. (1972). *Psychologie des elterlichen Erziehungsstils*. Stuttgart: Klett.

Starrels, M. E. (1994). Gender differences in parent-child relations. *Journal of Family Issues, 15*(1), 148.

Statistisches Bundesamt Deutschland (2011a). *Geborene und Gestorbene*Verfügbar unter: http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Zeitreihen/LangeReihen/Bevoelkerung/Content100/lrbev04a,templateId=renderPrint.psml [10.05. 2011].

Statistisches Bundesamt Deutschland (2011b). Öffentliche Sozialleistungen. Statistik zum Elterngeld Gemeldete beendete Leistungsbezüge. 1. Vierteljahr 2011. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt Deutschland (2011d). Wie leben Kinder in Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 3. August 2011 in Berlin. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt Deutschland. (2012). *Geburten in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt Deutschland. (2013). *Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland*. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Stattin, H. & Kerr, M. (2000). Parental monitoring: A reinterpretation. *Child Development, 71*(4), 1072-1085.

Steiger, J. H. (1989). EzPATH: A supplementary module for SYSTAT and SYGRAPH. Evanston, IL: SYSTAT.

Steiger, J. H. & Lind, J. C. (1980). *Statistically based tests for the number of common factors.* Paper presented at the Psychometric Society Annual Meeting, Iowa City, IA.

Steinberg, L. (2001). We know some things: Parent–adolescent relationships in retrospect and prospect. *Journal of Research on Adolescence, 11*(1), 1-19.

Steinberg, L., Lamborn, S. D., Darling, N., Mounts, N. S. & Dornbusch, S. M. (1994). Overtime

changes in adjustment and competence among adolescents from authoritative, authoritarian, indulgent, and neglectful families. *Child Development, 65*(3), 754-770.

Steinberg, L., Lamborn, S. D., Dornbusch, S. M. & Darling, N. (1992). Impact of parenting practices on adolescent achievement: Authoritative parenting, school involvement, and encouragement to succeed. *Child Development, 63*(5), 1266-1281.

Steinberg, L., Mounts, N. S., Lamborn, S. D. & Dornbusch, S. M. (1999). Authoritative parenting and adolescent adjustment across varied ecological niches. *Adolescents and their families: structure, function, and parent-youth relationships*, 129.

Steinberg, L. & Silk, J. S. (2002). Parenting adolescents. In M. H. Bornstein (Hrsg.), *Children and parenting* (S. 103-133). Mahwah: Lawrence Erlbaum.

Sterrett, E., Jones, D. J., Forehand, R. & Garai, E. (2010). Predictors od Coparenting Relationsship in African American Single Mother Families: An Ecological Model. *Journal of Black Psychology, 36*(3), 277-302.

Stright, A. D. & Bales, S. S. (2003). Coparenting quality: Contributions of child and parent characteristics. *Family Relations, 52*(3), 232-240.

Stright, A. D., Gallagher, K. C. & Kelley, K. (2008). Infant Temperament Moderates Relations Between Maternal Parenting in Early Childhood and Children's Adjustment in First Grade. *Child Development, 79*(1), 186-200.

Stright, A. D. & Neitzel, C. (2003). Beyond parenting: Coparenting and children's classroom adjustment. *International Journal of Behavioral Development, 27*(1), 31-40.

Sturge-Apple, M. L., Davies, P. T. & Cummings, E. M. (2006). Hostility and withdrawal in marital conflict: Effects on parental emotional unavailability and inconsistent discipline. *Journal of Family Psychology, 20*(2), 227.

Stutzman, S. V., Bean, R. A., Miller, R. B., Day, R. D., Feinauer, L. L., Porter, C. L.et al. (2011). Marital conflict and adolescent outcomes: A cross-ethnic group comparison of Latino and European American youth. *Children and Youth Services Review, 33*(5), 663-668.

Suckow, J. & Schneekloth, U. (2009). *Beziehungen und Familienleben in Deutschland (2008/2009) Welle 1*. München: TNS Infratest Sozialforschung, München.

Suckow, J., Schneekloth, U. & Wich, P. (2010). *Beziehungen und Familienleben in Deutschland (2009/2010) Welle 2*. München: TNS Infratest Sozialforschung, München.

Sudman, S. (1976). *Applied Sampling*. New York: Academic Press.

Surra, C. A. & Hughes, D. K. (1997). Commitment processes in accounts of the development of premarital relationships. *Journal of Marriage and the Family*, *1,* 5-21.

Szydlik, M. (2007). *Familie und Sozialstruktur*. Heidelberg: Springer.

Tach, L., Mincy, R. & Edin, K. (2010). Parenting as a "package deal": Relationships, fertility, and nonresident father involvement among unmarried parents. *Demography, 47*(1), 181-204.

Talbot, J. A., Baker, J. K. & McHale, J. P. (2009). Sharing the love: Prebirth adult attachment status and coparenting adjustment during early infancy. *Parenting: Science and Practice, 9*(1-2), 56-77.

Tamis LeMonda, C. S., Shannon, J. D., Cabrera, N. J. & Lamb, M. E. (2004). Fathers and Mothers at Play With Their 2 and 3 Year Olds: Contributions to Language and Cognitive Development. *Child Development, 75*(6), 1806-1820.

Tarnai, C. (2009). Erziehungsziele. In D. Rost (Hrsg.), *Handwörterbuch Pädagogische Psychologie* (S. 155-162). München: Beltz PVU.

Teubert, D. (2011). Coparenting: Das elterlliche Zusammenspiel bei der Kindererziehung. Marburg: Unveröffentlichte Dissertation.

Teubert, D. & Pinquart, M. (2009). Coparenting: Das elterliche Zusammenspiel in der Kindererziehung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 161-171.

Teubert, D. & Pinquart, M. (2010). The association between coparenting and child adjustment: A meta-analysis. *Parenting: Science and Practice, 10*(4), 286-307.

Teubert, D. & Pinquart, M. (2011). The Coparenting Inventory for Parents and Adolescents (CI-PA). *European Journal of Psychological Assessment, 27*(3), 206-215.

Thornton, A. (1989). Changing attitudes toward family issues in the United States. *Journal of Marriage and the Family*, 873-893.

Thornton, A. & Young-DeMarco, L. (2001). Four decades of trends in attitudes toward family issues in the United States: The 1960s through the 1990s. *Journal of Marriage and Family, 63*(4), 1009-1037.

Thurmaier, F. (1997). Ehevorbereitung - ein Partnerschaftliches Lernprogramm (EPL). Methodik, Inhalte und Effektivität eines präventiven Paarkommunikationstrainings. München: Institut für Forschung und Ausbildung in Kommunikationstherapie.

Topham, G., Hubbs-Tait, L., Rutledge, J., Page, M., Kennedy, T., Shriver, L.et al. (2011). Parenting styles, parental response to child emotion, and family emotional responsiveness are related to child emotional eating. *Appetite*, in press.

Tremblay, R. E., Vitaro, F., Gagnon, C., Piché, C. & Royer, N. (1992). A prosocial scale for the Preschool Behaviour Questionnaire: Concurrent and predictive correlates. *International Journal of Behavioral Development, 15*(2), 227-245.

Tröster, H. & Reineke, D. (2007). Prävalenz von Verhaltens-und Entwicklungsauffälligkeiten im Kindergartenalter. *Kindheit und Entwicklung, 16*(3), 171-179.

Trunk, N. & Eschelbach, D. (2012). Internationaler Rechtsvergleich. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern. Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 89-112). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tschöpe-Scheffler, S. (2003a). Elternkurse auf dem Prüfstand: wie Erziehung wieder Freude macht. Opladen: Leske + Budrich.

Tschöpe-Scheffler, S. (2003b). Fünf Säulen der Erziehung. Wege zu einem entwicklungsfördernden Miteinander von Erwachsenen und Kindern. Mainz: Grünewald.

Tschöpe-Scheffler, S. (2005). Was ist eine "gute" Erziehung. In S. Tschöpe-Scheffler (Hrsg.), *Perfekte Eltern und funktionierende Kinder? Vom Mythos der "richtigen" Erziehung* (S. 68-84). Opladen: Barbara Budrich.

Ungar, M. (2009). Overprotective parenting: Helping parents provide children the right amount of risk and responsibility. *The American Journal of Family Therapy, 37*(3), 258-271.

Urban, D. (1993). Logit-Analyse: Statistische Verfahren zur Analyse von Modellen mit qualitativen Response-Variablen. Stuttgart: Fischer.

Van Bakel, H. J. A. & Riksen Walraven, J. M. (2002). Parenting and Development of One Year Olds: Links with Parental, Contextual, and Child Characteristics. *Child Development, 73*(1), 256-273.

Van Egeren, L. A. (2004). The development of the coparenting relationship over the transition to parenthood. *Infant Mental Health Journal, 25*(5), 453-477.

Van Egeren, L. A. & Hawkins, D. P. (2004). Coming to terms with coparenting: Implications of definition and measurement. *Journal of Adult Development, 11*(3), 165-178.

Vaskovics, L., Rost, H. & Rupp, M. (1997). Lebenslage nicht-ehelicher Kinder. Rechtstatsächliche Untersuchung zu Lebenslagen und Entwicklungsverläufen nicht-ehelicher Kinder. Köln: Bundesanzeiger.

Verhoeven, M., Junger, M., Van Aken, C., Dekovi, M. & Van Aken, M. A. G. (2007). Parenting during toddlerhood. *Journal of Family Issues, 28*(12), 1663-1691.

Verhoeven, M., Junger, M., Van Aken, C., Dekovi, M. & Van Aken, M. A. G. (2010). Mothering, Fathering, and Externalizing Behavior in Toddler Boys. *Journal of Marriage and Family, 72*(2), 307-317.

Wachs, T. D., Black, M. M. & Engle, P. L. (2009). Maternal depression: A global threat to children's health, development, and behavior and to human rights. *Child Development Perspectives, 3*(1), 51-59.

Wallerstein, J. S. & Kelly, J. B. (1980a). *Surviving the Breakup: How Children and Parents Cope with Divorce*. New York: Basic Books.

Wallerstein, J. & Kelly, J. (1980b). Effects of divorce on the visiting father-child relationship. *American Journal of Psychiatry, 137*(12), 1534.

Walper, S. (2008). Sozialisation in Armut. In K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper

(Hrsg.), *Handbuch der Sozialisationsforschung* (S. 204-214). Weinheim: Beltz.

Walper, S. & Beckh, K. (2006). Adolescents' development in high-conflict and separated families. Evidence from a German longitudinal study. In A. Clarke-Stewart & J. Dunn (Hrsg.), *Families count: Effects on child and adolescent development* (S. 238-270). Cambridge: Cambridge University Press.

Walper, S., Guglhör-Rudan, A., Thönnissen, C., Wendt, E. V. & Beckh, K. (2008). Paarbeziehungen im Jugend- und Erwachsenenalter: Entwicklungsbedingte Besonderheiten und Einflüsse der Herkunftsfamilie. In M. Feldhaus & J. Huinink (Hrsg.), *Neuere Entwicklungen in der Beziehungsund Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (pairfam)* (S. 115-149). Würzburg: Ergon.

Walper, S. & Jurczyk, K. (2012). Ziele und Vorgehen des Forschungsprojekts. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 113-118). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Walper, S. & Langmeyer, A. (2012). Überbehütung und Verwöhnung. In U. Sandfuchs, W. Melzer, B. Dühlmeier & A. Rau (Hrsg.) *Handbuch Erziehung* (S. 600-605). Bad Heilbrunn: Klinkhardt Verlag.

Walper, S., Langmeyer, A. & Schutter, S. (2013). Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern: Zusammenfassung und Fazit. In K. Jurczyk & S. Walper (Hrsg.), *Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern*. *Empirische Studien und jurisitsche Expertisen* (S. 345-360). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Walper, S. & Schwarz, B. (2002). Risiken und Chancen für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien. Eine Einführung. In S. Walper & B. Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern?: Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs-und Stieffamilien* (S. 7-22). Weinheim: Juventa.

Walper, S. & Wendt, E. V. (2011). Eine Frage der Erziehung–Kompetenzen von Familie und Schule. In KKH-Allianz (Hrsg.), *Gesund jung?!* (S. 195-201). Berlin: Springer.

Walter, W. & Künzler, J. (2002). Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich. In N. F. Schneider & H. Mathias-Bleck (Hrsg.), *Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben* (S. 95-119). Opladen: Leske und Budrich.

Warneken, F. & Tomasello, M. (2009). Varieties of altruism in children and chimpanzees. *Trends in Cognitive Sciences, 13*(9), 397-402.

Watzlawick, P. (2005). Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung,Verstehen (6.Auflage). München: Piper

Watzlawick, P., Weakland, J. & Fisch, R. (2003). Lösungen-Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. Nachdruck der 6. Auflage (2001). Bern: Hans Huber Verlag.

Webster-Stratton, C. (1996). Early onset conduct problems: Does gender make a difference? *Journal of Consulting and Clinical Psychology, 64*(3), 540-551.

Weiber, R. & Mühlhaus, D. (2010). Strukturgleichungsmodellierung: Eine anwendungsorientierte Einführung in die Kausalanalyse mit Hilfe von AMOS, SmartPLS und SPSS. Heidelberg: Springer.

Weissman, S. H. & Cohen, R. S. (1985). The parenting alliance and adolescence. *Adolescent Psychiatry*, 24-45.

Wendt, E. V., Schmahl, F., Thönnissen, C., Schaer, M. & Walper, S. (2011). *Pairfam Scales Manual, Wave 1 & 2,* Verfügbar unter: http://www.pairfam.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/redakteur/publis/Dokumentation/pairfam_welle_2/pairfam_scales_manual_en_waves_1_2.pdf [05.07.2011]

Wendt, E. V. (2009). Sexualität und Bindung: Qualität und Motivation sexueller Paarbeziehungen im Jugend-und jungen Erwachsenenalter. Weinheim: Juventa.

Wieland, N. & Baker, B. (2010). The role of marital quality and spousal support in behaviour problems of children with and without intellectual disability. *Journal of Intellectual Disability Research, 54*(7), 620-633.

Wiener, N. (1952). *Mensch und Menschmaschine. Kybernetik und Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Alfred Metzner Verlag.

Wild, E. & Hofer, M. (2002). Familie mit Schulkindern. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (S. 216-240). Göttingen: Hogrefe.

Wilson, M. & Brooks-Gunn, J. (2001). Health status and behaviors of unwed fathers. *Children and Youth Services Review*(23), 377-401.

Winsler, A., Madigan, A. & Aquilino, S. (2005). Correspondence between maternal and paternal parenting styles in early childhood. *Early Childhood Research Quarterly, 20*(1), 1-12.

Wirth, H. (1996). Wer heiratet wen? Die Entwicklung der bildungsspezifischen Heiratsmuster in Westdeutschland. *Zeitschrift für Soziologie, 25*(5), 371-394.

Woerner, W., Becker, A., Friedrich, C., Rothenberger, A., Klasen, H. & Goodman, R. (2002). Normierung und Evaluation der deutschen Elternversion des Strengths and Difficulties Questionnaire (SDQ): Ergebnisse einer repräsentativen Felderhebung. *Zeitschrift für Kinder-und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie, 30*(2), 105-112.

Wolfgang, W. & Künzler, J. (2001). Parentales Engagement. Mütter und Väter im Vergleich. In *Elternschaft heute, Sonderheft der Zeitschrift für Familienforschung, Bd.1,* (S. 1-21). Opladen: Leske + Budrich.

www.pairfam.de. *Konzept und Design*Verfügbar unter: http://www.pairfam.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/redakteur/Grafik/design_de_08_07_2011.png [11.03. 2012].

Yeung, W. J., Sandberg, J. F., Davis Kean, P. E. & Hofferth, S. L. (2001). Children's time with fathers in intact families. *Journal of Marriage and Family, 63*(1), 136-154.

Zimmer-Gembeck, M. J. & Thomas, R. (2010). Parents, parenting and toddler adaptation: Evidence from a national longitudinal study of Australian children. *Infant Behavior and Development, 33*, 518–529.

8 Anhang: Operationalisierungen

8.1 Studie „Gemeinsames Sorgerecht nicht miteinander verheirateter Eltern“

Tabelle 69: Kategorien und Itemwortlaute der Gründe gegen die gemeinsame Sorge

Kategorie	Items
nicht kindeswohlrelevante Gründe	Es fehlten Informationen über diese Möglichkeit.
	Es wurde davon ausgegangen, dass die gemeinsame Sorge automatisch besteht.
	Es wurde nicht zielstrebig genug verfolgt.
	Es war zu bürokratisch.
	Die gemeinsame Sorge war nicht erwünscht.
	Es erschien nicht wichtig.
	Es bestand ohnehin die Absicht zu heiraten.
	Angst, das Sorgerecht zu verlieren.
	Angst vor höheren Verpflichtungen (z.B. finanziell).
	Die Familie hat abgeraten.
	FreundInnen / Freunde haben abgeraten.
	Die Beratungsstelle hat abgeraten.
	Das Jugendamt hat abgeraten.
	Rechtsanwalt bzw. -anwältin hat abgeraten.
	Andere haben abgeraten, nämlich: ________________
potenziell kindeswohlrelevante Gründe	Es bestand nie eine Partnerschaft.
	Die Beziehung war lose oder wurde beendet.
	Es war nicht sicher, ob die Partnerschaft Bestand hat.
	Es kam häufig zu Konflikten in der Partnerschaft und es gelang uns nicht, uns friedlich zu verständigen.
	E s gab den Wunsch, bei Konflikten über Erziehung oder das Kind allein entscheiden zu können.
	Die Elternschaft war nicht gewünscht.
Risikofaktoren für das Kindeswohl	Es gab Suchtprobleme.
	Es gab Gewalt in der Partnerschaft.
	Es gab psychische Probleme.
	Es gab Probleme mit dem Strafgesetz.
	Es gab Probleme mit der Ausländerbehörde.

A. N. Langmeyer, *Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl,*
DOI 10.1007/978-3-658-07475-3, © Springer Fachmedien Wiesbaden 2015

Tabelle 70: Entscheidungen zum Wissen über das gemeinsame Sorgerecht und richtige Antwort

	richtige Antwort	
	gemeinsam	alleine
Wohnsitzwechsel des Kindes	X	
Leitlinien für die Erziehung des Kindes	X	
Medizinische Behandlungen mit erheblichem Risiko und Gefahr von Nebenwirkungen	X	
Urlaubsreisen mit dem Kind innerhalb Europas		X
was und wie viel das Kind fernsieht		X
An- und Abmeldung zum/ vom Religionsunterricht	X	
Bestimmung der Schlafenszeit		X
Wahl der Schulart und der Schule	X	
übliche Impfungen, wie z.B. Masern, Tetanus oder Kinderlähmung		X
ob und wie viel Taschengeld das Kind erhält		X

Anmerkung: gemeinsam = muss gemeinsam abgesprochen werden, alleine = kann alleine entschieden werden.

Tabelle 71: Skalen und Itemwortlaute zur Erfassung der Geschlechtsrollenorientierung

Skala	Items
traditionelle Geschlechtsrollen	Ein Kind, das jünger als drei Jahre ist, wird wahrscheinlich darunter leiden, wenn seine Mutter berufstätig ist.
	Kinder aufzuziehen ist für eine Frau im Allgemeinen befriedigender als eine erfolgreiche Berufslaufbahn zu haben.
	Die Aufgabe des Mannes ist es, Geld zu verdienen, die der Frau, sich um Haushalt und Familie zu kümmern.
	Niemand kann sich so gut um ein Kind kümmern wie die eigene Mutter.
	Das Familienleben leidet darunter, wenn die Frau voll berufstätig ist.
aktivere Vaterrolle	Männer sollten sich täglich an allen Aspekten der Kindererziehung beteiligen.
	Männer sollten im Allgemeinen die Hälfte der anfallenden Hausarbeit erledigen.

Tabelle 72: Subskalen und Itemwortlaute zur Erfassung des Verhalten des Kindes (VBV 3-6)

Skala	Items
oppositionell-aggressives Verhalten	Gibt Erwachsenen herausfordernde oder freche Antworten.
	Zerstört absichtlich Gegenstände oder Spiele.
	Kann nicht abwarten. Seine Wünsche müssen sofort erfüllt werden, quengelt und lässt nicht locker.
	Hat Wutausbrüche, bei denen es sich nur schwer beruhigen kann, stampft dabei mit den Füßen oder schreit sehr laut oder wirft sich auf den Boden oder wirft mit Gegenständen um sich.
	Schimpft oder mault, wenn es etwas nicht bekommt oder tun darf.
	Nimmt Geschwistern oder anderen Kindern die Spielsachen weg oder stört sie beim Spielen.
	Folgt nicht, wenn ihm Vater oder Mutter etwas sagen; fängt dann an zu trödeln oder schimpft und mault.
	Sucht Streit mit Geschwistern oder anderen Kindern, hänselt oder ärgert sie.
	Ist anderen gegenüber körperlich aggressiv (schlagen oder kratzen oder beißen oder spucken oder mit Gegenständen werfen oder an den Haaren ziehen usw.).
	Flucht oder gebraucht Schimpfwörter.
Aufmerksamkeitsschwächen und Hyperaktivität versus Spieldauer	Weiß nicht, was es tun soll, sitzt nur da oder läuft nur herum; ist an nichts interessiert.
	Ist ständig auf Achse und bleibt nur kurze Zeit an einem Platz.
	Macht Spiele und Beschäftigungen, die es anfängt auch zu Ende.*
	Fängt innerhalb kurzer Zeit viele Dinge an und wechselt von einer Tätigkeit zur anderen und macht nichts zu Ende.
	Beschäftigt sich auch ohne Anregung alleine.*
	Bleibt 15 Minuten oder länger an einem Spiel.*
	Ist schnell von etwas begeistert, verliert dann aber leicht das Interesse und hält nicht lange durch.
	Malt oder bastelt zu Hause etwas.*
sozial-emotionale Kompetenzen	Erzählt den Eltern von sich aus, was es erlebt hat.
	Spielt Tischspiele (z.B. Memory, Domino, Würfelspiele).
	Lässt Geschwister oder andere Kinder mitspielen, wenn sie es wollen.
	Wenn es andere verletzt oder etwas zerstört, dann ist es darüber betroffen und versucht, es wiedergutzumachen.
	Wenn ihm etwas verboten wird, dann hält es sich auch daran.
	Wenn es wütend wird, dann kann es sich schnell wieder beruhigen.
	Wenn es etwas auf dem Herzen hat, dann sagt es das den Eltern gleich.

	Wenn es sich über etwas ärgert, dann sagt es das, ohne dabei gleich wütend zu werden.
emotionale Auffälligkeiten	Wirkt selbst bei Aktivitäten, die es beherrscht, unsicher. Fragt z.B. nach, ob das, was es tut, auch richtig sei.
	Kann sich nicht richtig freuen, wirkt ernst oder traurig.
	Lässt sich von Geschwistern oder anderen Kindern herumkommandieren.
	Ist erst fröhlich und dann traurig oder mürrisch, alles ohne Grund, hat starke Stimmungsschwankungen.
	Sagt selbst bei kleineren Schwierigkeiten: "Das kann ich nicht" oder "das weiß ich nicht" und gibt auf.
	Fängt schnell an zu weinen, ist sehr empfindsam.
	Ist scheu oder schüchtern im Kontakt mit Erwachsenen außerhalb der Familie.
	Gibt auf Fragen keine oder nur eine kurze Antwort.
	Wehrt ängstlich ab oder zieht sich zurück, wenn ein anderes Kind auf es zugeht (Geschwister sind nicht gemeint).

Anmerkung: * = Items sind negativ gepoolt.

Tabelle 73: Subskalen und Itemwortlaute zur Erfassung des elterlichen Coparenting (CSPPC)

Skala	Items
Kooperation	Wichtige Entscheidungen in der Kindererziehung treffen wir gemeinsam.
	Wir sind ein gutes Team.
	Wir tauschen uns über die Erziehung oder unser Kind aus.
	Wir haben die gleichen Ansichten, wenn es darum geht den Wünschen und Bitten unseres Kindes nachzukommen.
	Gibt es ein Problem mit unserem Kind, suchen wir gemeinsam eine Lösung.
	Wir sind uns in der Erziehung einig.
	Wir machen uns gegenseitig die Aufgaben als Elternteile einfacher.
	Der andere Elternteil unterstützt meine Entscheidungen in der Erziehung.
Differenzen & Konflikt	Wir haben unterschiedliche Regeln in der Erziehung, z.B. für Schlafenszeiten, Essen, Fernsehen.
	Wenn wir ein Problem mit unserem Kind haben, fällt es uns schwer, eine gemeinsame Lösung zu finden.
	Wir haben unterschiedliche Richtlinien für das Verhalten unseres Kindes.
	Wir streiten wegen dem Kind.
	Es gibt Meinungsverschiedenheiten in der Pflege und Erziehung des Kindes.

	Diskussionen über die Pflege und Erziehung des Kindes enden im Streit.
Triangulation & Untergrabung *Der andere Elternteil…*	…zieht unser Kind in unsere Konflikte hinein. …hebt meine Bestrafungen oder Verbote auf oder verändert diese. …setzt unser Kind als Druckmittel in unseren Auseinandersetzungen ein. …untergräbt meine Erziehung. …versucht, unser Kind auf seine Seite zu ziehen, wenn wir streiten. … fällt mir in den Rücken. …sagt gemeine oder verletzende Dinge über mich in Gegenwart des Kindes.

Tabelle 74: Itemwortlaute zur Erfassung der Partnerschaftsqualität

Wie zufrieden sind sie im Großen und Ganzen mit Ihrer Beziehung?
Wie gut erfüllt der andere Elternteil Ihre Wünsche und Bedürfnisse?
Wie gut ist Ihre Beziehung im Vergleich zu den Beziehungen der meisten anderen Eltern?
Wie oft wünschen Sie sich, dass Sie diese Beziehung lieber nicht hätten?*
Wie gut erfüllt Ihre Beziehung Ihre ursprünglichen Erwartungen?
Wie sehr lieben sie den anderen Elternteil?
Wie viele Probleme gibt es in Ihrer Beziehung?*

Anmerkung: * = Items sind negativ gepoolt.

8.2 Studie „Panel Analysis of Intimate Relationships and Family Dynamics" (pairfam)

Tabelle 75: Skalen und Itemwortlaute zur Erfassung des elterlichen Coparenting

Skala	Items
Differenzen & Konflikt	Meinungsverschiedenheiten in der Erziehung der Kinder. Diskussionen über die Erziehung der Kinder enden im Streit.
Untergrabung	Einer fällt dem anderen in den Rücken.

Tabelle 76: Itemwortlaute zur Erfassung der Wärme in der Erziehung

Sie zeigen Ihrem Kind mit Worten und Gesten, dass Sie es gerne haben.
Sie trösten Ihr Kind, wenn es traurig ist.
Sie loben Ihr Kind.

Tabelle 77: Skalen und Itemwortlaute zur Erfassung des kindlichen Verhaltens (SDQ)

Skala	Items
Hyperaktivität	Unruhig, überaktiv, kann nicht lange stillsitzen.
	Ständig zappelig.
	Leicht ablenkbar, unkonzentriert.
	Denkt nach bevor er / sie handelt.*
	Führt Aufgaben zu Ende; gute Konzentrationsspanne.*
emotionale Probleme	Oft unglücklich oder niedergeschlagen; weint häuf.
	Klagt häufig über Kopfschmerzen, Bauchschmerzen oder Übelkeit.
	Hat viele Sorgen; erscheint häufig bedrückt.
	Hat viele Ängste; fürchtet sich leicht.
	Nervös oder anklammernd in neuen Situationen; verliert leicht das Selbstvertrauen.
Verhaltensprobleme peers	Einzelgänger; spielt meist alleine.
	Hat wenigstens einen guten Freund oder eine gute Freundin.*
	Im allgemeinen bei anderen Kinder beliebt.*
	Kommt besser mit Erwachsenen aus als mit anderen Kindern.
	Wird von anderen gehänselt oder schikaniert.
prosoziales Verhalten	Teilt gerne mit anderen Kindern (Süßigkeiten, Spielzeug, Buntstifte usw.).
	Rücksichtsvoll.
	Lieb zu jüngeren Kindern.
	Hilfsbereit, wenn andere verletzt, krank oder betrübt sind.
	Hilft anderen oft freiwillig (Eltern, Lehrern oder anderen Kindern).
Verhaltensprobleme	Streitet sich oft mit anderen Kindern oder schikaniert sie.
	Stiehlt zu Hause, in der Schule oder anderswo.
	Lügt oder mogelt häufig.
	Im allgemeinen folgsam; macht meist, was Erwachsene verlangen.*
	Hat oft Wutanfälle; ist aufbrausend.

Anmerkung: * = Items sind negativ gepoolt.